


201
24 G
12





Vergleichende

Erd- und Völkerkunde

in abgerundeten Gemälden,

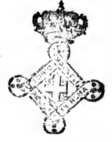
für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz.



Zweite, umgearbeitete Auflage.



Zweiter Band.

Köln, 1875.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg. Köln.

Uebersicht des Inhalts.*)

III. Länder- und Völkerkunde.

A. Europa.

c. Nord-Europa.

aa. Großbritannien und Irland.

bb. Scandinavien.

*) Die ganz oder theilweise vom Herausgeber bearbeiteten Stücke sind mit * bezeichnet.

d. Ost-Europa.

Rußland und Polen.

B. Asien.

a. Nord-Asien.

b. Ost- und Mittel-Asien.

aa. China.

bb. Japan.

c. Süd-Asien.

aa. Hinter-Indien.

bb. Der indische Archipel.

cc. Vorder-Indien.

d. West-Asien.

C. Afrika.

a. Nord- und Nordost-Afrika.

Seite

b. Central-Afrika.

c. West-Afrika.

d. Süd-Afrika.

D. Amerika.

a. Nordamerika.

b. Mittelamerika.

Seite

c. Südamerika.

E. Australien.

a. Das Festland.

b. Die Inseln.

III. Länder- und Völkerkunde.

A. Europa.

c. Nord-Europa.

aa. Großbritannien und Irland.

202. Weltstellung Großbritanniens.

(Nach Th. B. Macaulay's Geschichte Englands und Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Großbritannien, der einzige Inselstaat Europa's, ist das größte und wundervollste Reich der Welt, welches von einem kleinen Gebiete aus unermeßliche Länder beherrscht, welches den Machtkreis der Macedonier und der Römer mit allen Künsten moderner Civilisation vereinigt, welches in Macht, Reichthum, Staatskunst, in kriegerischem Ruhme und den friedlichen Künsten des Landbaues, der Gewerbsamkeit und des Handels, in Dichtung und Wissenschaft, in häuslicher Sitte, in von lauterer Vaterlandsliebe getragenem Gemeinsinn hervorragt, das Land vor Allem, welches das größte Maß persönlicher Freiheit mit gesetzlicher Ordnung, mit Heiligkeit des Rechts, der Sitte und der Religion, mit echt staatsmännischer Behandlung der Geschäfte zu vereinigen gewußt hat. Aus keinem Lande ist ein, wenn gleich unmerkbarer, doch nachhaltigerer Einfluß auf Deutschland herübergedrungen, als aus England. Die neue Entwickelung der Industrie, die richtigeren Grundsätze der Verwaltung, der Gewinn gesetzlicher constitutioneller Freiheit führen nach England zurück, wenn auch Frankreich bisweilen als Vermittler erscheint. Auch für uns hat dieses wunderbar energische germanische Inselland die neue Welt colonisirt, Indien und China zugänglich gemacht; auch für uns hat es durch die Kämpfe vieler Jahrhunderte in seiner Westminsterhalle die Grundzüge constitutioneller Verfassungen erstritten.

Großbritannien, bestehend aus den unter Einem Scepter und zu Einem

Parlament vereinigten Königreichen **England**, **Irland** und **Schottland**, noch einige hundert Geviertmeilen kleiner als die preußische Monarchie, mit einer Bevölkerung von 32 Millionen Einwohnern, beherrscht in allen Erdtheilen und unter allen Zonen Länder, welche mit Einschluß auch der öden Strecken des nordischen Amerika's zusammen über 375,000 Geviertmeilen mit ungefähr 203 Millionen Bewohnern ausmachen, also ein das seinige mehr als um das Sechszigfache übertreffendes Ländergebiet und eine mehr als sechsmal größere Menschenmenge, als die eigene beträgt.

Großbritannien verdankt diesen Vorzug zunächst seiner Weltstellung, welche ihm gestattet, sich ganz nach Belieben gegen die übrige Welt abzuschließen oder mit ihr in Verbindung zu treten, und ihm zugleich auf dem ununterbrochensten und schnellsten Wege der oceanischen Straßen die thatkräftige Ueberwachung auch der fernsten Colonie und überhaupt die ungehemmte Wendung nach allen Seiten möglich macht.

In England sind alle Erscheinungen grandioser Natur, von dem Umfange und der Volkszahl der Hauptstadt, von den Schöpfungen in der Materie an bis hinauf in die geistigen Verhältnisse. Die Weltausstellungen, der Themsetunnel, die atmosphärische Eisenbahn, das atlantische Kabel, das alle bedeutendere Städte des Landes in die vielfachste Verbindung setzende Canal- und Eisenbahnsystem mit der Zugabe elektrischer Telegraphen, Bergwerke, welche Meilen weit unter dem Meeresgrunde hin sich erstrecken, Schiffe, deren Größe und Schnelligkeit alles bis dahin Gesehene übertrifft, einzelne Fabrikanlagen mit Tausenden von Arbeitern, eine zum Schutz der ausgedehntesten Colonieen hinreichende Marine, eine Schuldenmasse als Zeugniß für das Vorhandensein eines unerschöpflichen National-Vermögens, Anhäufung massenhaften Grundbesitzes in den Händen Weniger, ein Proletariat, welches die Hälfte der Bevölkerung umfaßt, Expeditionen zur Enthüllung des Erdkreises, für die es keine Unmöglichkeit zu geben scheint, Associationen, unter denen andere Staaten zusammenbrechen würden, Petitionen mit so viel Unterschriften, daß sie auf Wagen gefahren werden müssen — dies alles sind Erscheinungen, zu deren Erklärung das oceanische Leben der britischen Nation den Schlüssel gibt.

Kein anderes Volk hat so viele und so vortheilhafte oceanische Weltfahrten unternommen. Von dem britischen Inselreiche aus wurde die zerstreute Inselwelt der Oceane in die Erdkunde eingeführt. Dazu reichten nicht wenige Hin- und Herfahrten aus, wie sie die Spanier in ewigem Einerlei nach dem einmal gefundenen Amerika machten, dazu gehörte Geduld, unermüdlicher Eifer und ein innerer Drang, wie er nur einem Inselvolke, welches allseitig auf's Meer gewiesen ist, eigen sein kann; denn was jene gleichsam mit Einem Male gefunden hatten, mußten die Engländer in hundert zersplitterten Unternehmungen suchen und finden. Und als dann die tausend insularen Bruchstücke des Oceans zusammengelesen waren, traten die wissen-

schaftlichen Ansprüche hinzu. Neue Wege sollten gefunden, Strömungen untersucht, Forschungen nach verschlagenen Expeditionen angestellt, astronomische Beobachtungen und Ortsbestimmungen getroffen, die Abweichungen der Magnetnadel angegeben, die Tiefen der Meere und die Höhen der Berge gemessen und naturhistorische Aufklärungen gewonnen werden.

Kein Volk ist von Natur mit einer gleichen oceanischen Spürkraft ausgestattet, wie die Engländer. Inseln und Felsen sind vorhanden, Tausende sind an ihnen vorübergesegelt; ihnen war die Insel ein Stück Land im Wasser, der Felsen eine Steinmasse. Des Briten Blick aber haftet an ihnen, mißt ihre Dimensionen, ihre Entfernungen gegeneinander, prüft ihre Sicherheit und ermißt, was sie ihm werden und bedeuten können als Bleikugeln des großen Handelsnetzes, welches er über die Erde ausgespannt hat. Ist Besitz ergriffen, so wird die natürliche Festigkeit des Punktes durch alle Mittel der Kunst erhöht. Gibraltar und Malta sind Schutz- und Sammelplätze der Flotten Englands im Mittelmeere und Stützpunkte seines Verkehres über den Isthmus von Suez nach Indien. Zur weitern Sicherung desselben wurde zwischen Suez und Bombay unter dem Vorwande eines Ersatzes für ein gestrandetes britisches Schiff Aden genommen und stark befestigt. Die Bermudas schienen den Briten von so großer Wichtigkeit, daß jährlich Tausende auf ihre Befestigung verwendet wurden. So ist denn kein Meer und, mit Ausnahme der Ostsee und des Schwarzen Meeres, auch kein Meerbusen von irgend einiger Bedeutung zu finden, auf dem die Briten nicht durch irgend eine feste Stellung ihre Herrschaft zu sichern gewußt hätten. Auch der geringste Vortheil wird wahrgenommen, selbst Helgoland war ihnen nicht zu klein. Singapore auf der gleichnamigen Insel an der Südspitze von Malakka beherrscht den Eingang aus dem Indischen in das Chinesische Meer und macht so die gelegenste Station für die Fahrt von Kalkutta nach Kanton. Was England aus den Felsen zu machen weiß, die es in Beschlag nimmt, hat St. Helena gezeigt. Welche Umsicht, welche rastlose Thätigkeit, welche Kosten erfordert die Ueberwachung dieser in allen Meeren vereinzelten Posten! Und doch ist England unablässig bemüht, seine oceanischen Radien immer weiter, nicht nur bis nach China und Japan, sondern auch bis in das Innere von Afrika zu verlängern.

Großes, ja sich selbst, verdankt Britannien dem Ocean. Aber die Größe verdeckt nicht die Mängel, Schwächen und Gefahren. Die insulare Lage und der Bau des Landes sind von der Art, daß das oceanische Moment einseitig vorherrscht. Mit diesem Vorherrschen der oceanischen Richtung hängt es zusammen, daß in England vom Interesse des Handels alle übrigen verschlungen werden. Religion, Wissenschaft und Kunst nahmen nur damals die ihnen gebührende Stellung ein, als England noch nicht über der Sucht nach den Schätzen der Erde die continentale Wiege seiner Geistescultur vergessen hatte und als sein Drang nach oceanischer Thätigkeit der Anhänglich-

keit an die europäische Bildungsschule das Gleichgewicht hielt. Seit das Streben nach Seeherrschaft jene ungemessene Ausdehnung erreicht hat, gehen in ihm alle anderen Richtungen mehr oder minder auf.

203. Die Bodengestaltung Großbritanniens.

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Sehen wir auf den drei südlichen Halbinseln Europa's das Gebirgsland mit entscheidender Ueberwiegenheit vorherrschen, die Tiefebenen aber auf wenige schmale Küstensäume beschränkt: so zeigt Großbritannien nur im äußersten Norden ein ähnliches Vorherrschen der Gebirgsnatur; der breitere Süden des Landes ist fast gleichmäßig zwischen Gebirge und Ebene getheilt. Ist auf jenen Halbinseln das Gebirgsland ein einziges, ungetrenntes, wenngleich mehr oder minder gegliedertes Ganze: so besteht in Großbritannien das Gebirgsland, wenngleich vorherrschend auf einer Seite der Insel und in einer und derselben Hauptstreichungslinie gelegen, doch nicht aus einer einzigen, undurchbrochenen Masse, sondern vielmehr aus mehreren isolirten oder doch nur lose zusammenhangenden Hochlanden. Dies Verhältniß, welches einen ungehemmten Verkehr zwischen den Ost- und Westküsten gestattet, mußte von dem wesentlichsten Einflusse für die Einheit der Insel werden. Zugleich aber war die politische Abhängigkeit des großbritannischen Gebirgslandes von der Ebene, ebenso wie die des französischen, durch seine Trennung, durch seine Lage nothwendig bedingt, und nur im äußersten Norden und Westen, wo die Hochlande von Caledonien und Wales wie Felsbasteien ins Meer hinaustreten und auf den Landseiten geschlossenere, unzugänglichere Massen bilden, widerstrebte die vorwiegende Gebirgsnatur lange Zeit dieser Ueberlegenheit der Ebene, die sich hier erst bei geförderten Culturverhältnissen geltend machen konnte.

1. Die Ebenen Englands gleichen in mehreren Beziehungen den französischen. Das ganze flache Südostengland von der Severn ostwärts bis zur Themsemündung in Südost und zur Humbermündung in Nordost entspricht ganz dem gegenüberliegenden Nordwestfrankreich (Artois, Picardie, Flandern) bis auf die einzelnen Schichten der Erd- und Gebirgsformation (Kreidebänke, Gyps, Thon, Mergellager) so vollkommen, daß der schmale Meeresarm, welcher beide Gebiete trennt, wirklich nur als ein leicht übersetzbarer „Canal" zwischen einer und derselben Ländergruppe erscheint, und die alte Sage, daß Albion einst ein Theil des Festlandes von Europa war und jener Canal nur die Folge eines Meerdurchbruchs gewesen, wie von selbst entstehen mußte. Auch das cornische Bergland ist nur eine Wiederholung

des bretagnischen, und die Durchbrochenheit der Bergzüge gibt sich hier wie dort durch die möglich gewordene Anlage mehrerer Canäle kund.

So wie im französischen Tieflande bedeutende Terrainstrecken von höherem Niveau aufsteigen, die vermöge ihrer Oberflächengestalt kaum noch der Ebene zuzurechnen sind, so auch im englischen. Sie durchziehen hier die Ebene in verschiedenen Richtungen als niedrige Fortsetzungen des cornischen Berglandes. Einer zieht im Süden des Canals von Bristol ostwärts bis zu den Küsten des Pas de Calais und gibt den Südgestaden der Insel dieselben steilen Felsränder, welche den gegenüberliegenden französischen Küsten eigenthümlich sind. Diese Hügelzüge steigen 200—300 Meter auf, aber ihre Abfälle sind nicht selten scharf geformt, felsig, fast gebirgsartig anzusehen, wenngleich ihr ebenerer Scheitel beinahe durchgängig bebaut und bewohnt ist.

Diese Höhen haben wenig Einfluß auf die Richtung der Flußläufe; sie bilden keineswegs immer die Wasserscheide. Die Themse, der Trent u. m. a. Gewässer entquellen nicht auf, sondern neben jenen Hügelreihen. Daraus erklärt sich der geringe Fall, der ruhige Lauf und (unter Mitwirkung klimatischer Ursachen) der große Wasserreichthum, die frühe Schiffbarkeit der englischen Flüsse. Und was vorzugsweise wichtig ist, ihr schwaches Gefälle befördert Ansandungen, Verflachungen des Bettes nur in geringem Grade und gestattet der oceanischen Flut den Eintritt auf weite Strecken. Diese hat aber, wie bei der Elbe, die Mündungen busenartig erweitert, die Betten tief ausgehöhlt und Deltabildungen verhindert, indem sie die abgelagerten Schuttmassen beim lebhafteren Abflusse der Gewässer zur Zeit der Ebbe mit ins Meer hinausgeführt hat. Daher ungeachtet der Kürze des Laufs, der Kleinheit des Gebiets die große Tiefe der Mündungen, vermöge welcher die Themse (bis London), die Severn, der Humber, der Mersey, Clyde &c. Seeschiffen, theilweise den größten, zugänglich geworden sind. Die britischen Flüsse spielen daher eine ganz andere Rolle, als die der süd-europäischen Halbinseln; wenn diese wenig oder nichts zur Verbindung der einzelnen, durch Gebirgsschranken ohnehin getrennten Landestheile gethan haben, so fördern jene hier, wo alle Naturverhältnisse zur Einheit hinstreben, die Verbindung, den Verkehr des Innern auf eine unvergleichliche Weise. Gesteigerte Culturverhältnisse haben auf den britischen Inseln außerdem eine Menge von künstlichen Wasserwegen geschaffen, die zusammengenommen die staunenerregende Länge von 1800 Meilen erreichen sollen.

2. Das Hochland von Wales. Wie eine Gebirgsinsel steigt das wälsche Hochland auf drei Seiten aus den Fluten des Meeres, auf der vierten aus den grünen Gefilden des Severn-Thales empor. Kein Gegensatz ist schneidender, als die üppige, reichgeschmückte Natur dieses Thales und die Unwirthbarkeit und Oede der nackten, waldlosen Felshöhen des Hochlandes.

3. Nord-englisches Gebirgsland. Aus den flachen Küstengegenden



von Liverpool gelangt man ostwärts an ein kleines Bergland, welches die Wasserscheide zwischen Mersey und Trent bildet, ein Gewirre von Felshöhen und Tiefen, höhlenreich, schroffgeformt, welches mit seinen kegelförmigen Piks fast die Höhe von 600 Meter erreicht. Es bildet nur das Süd-Ende eines ähnlich gestalteten, nordwärts auf der Hauptwasserscheide bis zum Parallel des Solway-Busens hinstreichenden Bergzuges, dessen zahlreiche Spitzen (Peaks) noch höher (im Croßfell 700 Meter) aufsteigen.

4. Das schottische Grenzgebirge erhebt sich im Norden der charakteristischen Bodensenkung, welche vom Solway-Busen bis zur Ostküste reicht und einst durch den von Küste zu Küste reichenden sogenannten Piktenwall gegen Norden abgeschlossen war, — breiter, massiger, nicht höher als das nordenglische Bergland. Es bildet, besonders auf der Südseite, plateauartige, einförmige Massen, die im östlichen Theile, im sogenannten Cheviot-Gebirge, 800, in der Mitte, im Hartfell, fast 1000 Meter absoluter Höhe erreichen. Seine niedrigere, minder steile, zugänglichere Seite ist dem Norden, dem schottischen Niederlande zugekehrt.

5. Die schottischen Hochlande, die das wälsche an Höhe und Wildheit übertreffen und sich durch ihre malerischen Seespiegel von ihm unterscheiden, gleichen demselben durch die beiden Gebirgsmassen eigenthümliche diagonale Richtung, durch die Kahlheit der Kämme, durch moorige Thäler, den Mangel an Waldung, Vegetation und Anbau. Denn die Höhen sind hier wie dort der dichten Forsten, welche sie einst bekleideten, fast ganz beraubt; statt ihrer bilden Haidekraut und Gestrüpp eine dürftige Pflanzendecke, und nur hier und da, an den Gehängen, spiegeln sich noch Reste jener Hochwaldungen in den schönen Gebirgsseen. (Näheres s. Nr. 223.)

---

204. Die Bevölkerung Großbritanniens.

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die heutigen Bewohner der vereinigten Königreiche sind theils germanischen, theils celtischen Stammes; der letztere ist der ältere, ureingeborene, der erstere der numerisch und politisch herrschende. Nachdem die Großbritanniens ebenen Süden umfassende Römerherrschaft zusammengebrochen, bildeten die deutschen Stämme der Angeln und Sachsen den Keim der nachmaligen germanischen Bevölkerung. Dänische und normännische Abenteurer verstärkten das germanische Element, ungeachtet sie das Sachsenthum bedrängten. Nichtsdestoweniger erscheint dieses letztere, durch zahlreiche Nachfahrer aus der Heimat verstärkt, als der Haupt-Typus der germanischen Bevölkerung Britanniens. Diesen hat die nachfolgende Ueberflutung durch die

normännisch-französische Völkerwelle nicht verwischt, vielmehr aufgefrischt, denn sie war ebenfalls ihrem Urwesen nach germannisch. Die in ihren Wurzeln und Formen dem Niederdeutschen noch immer sehr ähnliche englische Sprache hat durch die als Sieger und mit überlegener Bildung über den Canal gekommenen französirten Normannen eine unverkennbar fremdartige Beimischung erhalten.

Diese Sprache ist gegenwärtig in beiden Königreichen die entschieden vorwaltende, so daß es nur noch wenige abgelegene Grafschaften in West-Irland, Hoch-Schottland, Wales und Cumberland gibt, wo ihr die Herrschaft von den der celtischen Urbevölkerung eigenthümlichen kymrischen und ersischen Mundarten bis jetzt streitig gemacht wird. Die celtische oder gälische Bevölkerung besteht nämlich aus den beiden einander nahe verwandten Stämmen der Briten oder Kymren und der Gälen oder Ersen. Beide theilen sich wieder in zwei dialektlich verschiedene Völkerschaften. Zu den ersteren gehören die Wälschen oder Walliser, welche in dem größten Theile von Wales ausschließlich die ländliche Bevölkerung bilden, und die Cambrier oder die cambrischen Briten in den Gebirgsgegenden der Grafschaften Cumberland und Westmoreland. Zu den gälischen oder ersischen Völkerschaften gehören die Scoten oder Schotten, die man auch vorzugsweise „Gälen" genannt hat, und die Iren (Irländer) oder Ersen im engeren Sinne. Jene, wie die britischen Bewohner Englands, in die rauheren, öderen Gegenden ihres Landes zurückgedrängt, bevölkern gegenwärtig — soweit das Fortdauern ihrer Sprache es erkennen läßt — nur noch das schottische Hochland, die benachbarten hebridischen und orkadischen Inselgruppen, so wie einen großen Theil von Mittel-Schottland, die Insel Man und die irischen Küsten des Nord-Canals. Die Bewohner Süd-Schottlands und ein großer Theil der Städte-Bewohner des mittleren und nördlichen sind dagegen so vollständig anglisirt, daß ihre fremdartige Abstammung kaum noch an der eigenthümlichen Aussprache und der ungermanischen Körperbildung einigermaßen zu erkennen ist. Aber auch in den erstgenannten Gegenden gewinnen englische Sprache und Sitte täglich größere Ausbreitung, so daß die Zahl der gälisch sprechenden Bevölkerung höchstens noch auf eine Million geschätzt werden kann. Selbst in Irland hat die englische Sprache das Ersische mehr und mehr, ja, in noch höherem Grade als in Hoch-Schottland verdrängt.

Der eigentliche Engländer zeichnet sich noch heute durch seine hohe, oft schlanke germanische Leibesgestalt, so wie durch das standhafte, männlichernste, entschlossene, besonnene und verständige Wesen, durch jene Freiheitsliebe und Gesetzlichkeit aus, welche an seinen angelsächsischen und normännischen Urvätern gerühmt werden. Eben so sind die Kymren, obgleich manches Angelsächsische unter sie gekommen, noch immer ganz wesentlich von jenen unterschieden. Sie sind, in kürzeren, gedrungeneren, gewandteren Gestalten, mit dunklerem Auge und Haar und ausgeprägterer Gesichtsbildung, lebendiger,

leichter und reizbarer, als die Abkömmlinge ihrer Ueberwinder. In den schottischen, ja, zum Theil (wie auch der Dialekt beweist) schon in den northumberländischen Germanen scheint sich das sächsische Blut mehr mit skandinavischem gemischt zu haben. Der Schotte ist biegsamer, beweglicher, mittheilender als der Engländer; er ist minder abgeschlossen, doch zugleich minder selbständig, faßt und begreift aber darum auch Fremdes mit größerer Leichtigkeit auf, als dieser, der ihm, dieser größeren Fügsamkeit wegen, Hinterlist, Habsucht und Unredlichkeit zur Last legt. — Ganz anders, ja, theilweise ganz entgegengesetzt stellt sich die, dem wälschen Typus ähnliche, Eigenthümlichkeit der Ersen dar. Neben der schweren, kalten, besonnenen Art und Weise der germanischen Briten fällt ihr bewegliches, phantasiereiches, munteres, heißblütiges Wesen um so merklicher auf. Verschiedenheit der heimatlichen Natur und des historischen Geschicks haben indeß auch hier wieder eine deutliche Schattirung in den Charakteren der schottischen und der irischen Gälen bewirkt. Der Hoch-Schotte hat in seinen rauhen, schneeigen Bergen, an seinen stürmischen Felsgestaden ein festeres, selbständigeres Wesen, eine härtere Tapferkeit, kühneren Unternehmungsgeist, beständigere Neigungen gewonnen, als der Ire, dem von jeher Festigkeit, Beharrlichkeit, innere wie äußere Selbständigkeit und, ungeachtet seines lebhaften Verstandes, die Klarheit und Besonnenheit gefehlt hat, welche zur vernünftigen Leitung der eigenen Angelegenheiten unerläßlich ist; dem Irländer fehlt die starke Selbstbeherrschung, der unerschütterliche Gleichmuth, die besonnene, unermüdliche, stets verständige Thätigkeit und Tüchtigkeit, wodurch der Engländer zu seinem und der Meere Herrn geworden.

Der Engländer hat wohl ein Recht, mit stolzem Bewußtsein um sich zu blicken. Die ganze Größe seines Namens, die Weltbedeutung seines Landes ist eine Frucht seiner Tüchtigkeit. Weil er sich seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt ist, weil er das Seinige und das Heimische mit tüchtigem, klarem Verstande faßt und versteht, aber aus seiner insularischen Einseitigkeit nicht wohl herauskann, weil er das Fremde und Entlegene weniger kennt und nicht richtig zu schätzen vermag, so schließt er sich mit schroffer, hochmüthiger Kälte gegen alles ab, was nicht er selbst ist, und nicht bloß gegen den Ausländer, sondern sogar gegen das Nachbarliche und Nächste, sofern sein Interesse dabei nicht im Spiele ist. Dies führt den Einzelnen oft zu dem krassesten Egoismus, während in der Gesammtheit kein Volk einen größeren, lebendigeren und aufopfernderen Gemeingeist offenbart. Ihre Gebräuche und Belustigungen (Wettrennen, Jagden, Hahnenkämpfe rc.), ihre Gedanken und Empfindungen sind sämmtlich männlicher, tüchtiger Art, aber sie bewegen sich in einem gewissen Kreise, über den sie nicht hinaus können; innerhalb dieser selbstgezogenen nationellen Schranken erscheinen sie bewunderungswürdig verständig, im höchsten Grade anstellig, beharrlich und consequent bis zur eigensinnigsten Wunderlichkeit; aber alles, was nicht in den

nationellen oder individuellen Formalismus paßt, was ihren Ansichten und Meinungen nicht zusagt, verachten sie ohne Weiteres mit dem ihnen eigenthümlichen kaltblütigen Gleichmuth.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Leistungen dieses merkwürdigen Volkes. Fast in allen Zweigen des Wissens und Könnens hat es große und leuchtende Namen aufzuweisen, aber fast überall ist die Art und Weise der Bestrebung mehr eine praktische und concrete als eine theoretische und abstracte. Darum beschäftigt sich die englische Gelehrsamkeit mehr mit der Beobachtung und Erklärung der Thatsachen, als mit der Ergründung der obwaltenden Gesetze, und, im Gegensatze zu der tieferen, speculativeren Geistesthätigkeit der Deutschen, mehr mit der realen als mit der idealen Seite der Dinge. Darum hat sich die englische Wissenschaftlichkeit vorzugsweise denjenigen Gegenständen zugewandt, die eine unmittelbare Nutzanwendung versprachen. Für den Zweck ihrer Weltherrschaft und Weltschifffahrt, ihrer Weltindustrie und ihres Welthandels war daher den Engländern vorzugsweise die Erforschung der mathematischen und Naturwissenschaften eine Lebensaufgabe, und sie haben sie auf bewundernswürdige Weise gelöst; noch täglich und mit wachsendem Erfolge erweitern sie diese Gebiete mit einer Unermüdlichkeit, welche alle Länder, alle Meere durchforscht und die Geheimnisse aller Zonen und Fernen aufschließt. Wo wir uns nur umschauen auf den Sternwarten, in den Erzgruben, bei Mühlen und Webstühlen, auf den von Rauch dampfenden Strömen, Meeren und Landstraßen, da erblicken wir diesen englischen Sinn, diese englische tapfere Arbeit und ihren Sieg über die blinden und willenlosen Naturkräfte.

Vornehmlich in dieser Richtung sind auch die Erfolge zu suchen, welche die Engländer in den Künsten gehabt. Sie sind groß in den „Künsten der unteren Ordnung", welche der Mechanik, der Technik angehören und die Vervollkommnung und Veredlung der materiellen, aber verfeinerten Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse (Comforts) beabsichtigen, deren Besitz und Werth sie offenbar zu hoch anschlagen. In den schönen Künsten, der Bildhauerei, Malerei und Musik, haben sie dagegen bisher nur Mittelmäßiges, mehr in der Baukunst geleistet. Sie sind kein Volk voll lebhafter, warmer Phantasie; aber Humor, Witz, kaustische Schärfe, Lebendigkeit und Klarheit der Gedanken, das ist ihre Sache, das zeichnet ihre großen Dichter, ihre Redner aus, und kein Volk der Erde hat seit den großen Zeiten der Griechen und Römer seine Sprache besser zu gebrauchen gewußt und in der Beredsamkeit so Großes geleistet, als dies Volk, welches auf den ersten Anblick zum Schweigen und höchstens für unartikulirte Laute geschaffen zu sein scheint.

205. England.

(Nach Waldo Emerson, Englische Charakterzüge, deutsch von Friedrich Spielhagen.)

Alfieri hielt Italien und England für die einzigen Länder, die werth seien, daß man darin lebe; das erstere, weil dort die Natur sich ihr Recht nicht rauben läßt und über das Elend triumphirt, mit dem die Regierungen es belasteten; das letztere, weil hier die Natur von der Kunst besiegt wird, die ein rauhes, unfreundliches Land in ein Paradies des Ueberflusses und der Behaglichkeit umwandelt. England ist ein Garten. Ein aschgrauer Himmel liegt über den Feldern, aber Nichts ist gelassen, wie es war. Flüsse, Hügel, Thäler, die See sogar fühlen die Hand eines Herrn. Der lange Aufenthalt einer mächtigen, intelligenten Race hat jede Ruthe Landes auszubeuten gewußt, hat alle Hülfsquellen ausfindig gemacht: den culturfähigen Boden, den Felsen für den Steinbruch, die Buchten, die schiffbaren Gewässer; und die neuen Hülfsmittel der Communication findet man allenthalben, so daß England einem ungeheuren Bazar gleicht, in dessen Umfange für alle Bedürfnisse des Menschen gesorgt ist.

So wie wir in England eintreten, erweitert sich in unserer Phantasie dieses kleine Land zu einem gewaltigen Reich. Die gedrängte Reihenfolge von Städten, Flecken, Kathedralen, Schlössern, großen und schönen herrschaftlichen Sitzen, Palästen, Hospitälern und Armenhäusern, die Zahl und Macht der Handelszweige und Gewerke, der militärische Glanz, die Massen reicher und bedeutender Personen, die Dienerschaften und die Equipagen, — alles dies, indem es das Auge fesselt, verdeckt durch den Eindruck der Pracht und des unendlichen Reichthums alle Grenzen. In der Kunstgeschichte ist es ein langer Weg von einem Druidenaltar bis zum Münster von York; und doch kann man noch alle dazwischen liegenden Stufen in dieser Alles erhaltenden Insel erkennen.

Der Boden ist von seltener Vortrefflichkeit, das Klima um viele Grade wärmer, als es dem Breitengrade nach sein könnte. Weder heiß noch kalt, raubt es der Arbeit das ganze Jahr hindurch nicht eine Stunde. Hier gibt es nur solche Tage, wie wir sie in Massachusetts im November haben, eine Temperatur, welche die Menschenkraft nicht vor der Zeit aufreibt, sondern sie voll und mächtig entwickelt. Karl II. sagt, „daß dieses Land die Menschen mehr Tage im Jahre und mehr Stunden am Tage in's Freie locke, als irgend ein anderes". Dann hat England alle Materialien für ein Arbeiter-Volk, mit Ausnahme von Holz. Der beständige Regen — der in manchen Theilen der Insel mit jeder Flut eintritt — läßt es seinen vielen Flüssen nie an Wasser mangeln und steigert den Ertrag des Ackerbaues zur größten Höhe. Es hat Ueberfluß an Wasser, Stein, Töpfererde, Salz, Kohle und

Eisen. Das Land ist von Natur reichlich mit Wildpret versehen, ungeheure Haiden und Moore sind bedeckt mit Wachteln, Rebhühnern und Birkhühnern, und die Ufer sind von Wasservögeln belebt. Die Flüsse und die See rings umher wimmeln von Fischen; da gibt es Lachs für den Reichen und Häring und Sprotten für die Armen. In den nördlichen Buchten findet sich der Häring in unermeßlichen Zügen; das Landvolk sagt, daß zu einer gewissen Zeit des Jahres diese Seebuchten einen Theil Wasser und zwei Theile Fisch enthalten. Der einzige Uebelstand in diesem der Industrie so gelegenen Lande ist der dunkle Himmel. Tag und Nacht gleichen sich zu sehr in der Farbe. Dazu kommt nun noch der Kohlenrauch. In den Manufactur-Städten verdunkelt der feine Ruß den Tag, gibt weißen Schafen die Farbe von schwarzen, färbt selbst den Speichel, verschlechtert die Luft, vergiftet manche Pflanzen und nagt die Monumente und Gebäude an.

England gleicht in seiner Gestalt einem Schiff, und wenn es eins wäre, so hätte sein bester Admiral es nicht in einer besser gewählten und vortheilhafteren Lage vor Anker bringen können. Die alten Venetianer thaten sich nicht wenig darauf zu gut, daß Venedig auf dem 45°, gleichweit von den Polen und dem Aequator, gelegen sei, als ob das sie zur Seeherrschaft besonders qualificire. Aber England ist Europa zur Seite geankert und recht im Herzen der modernen Welt. Die See, welche die armen Briten gänzlich von der Welt trennte, ist der Verlobungsring mit allen Nationen geworden. In den Büchern steht er nicht verzeichnet — aber er ist geschrieben in den geologischen Schichten —, jener glückliche Tag, an welchem eine Woge der Nordsee den alten Isthmus, der Kent und Cornwall mit Frankreich verband, zerriß und diesem Bruchstück von Europa seine unüberwindliche Seemauer gab, indem es eine achthundert englische Meilen lange, bis zu dreihundert Meilen breite Insel bildete; ein Territorium, das groß genug zur Unabhängigkeit ist und in welchem jeglicher Samen zu nationaler Macht schlummert; so nahe gelegen, daß es die Ernten auf dem Continent sehen kann, und doch so fern, daß, wer über die Straße setzen will, ein erfahrener Seemann sein muß, der auf Sturm und Unwetter gefaßt ist. Wie Amerika, Europa und Asien gelagert sind, haben die Engländer genau die beste Lage für den Handel auf dem ganzen Planeten, und können des Absatzes aller der Waaren, die sie verfertigen, sicher sein. Und um alle diese Vortheile zur Geltung zu bringen, gräbt der Themsefluß, von dem Herzen des Landes aus, seine weite Mündung in das Meer und gewährt so unzähligen Schiffen eine Fahrstraße und einen Landungsplatz, und all die Bequemlichkeit für den Handel, dessen ein Volk, das seine Wasserseite durch Docks, Waarenhäuser und Lichterschiffe so auszubeuten weiß, bedurfte. Als König Jacob I. seinen Entschluß erklärte, London durch Entfernung seines Hofes bestrafen zu wollen, antwortete der Lord Mayor, „daß seine Vasallen, wenn er ihnen seine könig-

liche Gegenwart entziehen wolle, hofften, er werde ihnen den Themsefluß lassen".

In der Verschiedenartigkeit seiner Oberfläche ist Britannien ein Europa im Kleinen; denn es hat Ebenen, Wälder, Marschen, Flüsse, See-Ufer, Minen in Cornwall, Höhlen in Matlock und Derbyshire, reizende Landschaft in Dovedale, reizende Seeblicke zu Tor-Bay, Hochlande in Schottland, den Snowdon in Wales, und in Westmoreland und Cumberland eine Schweiz in Taschenformat, in welcher die Seen und Berge groß genug sind, um das Auge zu füllen und die Phantasie anzuregen. Die Natur ging mit sich zu Rathe und sagte: „Meine Römer sind nicht mehr. Um mein neues Weltreich zu bauen, will ich eine rauhe, durch und durch männliche, mit physischer Kraft ausgestattete Race nehmen. Scharfe und kühle Nordwinde sollen blasen, um den kräftigsten Willen lebendig und frisch zu erhalten. Die See soll dies Volk von anderen trennen und seine Menschen zu einer starren Nationalität zusammenschmieden; sie soll ihnen nach allen Seiten hin Märkte geben. Lange Zeit will ich sie durch Armuth, Grenzkriege, Seefahrt und den Antrieb des Gewinnes auf den Beinen erhalten. Eine Insel — aber nicht so groß, das Volk nicht so zahlreich, um die großen Märkte zu überfüllen, und sich unter einander Concurrenz zu machen, sondern der Größe Europas und der Continente angemessen."

206. Englands oceanische und industrielle Größe.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa, Reinhold Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es ist eine auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß eine so hafenreiche und daher von der Natur zur Seeherrschaft bestimmte Insel, wie Großbritannien, so spät, erst anderthalb Jahrtausend nach den Anfängen ihrer Civilisation, zu einer hervorragenden Bedeutung in dem Seewesen gelangte. In der ersten Hälfte des Mittelalters standen Albions Einwohner in der Benutzung des Elementes, worauf die Größe und Macht ihrer Nachkommen beruhen sollte, weit gegen ihre Stammgenossen in der heutigen Bretagne zurück, noch weiter gegen die Normannen, welche die Armuth des heimatlichen Bodens antrieb, ja, nöthigte, selbst durch weite Fahrten über das Meer ihren Lebensunterhalt zu suchen, und welche mit ihren leichten und gebrechlichen Fahrzeugen von Norwegen bis Sicilien alle Küstenländer und die reichsten Flußthäler heimsuchten und ausplünderten. Diese Erscheinung ist noch auffallender dadurch, daß die Angelsachsen vor ihrer Niederlassung in England selbst kühne, unternehmende Seefahrer waren, welche über ein

Jahrhundert lang die britische und die gallische Küste bis zur Loire als ihr Eigenthum ausgebeutet hatten. Merkwürdig! Kaum haben diese Sachsen auf britischem Boden festen Fuß gefaßt, so werden sie dem Meere entfremdet, zeigen sich wehrlos gegen die Seeräubereien der Normannen oder Dänen, und nur der Drang der Umstände zwingt sie zu vorübergehenden Anstrengungen. Eben so wenig glänzen auch die Normannen in Seekämpfen, nachdem sie sich unter Wilhelm dem Eroberer auf der britischen Insel niedergelassen haben. Dennoch ist die Lösung dieses scheinbaren Räthsels sehr einfach. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in frühen, uncultivirten Zeiten sich nur die Bewohner unfruchtbarer oder beschränkter Küstenstriche im Seewesen auszeichnen, so die Phönizier des Alterthums; der englische Boden aber war üppig genug, um seine neuen Ansiedler reichlich zu nähren. Zu einem ausgebreiteten Seehandel war keine Aufforderung vorhanden, denn auszuführen hatte man nur wenig, und was man etwa von südlichen Natur- und Kunst-Erzeugnissen bedurfte, das lieferte das benachbarte Frankreich. Eine Seemacht entsteht erst bei höherer Cultur, bei vermehrten Bedürfnissen, bei lebhafterem Handel.

Auch in der zweiten Hälfte des Mittelalters können sich die Engländer noch keiner Ueberlegenheit zur See rühmen, wenn auch in den fast anderthalbhundertjährigen Kriegen mit Frankreich einzelne glänzende Erfolge gewonnen wurden. Vielmehr blieb England bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts in Handel, Gewerbfleiß, Schifffahrt, Seemacht und Colonialwesen hinter anderen Ländern, namentlich Holland und Spanien, zurück. Die ersten Vorzeichen der künftigen oceanischen Größe, auch einzelne schwache des industriellen Aufschwungs, fallen in die letzten Zeiten der Königin Elisabeth. Als die stolze Armada Philipp's II. von Spanien nahte, um England als leichte Beute wegzunehmen, rüstete Elisabeth eine Flotte von 200 Schiffen, welche die sogenannte „unüberwindliche" des Spaniers zerstreute und vernichtete, und dieselben Männer, welche im Kriege die jugendliche Seemacht anführten, ein Forbisher und Drake, hatten schon vorher begonnen, durch Entdeckungsreisen in bisher unbekannte Meere sowohl dem Seehandel neue Bahnen zu eröffnen, als Fortschritte für die geographische Wissenschaft zu erzielen. Forbisher suchte eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien und fand den Eingang zu der Anfangs nach ihm, später nach Hudson benannten Straße, eben so Davis den Eingang zur Baffins-Bai, der noch heute die Davisstraße heißt; Drake und Cavendish umschifften die Erde. Im Jahre 1591 segelten die Engländer zum ersten Male nach Ostindien, und im Jahre 1600 entstand die ostindische Gesellschaft, welche von geringen Anfängen sich zu einer Macht erhoben hat, die alle ähnlichen Erscheinungen übertrifft. Auch in Nord-Amerika zeigten sich schon die Anfänge der englischen Colonialmacht durch die Gründung Virginiens, welches seinen Namen von der jungfräulichen Königin erhielt. Zudem deutete Lee's Erfindung des kunstreichen Strumpf-

wirkerstuhles schon an, was Engländer einst auf diesem Boden noch leisten würden.

Die bisherigen Erfolge zur See, im Kriege und im Frieden, hatten die Vorliebe der Nation dem Seewesen zugewandt, und im 17. Jahrhundert, selbst während der Bürgerkriege, machten Handel und Seefahrt reißende Fortschritte, indem sie den doppelten Zweck verfolgten, sowohl den Verkehr Europa's mit den neu entdeckten Ländern als den der verschiedenen europäischen Länder unter einander zu vermitteln.

Zur Ausbildung des Seewesens wirkten mehrere aus der insularen Stellung des Landes und seiner Küstenentfaltung hervorgehende Umstände zusammen. Zunächst liegen fast alle großen Städte, mit Ausnahme der erst später aufgeblühten neueren Fabrikstädte, an Meeresbuchten oder doch in deren Nähe; manche, die jetzt binnenländisch sind, waren früher, als die Schifffahrt mit minder tief gehenden Fahrzeugen getrieben wurde und die Flüsse nicht so versandet waren, als Seestädte zu betrachten. Ein sehr großer Theil des Binnenverkehrs wird daher auf dem Seewege durch Küstenfahrt betrieben, und diese hat durch den vermehrten Gebrauch der Steinkohlen, namentlich an der Ostküste, in hohem Maße zugenommen. Die Küstenfahrt aber ist wegen der vielen damit verbundenen Gefahren eine treffliche Schule, welche allein, ohne allen auswärtigen Handel, der englischen Marine eine hinreichende Zahl von geübten Matrosen verschaffen würde.

Zur Belebung dieser Küstenfahrt trägt auch der Umstand wesentlich bei, daß die kleinen, unbedeutenden Flüsse, wie England bei seiner geringen horizontalen Ausdehnung nur solche haben kann, durch das Eindringen der Meeresflut, sowohl des Oceans als der Nordsee, eine frühe Schiffbarkeit erhalten und deshalb an ihren zu Meeresbuchten erweiterten Mündungen große Handelshäfen entstehen sahen, so Liverpool am Mersey, Bristol an der Severn, Hull am Trent, und in größerer Entfernung von dem Meere London an der Themse, die oberhalb London eher das Ansehen eines freundlichen Wiesenbaches als eines Stromes hat. Während die Handelshäfen an den Mündungen der größeren Flüsse gedeihen, zieht man für die Kriegshäfen geschützte Buchten vor, die keine oder nur unbedeutende Gewässer aufnehmen und deshalb der Versandung weniger ausgesetzt sind. Eine Reihe solcher Kriegshäfen bietet die Südküste dar, nach welcher schon deshalb kein irgend bedeutender Fluß sich ergießen kann, weil die Themse in geringer Entfernung mit ihr parallel läuft. Diese Buchten aber bildet die Macht der Strömungen und Fluten des Meeres, zumal wo irgend ein kleiner Bach ein Thor öffnet; um so günstiger, wenn vorliegende Inseln die Rhede schützen. So konnte England gerade an seiner Frankreich gegenüberliegenden Südküste die wichtigsten Stationen für seine Kriegsflotte wählen, die vermöge ihres tüchtigen Materials, ihrer zweckmäßigen Organisation und des sie durchdrin-

genden musterhaften Geistes der Ordnung, Zucht und Ehre mit Recht als Vorbild für alle Flotten der Erde gilt.

Zu dieser für den Seeverkehr günstigen Naturausstattung der Insel, welche der Unternehmungsgeist und die Betriebsamkeit des Volkes zu steigern versteht, kommt noch die günstige Lage des Landes in der unmittelbaren Nachbarschaft des cultivirtesten aller Continente. Gerade der durch seine niedrigen Küsten und bedeutendsten Flußmündungen zugänglichste Theil Großbritanniens, seine Ostseite, ist nicht dem unermeßlichen Ocean, sondern dem europäischen Festlande zugekehrt und hat solche Gegengestade in den gegenüberliegenden Ländern am Canal und an der Nordsee, die ihm in der Seefahrt vorangegangen waren, von denen es also eine schon ausgebildetere Seekunde empfangen und mit denen es in einen geregelten und lebhaften Verkehr treten konnte. Namentlich ist Holland Englands Lehrmeister gewesen, den der von der Natur mehr begünstigte Schüler bald übertraf. Auch die Westseite Englands hat noch ein Gegengestade an der Ostküste von Irland, welches gleichsam einen oceanischen Vorposten bildet. So liegt England mit seinen drei Meeresseiten (die vierte Seite grenzt an Schottland) an Zwischenmeeren, welche ihm Bevölkerung, Cultur und Handelsverkehr zuführten: die Nordsee oder das skandinavische Zwischenmeer ist seine Verkehrsstraße mit den skandinavischen Völkern und mit Deutschland, welche ihm den germanischen Stamm der Angeln und Sachsen und seine Verbindung mit der Hansa brachte; über den Canal oder das französische Zwischenmeer hat England seine celtische und später seine französisch-normannische Bevölkerung erhalten; das irische Zwischenmeer trug die britischen Flüchtlinge nach Irland und rettete daselbst das Celtenthum vor Römern und Sachsen. So einflußreich waren diese kleineren oceanischen Formen der Zwischenmeere.

Den ersten Schritt zur Seeherrschaft verdankte also England seinen Flüssen und Meerbusen, den zweiten seinen Zwischenmeeren, den dritten aber dem Ocean, der das Inselreich in die allseitigste Weltverbindung setzte und seine Colonialmacht begründete. Während die meisten Inseln naturgemäß in räumlicher und politischer Abhängigkeit vom Festlande stehen, ist Großbritannien nicht nur der einzige unabhängige Inselstaat Europa's, sondern mit alleiniger Ausnahme von Japan, der einzige Inselstaat von Bedeutung auf der ganzen Erde. Nachdem es nur verhältnißmäßig kurze Zeit (unter der römischen Herrschaft) in Continental-Abhängigkeit gestanden, hat es vielmehr andere Inseln und insularische Punkte aus ihrem natürlichen Verbande gelöst (vgl. S. 3). Nie hat eine Nation sich in gleicher Weise den Ocean dienstbar gemacht, niemals eine mit größerm Scharfblicke scheinbar unbedeutende Punkte in und am Ocean, und selbst an Binnenmeeren zu einer politischen und commerciellen Bedeutung zu erheben gewußt; keine hat so viele und so folgenreiche oceanische Weltfahrten, theils in politischem oder mercantilem, theils in wissenschaftlichem Interesse ausgeführt, als die

britische (vgl. S. 2). Und wie viele dieser Fahrten sind ein Kampf unerschütterlicher Entschlossenheit gegen fast unglaubliche Gefahren und Entbehrungen gewesen! Die Folge davon war, daß das Inselreich zuletzt alle Continentalstaaten in der Vermittlung und Beherrschung des Weltverkehrs überflügelte und daß dasselbe vorzugsweise die Aufgabe übernahm und löste, durch Entdeckungen, Eroberungen, Colonieen und Handel europäische Civilisation in allen übrigen Erdtheilen zu verbreiten. Daher hat auch die englische Sprache, welche aus einer Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europa, der germanischen und romanischen, entstanden ist, wobei jene die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte, sich mit beispielloser Schnelligkeit über die Küsten und Inseln der drei culturfähigen Oceane, des Großen, des Atlantischen und des Indischen, ausgebreitet und darf schon jetzt mit vollem Rechte eine Weltsprache genannt werden.

Als aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Meeresherrschaft Englands kaum mehr bestritten war, da begann das zweite Stadium seiner Entwicklung: die Verbindung der oceanischen Größe mit der industriellen. Bisher hatten die Wollen-Manufacturen den vorzüglichsten und fast einzigen Gegenstand industrieller Thätigkeit ausgemacht und diese hatte sich auf den Osten der Insel (zwischen Themse und Wash) beschränkt; jetzt aber entstanden in den ärmeren, von anderen Hülfsquellen entblößten Theilen des Landes, wo Eisen und Steinkohlen, diese beiden Haupthebel einer ins Große getriebenen Fabrication, zugleich vorkommen, aus unbedeutenden Dörfern reiche Fabrikstädte, wie Birmingham, Manchester, Sheffield, Leeds, und in ihrer Nähe blühten Hafenstädte, wie Liverpool, Hull, rasch empor, deren Aufschwung natürlich auch den Wohlstand des ackerbauenden Englands beförderte, zu dem das gewerbliche England von nun an einen entschiedenen Gegensatz bildete.

Einen weiteren unermeßlichen Fortschritt machte dieser Gewerbfleiß gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die Anwendung der Dampfkraft, die eine Menge von Maschinen gleichzeitig in Bewegung setzte und dem Menschen nur die Aufsicht ließ. Während früher die spärlichen, nicht selten im Winter gefrierenden und im Sommer versiegenden Wasserläufe die Triebkraft für eine immerhin beschränkte Zahl von Maschinen gebildet hatten, gestattete die Dampfmaschine, indem sie die Kraft des Wassers und des menschlichen Arms ins Unendliche vervielfältigte, die Ausdehnung der gewerblichen Anlagen ins Unermeßliche und die Zusammenhäufung vieler auf einem Raume zu wechselseitiger Unterstützung. Nur die Nachbarschaft reichhaltiger Steinkohlenlager war hierbei die einzige Bedingung. Nun aber hat England die ganz eigenthümliche Begünstigung von der Natur erfahren, daß reiche Lager trefflichen Eisensteins im Schooße des Steinkohlengebirges ruhen und den Kohlenflötzen so nahe, daß mitunter dieselbe Grube Kohlen und Eisenstein zugleich fördert, eine um so fruchtbarere Verbindung, seitdem man durch

Abschwefelung die Steinkohle zur Gewinnung des Eisens brauchbar zu machen gelernt hat.

Zu diesem gemeinschaftlichen Vorkommen der beiden wichtigsten Urstoffe gesellt sich noch der weitere Vortheil, daß die Steinkohlenbezirke, welche 5 pCt. des englischen Bodens einnehmen, theils in der Nähe des Meeres liegen, wie der von Northumberland und Wales, theils in der von Flüssen, Canälen und Eisenbahnen durchkreuzten Sandstein-Ebene, und also die Rohstoffe leicht zu den Hüttenwerken und Fabrikstädten gelangen und das verarbeitete Product von diesen eben so leicht den Weg nach den consumirenden Gegenden des Inlandes und nach dem Meere findet. Dieser Transport kolossaler Massen von Materialien und verarbeiteten Producten wird um so mehr erleichtert, als die Fabrikbezirke alle für den Eisenbahnbetrieb günstigen Bedingungen vereinigen: ebenen Boden, Eisen- und Kohlenreichthum. Die Kohle ward hinfort, zumal nachdem Sir Humphrey Davy durch die sinnreiche Erfindung seiner Sicherheitslampe dem Arbeiter das Leben vor unterirdischen Schlagwettern garantirte, in ungeheuren Quantitäten dem Schooße der Erde entrissen, um die Maschinenöfen zu speisen, die leichte Beförderung zu Wasser mit Dampfschiffen (seit 1812) und zu Lande mit Locomotiven (seit 1830) zu ermöglichen, um vermittelst des Gases auf der Straße und namentlich auch in den Fabriken die Nacht in Tag zu verwandeln. Die Schnelligkeit der Fortbewegung, die Erzeugung zahlloser Waaren wurden unablässig gesteigert. Solche Hebel der Capitalmacht und des Unternehmungsgeistes griffen unabwendbar hemmend und zerstörend in die handwerksmäßige Einzelarbeit ein. Die neuen Arbeitgeber entführten in ungeheuren Scharen die Gesellen den alten Werkstätten, die Tagelöhner dem Pfluge. Hatte der Krieg (gegen Napoleon I.) durch gesteigerte Nachfrage die Umgestaltung dieser Verhältnisse schon wesentlich gefördert, wie viel mehr noch der Friede, der drinnen und draußen so manche unnatürliche Schranke niederwarf! Die Zahl der Maschinenwebestühle in England und Schottland war innerhalb eines einzigen Decenniums (1820—1830) von 1400 auf 55,000 angewachsen. In der Spinnerei hatten die Kunstwerkzeuge, durch ein Element getrieben, nur von Menschenhand geleitet, bereits Alles an sich gerissen. Dazu kam noch eine einsichtsvollere Zollgesetzgebung, welche die Einfuhr roher Baumwolle in dem ebengenannten Decennium von 150 auf 270 Millionen Pfund steigerte, die Einfuhr von Schafwolle und Seide rasch erhöhte. Dabei darf auch nicht übersehen werden, daß die englische Industrie nicht, wie etwa die französische, auf Gegenstände des Luxus gerichtet ist, sondern für die große Masse der Consumenten arbeitet, daher die Wohlfeilheit zu einem Hauptziele ihres Strebens macht und eben dadurch den Umfang der Consumtion ungemein gesteigert hat.

Dieser riesenhafte Aufschwung der Industrie, welche an Masse, Güte und Billigkeit der Waare Erfolge erzielte, die den speculativsten Köpfen der

vergangenen Generation als fabelhaft hätten erscheinen müssen, hatte eine Zunahme der Bevölkerung zur Folge, wie sie in keinem andern europäischen Staate eine ungewöhnlich lange Friedens-Periode hervorrief. England nebst Wales hatte im Jahre 1800 9 Millionen Einwohner, im Jahre 1871 dagegen 22½ Million, also eine Vermehrung von 150 pCt., wovon natürlich der bei Weitem größere Antheil auf die Fabrikregionen fällt. Denn in den Bezirken, welche sich in älterer Zeit durch Gewerbthätigkeit auszeichneten, hat sich eine allmählige Abnahme derselben gezeigt, die bei dem sonstigen ungeheuren Wachsthum der Production einem Verschwinden fast gleich zu achten ist. So sehr haben die Steinkohlenbezirke alle großen Gewerbe des Landes an sich gezogen, und jeder derselben entwickelt eine besondere Thätigkeit. Im Osten und Westen der penninischen Kette hat die Baumwollen-Fabrikation ihren Sitz. Manchester erhält durch seine benachbarte Hafenstadt Liverpool den rohen Stoff und läßt denselben auf dem nämlichen Wege, als Zeuge oder Garn verarbeitet, ausführen. Die Verarbeitung der Schafwolle, theils inländischer, theils deutscher, die der benachbarte Hafen von Hull einführt, beschäftigt vorzugsweise die Bevölkerung von Yorkshire, namentlich die von Leeds. Im südlichen Theile von Yorkshire verarbeitet Sheffield Stahl zu Messern und Scheeren. Im südlichsten Kohlenbezirk (von Warwickshire und Staffordshire) ist Birmingham der Mittelpunkt der Eisen-Fabrikation. Die Kohlenbezirke unmittelbar an der Küste im Nordosten führen zur See das rohe Product aus, um diejenigen Gegenden des Landes mit wohlfeilem Brennmaterial zu versehen, welche dessen selbst entbehren. Newcastle und Sunderland führen auf größeren Schiffen der riesigen Hauptstadt ihren unermeßlichen Bedarf zu, auf kleineren allen Küstenorten bis Plymouth; Südwales liefert der Westküste ihren ungleich geringeren Bedarf.

Somit zerfällt das heutige England in eine größere ackerbauende und in eine kleinere gewerbliche Hälfte mit sehr schroffen Contrasten der Physiognomie des Landes und der socialen Zustände. Das ackerbauende England, welches den Osten und Südosten des Landes umfaßt, enthält die erste Hauptstadt der Welt, die Sitze der Wissenschaft, die Kathedralstädte des reich dotirten Clerus, die stattlichen Schlösser des hohen Adels mit ihren reichen Kunstsammlungen, von weitläufigen Parks umgeben, zahlreiche, bescheidene, aber anmuthige Landsitze der kleineren Gutsbesitzer, die reinlichen Dörfer der ackerbautreibenden Bevölkerung, endlich die besten Kriegshäfen. Auch ist die Ebene der vorherrschende Mittelpunkt der englischen Geschichte. Dagegen enthält das gewerbliche England, welches den Westen und Norden, zum Theil auch den Nordosten des Landes umfaßt, die unerschöpflichen Kohlengruben, die ergiebigsten Metalllager, die großen und kleinen Fabrikstädte nebst ihren durch Wasser- und Eisenstraßen benachbarten Stapelplätzen an der Küste zur Einfuhr von Rohstoffen und zur Ausfuhr der Erzeugnisse der Industrie. Die Fabrikstädte, schon von fern durch eine Reihe thurm-

ähnlicher Schornsteine sich ankündigend, im Innern mit ihren düsteren, von casernenartigen Steinmassen eingeschlossenen Straßen sind stets in dichte, schwarze Rauchwolken gehüllt und von dem unaufhörlichen Getöse der zahllosen Werkstätten belebt, weshalb der reiche Fabrikherr sie jeden Abend verläßt, um auf seinem benachbarten Landsitze reine Luft zu athmen.

In Schottland wiederholen sich, wie im Bau des Landes, so in der Lebensweise und Beschäftigung seiner Bewohner die Gegensätze der englischen Zustände, nur in verschiedenem Verhältniß. Glasgow im Westen, in der Nähe der reichsten Steinkohlenlager, ist ein halbes Manchester, wenn auch nicht so ganz ausschließlich Fabrikstadt; Edinburgh eine Hauptstadt, Universität, Versammlungsort des Adels, dem Westende von London entsprechend, wie der Hafenort Leith der City von London, in der Mitte der reichsten Kornfelder, der schönsten Landsitze. Das schottische Hochland ist ein Wales im vergrößerten Maßstabe.

---

207. Contraste zwischen den Engländern und Franzosen.

(Nach J. G. Kohl, Land und Leute der britischen Inseln, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Verschiedenheit zwischen beiden Nationen ist so groß, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn sie im Ganzen genommen etwas Anderes für einander empfänden, als Antipathie. Sie stehen sich in ihrem ganzen Wesen so schroff entgegen, daß es fast scheint, als habe ein böser Geist es so gefügt, daß diese wie Wasser und Feuer sich widerstreitenden National-Charaktere in zwei Länder versetzt wurden, die nur durch den schmalen Canal La Manche von einander getrennt sind.

Die Engländer sind von langer, die Franzosen von kleiner Statur, — die Engländer erscheinen mit ihrem hellen Teint, ihren blauen Augen als Kinder des Nordens, die Franzosen mit ihren feurigen, dunklen Augen, ihren schwarzen Haaren wie die Repräsentanten des Südens, — die Engländer sind auf der Oberfläche kalt und ruhig, die Franzosen warm und lebhaft, — jene bewegen sich ernst und gemessen, oft steif, diese sind in ihren Manieren lebhaft, oft überlebendig, — die Engländer haben die geringste Empfänglichkeit für Gegenstände des Geschmacks und der Kunst, die Franzosen die höchste, — die Engländer verachten den Enthusiasmus als etwas Kindisches, doch sind sie einmal in Bewegung gesetzt, so ist diese Bewegung dauernd, die Franzosen sind für alles Schöne und Gute leicht erregbar, schnell enthusiasmirt, doch wirkt der Enthusiasmus bei ihnen nicht nachhaltig.

Welche größere Contraste gibt es als den zwischen Mars und Mercur,

als den zwischen dem militärischen Ruhme, welcher das goldene Kalb der Franzosen ist, und den industriellen und commerciellen Unternehmungen, durch welche die Engländer ihre Lorbern erringen? Wie verschieden ist die Denkweise beider Nationen in der Politik, wie verschieden ihr Verfahren in der Behandlungsweise aller politischen Wissenschaften? Die Franzosen wollen immer Neues bauen, die Engländer immer das Alte conserviren. Die Franzosen sind Demokraten, die Engländer Aristokraten. Bei den Franzosen ist Alles Theorie, bei den Engländern Alles Erfahrung. Jene verfallen daher leicht in den Fehler, die Facta zu mißdeuten, die Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, erst Theorieen zu ersinnen und danach die Erscheinungen zu erklären, diese in den entgegengesetzten, der Erfahrung zu viel Gewicht beizulegen und der Theorie, der Blüte aller Erfahrung, verlustig zu gehen. Wie verschieden ist die Einkleidung der Gedanken bei beiden Nationen, ihre Sprechweise und ihr Stil! Die Franzosen suchen Alles in sprudelndem Geist, in künstlichen Antithesen, in feinem Witz, ja, die Geistesgegenwart eines schlagfertigen Witzes wird von den Franzosen mehr als von anderen Nationen geschätzt, während die Engländer Alles in einfache, natürliche Sprache, klare Darstellung, derbe und handgreifliche Vergleiche setzen. Welcher Contrast zwischen dem „esprit", der Verstandesschärfe des Urtheils mit dem einschmeichelnden Schmuck der Phantasie verbindet und der in den französischen Schriften sprudelt, und dem „humour" und „common sense", der in den englischen Büchern fließt!

Die Franzosen sind poetisch in ihrem Wesen, aber ohne Poesie in der Tiefe ihrer Seele, — die Engländer scheinen auf den ersten Anblick die personificirte Prosa zu sein, aber im Innern sind sie von tiefer Poesie durchdrungen, — die Franzosen sind sentimental, die Engländer haben tiefes Gefühl, — die Franzosen geben bald alles, was sie in sich haben, von sich, die Engländer geben von vornherein nichts, — die Franzosen lieben zuvorkommendes Wesen, die Engländer hassen es, — die Engländer scheinen den Franzosen schwer wie Blei, die Franzosen den Engländern leicht wie Federn, — das ganze Auftreten des Franzosen ist dem Engländer in London unwiderstehlich komisch, die ganze Erscheinung des Engländers reizt den Franzosen in Paris zum Lachen.

Die Franzosen finden in allen anderen Nationen etwas, das ihnen zusagt: bei den Deutschen die Bonhommie, bei den Spaniern das Feuer, bei den Slaven das gewandte Wesen, bei den Italienern vielerlei Dinge. Aber von welchen Eigenschaften des Engländers findet sich der Franzose angenehm erregt? Bei jeder andern Nation finden die Engländer doch wenigstens etwas, das ihnen wohlgefällt und das sie ihrem eigenen Wesen gewissermaßen verwandt fühlen: bei den Holländern das Phlegma, bei den Spaniern die Gravität, bei den Deutschen den gesunden Menschenverstand, bei den Ungarn den aristokratischen Sinn. Aber welche Affinität mit den

Franzosen empfinden die Engländer in sich? Selbst wenn die Türken Herren und Bewohner des Landes im Süden des Canals wären, würden die Engländer sich leichter mit ihnen ausgleichen, als sie es mit den Franzosen thun.

208. London.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde, E. G. Ravenstein, London, Moritz von Kalckstein, Erinnerungen aus England und Schottland, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es gibt Hauptstädte, welche eben nichts Anderes sind, als Residenzen, die ohne die Hofhaltung zur Bedeutungslosigkeit herabsinken würden. London dagegen ist nicht allein die erste Handelsstadt der Erde, sondern zugleich Mittel- und Vereinigungspunkt aller der durch die übrigen Städte des Reiches repräsentirten Thätigkeiten und Richtungen. Diese vertreten jede eine der vielen in London vereinigten Lebensfunctionen, so Liverpool den überseeischen Verkehr, Oxford und Cambridge die geistigen, York und Canterbury die geistlichen Interessen, Manchester, Birmingham, Leeds und andere die Industrie u. s. w., während London als Sitz der aus dem ganzen Reiche entbotenen Volksvertretung der mächtige Centralisationspunkt der Gesammtinteressen des Staates ist.

Mit London dürfte in dieser Beziehung keine andere europäische Hauptstadt als Paris zu vergleichen sein. Doch fehlt diesem die Allseitigkeit, welche London als oceanischer Hafenplatz voraus hat. Als Albion, aus den Fluten anstauchend, seine jetzige Gestalt erhielt, da wurde, scheint es, der Fleck, auf welchem London steht, zu einem solchen auserfehen und gebildet. An der südöstlichen Ecke des Landes, Frankreich und den Niederlanden gegenüber, der Mündung des Rheins nahe, führt der größte Strom der britischen Inseln seine Gewässer dem Meere zu. Wo seine Mündung, der Flut und den größten Seeschiffen erreichbar, tief ins Innere des Landes eindringt, liegt London im Mittelpunkte der reichsten und fruchtbarsten Provinzen von England, seines ältesten Culturgebiets, so wie aller seiner europäischen Beziehungen: ebenso zum Hauptsitz des Handels wie zum Königssitz geschaffen. Vermöge der Vorzüge seiner geographischen Lage, namentlich vermöge seines innigen Anschlusses an Central-Europa, mit dem am reichsten ausgestatteten Hafen im Mittelpunkte der Hauptseewege Europa's, ist London auch der größte, einflußreichste und bevölkertste Wohnort der ganzen Erde, das Herz des gesammten Weltverkehrs geworden. Paris hat nur eine dürftige Flußschifffahrt, London sieht die Flaggen aller seefahrenden Nationen. London hat einen Fluß neben sich, ein Zwischenmeer unmittelbar vor sich und den Ocean hinter sich. Die Lage von Paris ist überwiegend continental, die von London



oceanisch. Während Paris alle Lebendigkeit der Provinzen hemmt und nur Hauptstadt von Frankreich ist, während es alles Ausgezeichnete aus dem ganzen Lande an sich zieht, um es zu behalten, und der Provinziale, der sich dort niederläßt, seinen Provinzialcharakter verliert und zum Pariser wird, zieht London an ohne zu fesseln und läßt Jeden bleiben, was er ist, weil sich in London die Welt, in Paris nur Frankreich wiederfindet. In dem Gemisch einer so großen, durch Zuströmen und Abfluß fortwährend in Bewegung erhaltenen Bevölkerung liegt eine ausgleichende und das Individuelle freigebende Macht. Uebrigens wird in Großbritannien eine einseitige Centralisation schon dadurch unmöglich, daß es in Edinburgh und Dublin Städte besitzt, welche, auch nach der Einverleibung Schottlands und Irlands, die Geltung von Hauptstädten nicht eingebüßt haben, deren Lagen den Geist zu ähnlichen Unternehmungen veranlaßten und zur Größe der britischen Seemacht das Ihrige beitrugen.

London liegt 60 englische Meilen von der Mündung der Themse auf beiden Ufern des Flusses und war schon zur Zeit des römischen Kaisers Septimius Severus († 211 n. Chr.) als große, reiche Stadt bekannt. Unter der Herrschaft der Dänen nahm die Wichtigkeit des Platzes zu, und seit der Krönung Wilhelm's des Eroberers (1066) kann London als die Hauptstadt des Königreichs betrachtet werden. Sie wurde von den Herrschern des Landes mit vielen Freiheiten ausgestattet. Seuchen und Feuersbrünste richteten oft furchtbare Verheerungen an, aber dennoch wuchs die Bevölkerung und die Größe. Die Jahre 1665 und 1666 waren die verhängnißvollsten für die Stadt; 1665 raffte die Pest gegen 100,000 Menschen hinweg und 1666 wüthete „das große Feuer" vier Tage und Nächte mit unwiderstehlicher Wuth und verzehrte nicht weniger als 89 Kirchen und 400 Straßen mit 13,200 Häusern. Der Schaden wurde auf zehn Millionen Pfund Sterling geschätzt. Schon innerhalb vier Jahre war Alles regelmäßiger, bequemer und gesunder als früher wieder aufgebaut.

Abgesehen von den verschiedenen amtlichen Eintheilungen (nach Wahlbezirken, Postbezirken, Armenbezirken) kann man sagen, daß London aus fünf verschiedenen Theilen besteht. Diese sind die City, das Westende, Westminster, das Ostende und die Borough, letztere auf dem rechten Ufer der Themse gelegen. Die City oder die Altstadt bildet den ursprünglichen Kern mit der St. Paulskirche, dem Tower, der Börse, dem Rathhause (Guildhall), dem Palast des Lord-Mayors (Bürgermeister), dem neuen Zollhause (Custom-House), der Bank von England, den Häusern der Ostindischen Compagnie, dem Posthause. Hier ist recht eigentlich im Herzen des Riesenkörpers der Stapelplatz des Handels und der Geschäfte aller Art; hier sieht man nichts als Läden, Lagerhäuser, Gewerbs- und Geschäfts-Locale, deren Besitzer zum Theil ihre Wohnungen außerhalb der Stadt haben und jeden Morgen im Omnibus oder auf der Eisenbahn vom Lande hereinkommen und in gleicher Weise

Abends wieder in ihre vorstädtischen Wohnungen zurückkehren. Im Westende sind die Sitze der vornehmen Welt und der politischen Thätigkeit; hier finden sich besonders schöne Squares oder gartenartige Plätze, die glänzendsten Kaufläden und zahlreiche Clubs. Westminster, wo der Hof residirt, enthält den Palast, die Abtei, die Parks, die Parlamentsgebäude, die Gerichtshöfe und andere mit der Regierung in Verbindung stehende Institute. Das Ostende ist dem Handel und Schiffbau gewidmet, ebenso die Borough oder der ehemalige Flecken Southwark und das ganze südliche Ufer von Deptford bis Lambeth; aber außerdem ist dieser letztere Theil vorzugsweise die große Werkstätte für die Manufacturen, die Eisengießereien, Glashütten, Seifensiedereien, Färbereien, Brauereien, großentheils von den hoch sich erhebenden Schornsteinen ihrer Dampfmaschinen überragt. Southwark ist daher hauptsächlich von Arbeitern und den niederen Classen der bürgerlichen Gesellschaft bewohnt. Ein anderer Theil, der als die letzte Vergrößerung angelegt wurde und sich durch die regelmäßigste Anordnung der Plätze und Straßen auszeichnet, ist die nördlichste Seite der Stadt. Das neue Viertel Belgrave-square enthält die schönsten Muster der bürgerlichen Baukunst.

Unendlich ist das Volkswogen und Drängen in den besuchtesten Gegenden der City. Im Strand sieht man wohl sechs bis sieben Wagenreihen der verschiedensten Art neben einander fahren. Es würden zahllose Unglücksfälle durch Ueberfahren der Menschen unvermeidlich sein, wenn nicht die trefflichen Fußpfade (Trottoirs) in allen Straßen und auf den Brücken dagegen sicherten. Beim Kreuzen der Straßen aber, wo die breiten Granitquadern meistens ununterbrochen fortlaufen, warnt und hält im Nothfall jeder Hinübergehende den minder Achtsamen, so daß Beschädigungen verhältnißmäßig viel seltener vorfallen, als in anderen großen Städten. Zu dem Gewirre und Getöse der Fußgänger und Wagen (25,000 Cabs und Omnibus) kommt noch die industriöse Erscheinung der Anzeigewagen. Diese führen, mit einem Pferde bespannt, einen hohen, leichten Bretterkasten, der um und um mit Ankündigungen aller Art in ellenhohen Buchstaben von allerlei Farben, roth, gelb, grau, blau, schwarz bedruckt ist. Langsam schreiten täglich mehrere der Art, indem sie die Stelle der Ausrufer vertreten, durch alle Hauptstraßen und locken zur Theilnahme an den täglichen Vergnügungen, musikalischen Unterhaltungen, Ausstellungen, neuen Sehenswürdigkeiten, Kunstproductionen. Ueberdem stehen noch von Strecke zu Strecke Knaben, Tafeln mit ähnlichen Anzeigen auf hohen Stangen haltend, ferner eine Menge Zettelverbreiter, die jedem im Fluge Vorübergehenden, dem sie etwas Geld zutrauen, eine gedruckte Anpreisung irgend einer neuen Erfindung, einer Quacksalberei oder eines Schauvergnügens und dergleichen unentgeltlich in die Hände drücken.

Das rege Leben auf der Themse überschaut man am besten von einer der Strombrücken, namentlich von der Waterloo-Brücke (der längsten), der Blackfriars- (Schwarzmönchen-) oder der Westminster-Brücke, die durch halb-

zirkelförmige Ausbauten mit steinernen Sitzen am bequemsten dazu ist, oder auch von der neuen London-Brücke, der am weitesten abwärts gelegenen von sämmtlichen (11) Londoner Brücken, bis zu welcher die großen Seeschiffe flußaufwärts fahren können. Von der letzteren, die zugleich das wichtigste Verbindungsglied zwischen der geschäftigen City und der dichten Fabrikbevölkerung von Southwark bildet und täglich von 20,000 Wagen und 170,000 Fußgängern passirt wird, übersieht man zugleich den Tower, die großen Docks, einen bedeutenden Theil der Stadt und der Themse-Ufer, sofern sie nicht durch den dichten Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe verdeckt werden. Die pfeilschnell daher schießenden (300) Passagier-Dampfboote landen an bestimmten Punkten, um Fahrlustige für einige Pence rasch und bequem, innerhalb der Stadtgrenzen, Strom auf und ab zu befördern. Die abwärts fahrenden größeren Boote gehen nach Greenwich und Woolwich und weiter nach dem lieblichen Seebade Margate, nach Ramsgate und bis nach Gravesend; die kleineren fahren aufwärts bis Richmond. Das Aussteigen und Aufnehmen der Passagiere wird erleichtert und gesichert durch die bequemen Wharfs; so nennt man jedes ins Wasser gebaute Bollwerk oder Steinwerk mit lothrechten Wänden zum dichten Anlegen der Fahrzeuge. Eigentlich mit Quadern versehene Ufergänge (Quais) gibt es in London nicht; die Häuser sind dicht ans Ufer hingebaut; nur hier und da sieht man eine Terrasse, wie in Somersethouse oder an den Docks.

Zu den Sehenswürdigkeiten Londons gehören die Parks, die an Zahl (10) und Umfang so wie an üppiger Fülle des Grüns ihres Gleichen suchen. Was sie als öffentliche Sanitätsanstalten besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß sie nicht außerhalb, sondern recht eigentlich im Innern der Stadt gelegen und auf allen Seiten von dicht bevölkerten Quartieren umgeben sind. Man hat sie daher mit Recht die „Lungen von London" genannt, und ihre Verbreitung über alle Theile der Stadt und die entsprechende Leichtigkeit, womit die Bewohner, auch der am weitesten von einander entfernten Stadttheile, einen Park erreichen können, hat unzweifelhaft einen Hauptantheil an dem Gesundheitszustande, dessen London sich erfreut. Das feuchte Insel-Klima Englands sorgt dafür, daß das niedergetretene Gras bald wieder in frischer Fülle glänzt. Mit der echt englischen Liebe zur Natur macht denn auch das Volk von London von seinen Parks den allgemeinsten Gebrauch. Uebrigens haben auch die Parks wie die Stadttheile, in welchen sie liegen, ihren verschiedenen Charakter. Die ältesten, in der Mitte der Stadt gelegenen und nach allen Seiten vom Westende begrenzten Parks sind vorwiegend aristokratisch, der später gegründete Regents-Park ist mehr ein Park der Mittelclassen, während in den am entferntesten gelegenen neu gegründeten Battersea- und Victoria-Park besonders das Volk der Vorstädte und die niederen Volksclassen zu ihrem Rechte kommen.

Königliche Paläste. Wilhelm der Eroberer erbaute den ersten königl.

Palast, den Tower, welcher zwar bis zum Regierungsantritt Elisabeth's den Namen einer königlichen Residenz beibehielt, aber schon seit längerer Zeit als Staatsgefängniß benutzt worden war. Jetzt ist der Tower Caserne und Zeughaus. — Wilhelm Rufus erbaute einen Palast neben der stattlichen Peterskirche in Westminster, welcher von 1097 bis 1547 Hauptsitz der Könige war und dann dem Parlamente und den hohen Landesgerichten eingeräumt wurde. Heinrich VIII. gründete den noch jetzt bestehenden St. James-Palast und den Palast von Whitehall. Unter der Regierung Wilhelm's III. brannte der alte Palast in Whitehall ab und wurde nicht wieder aufgebaut. — Wilhelm III. von Oranien schlug im St. James-Palaste seine Residenz auf, und auch seine Nachfolger wohnten hier, bis Königin Victoria den Buckingham-Palast bezog. Von der Residenz des königlichen Hofes im St. James-Palaste erhielt der englische Hof die diplomatisch-officielle Bezeichnung des Hofes von St. James (ähnlich wie der französische Hof als Hof von Versailles bekannt wurde), und noch jetzt finden hier die wichtigeren Hofceremonien Statt. Vater Blücher wohnte 1814 im westlichen Hause des westlichen Hofes und wurde täglich wiederholt durch laute Hurrahs! ans Fenster gerufen. Das englische Volk ahnete damals noch nicht, welche Dienste er ihm erst bei Waterloo leisten würde.

Als im Jahre 1834 ein Feuer das alte, höchst unbequeme und einer großen Nation unwürdige Parlamentsgebäude zerstörte, ernannte das Haus der Gemeinen einen Ausschuß, der die Erbauung eines neuen Gebäudes in gothischem Baustile empfahl. Auf öffentliche Aufforderung schickten 97 Architekten Pläne ein, von denen der Plan Sir Charles Barry's angenommen wurde. Die Arbeiten begannen 1837, das Aeußere wurde 1868 vollendet, in der innern Ausschmückung aber bleibt noch viel zu thun übrig. Schon 1841 war ein Ausschuß ernannt worden, um über die Förderung der schönen Künste in England in Verbindung mit dem Parlamentsgebäude zu berathen, der namentlich die Freskomalerei, damals in England fast unbekannt, zur Annahme empfahl. Die bedeutendsten Künstler Englands wurden seitdem zur Ausschmückung des Gebäudes herangezogen, aber bis jetzt mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Die neuen Parlamentsgebäude enthalten 1100 Zimmer, mit theilweise großartigen Wohnungen für Parlamentsbeamte. Das Gebäude ist feuerfest und die Holzdecken, die man im Innern sieht, verstecken über ihnen befindliche feuerfeste Gewölbe. Die Dächer sind mit galvanisirten Eisenplatten gedeckt. Die zur Heizung bestimmten Dampfleitungen haben eine Länge von 16 englischen Meilen. Luft wird durch den Victoria-Tower aus höheren Regionen hereingepumpt, wenn nöthig erwärmt und gleichmäßig in alle Räume des Gebäudes vertheilt. Die unreine Luft entweicht durch den Centralthurm und andere Thürme. Der Bau hat bereits über 2,000,000 Pfd. St. (13,333,333 Thlr.) gekostet. Das Aeußere entspricht kaum den Erwartungen der auf das Gebäude verwandten Kosten. Indeß trifft den Architekten nur

ein Theil dieser Schuld, denn seine ursprünglichen Entwürfe wurden von Commissionen vielfach abgeändert und, wie es heißt, in fast allen Fällen nicht verbessert. Was die bildnerische Ausschmückung angeht, so müssen die immer und immer wiederkehrenden Darstellungen englischer Könige und ihrer Frauen, bei fast gänzlicher Abwesenheit der Männer, welche das Meiste für Englands Größe und Freiheit gethan haben, auch den oberflächlichen Beschauer unangenehm berühren. Weder für Montfort, den eigentlichen Gründer des Hauses der Gemeinen, noch für Cromwell war hier eine Stelle zu finden, während der brutale Heinrich VIII. mit seinen 6 Frauen wiederholt in Bild und Stein verewigt wurde. Trotz aller seiner Mängel ist und bleibt übrigens das Gebäude eins der merkwürdigsten und sehenswerthesten in England, wäre es auch aus keinem andern Grunde, als weil es das Sitzungslocal des englischen Parlaments ist.

London hat zwei Hauptkirchen: für die City die St. Pauls-Kathedrale, für die westliche Stadt Westminster. Die alte St. Pauls-Kirche war eins der schönsten Bauwerke des Mittelalters (225 Meter lang, 42 Meter breit, mit einem 172 Meter hohen Spitzthurme); aber der große Brand von 1666 zerstörte es, nachdem der Thurm schon 1561 abgebrannt war. Der Grundstein zu dem jetzigen Bau wurde 1675 gelegt; der letzte und höchste Stein des Gebäudes kam 1710 auf die Spitze der Laterne. Das Ganze war demnach in 35 Jahren vollendet, und zwar durch einen und denselben Baumeister Christopher Wren. Die Kosten (748,000 Pf. St.) wurden durch eine Kohlensteuer bestritten. Der Engländer vergleicht diesen Dom der evangelischen Christenheit gern mit dem freilich größeren St. Peter in Rom, dessen Bau unter 20 Baumeistern und 19 Päpsten 150 Jahre währte und wozu die ganze Christenheit beisteuern mußte. St. Paul, die einzige im classischen Stile erbaute Kathedrale Englands, ist von Portlandstein in Form eines langen Kreuzes erbaut und durch zwei Reihen starker Pfeiler in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe getheilt. Den günstigsten Gesammtüberblick des kolossalen Werkes hat man von der Themse aus, zwischen der Blackfriars- und Southwark-Brücke. Kuppel und Westfaçade sind die schönsten Theile des Gebäudes. Das Innere der Kirche erscheint leer durch den Mangel an Decorationen; die Denkmale gewähren weder ein künstlerisches noch ein historisches Interesse; denn viele derselben stellen Personen dar, die auf eine derartige nationale Auszeichnung keinen Anspruch haben. Die Gemälde der Kuppel kann man von unten aus kaum erkennen.

Die Westminster-Abtei, welche St. Peter's Namen führt, wurde von König Heinrich III. 1245 begonnen und erst durch Christopher Wren mit dem obern Theile der beiden 73 Meter hohen Thürme auf der Westseite ganz beendet. Kaum sieht man irgendwo eine vollendetere Ausführung gothischen Baustils und kunstvollen Schmuckes. Die viereckigen Thürme laufen stumpf aus, und einer derselben steht auf der Mitte des Kreuzes der Kirche, wie

das bei alten Bauwerken dieser Art in England gewöhnlich ist. Unter den neun Capellen ist vorzüglich bewundernswerth die Capelle Heinrich's VII., bestehend aus einem Hauptschiffe mit 5 kleinen Capellen, wo die Gewölbe und Wände mit einem Netze der feinsten, zu Laubwerk durcheinander gezogenen Verzierungen aus Gold- und Silberdraht (Filigranarbeit) und Stickerei in Stein geschmückt sind; das Aeußere ist mit 14 achteckigen Thürmen gekrönt. Hier ruhen die Gebeine der Könige Englands und ihres Geschlechtes von 1495 bis 1760. Die späteren sind in der königlichen Grabstätte zu Windsor, die früheren in der Capelle Eduard's des Bekenners. Unter der zahlreichen Menge der Denkmäler ist vorzüglich ausgezeichnet das Grab Heinrich's VII. und seiner Gemahlin mit reich geschmücktem Sarkophage. Hier ruhen auch, von demselben Gewölbe umschlossen, die beiden königlichen Gegnerinnen Maria Stuart und ihre Todfeindin Elisabeth so wie deren Vorgängerin, die katholische Maria. Die bunteste Mischung von Denkmälern entfaltet sich in der Vorhalle der Westminster-Capellen, im sogenannten Poetenwinkel und in den Kreuzgängen. Im Poetenwinkel, der übrigens nicht bloß Büsten und Denkmäler von Dichtern, sondern auch solche von Künstlern und Männern der Wissenschaft umfaßt, erscheinen die Väter der englischen Dichtkunst, Chaucer († 1400), Spenser, Milton, Dryden, Thomson, Addison (der Herausgeber der wegen der treffenden Sittenzeichnung hochgeschätzten Zeitschrift „the spectator“), Oliver Goldsmith und hoch über Allen der poetische Riesengeist Wilhelm Shakspeare so wie der geistvolle deutsche Componist Händel aus Halle. Außerdem ruht hier der große Schauspieler David Garrick, der gelehrte Franzose Isaak Casaubonus, der ausgezeichnete Staatsmann William Pitt so wie sein gleich großer Gegner James Fox, Georg Canning, Robert Peel, ferner der edle Sprecher für die Freiheit der Sclaven, William Wilberforce, Isaak Newton, Lord Macaulay, Warren Hastings, Livingstone.

Der Ursprung des Tower, der merkwürdigsten Festung Englands, die zugleich als Gefängniß, Schatzkammer, Zeughaus und königliche Residenz gedient hat, schreibt sich aus der kriegerischen Zeit Wilhelm's des Eroberers her (s. oben). Da er die Nothwendigkeit erkannte, sich sowohl gegen den Aufruhr der Bürger als gegen auswärtige Feinde zu sichern, so ließ er (1078) auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe eine Festung anlegen, deren Mittelpunkt der jetzige „weiße Thurm“ bildete. Bis auf Elisabeth's Zeit (1558) hielten die Könige im Tower ihren Hof, und hier ist ein halbes Jahrtausend hindurch der Mittelpunkt der englischen Geschichte. Während der langwierigen Kämpfe mit Frankreich und Schottland im 13. und 14. Jahrhundert füllten sich die Gefängnisse der Londoner Citadellen mit Rittern und Edlen. Während der Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster fiel der feige Heinrich VI. im Wakefield-Thurm durch den Dolch des wüsten Gloucester (1471). Im Bowyer-Thurm endete der gutmüthige und schwache

Herzog von Clarence, der es sich von seinem Bruder, dem König Eduard IV., als eine besondere Gnade erbat, in einem Fasse Malvasierwein ertränkt zu werden (1478). Im Blutthurme ließ der grausame Herzog von Gloucester (später Richard III.) die Söhne Eduard's IV., seines Bruders, als letztes Hinderniß auf seinem blutbefleckten Wege zum Throne durch gedungene Mörder ersticken (1483) und davon hat der Thurm den bezeichnenden Namen.

Im sogenannten Ziegelthurme soll Johanna Gray gesessen haben, die zur Königin ausgerufen und dann nebst ihrem Vater von der katholischen Maria hingerichtet wurde (1554). Die Kirche St. Peter ad vincula, von Eduard III. 1350 erbaut, ein einfach gothischer schmuckloser Bau, ist die Begräbnißstätte vieler historisch wichtiger Personen, die auf dem Tower-Hügel jenseit des Festungsgrabens oder in der Festung selbst enthauptet wurden. Auf diesem Hügel fiel unter Anderen auch das Haupt des von der Natur und dem Glücke gleich sehr begünstigten Grafen von Essex, den sein Stolz und seine Eitelkeit verleiteten, die Königin Elisabeth als die Sclavin seiner Launen zu betrachten. Es gibt fürwahr keinen Fleck der Erde, welcher so traurige Erinnerungen erweckte, wie dieser kleine Friedhof. Der Tod ist hier nicht, wie in der Westminster-Abtei und in der Paulskirche, der Gefährte der Kunst, der Tugend, der dankbaren Verehrung und des unsterblichen Ruhms. Hier schmücken ihn nicht, wie in unseren anspruchslosesten Kirchen und Friedhöfen, die rührenden Zeichen treuer hingebender Liebe von Verwandten und Freunden; nein, hier gemahnt uns der Tod an den teuflischen Triumph unversöhnlicher Feinde, an Treulosigkeit, Undank und Feigheit falscher Freunde und an all das unsägliche Elend gefallener Größe und hingewelkten Ruhmes. In die südöstliche Ecke des „weißen Thurmes" ist jetzt der Königin Elisabeth Waffenkammer (armoury) verlegt, die in fünf Abtheilungen eine Menge historischer Merkwürdigkeiten bewahrt: mittelalterliche Waffen, Feuergewehre der ersten Pulverzeit, mehrere Tortur-Instrumente, eine eigenthümlich geformte Streitaxt, die Heinrich VIII. als Stab gebrauchte, wenn er in den Straßen Londons umherging. In dieser Waffenkammer wird auch das Scharfrichterbeil gezeigt, an dem so viele Tropfen edlen Blutes kleben. Ganz im Hintergrunde erblicken wir die königliche Heldin Elisabeth auf milchweißem Zelter, den ein Page führt. Sie ist ganz so geschmückt, wie sie zum Dankfeste für die glückliche Befreiung von der spanischen „unüberwindlichen Armada" im Jahre 1588 nach St. Paul's Kathedrale zog. Die Kronjuwelen (zu 3 Millionen Pfund geschätzt) werden jetzt in dem restaurirten alten Record-Tower aufbewahrt, der seinen Namen von den Staatsurkunden (records) hat, die er bis vor Kurzem enthielt.

Auf ihren häufigen Reisen suchen die Engländer überall Kunstwerke und Seltenheiten zu erwerben. Damit schmücken sie dann ihre Landsitze und Stadtpaläste, um sie, wenn die Sammlung bedeutend geworden ist, endlich dem Parlamente zum Nationalkaufe anzubieten oder zu schenken. Die Lon-

doner Kunstsammlungen und Museen verdanken ihre Entstehung und Erweiterung meistens solchen Privatunternehmungen und Geschenken. So auch das **Britische Museum.** Es entstand durch eine bedeutende Sammlung von naturhistorischen Gegenständen, Kunstwerken, Büchern und Handschriften, welche der berühmte Arzt Sir Hans Sloane durch eine lange Reihe von Jahren erworben, und diese wurde dann vom Parlamente nach seinem Tode für ein Billiges (20,000 Pf. St.) angekauft (1753). Seitdem wuchs das Museum durch Schenkungen und neue Ankäufe. Die englischen Herrscher schenkten vorzüglich Bücher, und die vollständige königliche Bibliothek, welche sich im östlichen Flügel des Museums beisammen findet, kann sich in Bezug auf den Reichthum an seltenen Büchern und Handschriften neben die königliche in Paris und die Vaticanische in Rom stellen. Das eigentliche Museum hat zwei Hauptabtheilungen für **Naturgegenstände** und für **Alterthümer.**

Dem Eingange gegenüber führt eine breite Treppe in die obern Säle. In diesen sind die etrurischen Alterthümer, Vasen, bronzene Schmucksachen, geschnitzte Steine und Münzen aufgestellt; dann ägyptische, römische, griechische, indische Antiquitäten. Darauf endlich folgen die für die Aufbewahrung der naturwissenschaftlichen Gegenstände bestimmten Säle, die wieder in eine mineralogische, in eine botanische und in eine zoologische Abtheilung zerfallen. Am interessantesten ist in der zoologischen Sammlung die Abtheilung für die antediluvianischen Geschöpfe, 6—9 M. lange Ichthyosauren, Mammouths, die versteinerten Skelette von Amphibien aus Altengland und die einzige bis jetzt bekannte Versteinerung eines auf der Insel Guadaloupe gefundenen Menschenskeletts.

Im Erdgeschosse sind von besonderem Interesse die **ägyptischen Denkmäler.** In der Abgeschlossenheit einer erhabenen Ruhe blickt das ungeheure Haupt des Rhamses, ein trefflicher, 1½ M. langer, Abguß über der Thüre des Einganges auf diese geheimnißvolle Welt ägyptischer Saisbilder, Isis- und Osirisstatuen, Memnonen, Sphinxe und Sarkophage hernieder. Diese kolossalen Gestalten sind der in Stein gehauene Ausdruck der Weltanschauungen eines Volkes, dessen Culturperiode aus dem dunkeln Schooß einer um Jahrtausende ferngerückten Vergangenheit zu uns herüberleuchtet. Weniger imponirend durch künstlerische Ausprägung, jedoch ebenfalls interessant als Zeugnisse des schöpferischen Gestaltungsvermögens sind die **assyrischen Denkmäler,** größtentheils auf Platten gearbeitete, basreliefartige Sculpturen, Trümmer von Bildsäulen, Geräthschaften, Vasen. Kriegsscenen, Triumphzüge, Opferculte sind die Hauptgegenstände dieser Bildnereien. Einige Platten stellen wirkliche Belagerungen in der ganzen vollen Wirksamkeit eines zur größten Hitze des Kampfes entbrannten Festungskrieges mit der sorgfältigsten Ausführung aller darin erscheinenden Momente dar. Man sieht eine Festung mit Mauern und Zinnen, von welchen Schützen Pfeile auf

die Belagerer herabsenden, die sich anstrengen, ein größeres Wurfgeschütz nach einem ansteigenden Hügel fortzubewegen. Fechtende, Verwundete, unter Palmbäumen ruhende und todte Kämpfer bilden die Staffage des Vordergrundes. Ein anderer Saal enthält die Lycischen Monumente. Die meisten derselben sind Basreliefs und Statuen, von Sir Ch. Fellows in Lycien, namentlich bei der Stadt Xanthus gesammelt. Das Zeitalter ihres Ursprungs und die enge Berührung, in welche die größtentheils durch griechische Auswanderer colonisirten Küstenprovinzen Kleinasiens mit den Culturelementen der Nachbarreiche traten, hat diesen Hervorbringungen den Stil einer Mischung verschiedenartiger Kunstformen aufgeprägt, welcher daher mehr ein historisches als ein rein künstlerisches Interesse erregt. Eine andere Abtheilung, der Phigalia-Saal, enthält die Phigalia-Alterthümer, bestehend aus den Friesen und Metopen des innern Tempels des Apollo in der Nähe der alten arkadischen Stadt Phigalia. Die aus 23 Marmorplatten bestehenden Friese stellen Kämpfe zwischen Centauren und Lapithen, Griechen und Amazonen dar. Eine antiquarisch werthvolle Ergänzung dieser Sammlung bilden die äginetischen Denkmäler, eine Nachbildung der zwei Giebelfelder des Jupiter-Tempels auf der Insel Aegina, deren Originale sich in München befinden. Alle diese Schöpfungen an Schönheit und Vollendung in der Form weit hinter sich zurücklassend sind die berühmten Elgin Marbles. Diese unübertrefflichen Kunstschätze wurden durch den Lord Elgin in den J. 1801—1803, als er Gesandter in Constantinopel war, gesammelt und dadurch viele der herrlichsten Denkmäler aus der Blütenepoche griechischer Kunst vor der Barbarei türkischer Zerstörungswuth gerettet. Als die reiche Ladung im J. 1814 in England ankam, votirte das Parlament den Ankauf derselben für das britische Museum für die verhältnißmäßig nicht sehr hohe Summe von 35,000 Pfd. St. Die vorzüglichsten Gegenstände sind die Trümmerreste des Parthenons, die an den Wänden angebrachten Friese und Metopen und die im Parquet aufgestellten Trümmerstatuen der beiden Giebelfelder. Diese Sculpturen sind in zwei Abtheilungen geordnet. Die erste Abtheilung, welche das östliche Giebelfeld umfaßt, stellt die Geburt der Athene dar. Eine unübertrefflich schöne Reliquie ist der berühmte Kopf eines Pferdes vor dem Wagen des Helios. Der Gruppirung der Sculpturen des westlichen Giebelfeldes liegt die Idee eines Streites des Neptun und der Athene um die Weltherrschaft der Stadt Athen zum Grunde. Die hervorragendsten Gebilde dieser Gruppe sind eine Statue des Stromgottes Ilissus, ein schöner Torso, in ruhender, halb erhabener Stellung, auf den linken Arm gestützt, als Bezeichnung des Locals (Attica). Die Metopen des Frieses der äußern Säulenreihe sind Basreliefs, welche die Kämpfe des Theseus und der Lapithen gegen die Centauren zum Gegenstande haben; andere schmückten die Zwischenfelder der Friese über der innern Säulenreihe der Tempelhalle. Von diesen Sculpturen, die in einer ununterbrochenen Reihe von

Darstellungen Momente aus den Culturperioden Griechenlands repräsentiren, ist das Fest der Panathenäen, eine der Pallas Athene als der Schutzgöttin Athens gewidmete Opferprocession, der hervorragendste Gegenstand.

Weniger reichhaltig sind die Säle für die römischen Alterthümer. Sie enthalten Statuen der römischen Gottheiten, mehrerer Kaiser und Büsten der alten Dichter, die man aus den Ruinen zerstörter Villen, Bäder und Tempel rettete.

Eine reichhaltige Sammlung von Gegenständen der neuern Kunst und insbesondere des Kunstgewerbes enthält das Kensington-Museum, von denen viele Privateigenthum und der Anstalt nur leihweise auf kürzere oder längere Zeit überlassen worden sind. In der obern Etage befindet sich auch eine kleine Sammlung von Oelgemälden und eine sehr werthvolle von Aquarellen, eine National-Portrait-Galerie u. s. w. Die reichhaltigste Sammlung von Gemälden, namentlich älterer Meister, enthält die National-Galerie auf dem Trafalgar-Square.

Das polytechnische Institut gibt einen deutlichen Begriff von dem Erfindungsgeiste der Engländer und ihrer technischen Meisterschaft. Alle neueren Entdeckungen in der Mechanik und Industrie liegen hier in Modellen vor. Gleich unten eine Menge Werkstätten, in denen Maschinen der verschiedensten Art zu Metallarbeiten in Bewegung sind. Oben in der gewaltigen Halle sieht man ein sehr großes Wasserbassin, in und auf welchem Schiffsmodelle, Dampfmaschinen, Luftpumpen thätig sind, und eine neuverbesserte Taucherglocke, welche 4 bis 5 Personen zum „bequemen" Wassergrabe einladet.

Der Themse-Tunnel. Schon 1798 erkannte man die Nothwendigkeit und den großen Vortheil eines erleichterten Verkehrs zwischen den beiderseitigen Ufern, der wegen der nie zu unterbrechenden Schifffahrt durch eine Brücke nicht zu vermitteln war. Aber die Ausführung wurde wegen unübersteiglicher Schwierigkeiten aufgegeben. Aus gleichen Ursachen kam ein im Jahre 1805 entworfener Plan in der Nähe des jetzigen Werkes nicht zur Ausführung. Dennoch sank den beharrlichen Engländern der Muth nicht. Der von Isambert Brunel (einem geborenen Franzosen) entworfene Plan wurde 1824 vom Parlamente genehmigt und der Bau sofort begonnen, der trotz gewaltiger Schwierigkeiten und zweimaligen Eindringens der Themse, die eine Unterbrechung von sieben Jahren (1828 bis 1835) zur Folge hatten, siegreich durchgeführt wurde. Der (1843 eröffnete) Tunnel besteht aus zwei gewölbten Gängen von Backstein, deren einer für die von Norden nach Süden, der andere für die von Süden nach Norden Gehenden bestimmt ist. Die Länge des Ganzen, durch Gaslampen erleuchteten tonnenförmigen Schlundes beträgt 400 Meter, die lichte Breite jeden Ganges mit Einschluß des seitwärts laufenden Fußweges etwa 4 Meter; die Dicke der Erde zwischen der Krone und dem Flußbette etwa 5 Meter. Die Einnahmen (6000 Pf. St. jährlich)

decken kaum die Kosten der Unterhaltung und Beleuchtung; denn bei dem mühseligen Auf- und Absteigen über Wendeltreppen entspricht die Frequenz nicht den ursprünglich gehegten Erwartungen. Dieser alte Themsetunnel ist nun dem Eisenbahnverkehr übergeben worden. In der Zwischenzeit ist ein neuer Tunnel unter der Themse zur Vollendung gediehen, der mit einem Kostenaufwande von nur 16,000 Pf. St. fertig gestellt wurde, während das Unternehmen Sir J. Brunel's 454,000 Pf. St. verschlang. Der neue Tunnel ist nicht auf den Fußgängerverkehr berechnet, sondern der Weg von einem Ufer zum andern wird durch eine Art Omnibus zurückgelegt. Die Fahrt unter der Themse nimmt nur eine Minute in Anspruch, und der Weg von einer Station zur andern etwa drei Minuten. Diese Stationen an beiden Ufern sind kleine Rotunden, in welchen die Passagiere mittelst Hebemaschinen durch einen 18 Meter tiefen Schacht hinabgelassen werden, um darauf ihren Platz in dem bereitstehenden Omnibus einzunehmen. Gefahr für die Passagiere ist nicht vorhanden, da einerseits die Hebemaschinen derartig construirt sind, daß sie im Falle eines Unfalles sofort zum Stillstehen gebracht werden und der Tunnel selber andererseits nur einen Schienenweg enthält, auf welchem ein einziger Wagen die Hin- und Rückfahrt macht. Die Triebkraft ist die Gravitation, unterstützt durch eine kleine stationäre Dampfmaschine. Der Tunnel hat nämlich an jeder Seite eine Senkung, auf welcher der Omnibus sich bis zum niedrigsten Punkte in der Mitte und noch ein gutes Stück Weges wieder bergauf bewegt; hier wird das Fuhrwerk dann durch ein Seil der Dampfmaschine aufgefangen und zum andern Ende gebracht. Der ganze Tunnel ist aus Eisen gefertigt, welches von einer zolldicken Cementlage umgeben ist.

Städtische Eisenbahnen. Der Bau dieser Bahnen wurde durch das schon lange gefühlte Bedürfniß veranlaßt, theils den vom Verkehr überfüllten Hauptstraßen Londons neue Abzugscanäle zu öffnen, theils der Personenbeförderung zwischen den verschiedenen Stadtvierteln, welche durch die immer größer werdenden städtischen Entfernungen mehr und mehr erschwert, zeitraubender und kostspieliger wurde, zu vereinfachen und zu beschleunigen. Sie laufen theils in Tunneln, theils in tiefen Einschnitten oder auf hohen Viaducten, mitten durch die belebtesten Gegenden der Stadt, den größeren Eisenbahnhöfen und durch diese den Vorstädten zu und durchkreuzen London in den verschiedensten Richtungen. Die Stationsgebäude liegen wie andere Häuser an der Straße, und man steigt auf großen Treppen zu der 10—13 M. unter dem Niveau der Straße befindlichen Station nieder. In London nebst Vorstädten und seinen allernächsten Umgebungen liegen 35 deutsche Meilen Stadteisenbahn, zum Theil mit zwei, zum Theil mit vier und mehr Geleisen, davon neun Meilen auf Viaducten. Diese 35 Meilen werden von 185 Personenstationen bedient, die zahlreichen großen Güter- und Betriebsstationen nicht gerechnet. Eilf Eisenbahnbrücken führen über die

Themse; einige Bahnen haben sogar zweimal die Themse überschritten. An einigen Brücken kreuzen sich vier der belebtesten Communications-Wege der Welt in verschiedenen Höhen. An der etwa 2½ Meilen langen unterirdischen Bahn, deren Anfangs- und Endpunct nur wenige Minuten auseinander liegen, befinden sich 22 Personen-Stationen, von denen fünf mit den Hauptbahnen direct durch Schienen verbunden sind, während zu den anderen großartige Treppenanlagen hinabführen. Auf dem einen Endpuncte dieser Bahn, der Mansion-House-Station, gehen täglich 189 Züge ab und kommen täglich eben so viele Züge an. Aus dem ankommenden Zuge, der bis zu 10 Waggons enthält, steigen die Passagiere aus, neue steigen sofort ein, nach drei Minuten ist der ganze Wechsel bewirkt, eine neue Locomotive vorgespannt, der Zug in Bewegung. So folgen sich die abgehenden und ankommenden Züge in Zeiträumen von 3—5 Minuten. Die größte Personenhalle in London (Pancras-Station) enthält 11 Geleise, 4 Personen-Perrons, einen breiten Fahrweg für öffentliches Fuhrwerk; sie wird abgeschlossen durch ein Hotel, das 50 große Bogenfenster Front und eine Höhe von 5—6 Stockwerken hat. Der kolossalste Verkehr vereinigt sich aber auf verhältnißmäßig knappstem Raume auf dem rechten Ufer der Themse, an Clapham-Junction, wo fünf Weltbahnen ihre Schienen mit einander verbinden und doch die größte Ordnung, Sicherheit und Regelmäßigkeit herrscht. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß England in dieser Beziehung an der Spitze der Civilisation marschirt.

209. Die London Docks.

(Nach Max Schlesinger, Wanderungen durch London, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Zwischen dem Tower und Blackwall liegen die Docks von London. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Bassins, von 5—7 Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, in den Magazinen liegen Waaren aller Art aneinander gereiht. An den Tower gegen Osten schmiegen sich die Katharinen Docks. An sie reihen sich die eigentlichen London Docks, dann kommen die Westindia Docks. Sie sind die größten in der Reihe, ihr Bassin sieht sich wie ein kleiner Landsee an, bietet 400 der größten Westindienfahrer Raum zum Nebeneinanderliegen, und zur Zeit, wenn sie mit ihrer kostbaren Fracht in die Themse einlaufen, liegen in ihren Magazinen, die sich mitten zwischen Fluß und Eisenbahn eingebettet haben, oft Waaren im Werthe von über 25 Millionen Pfund. Die letzten in dieser Reihe gegen Osten sind die East India Docks. Zusammengenommen

fassen diese Docks 1200 Schiffe und haben für mehr als 10 Millionen Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der Londoner Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch sind in der jüngsten Zeit die Victoria Docks, die Millwall Docks und die New South London Docks angelegt worden und außerdem befinden sich deren zwei auf dem rechten Ufer des Flusses, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Die Themse ist der eigentliche Londoner Hafen, von Gravesend bis ins Herz der Stadt hinein. Am äußersten Westende dieses Hafens, hart an Londonbridge, liegt das Hauptzollamt, denn trotzdem, daß sich die Engländer seit 1846 gern Freihändler nennen lassen, weil sie den Einfuhrzoll auf alle rohen Lebensmittel und viele andere Artikel herabgesetzt haben, gibt es der Waaren noch gar viele, die einen hohen Zoll bezahlen müssen. Diese Zölle wurden früher beim Zollhause erhoben. Das ging gut, so lange der Londoner Themsehafen noch nicht seine heutige Bedeutung erreicht hatte. Wollte man gegenwärtig, wo an manchem Tage 300 Fahrzeuge und mehr den Fluß heraufgeschwommen kommen, sie sämmtlich vor das Zollhaus postiren, damit sie dort der Reihe nach untersucht werden, so müßte man das Flußbett um das Dreifache erweitern, und auch dann würde der Fluß bald von der Masse der Fahrzeuge gesperrt, abgesehen davon, daß letztere oft wochenlang zum großen Schaden der Besitzer warten müßten, bis sie an die Reihe kämen. Diesem Uebelstande abzuhelfen wurden die Docks errichtet. Sie verdanken, wie die meisten Anstalten in England, dem Unternehmungsgeiste von Privatgesellschaften ihre Entstehung, und die Regierung hat nichts dabei zu thun, als die großen Taxen einzustecken, welche die Gesellschaften nach vorgeschriebenen Steuerrubriken zu bezahlen haben. Auch jetzt steht es jedem Fahrzeuge frei, beim Zollhause zu landen, und wenn es schnell abgefertigt sein muß — wie dies bei Passagierdampfern der Fall ist —, sich dort der sofortigen Visitation zu unterziehen. Aber es ist nicht dazu gezwungen; es kann in einen der Docks einlaufen und daselbst mit seiner unverzollten Fracht liegen bleiben, so lange es in seinem Interesse ist. Eben dieses Liegenbleiben der unverzollten Frachtgüter ist das Hauptmotiv zur Erbauung der Docks gewesen.

Die London Docks sind, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten und bieten dem Besucher die größte Mannichfaltigkeit, ihre 4 Wasserbecken haben Raum für 300 Seeschiffe, die Waarenhäuser können 220,000 Tonnen Waaren, die Keller 60,000 Fässer Wein bergen. Ein nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis ins Weiße des Auges hinein. Es sind die großen Indigo-

lager, die größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und aber tausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partieen zu gelten.

Hat man keine Lust, wie ein Blaufärber auszusehen, so läßt man die Indigo-Magazine links liegen und wendet seine Schritte den Theelagern zu. Je weniger das Land selbst, in welchem das Theeblatt gebaut und getrocknet wird, für uns zugänglich ist, desto neugieriger schauen wir auf die Millionen kleiner, schmutzigbrauner Kistchen, die inwendig mit Metallpapier überzogen sind, um die trockenen Blätter vor der Seefeuchtigkeit zu schützen, und die auf der Außenseite zum großen Theile ebenfalls mit Papier überklebt sind, worauf die Sorte der Waare, ihr Erzeugungsort und die Firma, von der sie expedirt wurde, in chinesischer Schrift verzeichnet steht. Magazine wie diese, die Lagerplätze für 120,000 Kisten Thee haben, findet man schwerlich auf irgend einem andern Flecke der Erde wieder. Hier reiht sich Saal an Saal, vom Erdgeschoß bis an das fünfte Stockwerk hinauf, von dessen Fenstern man die herrlichste Aussicht auf die Themse, ihre Docks, Bassins und Schiffe genießt, hier in diesen Sälen bewegt man sich zwischen hölzernen, buntgemalten Scheidewänden, die eben nur aus übereinander gethürmten Theekisten bestehen. Denn Thee ist in diesem Lande und in allen Himmelsstrichen, wohin die angloſächsische Rasse gedrungen, lange nicht mehr Luxusartikel, sondern eines der dringendsten Lebensbedürfnisse geworden.

Besondere Beachtung verdienen ferner die Tabaks-Waarenhäuser. Diese zerfallen in drei getrennte Abtheilungen: in die sog. Cigar Floor, wo oft 1500 braune, aus rohem Mahagoniholz gezimmerte Kisten gemüthlich neben einander stehen, von denen jede im Durchschnitt 100 Pf. St. werth ist, und die somit zusammen ein Capital von 150,000 Pf. St. repräsentiren, — in das Elite-Magazin, das ist ein Waarenhaus von ungefähr derselben Größe wie das erste, wo die besonders feinen Tabaksorten aufbewahrt werden, die, in Büffelhäute oder in andere abenteuerliche Hüllen verpackt, für die Fabrikation besserer Cigarrensorten auf englischem Boden bestimmt sind, — endlich in das Haupt-Magazin, oder, wie es in den Docks gewöhnlich genannt wird, the Queen's Warehouse. Dieses in seiner Art einzig dastehende Gebäude ist nicht nur durch seine Größe — es bedeckt fünf Acker Landes —, sondern auch durch die elegante Zierlichkeit seiner Bauart besonders bemerkenswerth. Wie dort in den Thee-Magazinen die kleinen papierüberzogenen Kistchen des Ostens, so thürmen sich hier die tabakgefüllten großen Fässer des Westens über einander; wie

dort, gibt es auch hier endlose, sich kreuzende Straßen, in denen man hier und da einem Arbeiter, der ein Faß ausbessert, oder einem Agenten, der sich mit dem Inhalt der Verpackungen vertraut machen will, begegnet.

Eine breite Treppe führt nach abwärts in einen der großen Weinkeller der Docks. Die Wege zwischen den Fässern tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit das Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; das Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Oellampen, die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer leuchten sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Gewölbe von ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. Dieser Keller bedeckt zwölf Acker unterirdischen Bodens, und seine Schienenwege sollen dreizehn englische Meilen lang sein. Es ist dies nicht der einzige, aber doch der größte von den Dockkellern, und überhaupt das weiteste unterirdische Gewölbe, das von Menschenhänden in unserer Zeit gebaut wurde. Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen sich nach allen Richtungen hin ins Unendliche verlieren sieht, ist ein sehr imposanter. Von Zeit zu Zeit bleibt man stehen und läßt sich von dem führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen.

Etwas betäubt von der Weingeist-Atmosphäre gelangt man wieder dem Ausgange des Riesengewölbes zu, wirft noch einen Blick auf die oben stehenden Kufen, die zur Weinmischung bestimmt sind und von denen die größte 23,250 Gallonen faßt, und wendet sich sofort dem großen Bassin zu, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen. Nur im Vorübergehen wirft man einen Blick auf die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baumstämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. Es ist, als ob die Aernte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so viel geht von Zucker, Kaffee, Specereien u. dgl. beim Oeffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß der Kehricht der London Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann und daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus ans andere, und vor denselben ächzen Hunderte von eisernen Krahnen unter ihrer Last, und Tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Faßbinder, Lastträger, Makler und Dock-Beamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin, dicht aneinander gedrängt, liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisenthätigkeit beschäftigt sind, Waaren ans Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. Nirgends sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durch einander gewebt; in keinem andern Hafenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationa-

litäten herum. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien, mit Kaffee und Farbehölzern; der Däne bringt sein Hornvieh ans Land; belgische und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabakfässer und Baumwollenballen ans Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreide-Ladungen bereits in den Magazinen untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und vom Cap ziehen durch die geöffneten Schleusenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, ißt, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Mastkörben, flickt am Segel oder Tauwerk, denkt der fernen Heimat und summt sich das Lied vor, das jeder am liebsten hat.

210. Die Umgebungen London's.

(Nach E. G. Ravenstein, London, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die englische Landschaft hat ihren eigenthümlichen Reiz in den sanften, welligen Erhebungen und Senkungen des Bodens, in ihrem malerischen Wechsel von Hügeln und Thälern, in der wunderbaren Frische ihres Grüns, in dem überall verbreiteten üppigen Baumwuchs, in ihrem Wasserreichthum und in der park- und gartenartigen Cultur, welche allenthalben an die civilisirende Arbeit des Menschen erinnert. Dazu bieten Orte, wie Greenwich, Woolwich, Sydenham, Hampton-Court, auch ein historisches oder künstlerisches Interesse.

So gewährt der Blick von der Sternwarte zu Greenwich, durch welche die Engländer ihren ersten Meridian ziehen, auf eine reich bebaute, in den Farben des frischesten Grüns prangende Landschaft, durch welche der breite Strom in mächtigen Windungen seine Fluten dem Weltmeere zuwälzt, auf die zahllose Menge auf und ab segelnder oder dampfender Schiffe, auf die ungeheure Riesenstadt, aus deren schwärzlich grauen Massen sich die dunkle Kuppel der Paulskirche himmelanstrebend erhebt, ein Gemälde, das, gleich großartig wie lieblich, die heterogensten Momente einer weltbeherrschenden Civilisation in dem engsten Rahmen vor uns entfaltet. Stolz liegt am Fuße der erhabenen Sternwarte das Marine-Hospital von Greenwich, in welchem noch bis vor wenigen Jahren 2700 dienstunfähige Matrosen, der Stolz ihres Landes, der Schrecken seiner Feinde, in patriarchalischer Ruhe zusammen wohnten und sich von den gewonnenen Schlachten, den verlorenen Gliedern erzählten, während 3000 andere, namentlich sämmtliche verheirathete, außerhalb des Gebäudes wohnten und ihr Ruhegehalt verzehrten. Gegenwärtig steht dasselbe fast leer, indem in Zukunft sämmtliche invalide Matrosen ein Ruhegehalt beziehen und ihren Aufenthalt frei

wählen können. Die sog. Painted-Hall, welche früher als Speisesaal diente, ist jetzt eine Ruhmeshalle der englischen Seemacht, indem Schlachtenbilder die berühmtesten Waffenthaten der englischen Marine (den Sieg über die spanische Armada, die Schlacht bei Trafalgar u. s. w.) verherrlichen. Hinter dem Hospital, nur durch eine Straße getrennt, liegt die Royal Naval School, das Schulhaus für die Kinder der Invaliden, worin 800 Knaben und 200 Mädchen erzogen werden. Das Gegenstück zu dem Marine-Hospital in Greenwich ist das Chelsea-Hospital in London für invalide Landsoldaten.

Greenwich ist das Grab der Matrosen, Woolwich das Leben der englischen Artillerie. Im Arsenal an der Themse werden alle für die Ausrüstung einer Armee nothwendigen Artillerie-Materialien aufbewahrt; nichts kommt dem Anblicke des Riesenfeldes gleich, auf welchem 25,000 (?) Kanonen, theils bronzene für die Landarmee, die Mehrzahl aber von Eisen für die Marine in langen, fast unabsehbaren Linien ausgebreitet liegen und jeden Augenblick auf ihre Lafetten gehoben werden können. Die königliche Schiffswerft (the royal Dockyard) mit zahlreichen Werkstätten, in welchen die zum Bau und zur Ausrüstung der Kriegsschiffe nöthigen Arbeiten betrieben wurden, ist vor einigen Jahren geschlossen und der Privat-Industrie überlassen worden. Die neue Artillerie-Caserne mit einer Façade von etwa 400 M. faßt 4000 Mann und 1000 Pferde. Auch befindet sich hier die Artillerie- und Ingenieurschule (royal Military Academy). Die Kanonenbohrerei mit ihren Hobel- und Rundsäge-Dampfmaschinen ist nur mit den ähnlichen Anstalten in Portsmouth zu vergleichen.

Wie unterhalb London Greenwich und Woolwich und weiter den Fluß abwärts noch Gravesend mit seiner reizenden Aussicht (von dem Windmühlen-Hügel) über die Grafschaften Kent und Essex bis zur Themsemündung, so werden, namentlich an Sonntagen, wo in der Hauptstadt Todtenstille herrscht, oberhalb London der Park von Richmond, das Schloß Hampton-Court mit seiner Bildergalerie und die reizenden botanischen Gärten von Kew besucht.

Der Park von Richmond (8 englische Meilen im Umfang) enthält, wie alle englischen Landschaften, herrliche Baumgruppen mit mächtigen Eichen und weidenden Viehheerden und gewährt eine der lieblichsten Aussichten auf das Themsethal mit den malerischen Windungen des hier noch unbedeutenden Flusses. Daß der dem praktisch Zweckmäßigen zugewandte Sinn einer ganzen Nation diese doch für den Genuß einer ungetrübten Naturempfindung nicht unempfänglich macht, beweisen eben die Engländer. Kein Volk hat sich mehr neben der höchsten Steigerung der Civilisation einen kindlich harmlosen Sinn für das Naheliegende bewahrt, sei dieses nun eine Baumgruppe, oder ein Stückchen Wiese, oder ein sprudelnder Quell, wie es sich in den zahllosen Parks ewig wiederholt.

Das Schloß Hampton-Court wurde (1515) durch den Cardinal

Wolsey, den allmächtigen Minister Heinrich's VIII., erbaut. Der großartige Stil und die verschwenderische Pracht desselben erregten den Neid des Königs; daher machte der staatskluge Minister seinem Souverain mit dem Palaste ein Geschenk. Heinrich VIII. erweiterte denselben und feierte hier mehrere seiner Vermählungen. Auch Cromwell, die letzten Stuarts und die beiden ersten Könige aus dem Hause Hannover residirten hier, später wurde Windsor (s. S. 40) der fast ausschließliche Sommersitz der königlichen Hofhaltungen. Die große Gemäldegalerie enthält über 1000 Gemälde, von denen sehr viele mit Unrecht als Werke der großen Meister bezeichnet werden. Eine Hauptzierde der Galerie, die (von 10 noch übrigen) 7 Cartons von Rafael, sind (1865) in das Kensington-Museum (s. S. 31) gebracht worden. Es sind dies im Auftrage des Papstes Leo X. ausgeführte (d. h. auf starkem Papier mit Kohle gezeichnete und mit Deckfarben übermalte) Entwürfe für Tapeten, die in Arras gewebt worden sind und sich jetzt im Vatican zu Rom befinden. Sie haben Gegenstände aus der Apostelgeschichte und den Evangelien zum Inhalte. Die Mantegna-Galerie enthält 9 Gemälde von A. Mantegna, auf Leinen mit Wasserfarben gemalt, welche den Triumphzug Julius Cäsar's darstellen. Auch hier macht einen überaus lieblichen Eindruck ein Blick aus den Fenstern der königlichen Gemächer auf die im Schmucke des frischesten Grüns und der duftendsten Flora prangende Gartenfläche, deren herrlicher Grasteppich durch hochstämmige Lindenalleen fächerartig durchschnitten wird.

Kew an der Themse mit einem Schlosse, welches dem ehemaligen Könige von Hannover als Herzog von Cumberland auf Lebenszeit zur Verfügung steht, aber schwerfällig im Aeußern und geringhaltig im Innern ist, besitzt in den das Schloß umgebenden Gärten eine 1760 begonnene, seitdem ununterbrochen mit Eifer gepflegte und vermehrte Sammlung exotischer Gewächse, welche den sonst unbedeutenden Ort zu einem in der botanischen Welt sehr bedeutenden macht.

Der Krystall-Palast zu Sydenham, im Süden von London, verdankt sein Entstehen dem durch die erste Weltausstellung (1851) geweckten Gedanken, eine permanente Ausstellung zu schaffen, welche die Cultur aller Völker und Zeiten in einem großartigen Gesammtbilde zur Darstellung bringen soll. Wissenschaft, Kunst und Gewerbe sind in ihm auf gleiche Weise vertreten, und es gibt wohl keine Anstalt in der Welt, welche in gleichem Grade Vergnügen und Belehrung für die große Volksmasse vereinigt und nach allen Seiten bildend nnd anziehend gewirkt hat. Die einzelnen „Höfe" (courts) enthalten Nachbildungen der wichtigsten ägyptischen, griechischen, römischen, maurischen, byzantinischen, gothischen Kunstwerke, so: eine offene Tempelhalle von Theben und die Säulenhalle von Karnak, beide in verjüngtem Maßstabe; ein Modell des Parthenon zu Athen und Abgüsse der bedeutendsten Meisterwerke griechischer Kunst; Modelle des römischen Forum,

des Colosseum, des Pantheon, nebst Abgüssen der Meisterwerke römischer Kunst; aus der Alhambra den Löwenhof mit dem Springbrunnen, die Halle der Gerechtigkeit und die der Abencerragen; mittelalterliche Kreuzgänge, Brunnen, Grabmäler, Thüren, Fenster, Statuen, Wandmalereien und (Copien der) Gemälde, besonders aus England und Italien. In dem sog. Concert-room, der 4000 Zuhörer faßt und eine Orgel mit 4598 Pfeifen besitzt, spielt Morgens und Abends das sog. „Händel-Orchester". Die sog. Industrial-Courts sind dem Verkauf verschiedener Gegenstände gewidmet und bilden einen großen Bazar. Das südliche Querschiff enthält, im Gebüsche versteckt, eine ethnographische Sammlung, Gruppen der verschiedenen Menschenrassen darstellend. Daran reiht sich die prächtige Nachbildung eines vollständigen in Pompeji ausgegrabenen Hauses. Die Galerieen enthalten eine permanente Ausstellung von Gemälden lebender Künstler, eine solche der Erzeugnisse Canada's, eine werthvolle Sammlung von Photographieen und zahlreiche Verkaufsbuden. Im Park befinden sich die Wasserkünste, bestehend aus einem obern System von 9 Becken und einem untern von Wassertempeln, Cascaden und 2 Becken; das Ganze übertrifft an Großartigkeit alle ähnlichen Werke. Im südöstlichen Theile des Parkes ist die Geologische Abtheilung, welche sowohl die urweltlichen Thiere in natürlicher Größe als die diesen Thieren entsprechenden geologischen Formationen bis zu den jüngsten tertiären Gebilden zur Anschauunng bringt, ebenfalls einzig in ihrer Art. Von der (500 M. langen) obern Terrasse des Parkes übersieht man den obern Theil des im italienischen Geschmack angelegten Gartens, den englischen Landschaftsgarten zur Linken und die Hügel Kents in der Ferne. Von dem nördlichen Thurme kann der Blick die Themse bis Southend an ihrer Mündung verfolgen.

211. Windsor-Castle.

(Nach Dr. Brennecke, Besuch von Windsor).

Zu den fürstlichen Residenzen, welche historische Ideen-Associationen erwecken, wie Potsdam und Versailles, muß mit Recht Windsor, die heutige bevorzugte Residenz der königlichen Familie von England, gezählt werden. Windsor ist namentlich der Lieblingsaufenthalt der jetzigen Königin von England, welche hier ihren dauernden Wohnsitz hat, während ihre Paläste in London, wie Buckingham- und St. James-Palast, nur als Absteigequartiere, Osborne auf der Insel Wight nur als Aufenthaltsort während der Seebade-Saison und Balmoral in Schottland als Jagdschloß und für die in England sobeliebte Herbst-Villeggiatur gelten können.

Windsor liegt etwa 5 deutsche Meilen vom Mittelpunkte von London

entfernt, in einer der gesundesten Gegenden von England, am obern Laufe der Themse. Es führen zwei Eisenbahnen dahin, wovon die eine von Waterloo-Station direct hinführt, die andere von der Great-Western-Bahn bei Slough als Zweigbahn angelegt ist. Der Fußweg von London nach Windsor führt über Kew, Richmond und Hampton-Court fast beständig durch königliche Gärten und Parks. Die Stadt Windsor ist unbedeutend und bleibt in ihrer Entwickelung hinter anderen englischen Städten zurück. Sie wird durch die Themse von Eton getrennt, wo die berühmte Schule für die englische Aristokratie ist, deren Söhne dort für vieles Geld (mindestens über 1000 preußische Thlr. per Kopf jährlich) wenig lernen, und vorzugsweise nur zu guten Ruderern und Boxern ausgebildet werden. Die Themse ist hier nur für flache Ruderboote benutzbar und hat eine starke Strömung. Der Name Windsor soll eine Verkürzung sein von Windleshore, d. h. das sich windende Ufer, weil die Themse in diesem Theile ihres Laufes sich vielfach windet.

Schloß Windsor liegt auf einer Anhöhe, die sich 60 M. über die herumliegende Ebene erhebt und ist daher überall von Weitem erkennbar. In seiner ursprünglichen Anlage war es ein römisches Castellum, das von Wilhelm dem Eroberer wieder hergestellt wurde und auch heute noch als ein befestigtes Fort gelten kann, indem es von Batterieen und Bastionen umgeben ist. Es war bis zum Jahre 1824 ein Aggregat von unzusammenhängenden Gebäuden ohne alle Harmonie. Seine gegenwärtige Gestalt hat es unter der Regierung der Königin Victoria erhalten, welcher das Parlament zu diesem Zwecke anfänglich 2 Millionen Thlr. bewilligte, während die Vollendung einen Kostenaufwand von mehr als 5 Millionen Thlr. erforderte. Die Gebäude sind zu zwei Vierecken vereinigt, zwischen welchen sich der gewaltige, imposante runde Thurm befindet, der sich 40 M. über den Schloßhof erhebt. Auf diesen ist noch ein Wachtthurm von 8 M. Höhe gesetzt, von dessen Spitze man eine reizende Aussicht genießt, indem man 12 englische Grafschaften übersieht. Dieser runde Thurm war wohl die ursprüngliche Festung (Keep) und diente bis zum Jahre 1660 als Gefängniß. Im Jahre 1648 wurde der unglückliche König Karl I. hier eingesperrt.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Windsor gehören; 1) die Staatsgemächer (State Apartments), 2) die Capelle (St. Georg's Chapel), 3) die Pferdeställe (Royal Mews), 4) der Park mit allen seinen Dependenzen.

Die Staatsgemächer sind im Vergleich zu denen, welche man in den Schlössern zu Berlin und Potsdam, Paris, Versailles u. s. w. findet, höchst einfach, ja ärmlich zu nennen. Ueberhaupt trägt die englische königliche Hofhaltung durchaus das Gepräge der Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit und bleibt hinter denen selbst kleiner deutscher Duodezstaaten in äußerer Ausstattung und Prachtliebe zurück.

Das eigentliche Meisterwerk der Baukunst unter den zum Schlosse gehörigen Gebäuden ist wohl die Capelle des heiligen Georg, die als



eins der vollendetsten Muster der gothischen Baukunst in Europa gilt. Die ausgezeichnete Schönheit des innern Ausbaues und die reichverzierte Decke entzücken jeden Beschauer. Großen Effect bringt die Capelle hervor, wo sich das Cenotaphium der Prinzessin Charlotte († 1819) befindet, wo das Licht durch Fenster von hellgelbem Glase eintritt und temperirt wird. Indessen steht das Marmordenkmal selbst an künstlerischer Vollendung weit hinter dem unvergleichlichen Denkmal der Königin Louise in Charlottenburg zurück. Hier wird die Ceremonie der Investitur des Hosenbandordens vollzogen, weswegen auch hier über den in Holz geschnitzten Sesseln des Chors die Wappenschilder und Banner sämmtlicher durch diesen hohen Orden seit seiner Stiftung ausgezeichneten Persönlichkeiten aufgehängt sind.

Der Park und Wald von Windsor bietet eine herrliche Excursion dar, und es möchte in diesem Umfange ein dem königlichen Vergnügen gewidmetes Terrain sich wohl nirgends auf der Erde wiederfinden. Der äußere Umkreis dieser weitläufigen Anlagen und damit zusammengehörigen Waldungen soll 26 englische Meilen, d. h. ungefähr 6 deutsche Meilen, betragen. In der Nähe des Schlosses befindet sich, davon abgezweigt und durch ein eisernes Gitter umgrenzt, der Privatpark (Home Park). Als eine Curiosität zeigt man in demselben die Eiche von Herne, jetzt ein rinde- und blattloser, abgestorbener Baumstumpf, unter dessen früheren grünen Zweigen Shakespeare die Scene versetzt, wo die lustigen Weiber von Windsor den prahlerischen Falstaff peinigten. In dem Privatpark befindet sich Frogmore, früher die Residenz der Herzogin von Kent, Mutter der jetzigen Königin, gegenwärtig die gewöhnliche Sommerresidenz der königlichen Familie. Hier ist das prachtvolle Mausoleum für die Herzogin und das Mausoleum für den verstorbenen Prinz-Gemahl Albert, wo auch die mit ernsten Gedanken erfüllte Königin ihre letzte Ruhestätte angeordnet hat. Vom Schlosse aus führt durch den Park eine drei englische Meilen lange Allee (the long Walk), die vor ungefähr 160 Jahren, zu Zeiten der Königin Anna, in ungewöhnlicher Breite angelegt worden ist und deren Bäume zu wahren Prachtexemplaren herangewachsen sind. Es soll dies die längste, breiteste, regelmäßigste und schönste Baumallee sein, welche in der Welt existirt. In der Mitte ist der Fahrweg, breit genug, um wenigstens zehn Equipagen passiren zu lassen. Zu beiden Seiten sind gelockerte Reitwege. Diese Allee führt in schnurgerader Linie von der Stadt Windsor in allmählicher Steigung auf die Spitze eines Hügels (Snow Hill), worauf die kolossale bronzene Reiterstatue Georg's III. die Aussicht beherrscht. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt beginnt der umgitterte Wildpark, der mehr als 2000 Haupt Hochwild (Rehe und Hirsche aller Art) enthalten soll, worunter namentlich die aus den schottischen Hochlanden abstammenden bemerkenswerth sind. Das Hochwild ist sehr gesellig, man sieht es in großen Rudeln weiden und sich wenig um das Treiben auf der großen Landstraße kümmern. Ein Hauptanziehungspunkt im Park von Wind-

sor ist ein großer Teich (Virginia-Water) von 500 englischen Acres (à $1^{3}/_{4}$ preuß. Morgen) Oberfläche, künstlich ausgegraben und mit ziemlich klarem Wasser bei nicht unbeträchtlicher Tiefe gespeist. Die meisten der kunstvollen Anlagen, wie der chinesische Fischtempel, die Einsiedelei, das chinesische Sommerhaus, der Steinobelisk, die Steingrotte, der Ruinenberg, der Wasserfall, verdanken ihren Ursprung dem König Georg IV. Virgina-Water wird im Sommer zu Segelboot-Belustigungen und im Winter zu Schlittschuh- und Schlittenpartieen für den Hof benutzt.

Da in und um London gegen vier Millionen Menschen auf einem engen Raume, der sechszehn deutsche Quadratmeilen nicht überschreitet, eingeengt sind, so ist es eine wahre Nothwendigkeit, daß sich in der Nähe ein großes Reservoir frischer und gesunder Luft befinde, um die verdorbene Luft durch reine zu ersetzen und den Einwohnern die Gelegenheit zu bieten, an arbeitsfreien Tagen sich in stärkender und belebender Land- und Waldluft frei zu bewegen, sich auf grünem Rasen zu lagern und sich in den königlichen Parks wie auf eigenem Grund und Boden herumzutummeln.

212. Portsmouth.

(Nach K. von Hailbronner's Cartons.)

Portsmouth liegt auf der Insel Portsea und besteht eigentlich aus zwei für sich befestigten Städten. Ungefähr eine halbe Stunde westlich von der Insel Portsea liegt jenseit des ungeheuren Hafens von Portsmouth die Stadt Gosport. Was verständige Behandlung aus sumpfigem Boden machen kann, sieht man hier. Tiefe Moräste sind in blühende Wiesen verwandelt, eigene Maschinen sind stets in Bewegung, um den Unrath in die See zu bringen, und zwei immense Wasserwerke versehen die Bevölkerung mit frischem Wasser und überschwemmen und reinigen die Straßen der Städte.

Die wahre Herrlichkeit von Portsmouth, der Stolz Englands, besteht in seinem Arsenal. Hier erst versteht man die Macht Britanniens. Der ganze Hafen ist umringt und beherrscht von furchtbar mit Felsen aufgedämmten Batterieen, aus denen die Riesenschlünde der kolossalsten Geschütze Verderben hauchend hinausgähnen. In dem unermeßlichen Hafen liegen über 40 Kriegsschiffe ersten Ranges, und ein großer Theil ist stets zum Auslaufen bereit. Die Thätigkeit in der Ausrüstung in allen ihren unzähligen Verzweigungen grenzt ans Fabelhafte, und man muß dies alles in den innersten Details gesehen haben, um zu begreifen, wie England in tiefster scheinbarer Friedensruhe urplötzlich Flotten aussenden kann, die alle Welttheile zittern machen. Maschinen und Menschenhände sind im steten Einklang, und schweigend und ruhig werden in den endlosen Werkstätten die ungeheuersten Ar-



beiten verrichtet. Mit Erstaunen sieht man, auf welche Art die Schiffsmasten, die Segelstangen, die Bugspriets und andere gewichtige Marinegegenstände vollendet werden, und wovon unter anderen der Hauptmast eines Linienschiffes ersten Ranges, wenn es im Gange ist, nebst dem damit verbundenen Topmast und Bramsegel ungefähr die Höhe von 70 M., gleich dem großen Monument in London (s. S. 22), hat. Einen stupenden Anblick gewährt der Saal, wo die Taue gefertigt werden. Er ist 400 M. lang, und die Arbeiter am andern Ende erscheinen gleich kleinen Kindern. Hier werden die enormen Ankertaue gefertigt, deren manches 140 Centner Hanf und beständig 80 Mann zur Arbeit erfordert, und wobei die Arbeit so hart ist, daß der stärkste Mann ihr nur wenige Stunden des Tages vorstehen kann. In der Ankerschmiede scheint sich die Fabel von den Eingeweiden des Aetna zu verwirklichen, und die Feueressen, wo Vulcan die Donnerkeile Jupiters schmiedete, gehören fürder nicht mehr in das Reich poetischer Träume. Die dunkeln Gestalten der von glühender Hitze geschwärzten Männer, der dumpfwiderhallende Schall der Riesenhämmer, das furchtbare Gedröhne der ewig brausenden gigantischen Blasbälge, die glühenden Schlacken des schmelzenden Metalls, die Milliarden Funken, die von den ewig gepeitschten Ambossen alle Räume durchzischen: alle diese grandiosen Effecte fallen auf einmal gleich Blitzstrahlen in die Seele und geben ein Bild, das dem Dichter die Farben zum Tartarus leihen könnte. Und doch wächst das Erstaunen des Zuschauers, wenn er zu den furchtbaren Kupfergießereien tritt und die immensen Kessel mit glühend flüssigem Metall gefüllt sieht, das, in Stücke gegossen, durch Dampfkraft zu Platten gewalzt wird. Das unbegreiflichste der Wunder ist, daß menschliche Wesen eine solche Hitze und die versengenden Ausströmungen des nach allen Richtungen sich ergießenden Kupfers aushalten können. Eine ingeniöse Erfindung des Amerikaners Brunnel ist die Bearbeitung der Rollen zu den Schiffstauen. Das rohe Material des Holzes und Metalls wird hier ohne alle andere Arbeit in eine polirte Rolle verwandelt, als daß man die rohe Masse in die Werkstätten gibt, und nur die Rollen nach Umständen und Verhältnissen der stets arbeitenden Maschinen dreht und wendet. Ein Linienschiff bedarf ungefähr 1500 dieser Rollen, welche alle mittelst dieses bewunderungswürdigen Mechanismus, und bloß mit Beihülfe von vier Männern, in einem Tage gefertigt werden können. In allen diesen Vorrichtungen sehen wir den Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit; allein nichts ist zu vergleichen mit den Dockyards selbst, wo die größten Schiffe unter Dach erbaut werden.

Welches Leben ist in den Hallen, die den zu beständigem Gebrauch bereit stehenden unzähligen Booten zum Aufenthalt dienen, und wer zählte noch die zahlreichen anderen Werkstätten, die zu dem Wunder-Arsenale gehören: diese Riesenböden für Seilerei, vielleicht die größten der Welt, diese Bildschnitzerei und Modellirung, wo Figuren für die Schiffe und Modelle und Zeichnungen gefertigt werden? Hinter diesen unübersehbaren Werk-

stätten steht eine Reihe der schönsten Gebäude für die Chefs der verschiedenen Departements und der Palast des Hafen-Admirals. Den würdigen Schlußstein dieses Arsenals bildet die Rüstkammer, die an Zahl der Gewehre und Geschütze nur vom Tower und Woolwich überboten wird, und worin Waffen, Kanonen und Kugeln für die Bemannung aller im Hafen befindlichen Schiffe aufgespeichert und in malerischer Ordnung ausgelegt sind.

Zu den großartigsten Werken unseres Jahrhunderts gehören die zum Schutze der Südküsten Englands erbauten Wellenbrecher (breakwaters), wozu die Natur selbst das Vorbild in den Vorgebirgen gegeben hat. In den Jahren 1812—1840 wurde vor der Bucht von Plymouth ein 1650 M. langer Steindamm mit einem Kostenaufwande von 1½ Millionen Pf. St. erbaut, ein zweiter, bei Portland in den Jahren 1849—1872, der einen Ankerplatz von 4 Quadratmeilen besitzt, ein dritter, bei Dover, ist noch unvollendet.

213. Die Insel Wight.

(Nach E. Laubert, Die Insel Wight, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Insel Wight, wegen ihrer reizenden Naturschönheiten, ihres milden südlichen Klimas und ihrer üppigen Vegetation „der Garten von England" genannt, ist in ihrer größten Ausdehnung von W. nach O. etwa 5 (deutsche) Meilen lang und von N. nach S. 3 Meilen breit, sie kommt an Flächeninhalt (7 □-M.) ungefähr Malta gleich. Eine Hügelreihe durchzieht dieselbe von West nach Ost unter dem allgemeinen Namen Downs, der außer der Abstammung, dem Klange und der Bezeichnung für Hügel mit unserer „Düne" nichts gemein hat. Die einzelnen Erhebungen dieser Downs tragen besondere Namen und haben eine verschiedene Höhe von 100—250 M. Der südliche Zug ist der höchste und sein Culminationspunkt die über dem Leuchtthurme emporsteigende Katharinendown, welche die Südspitze der Insel bildet. Von dem Thurme auf derselben überblickt man den Canal la Manche nach drei Richtungen hin in meerartiger Ausdehnung, nie ohne Segel, meistens aber mit einer großen Anzahl derselben bedeckt; unter besonders günstiger Beleuchtung und bei seltener Durchsichtigkeit der Luft soll man den nächsten Punkt der französischen Küste, nämlich die hervorspringende Halbinsel der Normandie, in schwachen Umrissen am südlichen Horizonte auftauchen sehen. Im Norden wird die Insel durch die einem gigantischen Strome ähnlichen Meerestheile: Solent und die Rhede von Spithead von dem gegenüberliegenden, neben ihr als wahrhafter Continent erscheinenden Großbritannien getrennt. Portsmouth mit seinem Arsenal, Gosport gegenüber, und Southampton mit dem langen, zu ihm hinführenden Meeresarme bilden

den Hintergrund; auf der Rhede von Spithead hält eine Abtheilung der Kriegsflotte Station, und ein stetes Manövriren und Salutiren einheimischer und fremder Schiffe, ein beständiges Kommen und Gehen in Schußweite von der Insel verräth die Wichtigkeit der Stätte.

Und nun die Insel selbst! Schwellende Hügel und thauige Wiesen, fruchtbare Felder und gesegnete Gärten, sonnige Abhänge und schattenreiche Thäler, Rosensammt und Parkgrün, mit murmelnden Bächen und breiten glitzernden Wasserflächen, mit Pachthöfen und Landhäusern, Schlössern und Cottages, Dörfern und Städten, die See mit dem Lande harmonisch vermählt. Die Städte Ryde und Cowes sind die Landungsplätze der von England Herüberkommenden, und in geringer Entfernung von Ost-Cowes liegt auf einem Plateau das Schloß Osborne, der Lieblingsaufenthalt der Königin Victoria, mit seinen beiden, 32 M. hohen Thürmen, aus schönem Parkgrün weit über Land und Meer blickend, nur durch den schräg ansteigenden Rasenteppich vom Meeresstrande (an der Osborne-Bucht) getrennt.

Von Cowes führt sowohl eine kurze Eisenbahn als der die Insel gleichsam in zwei Hälften spaltende, durch das Eindringen der Meeresflut schiffbare Medinafluß nach Newport, der Hauptstadt der Insel, in deren Nähe die ausgedehnten Ruinen von Craisbrook liegen, der Residenz der alten Herren der Insel, welche, gleich dem Tower an der Themse, Festung, Gefängniß und Regierungssitz gewesen ist. Nicht allein die von dem üppigsten Epheu übersponnenen Wände, nicht nur die historischen Erinnerungen an die schon aus Shakespeare's Dramen bekannten Yorks, Warwicks, Gloucesters, Somersets, nicht blos der herrliche Blick in das Thal auf die grauen Dächer von Newport, den breiten Fluß mit den ewig grünen Ufern, die dunkeln Fichten von Parkhurst (einer Plantage von jungen Kieferbeständen) und die blauen Wasser des Solent ziebt zahlreiche Besucher hierhin; sondern vor Allem auch das tragische Interesse, welches diese Mauern dem Umstande verdanken, daß König Karl I., nachdem er, um den Händen seiner Feinde zu entgehen, von Hampton-Court entflohen war und sich nach der Wight gerettet hatte, hier bald auf Befehl Cromwell's überwacht wurde, um nach einem Jahre über Newport nach London geführt zu werden und dort (vor Whitehall) das Schaffot zu besteigen. Die Gebeine seiner aus Gram über das Schicksal ihres Vaters ihm nach einem Jahre ins Grab gefolgten vierzehnjährigen Tochter (Elisabeth) ruhen in einer Kirche von Newport.

Die ausgesetzte Lage im Meere, welche den räuberischen Dänen mehrmals Veranlassung zur Plünderung gegeben hatte, und namentlich die Nähe der französischen Küste ließ es schon im Mittelalter rathsam erscheinen, dort, wo die Natur nicht selbst durch seichtes Meer, gefährliche Riffe (wie die sog. „Nadeln") und steile, unnahbare Felsenwälle die Befestigung der Insel übernommen — wie dies an vielen Stellen des nördlichen und südlichen Ufers der Fall ist —, sie durch künstliche Vertheidigungsmittel sicher

zu stellen und namentlich zu verhindern, daß der Feind durch ein Festsetzen auf derselben die gegenüberliegende Küste beunruhige oder gar beherrsche. Trotzdem gelang es den Franzosen im 14.—16. Jahrh. mehrmals, auf Wight zu landen und dieselbe theilweise zu verwüsten. Während dann in der spätern Zeit Vieles von den Befestigungen der Insel, darunter auch das starke Craisbrool, in Verfall gerathen war, und selbst, als Napoleon I. mit Landungen drohte, wenig für den Vertheidigungszustand der Insel geschah, hat man in der neuesten Zeit die Wight mit der Kriegsrhede von Spithead und dem Hauptarsenal Großbritanniens in Portsmouth in ein großes System von Vertheidigungslinien und Befestigungen aufgenommen. Wer die interessante Vergnügungsfahrt auf einem Dampfboote um die Insel macht, entdeckt vom Verdecke des Schiffes aus eine Anzahl Forts, Batterieen, Schanzen und Castelle, die alle in den letzten Decennien theils neu errichtet, theils den modernen Bedürfnissen des Festungsbaues angepaßt wurden. Diese liegen entweder im Niveau des Seespiegels, wie das neue Fort von Sanddown an der Ostküste mit den, ungeheuern Thoren ähnlichen Stückpforten, oder hoch auf der Down, oder sind gar theilweise in den Felsen eingehauen.

Doch welchen Werth auch England auf den Besitz des Eilandes aus strategischen Gründen zu legen genöthigt ist, den Ruf, den die Insel gegenwärtig genießt, verdankt sie hauptsächlich ihrem milden Klima, das durch den Einfluß des sie umspülenden Meeres, namentlich durch den Golfstrom gemäßigt und gemildert wird. Insbesondere das sog. Undercliff, d. h. der (7 engl. M. lange) südliche und südöstliche Theil (östlich bis zum Badeorte Ventnor), welcher durch einen Bergsturz in eine Terrasse umgewandelt wurde, wird durch die stehen gebliebenen hohen Wände erfolgreich geschützt. Dort sind Frost und Nebel selten, der Schnee im liegenden Zustande fast unbekannt; die Luft ist linder, trockener und belebender; die Vegetation steht der Oberitaliens nicht nach, indem Citronen nicht selten schutzlos reifen und selbst die Agave zuweilen ihren riesigen Blütenschaft entwickelt, was man allerdings jenseit des 50. Breitengrades kaum für möglich halten sollte. Daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Engländer, welche im Laufe dieses Jahrhunderts Mentone, Nizza, Cannes und andere klimatische Curorte so zu sagen erst entdeckt und zu dem gemacht haben, was sie jetzt sind, dieses vor ihrer Thür liegende Stück Italien aus dem Dunkel und unverantwortlicher Vernachlässigung hervorgezogen haben. Diesem Umstande verdankt denn auch die Wight, welche gleichsam ein Miniaturbild der seebeherrschenden Britannia in idealisirter Vollkommenheit gibt, in den letzten Jahrzehnten große Veränderungen und Verbesserungen, namentlich eine Anzahl Schlösser, in den verschiedensten Bauarten aus der englischen Geschichte, mit großen Parken und Hunderten kleinerer, von Gärten umgebener Villen, welche entweder in langen Reihen, wie auf der Höhe von Ryde („der Stadt der Villen") und dem Undercliff oder in Gruppen und einzeln über den riesigen, ununterbrochenen

Park der lieblichen „Garteninsel" vertheilt sind. An den beliebtesten Stellen hat sich mit der steigenden Nachfrage die Zahl der Landhäuser bedeutend vermehrt. Denn die Insel hat den Vortheil einer doppelten oder eigentlich einer permanenten „Saison": im Sommer wandern die Badegäste ein, angelockt durch die schönen Umgebungen, die klaren Fluten, den herrlichen Wellenschlag, den feinen Sand, und finden rings um die Insel an den verschiedenen Punkten ihre Räderbuden aufgestellt, die nicht selten bis Ende October benutzt werden können; im Anfange des Winters folgen diejenigen, welche die rauhere Jahreszeit in den nördlichen Grafschaften unbequem finden oder auf ärztlichen Rath, statt einer beschwerlichen und kostspieligen Reise nach Nizza oder Madeira, das Undercliff zum Aufenthalte wählen. Am lebhaftesten ist der Besuch der Insel zur Segelzeit. Während der Monate Mai bis August liegen in den Häfen und auf den Rheden bei Cowes und Ryde, den Sitzen der Clubs, zahlreiche Lustschiffe vor Anker und erwarten nur die sanfte warme Brise, um mit ihren schneeweißen Segeln und schlanken, eleganten Formen in langen Reihen dahin zu gleiten. Zu dem bunten Schauspiel der Regatten auf dem belebten Canal führen Extrazüge aus den großen Fabrikstädten und der Metropole ganze Schaaren von Besuchern herbei, welche den Qualm und das Getöse innerhalb der Mauern auf 1 oder 2 Tage verlassen, um sich an dem Anblicke des blauen Meeres und der grünen Hügel zu erfreuen, den Duft der Wiesen zu athmen, den melodischen Wellenschlag zu vernehmen, dem Zuge jedes Briten zur Seaside folgend, und von hoher Klippe herab dem schnellen Segel nachzublicken.

214. Birmingham.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in England und Wales, mit Zusätzen vom Herausgeber).

Während sich für die groben und großen Eisenwaaren (wie eiserne Schiffe, Brücken, große Ankerketten) in Südwales, dem eisenreichsten Strich in England, die ausgedehntesten Gießereien finden, weil für jene Waaren ein weiter Transport des Materials blos der Bearbeitung wegen zu kostspielig sein würde und ihre Fabrikation sich daher so nahe als möglich bei den großen Eisenminen selbst hält, während für die Bearbeitung von Maschinen und Maschinentheilen Lancashire und namentlich Manchester, die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens, der Hauptsitz ist, wie für schneidende Instrumente („Cutlery-ware") Sheffield, so ist für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen oder auch aus Kupfer, Messing und anderen Metallen verfertigen kann, für die sog. „Hard-ware", Birmingham („der Kramladen von Europa") der vornehmste Ort.

Weil die verschiedenen Industriezweige von Birmingham so klein sind,

d. h. nicht in so großen Etablissements und von so gewaltigen Maschinen und so vielen Händen auf ein Mal betrieben werden, wie die Manufacturen von anderen Städten, z. B. von Manchester, so gewährt diese Stadt, obgleich sie alle anderen Manufacturstädte Englands außer Manchester an Einwohnerzahl (1871 : 343,000) übertrifft, doch einen noch viel einförmigeren und unlieblicheren Anblick als Manchester. Während in Manchester sich große Fabrik-Etablissements und gigantische Waarenhäuser mit architektonischem Schmuck, prächtige Stations-Häuser von einem halben Dutzend verschiedener Eisenbahnen erheben, hat Birmingham nichts dergleichen. Ganze weite Theile der Stadt sind mit einer Masse von kleinen, einförmigen und zum großen Theil ärmlichen und schmutzigen Arbeiterhäusern von unfreundlichem Aeußern bedeckt. Die wenigen öffentlichen Gebäude liegen fast sammt und sonders in einem sehr kleinen Kerne der Stadt in der Mitte: die Hauptkirchen, die Townhall (Stadthalle), im Stile eines griechischen Tempels, etwa wie die Madeleine-Kirche in Paris, mit einem für Concerte und Versammlungen bestimmten Saale, der 9000 Personen fassen soll, die Haupthotels u. s. w. In den Vorstädten ist es nur dann und wann eine Methodisten-, Independenten-, Baptisten- oder Unitarier-Capelle, welche die Einförmigkeit unterbricht, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Stadt so ganz in einer durch nichts unterbrochenen Landebene liegt. Sie hat keinen Fluß, keinen Meeresarm, keinen Hafen, der die Stadt in mehrere Theile spaltete und etwas Licht und Anmuth hinein brächte. London hat seine Themse, Liverpool seinen Mersey, Moskau und Rom haben ihre Hügel, wo man Luft schöpfen kann, aber Birmingham hat von dem Allen gar nichts, und es zieht sich hier Haus an Haus und Straße an Straße auf gleichförmige Weise fort.

Auch über die Grenze der Stadt hinaus noch setzt sich die metallbearbeitende Fabrikthätigkeit, von der Birmingham das Centrum ist, fort, und es dauert lange, bis man aus dem weitgehenden Bereiche der Nagelschmiede, der Schloß-, Leuchter-, Lampen-, Schrauben-, Schnallen-, Feilen-, Medaillen-, Nadel-, Ringe-, Haken- und Knopfmacher herauskommt. Auch viele Städte in der Nachbarschaft von Birmingham betreiben ganz dieselben Industriezweige, wie diese Metropole der Schmiedegesellen selbst. Der Hauptkunde für diese Art von Waaren wie für mehrere andere ist Nordamerika, das neun Mal mehr „Hard-ware“ und „Cutlery“ von England kauft, als irgend ein anderes Land, und etwas mehr als die Hälfte des ganzen Exports hinnimmt.

215. Liverpool.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in England und Wales, und Woldemar Seyffarth, Die Städte von England und Wales, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Wie Chester (aus: castrum), gleichsam die Mutter oder Vorgängerin Liverpool's und bereits unter den Römern Standort der 20. Legion (der legio

victrix), sich rühmt, daß, wenn es jetzt zwar nichts sei, doch seines Ruhmes schon von den ältesten Schriftstellern gedacht werde, so macht dagegen Liverpool einen Punkt seiner Eitelkeit daraus, daß kein alter Schriftsteller seiner erwähne, und daß es alles, was es jetzt ist, nicht längst verschollenen Geschlechtern, sondern noch lebenden und wirkenden Generationen verdanke. Noch im Jahre 1700 hatte Liverpool nur 7000, 1801 : 77,000 Einwohner, heute eine halbe Million. Sein schnelles Wachsthum begann erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts; jetzt ist diese Stadt der erste Seehafen Europa's, London nicht ausgenommen.

Wie Odessa's Handel mit der zunehmenden Bebauung der Steppe, wie New-York's und New-Orleans' Handel mit der vermehrten Ansiedelung im Innern der amerikanischen Wälder gleichen Schritt hielt, so ist Liverpool's Verkehr und seine Geschichte in Verbindung mit der Geschichte und Entwickelung der Manufacturdistricte, von denen es umgeben ist, zu betrachten. Manchester ist seine wahre Mutterstadt, und wie Manchester aus dem alten Mancunium zu der Riesenstadt, die es jetzt ist, emporblühte, so arbeitete sich auf gleiche Weise auch Liverpool zuerst durch den Sclavenhandel, später durch den Baumwollenhandel aus seinem Pfuhle (pool) hervor und stellte sich in Reichthum, Bevölkerung und Thätigkeit Manchester an die Seite.

Die Hauptspringkraft des englischen Handels liegt nicht in seinen rohen Producten, die das Land erzeugt, sondern in seinen Kunstproducten, die es ausführt, und in den rohen Producten, die es für diese Manufacturen einführt. Liverpool hat alle Manufacturdistricte im Durchschnitt drei- oder viermal näher als London und ist durch Canäle und Eisenbahnen auf's innigste mit ihnen verbunden, kann also die Waaren aus allen jenen merkwürdigen Districten viel leichter beziehen als London. Betrachtet man nun die Lage der Länder, wohin man jene Waaren am meisten verführt, so stehen hier Nordamerika und Südamerika obenan. Wie der Hauptkunde Großbritanniens für den äußern Handel, Nordamerika, dem Westen Großbritanniens und Liverpool näher ist als London, ebenso liegt auch der Hauptkunde des inneren Handelsverkehrs, nämlich Irland, im Westen und Liverpool näher. Irland producirt außer Leinwand gar keine Manufacturen, empfängt sie daher fast alle aus England. Dagegen besitzt es eine Menge roher Producte, Korn, Vieh 2c., an denen England Mangel hat, und England bezieht die meisten dieser Artikel aus Irland. England und Irland sind daher diejenigen Theile der vereinigten Königreiche, welche in dem lebhaftesten gegenseitigen Verkehr und Austausche mit einander stehen. Liverpool liegt, so zu sagen, der Mitte von Irland gerade gegenüber und ist der unausweichliche Hafen für Irland.

Es gibt unter den großen Weltstädten ersten oder zweiten Ranges keine, die so ganz ausschließlich Handelsstadt ist, wie Liverpool; fast jedes Haus in dieser Stadt ist entweder ein Comptoir, oder ein Waarenhaus, oder ein

Magazin. Jede großartige Anstalt, welche die Stadt in ihren Mauern umschließt, ist entweder ein Custom-House (Zollhaus), oder eine Börse, oder ein Dock, oder eine Railwaystation, und jeder Bewohner des Orts ist entweder selbst ein Kaufmann oder ein den Kaufleuten Dienender. In Liverpool gibt's keine Manufacturen, keine obersten Reichs-Behörden, nicht einmal die Grafschafts-Behörden (die Hauptstadt der Grafschaft ist Lancaster), keinen Adel, sondern einzig und allein Kaufleute. Die Stadt hat nur einen Gott, das ist Mercur.

Die Londoner Docks sind zwar größer als die Liverpooler und enthalten daher auch mehr Schiffe. Allein sie sind erstlich nicht so zahlreich und nicht für so verschiedene Handelszweige geeignet, bieten daher auch nicht diese bunte Scene von Bauten und Gegenständen wie die Liverpooler dar, und zweitens gewähren sie den Kaufleuten auch deswegen nicht so große Bequemlichkeiten, weil sie in einiger Entfernung von dem Centrum der Stadt liegen. London war schon eine große Stadt, ehe man an seinen jetzigen Welthandel und an seine jetzigen großen Docks dachte. Liverpool aber wuchs mit seinem Handel und mit seinen Docks auf. Man konnte daher in London der Docks wegen nicht die halbe Stadt wegräumen, und mußte dieselben ein wenig zur Seite legen, während man hier in Liverpool immer gleich für die Docks Raum ließ oder ihn doch leicht sich schaffte, und auf diese Weise die ganze Stadt sich auf der einen Seite rund umher mit Docks gürtete, und ihre Börse, ihr Custom-House und ihre Comptoire ganz in der Nähe derselben behielt.

Die ganze Länge der Flußseite (4½ engl. Meilen) ist mit Docks erfüllt und eine Pferdebahn führt von einem Ende derselben zum andern. Die Docks sind dreierlei Art. Die wichtigsten, die nassen Docks, in denen das Wasser während der Ebbe mittelst Thore in der den Schiffen zum Schwimmen erforderlichen Höhe erhalten wird, dienen hauptsächlich zur Bewegung großer, schwerbeladener Seefahrzeuge; die trockenen, so genannt, weil sie bei der Ebbe wasserleer bleiben, sind meist für kleine Küstenfahrer bestimmt; die Kalfater-Docks, in denen das Wasser nach Belieben zu- und abgelassen werden kann, die schmälsten von allen, nehmen blos Schiffe auf, welche der Ausbesserung bedürfen. Jeder Dock hat ein oder mehrere Bassins, gleichsam Vorhöfe, wo die Einlaß begehrenden Schiffe warten, bis das Schleusenthor sich zu ihrer Aufnahme öffnet. Weil bei der Ebbe nur in den nassen Docks das Wasser zurückgehalten werden, hingegen in den anderen Docks mit ihr ablaufen soll, öffnen sich die Thore der ersteren nach innen, die der letzteren nach außen. Ueber das Schleusen- oder Verbindungsthor jedes Docks mit seinem in den Fluß ausmündenden Bassin sind zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs in den Docks eiserne Brücken gespannt, die beim Ein- und Auslaufen der Schiffe sich in der Mitte spalten und ehrerbietig zur Seite weichen. Rings um den Dock ziehen sich breite und ebene Kais

oder Trottoirs mit dickköpfigen Kegeln von Gußeisen zum Anhängen der Schiffe, und mit großen und kleinen eisernen Krahnen, deren jeder die Last nennt, die er zu heben vermag. Am Rande der Trottoirs stehen lange Schuppen zur Deckung der ausgeladenen Waaren gegen Sturm und Wetter und deshalb außer dem Dache mit beweglichen, auf eisernen Rollen ruhenden Wänden oder Holzschirmen. Eigens je nach Beschaffenheit der Waaren eingerichtete Karren fördern dieselben an den Ort ihrer Bestimmung, sei es in die Stadt oder in angrenzende Speicher, wo sie bis zur Bezahlung des Zolls niedergelegt werden.

Zwischen den die Docks umgürtenden Mauern und dem Flusse befindet sich gewöhnlich ein Kai oder Spaziergang mit Aussicht auf den Mersey und das gegenüber liegende Ufer von Cheshire. Doch auch hier behauptet Liverpool seinen Charakter. Statt Bäume erheben sich Maste, statt Blumenbeete gibt es Gruppen von Theertonnen, Theekisten und Tabaksfässern. Die Durchblicke gehen auf Waarenhäuser, auf die grüne Wasserwiese des Mersey, bisweilen in der Ferne auf das bläuliche Meer und weiße, Schwänen gleich heranziehende Segel. Dem entsprechend sind die Straßen in der Nähe der Docks, obwohl unaufhörlich mit Wagen und Fuhrwerk gefüllt, doch unbewohnt. In den unteren Räumen der Häuser haben Kaufherren und Agenten ihre Schreibstuben und Bureaux; die oberen Stockwerke dienen zu Waarenmagazinen, und dazwischen wird Mancherlei gefertigt, dessen Handel und Schifffahrt bedürfen.

In seinen Gesammttheilen ist das riesige Liverpool, welches trotz der dunkeln Färbung seiner Häuser überall den Stempel der Neuheit trägt, ein kleines London, London an Einem Ufer ohne Brücken, aber mit zahlreichen Dampfbooten, welche fast jede Minute von beiden Ufern übersetzen. Umgeben mit einer Menge freundlicher Landhäuser, steigt die Stadt amphitheatralisch an sanftem Abhange empor und bietet allenthalben eine geschlossene Masse Gebäude, über welchen bei stillem Wetter häufig eine dichte, von den Schornsteinen der Werkstätten genährte Rauchwolke schwebt. Vom entgegengesetzten Ufer, dem linken des Mersey, erblickt man einen Wald von Masten, Raaen und Tauen, welcher die Gebäude der Stadt in der Nähe der Docks größtentheils verdeckt, im Innern hingegen breite, luftige Straßen, auf denen die Wagen wunderbar leicht und fast geräuschlos hinrollen. Doch münden auch enge, finstere Seitengäßchen ein, in welche kein Sonnenstrahl dringt, wo ein zäher Schmutz auf dem Pflaster liegt, der Kleinhandel sich bewegt, das Elend seine Lumpen ausbreitet und halbnackte Kinder im Kothe spielen.

216. Manchester.

(Nach Woldemar Seyffarth, Die Städte von England und Wales, und C. G. Carus, England und Schottland, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Nie gab es eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Waarenfülle, in ihrer Masse wundersamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen.

Als Stadt kann Manchester im Allgemeinen weder schön noch häßlich heißen. Es ist Beides, und nur so viel dürfte gewiß sein, daß trotz der nach Möglichkeit verschönten Einfahrten und der eleganten, ins Freie auslaufenden Häuserzeilen, der Wohnungen reicher Kaufherren, der erste Eindruck ein ihm ungünstiger ist. Rings und so weit das Auge reicht, dicht gereihte, von Schmutz und Rauch geschwärzte, mit blauem Schiefer gedeckte Backsteinhäuser, die gut gepflasterten Straßen voll Karren und Fuhrwerk aller Art und beim Anfange und Ende der Arbeitsstunden oder Mittags 1 Uhr, der herkömmlichen Essenszeit, Haufen von Knaben und Mädchen, Frauen und Männern, die in meist von der geübten Pflicht zeugender unsauberer Kleidung heimeilen, um eben so schnell wieder zurück zu eilen, während eine Rauchdecke trüb und traurig sich zwischen der Stadt und dem Himmel legt — das ist die vorherrschende Physiognomie, die selbstverständlich mißfällige von Manchester. Dann gibt es aber neben schmutzigen, häßlichen und bis zum Uebermaß vernachlässigten Stadttheilen andere, die rein und prächtig, großartig und pompös sind. So die breite, mit geschmackvollen Gebäuden gesäumte „Marktstraße", die vom Flusse Irwell aus, welcher das eigentliche Herz der Stadt durchschneidet, sich in der Straße „Piccadilly" fortsetzt und als „Londoner Straße" durch die übrige Stadt und die Vorstädte in's Freie dringt.

Unter den sehenswerthen Dingen nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Durch die Baumwolle ist zwischen zwei der mächtigsten Staaten der Erde, zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien, das Handelsband angesponnen, dessen Anschwellung ohne Gleichen ist. Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Waare gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und waarenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waaren sandten, hat England, die uralte Waarenströmung umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen. Die Baumwollenfabricate, deren Preis die englischen Erfindungen in 20 Jahren auf den vierten Theil

herunterbrachten, haben uns gelehrt, jene Völker des fernen Ostens an europäische Waaren zu gewöhnen und sie so von uns abhängig zu machen.

M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1½ Million Personen bloß mit der Fabrication der Baumwollwaaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit dem Absatz, der Transportirung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche mit der Entwickelung der Baumwollenfabrication schwindelnd emporgestiegene Städte, wie Liverpool, man denke an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Aegypten als Sclaven des Pascha, in Brasilien als Sclaven der Plantagenbesitzer an der Producirung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen; man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die jetzt zehnmal mehr Baumwollstoffe tragen als früher, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat. Man hat ferner berechnet, daß in einem Umkreis von 12 englischen Meilen um Manchester herum nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollmanufactur in Verbindung stehen und die von mehr als von einer Million Menschen bewohnt sind.

Bis auf die neuesten Tage herab ist die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und noch jedes Jahrzehnt hat irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eine der letzten ist die sog. „Selfacting mule", nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bis dahin mußte das Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämmtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Ausrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere Manipulationen, werden sammt und sonders von der Maschine übernommen. Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man den Menschen entwunden. Dies geschieht nämlich vermittelst Maschinen, die man „Self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapfel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügel, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar so, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern gleichmäßig darin ver-

theilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß der Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Diese Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen.

Der power-loom (Kraft-Webestuhl), d. h. der von Dampfkraft getriebene Webestuhl, arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Hand-Webestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist, als der, den die menschliche Hand gibt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege, eine Fabrik mit 1300 Webstühlen also an einem Tage 1300 Stück Calico oder in einem Jahre zu etwa 300 Werktagen 390,000 Stück Calico. Es gibt Processe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist. Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Processe an, so würde jene eine Million Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrication beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Millionen Menschen ausrichteten.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckereien ist ihr pattern-room (Modellzimmer), zuweilen mit nicht weniger als 3000 kupfernen Cylindern mit verschiedenen eingravirten Mustern. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Patterns ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn sonst würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An solcher Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen beschäftigt. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es sollen eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Dessins schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen und dieselben an die Manchester'schen Calico-printers (Kattundrucker) oft zu theuren Preisen verhandeln.

217. York.

(Nach Woldemar Seyffarth, Die Städte von England und Wales, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

York ist ein schöner, stiller Ort, reich an Ruinen, Alterthümern und Kirchen aus vergangener Zeit, mit reinlichen und wenn auch engen, doch im Ganzen hübschen Straßen, die Häuser alle gut unterhalten, selbst die Ruinen wie von Gärtners Hand mit Epheu geschmückt, überall die angenehme Erscheinung einer gewissen Wohlhabenheit. Mauern, deren Fundamente aus den Tagen der Römer, und deren Hauptbefestigungen aus der Regierung des ersten Eduard stammen, und welche 1831 in dem alten Baustile, nur etwas niedriger, als sie ursprünglich gewesen, erneuert worden sind, umgürten die Stadt in der Form eines unregelmäßigen Vierecks. Als römische Capitale von Großbritannien unter dem Namen Eboracum, war sie die zeitweilige Residenz der Kaiser Hadrian, Septimius Severus, Caracalla und Constantius Chlorus, die Grabstätte des Severus und Constantius und der Geburtsort des Sohnes des Letzteren, des großen Constantin. Mit den Einfällen der Dänen, die 867 York eroberten und kurz darauf vor seinen Mauern die Angelsachsen schlugen, mußte es den Ruhm, Englands erste Stadt zu sein, nach langem Widerstreben, und obschon noch 1160 das erste in der englischen Geschichte erwähnte Parlament sich hier versammelte und später häufig englisch-normannische Könige ihren Aufenthalt nahmen, an London abtreten und sich begnügen, die zweite Stadt zu heißen.

Als schönste Kirche Englands gilt York's Kathedrale. Dieses vollendete Werk deutscher Baukunst, 1171 begonnen, 1378 vollendet, wurde 1829 durch den wahnsinnigen Fanatismus des gegen Kirchen-Institutionen entflammten Matrosen Martin, in Folge der, wie er behauptete, in zwei Traumgesichten an ihn ergangenen Mahnung, den Tempel durch Feuer zu zerstören, an den Rand des Verderbens geführt. Eine ungeheure Menge der herrlichsten Holzschnitzwerke nebst einem beträchtlichen Theile des Chors und des ganzen Ostendes, Dach, Säulen, Bogen und die berühmte Riesenorgel fielen der Flamme zur Beute. Doch blieb das größte bekannte Fenster mit seinen gemalten Scheiben inmitten rings einstürzender Mauern bis auf geringe Verletzung wunderähnlich bewahrt. Kaum hatte ein Aufwand von 81,000 Pf. St. Alles im frühern Geiste und in ursprünglicher Pracht hergestellt, das Schnitzwerk und die Orgel vielleicht noch besser, als Beides es gewesen, so schlug am 21. Mai 1840, verursacht durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters, welcher ein Licht unter dem Gebälke eines der beiden niedrigen Thürme stehen gelassen, eine neue Lohe aus dem westlichen Theile auf. Ein Thurm und das Dach des Langschiffes wurden zerstört. Auch diesen Schaden hat eine Summe von 30,000 Pf. St. unsichtbar gemacht. So

verjüngt erhebt sich der stolze Bau nach wie vor auf engem, von drei Seiten mit kleinen Häusern knapp umschlossenen Platze, indem bis jetzt nur auf der vierten, der nördlichen, genügender Raum hat gewonnen werden können, um das Aeußere, dessen größte Länge von Ost nach West 170 M. und dessen gesammte Breite 35 M., im Querschiff 72 M. beträgt, vollständig zu schauen. Das Innere bringt einen majestätischen Eindruck hervor, die Yorker stellen ihre Kathedrale gern über die Londoner Paulskirche und ein stolzer Spruch im Dome selbst lautet: ut rosa flos florum, sic est domus ista domorum (was die Rose unter den Blumen, das ist dieser Dom unter den Domen). Vor Allem schön und der Bewunderung werth ist der Orgelkorb, eine äußerst reiche Steinmetzarbeit, die in der Mitte des Gebäudes das Chor vom Schiffe trennt und der darüber stehenden Orgel mit ihren 4200 Pfeifen als Einfassung oder Fußgestell dient. Sie besteht aus einer Menge Thürme und Thürmchen, Säulen und Säulchen, in einer Fülle, daß die Wand das Ansehen eines Epheugebüsches hat. Inmitten der Säulen gruppiren sich 15 lebensgroße Steinbilder englischer Könige, von Wilhelm dem Eroberer bis auf Heinrich den Sechsten, und zwischen dem Steingewebe rauschen beim Gottesdienste die Töne der Orgel in vollster Majestät hervor. Ein anderes ähnliches Steinmeisterwerk ist das Capitelhaus neben der Kirche und mit ihr durch einen Gang so eng verbunden, daß von außen beide als Eins erscheinen. Die Verhältnisse aller Theile, die Steinarbeit der Fenstergewände, die leicht geschwungenen Bogen und zierlichen Säulen, die weite, von einem Pfeiler gestützte Decke und die Glasmalereien stimmen harmonisch zusammen.

Die Ruinen der Benedictiner-Abtei der heiligen Maria von York, deren Abt fast ein so großes Gefolge hatte, wie der Erzbischof, und wenn die Barone zum Kriege versammelt wurden, durch einen seiner Ritter ihnen das Banner der heiligen Maria vortragen ließ, finden sich vor den Thoren der Stadt und schmücken durch ihre mit Epheu umrankten Säulen, Pfeilerstumpfe, Thorwegsbogen und acht Fensterwölbungen die in einen Garten und öffentlichen Spaziergang verwandelte Umgebung. Gleichsam zur Versöhnung hat die Neuzeit inmitten dieses Gartens zwischen den Abtei-Ruinen auf der einen und den Ruinen eines römischen Gebäudes, angeblich eines Tempels der Bellona, auf der andern Seite ein naturhistorisches Museum errichtet, dessen Gesammtinhalt keineswegs den Erwartungen entspricht, die sich unwillkürlich an solche, zumal aus der Römerzeit reiche Ausbeute verheißende Fundgruben knüpften.

Als eine Art Anerkenntniß, daß York die zweite Stadt in England sei, ist es die einzige nach London, welche laut eines von Richard II. ihr 1389 verliehenen Rechtes einen Lord-Mayor hat. Deshalb heißt auch, wie in London, dessen Amtswohnung Mansionhouse, und das städtische Rathhaus Guildhall. Mehrere Räume beider Gebäude zeigen in zierlicher Arbeit das Stadtwappen, fünf goldene Löwen auf rothem St. Georgskreuze,

das auf silbernem Schilde ruht — ein Geschenk Wilhelm's des Eroberers zur Erinnerung an die fünf Rathsherren, welche die Stadt gegen ihn vertheidigten, bis der Hunger sie zur Uebergabe zwang. Bei öffentlichen Amtshandlungen des Lord-Mayors werden die Zeichen seiner Würde, ein blankes Schwert — das jetzt gebrauchte ist eine Gabe des Kaisers Sigismund — und eine silberne Keule ihm vorangetragen, und es ist eine Befugniß des Schwertträgers, dann nur vor dem regierenden König das Haupt zu entblößen. Groß und schön ist die Haupthalle, zugleich der Bankletsaal des Rathhauses, deren Fenster in buntem Glase die Wappen der Lord-Mayors enthalten.

218. Schottland.

(Nach J. G. Kohl, die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber).

Die große Insel Britannien verengt sich unter dem 55° n. Br. durch einen von Westen tief einschneidenden Meerbusen, den Solway-Firth, und diese Verengung des Landes wird in Verbindung mit dem Flusse Tweed im Osten und der Bergkette der Cheviothills in der Mitte zu einer Völker-Scheide und Staaten-Grenze verstärkt. Jenseit dieser von S.-W. nach N.-O. gerichteten Grenzlinie liegt ein besonderes Reich, bei den Römern Caledonien, seit dem Mittelalter Piktenland oder Schottland geheißen.

Da der westliche und nördliche Theil dieser so abgegliederten Halbinsel mit einem Labyrinthe wilder und hoher Gebirge erfüllt ist, und die Küsten, wie die Irlands, in eine Menge kleiner felsiger Halbinseln und Inseln zerrissen, daher zur Ansammlung dichter Bevölkerung in großen Städten wenig geeignet sind, wogegen die Ebenen des Landes sich, wie in England, an der Ostseite angesetzt haben, die nur in zwei bis drei breite Halbinseln durch die großen Meerbusen des Firth of Forth und des Moray-Firth zerfällt, so ist in Schottland, eben so wie in England und Irland, die Ostküste, als die mehr eröffnete und zugänglichere, die historische, die städtereichste und wichtigste Seite geworden und bis auf die Neuzeit geblieben.

Diese auf die gesammte Ostküste fallende Bedeutsamkeit concentrirt sich noch mehr in einem breiten Thale, welches sich durch die südliche Hälfte Schottlands in südwestlicher Richtung vom Firth of Forth im Osten bis zum Firth of Clyde im Westen erstreckt, im Nordwesten begrenzt durch die hohe und schroffe Mauer der sog. Grampiansgebirge, im Südosten durch die niedrigeren Berggruppen der sog. Lowlands. Diese mittlere schottische Landsenke, die man dem großen Bergkalkthale in der Mitte Irlands (zwischen Dublin und Limerik) vergleichen kann, bietet weit mehr Vortheile für Ansiedlung, Städtebau und Handelsverkehr dar, als irgend ein anderer Abschnitt des Landes. Denn nicht nur

bringen jene beiden tief einschneidenden Meerbusen mit ihren breiten Mündungen Seehandel und Schifffahrt bis in das Herz des Landes hinein, sondern es ergießen sich auch in dieses große Thal die schiffbarsten Flüsse Schottlands: aus den Grampians oder Hochlanden im Norden der Tay und der Forth und aus den Gebirgen der Lowlands im Süden der Clyde. Längs der Ufer dieser Flüsse und längs der Küsten jener Meerbusen liegen die productenreichsten und wegbarsten Striche von Schottland, namentlich auch die reichsten Metall- und Mineralien-Lager, Eisenstein von der besten Qualität steckt mitten in den Kohlenfeldern des Clyde-Thales in großem Ueberflusse. Eine mit so vielfachen natürlichen Vorzügen ausgestattete Gegend, wie das Firth-Clyde-Thal, mußte natürlich auch vorzugsweise die Menschen zu Ansiedlungen veranlassen, und die Geschichte Schottlands hat hier ihren Hauptschauplatz. Alle die schottischen Städte, in denen man Spuren der Römer gefunden hat, alle die Schlachtfelder, auf denen einerseits die Caledonier für ihre barbarische Unabhängigkeit, andererseits die Römer für die Ausbreitung ihrer Cultur und Macht kämpften, liegen an den Küsten, Flüssen und Marschen der großen von Meer zu Meer streichenden Landsenke, in welcher die Römer eine Kette von Befestigungen, das sog. vallum Antonini, zum Schutze ihrer Ansiedlungen gegen die wilden Bewohner der Hochlande anlegten.

Nach dem Verfalle der römischen Macht schlugen die Pikten (vielleicht die celtischen Urbewohner der Hochlande, die alten Caledonier unter verändertem Namen?) den Hauptsitz ihrer Herrschaft in dem großen Centralthale auf und ihre Könige residirten in dem östlichen Theile desselben, in einer Ortschaft Forteviot, unweit der Stadt Perth an der innersten Spitze des Meerbusens des Tay, wo so viele römische Alterthümer gefunden worden sind, daß Einige diesen Ort für die caledonische Hauptstadt der Römer halten. Nach der Vereinigung der aus Irland in den gegenüberliegenden Busen des Clyde eingewanderten Schotten (die sich des nordwestlichen Abschnittes des Landes bemächtigten) mit den Pikten galt Perth selbst bis zum Ende des Mittelalters (s. Nr. 219) als die Hauptstadt Schottlands, wozu es sich auch durch seine Lage gleich weit von der nördlichsten und der südlichsten Partie des Landes vorzugsweise eignete. Und wie die weltlichen Fürsten ihre Paläste, so haben auch die Kirchenfürsten Schottlands ihre Kathedralen in der großen Forth-Clyde-Spalte aufgebaut, im Osten der Erzbischof von St. Andrews am Forthbusen, im Westen der in Glasgow an der Mündung des Clyde. Und dieselbe Gegend ist auch der Hauptschauplatz der blutigen Kämpfe, welche die Geschichte Schottlands seit den gefeierten Heldenkönigen Wallace und Robert Bruce (um 1300) bis auf Olliver Cromwell (bei Dunbar 1650) erfüllen; nur die letzte Schlacht auf schottischem Boden (bei Culloden 1746) ward im nördlichen Theile des Landes (unweit Inverneß) entschieden. Denn in dem großen Centralthale Schottlands fand der Krieg theils die werthvollsten

Objecte zur Besitzergreifung, theils konnte er daselbst seine Operationen am bequemsten ausführen. Aus denselben Gründen ist auch in derselben Gegend der friedliche Verkehr, Handel und Industrie, vorzugsweise aufgeblüht; alle bedeutenden Marktplätze und Seehäfen Schottlands: Dundee, Leith, Glasgow, Paisley, Greenock u. a. liegen in dem großen Thale, welches daher auch von einem so dichten Eisenbahn-Netze durchkreuzt wird, wie es außer einigen Theilen von England und Belgien nicht leicht wieder in Europa anzutreffen ist; dagegen sind die schottischen Hochlande bis jetzt nur durch eine einzige große Centralbahn mit dem Süden verbunden.

219. Edinburgh.

(Nach J. G. Kohl, die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und Richard Andree, vom Tweed zur Pentlandsföhrde, bearbeitet vom Herausgeber).

In der großen Land-Einsenkung zwischen Süd- und Nordschottland (s. Nr. 218) erhebt sich am südlichen Ufer des Firth of Forth ein von drei Seiten schroffer Basalt-Felsen, der zur Befestigung und zur Beherrschung der Umgebung vortrefflich gestaltet ist, an dessen Fuße der kleine Fluß Leith vorüberfließt und bei seiner nahen Mündung in den Firth of Forth einen natürlichen Hafen bildet. Hier soll sich im Anfange des 7. Jahrhunderts ein Anführer der von England her eingerückten Angelsachsen, Namens Edwin, angebaut und von ihm die Ansiedlung den Namen Edwinsburg oder Edinburgh erhalten haben. Die schottischen Könige rückten mit ihrem Hoflager von Perth (s. S. 59) allmählich weiter nach Süden, in die Nähe derjenigen Punkte ihrer Gebiete, welche am meisten feindlichen Einfällen ausgesetzt waren. David I. im 12. Jahrhundert scheint der erste König von Schottland gewesen zu sein, der zuweilen seinen Hof in Edinburgh hielt, wo er die Abtei Holyrood anlegte, neben welcher in der Folge ein königlicher Palast gebaut wurde. Erst unter den Stuarts (seit 1437) wurde Edinburgh die bleibende Residenz der Könige und der beständige Sitz des schottischen Parlamentes. Und als es nach der Vereinigung mit England (1603) keine schottischen Könige mehr gegeben hat, ward Edinburgh in immer höherem Grade das Cultur-Centrum des schottischen Volkes. Um die daselbst vom letzten schottischen Könige, Jacob VI., (1581) begründete Universität gruppirten sich die vornehmsten wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten; der Hafen (von Leith) ward für die größten Schiffe zugänglich gemacht und dadurch der Handel der Stadt bedeutend gehoben; der engen und finstern Altstadt wurde seit 1768 ein neuer und schöner Stadttheil angefügt und dadurch Edinburgh eine der prachtvollsten Städte Europa's und ein Lieblingssitz der höheren, gebildeten Classen der schottischen Gesellschaft.

Es ist eine imponirende Stadt, dieser verwaiste schottische Königssitz, oder vielmehr es sind zwei ganz verschiedene Städte, die dicht bei einander liegen und die weiter nichts als den Namen und die Verwaltung gemein haben. Nirgends, wo es Alt- und Neustadt gibt, findet sich eine so durchgreifende Trennung beider. Ein breites Thal zieht zwischen beiden Hälften hin, in ihm läuft inmitten hübscher Parkanlagen die Eisenbahn; zu beiden Seiten erheben sich Hügel, auf dem steileren liegt die pittoreske Altstadt, auf dem niedrigeren die nüchterne, moderne Neustadt. Breite, todte Straßen, mit solide aufgeführten modernen Häusern und Palästen, einige Parkplätze dazwischen, wenig Kirchen, kaum ein Kaufmannsladen, hier und da steife Denkmäler mit langweiligen Statuen in Mänteln und mit Rollen in der Hand charakterisiren die Neustadt. Da, wo diese sich der Altstadt zuwendet, bekommt sie einen lebhafteren Anstrich, denn hier läuft längs der Promenaden die Princes Street, die Hauptverkehrsader. Zwei große Brücken und viele Fußpfade führen zu dieser interessanten Altstadt hinüber, die sich zwischen dem Schlosse und Holyrood-Palast, dem romantischen Sitz der Maria Stuart, ausdehnt. Nach Osten zu wird Princes Street durch einen mit vielen stattlichen Bauwerken gekrönten Hügel, Calton Hill, abgeschlossen, während sich hinter Holyrood der pittoreske Arthursitz erhebt.

Die Lage von Edinburgh ist oft mit der Athens verglichen worden, und man hat es daher das „Athen des Nordens" genannt. Der Anblick, den Athen vom Aegäischen Meer aus mit seiner Akropolis bietet, soll aber durch das Bild, das Edinburgh vom Firth of Forth aus gewährt, noch weit übertroffen werden. Doch die Natur- und Kunstschönheiten sind es nicht allein, welche Edinburgh die hohe Anziehungskraft verleihen. Die Geschichte Schottlands, das Leben mancher berühmten Persönlichkeit treten uns in tausend Erinnerungen vor Augen.

Zwischen Princes Street und der Altstadt, also mitten in den Promenaden, erheben sich zwei Gebäude im reinsten classischen Stile. The Royal Institution, mit dorischer Säulenordnung, dient als Versammlungslocal verschiedener gelehrter Körperschaften und enthält das Museum der schottischen Alterthumsgesellschaft. Diese Sammlung ist wegen des Reichthums an celtischen Gegenständen und solchen Dingen, die mit Schottlands Geschichte verknüpft sind, berühmt. Hieran schließt sich, im ionischen Stile auferbaut, die Nationalbildergalerie, die manches werthvolle Gemälde birgt. Oestlich von Princes Street dehnt sich eine Straße aus, welche Waterloo-Platz heißt, und hier steht eine geschmacklose Reiterstatue des Herzogs von Wellington, welche derselbe Bildhauer schuf, der auch Walter Scott's Denkmal auf der Princes Street aus Marmor gemeißelt. Dies Standbild ist eben so unbedeutend wie die Statuen des Herzogs auf dem Bankplatz und am Hydepark-Corner in London. Wellington hat mit seinen Verewigungen stets da Unglück gehabt, wo er Landsleuten in die Hände fiel. Eine Ausnahme macht eine Statue

in Glasgow. Steht diese auch merkwürdiger Weise vor der Börse, so ist sie doch ein herrliches Monument — aber freilich schuf sie kein Brite, sondern ein Italiener, Marochetti.

Nach Osten zu vom Waterloo-Platz erhebt sich Calton Hill, ein mit verschiedenen Gebäuden geschmückter Hügel, von dem aus sich ein herrliches Panorama entwickelt. Vor Allem ragen da die zwölf dorischen Säulen des unvollendeten Nationaldenkmals empor, das zur Erinnerung an die bei Waterloo gefallenen Helden errichtet wurde. Es sollte eine Nachbildung des Parthenons zu Athen werden, aber die Gelder gingen aus, und so steht es als moderne Ruine mitten zwischen vielen vollendeten Gebäuden.

Zu diesen gehört das alte und neue Observatorium, ein kleiner Tempel, zum Andenken an Robert Burns erbaut, und die am Südabhange gelegene, im classischen Stile errichtete Hochschule. Den Gipfel des Hügels nimmt ein Thurm, der sog. Nelsonthurm, ein, von dem man die schönste Aussicht über die ganze Umgebung hat. Nach Süden zu erblickt man die Altstadt mit ihren hohen Häusern, grauen Thürmen und Giebeln, dahinter steigt das Schloß auf, und entgegengesetzt von diesem liegt die schroffe Salisbury-Klippe am Arthurssitze, einem 260 M. hohen Hügel. Die ganze lange Princes Street mit ihrem Menschengewimmel ist wie in der Vogelschau zu übersehen. Nach Norden zu aber erblickt man die Föhrde des Forth, jenen herrlichen, malerischen Meerbusen, der von freundlichen Küstenstädtchen wie mit einem Kranze eingefaßt ist.

Wie Calton Hill die Neustadt abschließt und beherrscht, so erhebt sich auf schroff abfallendem Felsen am Ende der Altstadt das Schloß. Um dieses herum bildete sich die Stadt; es war der erste Kern, in dessen schützendem Banne sich Celten niederließen. Unter den Zimmern desselben nimmt namentlich dasjenige die Aufmerksamkeit in Anspruch, in welchem Maria Stuart ihren Sohn Jacob VI. (den Ersten von England) gebar, auf dessen Haupte nach dem Tode der Königin Elisabeth die Kronen beider Länder zum ersten Male vereinigt waren. Die Täfelung des Gemaches ist noch dieselbe, wie im Jahre 1566, die Initialen J. R. und M. R. wechseln darauf, von einer Königskrone überdeckt, miteinander ab, und unter einem großen schottischen Wappen steht eine auf die Geburt Jacob's bezügliche Inschrift.

Bei dem Austritte aus dem Schlosse erblickt man die vielen Thürme und Thürmchen von Heriot's Hospital, einem der schönsten Gebäude der Stadt. Zu dem alten mit Giebeln und spitzdachigen Rundthürmen gezierten, aus Frankreich stammenden Burgenstile gesellte man gothische und classische Elemente, und so entstand ein combinirter Baustil, dessen edelstes Beispiel Heriot's Hospital ist. Der Bau begann im Jahre 1628 und ward 1660 vollendet. Die Kosten trug Georg Heriot, ein Goldschmied Jacob's I., der in liberaler Weise das köstliche Gebäude zu einem Waisenhause für 180 Knaben bestimmte.

Die Hauptstraße der Altstadt, die vom Schlosse hinab zum Palaste Holyrood führt, heißt in ihrem obern Theile **Highstreet**, im untern Canongate. Einst war sie eine der schönsten Straßen Europa's, und in den Häusern, von denen noch manche herzogliche und fürstliche Wappen tragen, wohnte die Aristokratie Schottlands; hier stehen auch fast alle Gebäude, die mit Edinburghs Geschichte eng verknüpft sind. Aber Highstreet ist eine gesunkene Größe und nun der Wohnort des gemeinsten Edinburgher Pöbels, der es mit dem von St. Giles in London vollkommen aufnimmt und um die Palme des Schmutzes und der Verkommenheit mit den Bewohnern jenes berüchtigten Stadttheiles der Themse-Metropole erfolgreich rivalisiren kann. Der alterthümliche Anblick der oft acht bis zehn Stockwerk hohen schwarzen Häuser ist überraschend. Erkerthürmchen, spitze Giebel und die manchmal zierlich gemeißelten Steineinfassungen der Thüren und Fenster bekunden das 16. Jhrhdrt. als Mutter dieser schwarzen Straße. Große Haufen nichtsthuender Menschen stehen in behaglicher Ruhe umher; aber was für Gesichter! Alle Laster scheinen auf ihnen ausgeprägt zu sein, und die Spuren des Trunkes lassen sich bei den meisten erkennen. Da stehen am hellen Mittage betrunkene Frauenzimmer in unendlich schmierigem Anzuge, und eben solche Männer mit kleinen Thonpfeifchen im Munde, die Hände in den Hosentaschen, schimpfend, schreiend. Schaaren halbnackter, zerlumpter Kinder wälzen sich auf den breiten Steinen herum. Wie mag es erst in diesen Häusern, in den bewohnten Kellern unter ihnen und in den engen Höfen und Durchgängen (closes) aussehen, welche nach beiden Seiten von Highstreet fortführen! Viele berühmte Männer wohnten einst in dieser Highstreet, ehe die Neustadt mit ihren kalten, modernen Bauten Alles, was Reichthum besaß oder auf Bildung Anspruch machte, an sich zog. Da steht das Haus des Reformators John Knox. Wo Knox geboren wurde, bleibt immer noch eine offene Frage, und es streiten sich, wie bei Homer, mehrere Städte um diese Ehre, doch spricht die meiste Wahrscheinlichkeit für Haddington. In dem alten Hause auf Highstreet, das ganz den mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, starb er im Alter von 67 Jahren. Unter den Kirchen auf Highstreet fesselt besonders die alte **St. Giles-Kathedrale**, deren gothische achteckige Spitze in Laternenform weit über die Altstadt hinleuchtet und als deren Wahrzeichen gelten kann. Am 13. October 1643 beschwor man hier den Covenant. Wenig Anziehendes bietet das bei dieser Kirche stehende Parlamentsgebäude, das seit der Union als oberster Gerichtshof dient.

Nachdem man lange durch den Schmutz und die hohen düsteren Häuser der Highstreet gewandert ist, gelangt man auf den schönen freien Platz, auf dem sich **Holyrood-Palast** erhebt. Dieser, im Thale zwischen Calton Hill und Arthur's Seat gelegen, ist ein massives viereckiges Gebäude, flankirt von burgartigen Thürmen und mit einem großen Hofe in der Mitte. Der Renaissancestil waltet vor, und die ältesten Theile reichen nur bis in die

Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Hier werden noch die Gemächer der Maria Stuart gezeigt, wie sie beschaffen waren, als Rizzio ermordet ward, noch erblickt man die Blutspuren von der tragischen That, die am 9. März 1566 hier begangen wurde. Man zeigt das Bett der Königin, ihr Boudoir, die Treppe, auf welcher Darnley mit seinen Bewaffneten hinaufstieg, um den Sänger zu überfallen, so wie viele Kleinigkeiten, welche von der Königin Hand selbst gestickt worden sein sollen. Die Kritik hat jedoch in der letzten Zeit starke Zweifel an der Echtheit aller in Holyrood aufbewahrten Reliquien erregt, und gewiß sind die Rizzio'schen Blutspuren im Laufe von drei Jahrhunderten so oft aufgefrischt worden, wie der berühmte Luther'sche Tintenfleck auf der Wartburg.

Den schönsten Hintergrund für Holyrood bildet der 267 M. hohe, mächtig aufstrebende Felsenberg Arthur's Seat. Der Name erinnert an den britischen Fürsten Arthur, welcher hier im 6. Jahrhundert die Sachsen schlug. Die steil abfallenden Klippen dieses Berges, die das Auge jedes Fremden unwillkürlich durch ihre eigenthümliche Gestalt an sich ziehen, heißen Salisbury Crags, welche unter allen Felsen, die Edinburgh umgeben, das größte geologisch-historische Interesse haben, denn sie spielen im Kampfe des Vulcanismus und Neptunismus, der die wissenschaftliche Welt in so großer Aufregung erhielt, eine bedeutende Rolle. Beim Anblicke des sonderbar geformten Berges faßte der Schotte Hutton zuerst seine Ideen von der Entstehung der Erde auf feuerflüssigem Wege, und Wasser und Feuer waren es, die sich, durch Deutschland und Schottland vertreten, um den Besitz dieser Trappfelsen stritten.

Von Princes Street ab führt eine lange Straße, Leith Walk, hinab nach der 40,000 Einwohner zählenden Stadt Leith, die schon im 12. Jhrhdrt. als Seestadt blühte und jetzt der bedeutendste Hafen an Schottlands Ostküste ist. Die Docks und Hafenbauten sind großartig und mit vielen Kosten angelegt. Alle Häfen an der Südseite des Firth of Forth sind künstlich, denn das Ufer ist hier seicht und sandig. Zwischen Leith und Inch Keith gibt es keine Stelle, die über zehn Faden tief ist; darum hat man denn auch bei Leith zwei prächtige, über 1000 M. lange Hafendämme in's Meer hinaus gebaut, in welche die Schiffe sicher einlaufen können. Ohne Leith wäre die verwaiste Residenz Edinburgh zu einer einfachen Provinzialstadt herabgesunken, die nur von ihrem geschichtlichen Ruhme zu zehren hätte. So pulsirt aber das frische Leben des Handels und der Schifffahrt dort und ersetzt tausendfältig den Schaden, der durch den Verlust des Hofes und der schottischen Souverainetät angerichtet wurde.

220. Glasgow.

(Nach Richard Andree, Vom Tweed bis zur Pentlandsöhrde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Noch vor hundert Jahren konnten nur kleine Fahrzeuge bis an die Stadt Glasgow herankommen und große Schiffe mußten einige Meilen abwärts bei Port Glasgow oder Greenock liegen bleiben. Mit einem Aufwande von zwei Millionen Pf. St. hat man den Clydefluß canalisirt, so daß jetzt Schiffe von 6—7 M. Tiefe bequem in die Stadt gelangen. Seitdem diese Verbesserungen am Hafen vorgenommen wurden, ist **Glasgow** die mercantile Metropole Schottlands und die dritte Stadt Großbritanniens geworden, die sich durch Reichthum, Bevölkerung (480,000 Einwohner) und lebhafte Industrie auszeichnet. Kaum in einer zweiten Stadt der Welt dürften die Schornsteine der Fabriken einen so imposanten Eindruck hervorbringen, wie in Glasgow. Sie stehen wie die Bäume eines Waldes zusammen, wie entlaubte californische Riesenfichten, anständige Stämme, deren einer die Höhe von 152 M. erreicht.

Der Ursprung von Glasgows **Welthandel** fällt in das Jahr 1668. Damals wurde der Tabakshandel mit Virginien angebahnt, und das Geschlecht der reichen „Tobacco Lords" entstand, die aber durch die amerikanische Revolution einen derben Stoß erhielten. Nun kamen die Baumwollenmanufacturen auf, und gegenwärtig arbeiten 25,000 Dampfwebestühle in Glasgow, welche täglich 625,000 Ellen Stoff produciren. Die Zahl der Spindeln, die im Betrieb sind, beträgt nahezu zwei Millionen, und der jährliche Verbrauch an Baumwolle war vor dem Ausbruche des letzten amerikanischen Bürgerkrieges gegen 50 Millionen Pfund. Aber viel wichtiger als der Handel und die Manufactur von Baumwollstoffen ist in der letzten Zeit der Eisenhandel geworden, und die „Iron Lords" verdrängen jetzt die „Cotton Lords", wie diese früher die „Tobacco Lords". Rings um Glasgow stehen die großartigsten Eisenschmelzereien. Das Zusammenvorkommen von Eisenstein und Kohlen ist auch hier ein Hauptbedingniß der guten und billigen Erzeugung. Vom Clyde aus geht Eisen bis in das Innere Deutschlands, denn die billigen Gestehungskosten und die billige Wasserfracht erlauben es dem schottischen Roheisen, mit dem deutschen zu concurriren.

Wenige alte schottische Kirchen sind unzerstört der Nachwelt erhalten geblieben, aber bei der **Kathedrale von Glasgow** ist dies glücklicherweise der Fall. König David I. setzte seinen Lehrer Johannes als Bischof von Glasgow ein, und dieser begann 1124 den Bau einer Kathedrale, die bereits 1136 eingeweiht werden konnte, doch bald in Flammen aufging. Unterdessen entstand eine königliche Burg bei der Kirche, und Bischof Jocelyn unternahm

den Bau einer neuen Kathedrale. Die Art und Weise, in welcher er hierbei vorging, erinnert an das Verfahren, welches man heutzutage bei ähnlichen Unternehmungen einschlägt. Er gründete eine Dombaugesellschaft, welche vom König beschützt wurde und ihre Sammler ausschickte, die in normännischer, sächsischer, gälischer und wälscher Sprache Sammelpredigten hielten. Am St. Peter- und Paulstage 1197 wurde bereits die großartige Krypta eingeweiht, die in Großbritannien wenigstens nicht ihres Gleichen hat. Der Gründer der neuen Kathedrale starb bereits zwei Jahre nach der Einweihung der neuen Krypta. Man baute jedoch allmählich weiter. Der Blitz zerstörte Vieles wieder, und gleich der Weberei Penelope's ward am Glasgower Münster fort und fort zerstört und wieder aufgebaut, so daß das 15. Jhrhdrt. noch in der Baugeschichte vertreten ist. Ein besonderer Schmuck sind die Glasgemälde der Fenster, die von reichen schottischen Adeligen und Bürgern Glasgows hierher gestiftet wurden. Sie sind ein Triumph deutscher Arbeit, sämmtlich in München gearbeitet, und gereichen der Kunst Deutschlands zur höchsten Ehre. Vom Capitel der Kathedrale wurde die Universität gegründet, die heute noch blüht und gegen 900 Studenten zählt, an welcher der große Nationalökonom Smith lehrte und in der James Watt seine Entdeckung vervollständigte, welche die Elemente dem Menschen unterthan machte.

Als prächtiger Hintergrund erhebt sich bei der Kathedrale ein felsiger Hügel, der die Nekropolis, die Todtenstadt Glasgows, aufnimmt. Eine Brücke, die Seufzerbrücke, führt über einen kleinen Bach zu der letzten Ruhestätte, die sich mit ihren zahllosen Monumenten und Grabsteinen imponirend dem Beschauer gegenüber stellt. Schöne Wege, parkartige Anlagen und die herrlichsten Denkmäler in allen Stilen mildern den traurigen Eindruck, den diese Stätte des Todes hervorbringt. Die Säule, welche zum Andenken an den Reformator John Knox hier errichtet wurde, ragt über alle anderen Monumente empor. Von diesem Punkte hat man einen interessanten Ueberblick über die Stadt. Da liegt die massige alte Kathedrale zu unseren Füßen, die rauchige Stadt mit ihren Kirchthürmen und zahllosen Schornsteinen, getrennt durch den schiffbeladenen Clyde und umgeben von Hügeln und lachenden Wiesen.

Die Straßen Glasgows zeigen meistens ein modernes Gepräge; nur wenige haben einen alterthümlichen Charakter bewahrt. Auch hier ist, wie in London, das Westende der Sitz der reichen und vornehmen Classe. Vielleicht hängt diese Erscheinung mit dem Rauch und den herrschenden Winden zusammen. Da die meisten Winde in England aus Westen wehen, so müssen die Westenden der englischen Städte die heitersten und am wenigsten räucherigen sein, und vielleicht werden sie aus dieser Ursache von der vornehmen Welt vorzugsweise bewohnt.

Was Princes-Street für Edinburgh ist, das ist Argyle-Street für Glasgow. Hier flutet und wogt das Leben der Stadt, verkehren täglich über

600 Omnibus und findet ein Zusammenfluß von Menschen Statt, wie auf Oxford-Street in London. Am östlichen Ende heißt die Straße Trongate, und hier erhebt sich der Tron Steeple, ein Thurm, der St. Giles in Edinburgh gleicht, das schöne Bankgebäude so wie das Rathhaus. Berühmter als alle diese Gebäude ist jedoch das „Tontine Hotel" genannte Kaffeehaus, das vor Erbauung der neuen Börse als Börse galt, und in dem die politischen und Handelsgeschäfte abgemacht wurden.

221. Der Loch Lomond und der Ben Lomond.

(Nach Dr. Brennecke, Die Schottischen Hochlande.)

Loch Lomond ist die „Königin der schottischen Seen", 23 engl. Meilen lang, mit der größten Mannichfaltigkeit der Ufer, und im südlichen Theile, wo der See über 2 englische Meilen breit ist, geschmückt durch die reizendsten Inseln. Er bietet in seiner äußern Gestaltung mit der breiten südlichen Basis und der nördlichen Verengung eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Lago di Garda, die sich sogar auf die Bergbegrenzung erstreckt, indem der Monte Baldo hier durch den Ben Lomond ersetzt wird. Im Süden des Loch Lomond ist ein Reichthum und eine Fülle landschaftlicher Schönheiten entfaltet, die ihren Ausdruck in reichen Wiesen und im kräftigen Baumwuchs findet. Im mittleren Theile ragen hohe, steile Vorgebirge in den See hinein, emporsteigend aus tiefer Flut, reich an Blumen und Farrenkräutern, während an den Seiten wilde Rosen und Geißblattsträuche hinanklettern und der See sich an andern Stellen in einsame Buchten zurückzieht mit schlummernden Wellen, welche wie ein Spiegel die überhangenden Bäume reflectiren. An dem Passe von Balmacha fängt die eigentliche Hochlandslandschaft an und die ganze Umgebung gewinnt ein wildes Aussehen.

Der Ben Lomond, den man wegen seiner Isolirtheit am Eingange der Hochlande sowohl von Edinburgh und von Glasgow als auch überall in den Hochlanden, wo irgend eine weitere Aussicht gestattet ist, wahrnimmt, besteht, wie der Ben Nevis (s. S. 71 f.), aus zwei getrennten Bergen, indem die kegelförmige Spitze die übrige Urgebirgsmasse durch außerordentliche vulkanische Emporhebung durchbrochen hat, wie wir dies überall in den Hochlanden wahrnehmen. Der Weg führt durch ein quellenreiches, mit Binsen bedecktes, torfmooriges Terrain, das sich beim zweiten Berge in ein steiniges, zerrissenes, trockenes umändert. Auf dem Gipfel sieht man Schottland wie auf einer Landkarte ausgestreckt vor sich liegen. Gegen Osten blickt das Auge nieder in ein tiefes, dunkles Thal, wo der Forth aus der Seite des Berges als unbedeutender Bach entspringt; dann übersieht man die ganze Gebirgsgegend um Loch Cateran mit ihren mannichfaltigen Seen, ein glän-

zendes und buntes Bild, das sich zuletzt in den Bergen verliert, welche Loch Earn und Loch Tay umschließen. Etwas südlich gewahrt man den steilen Berg, worauf Stirling Castle thront, und in weiter Ferne die charakteristischen Umrisse der Edinburgher Gegend. Ganz südlich erkennt man am Rauche Glasgow. Oestlich verliert sich die Aussicht bis aufs Deutsche Meer, westlich über das Estuary (Mündungsgebiet) of the Clyde bis zum Atlantischen Meere. Am Fuße des Ben Lomond liegt der Loch Lomond in seiner ganzen Länge ausgestreckt, man sieht den Loch Gare, Loch Long, Loch Fine. Nach Nordwesten erhebt sich der Kegel des Ben More, der Gipfel des Ben Lawers, dann die lange Kette der Grampians.

222. Der Caledonische Canal.

(Nach Th. Fontane, Bilder und Briefe aus Schottland.)

Der Canal, welcher die Ostküste Schottlands mit der Westküste, also Inverneß mit Glasgow verbindet, ist eine Anlage nach Art des berühmten Trollhätta-Canals (s. Nr. 234), der in ähnlicher Weise den Bottnischen Meerbusen mit dem Kattegat verbindet, wie jener die Verbindung zwischen der Nordsee und dem Atlantischen Ocean unterhält. Er ist 60 engl. Meilen lang, wovon 37 Meilen auf natürliche Wasserstraßen (Seen und Flüsse), 23 aber auf den eigentlichen Canal kommen. Der ziemlich in der Mitte gelegene Loch Oich (richtiger das Plateau, auf dem er liegt) bezeichnet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Atlantischen Ocean. Fahrzeuge, die von Inverneß kommen, werden durch Schleusen bis zur Höhe des Loch Oich emporgehoben und auf dieselbe Weise, nach der andern Seite hin, herabgelassen.

Loch Neß ist der längste, wenn auch freilich nicht der größte unter den Schottischen Seen; der Loch Lomond übertrifft ihn an Breite und imposanter Erscheinung. Was aber den Loch Neß mehr denn alles Andere unfähig macht, mit dem schönen Loch Lomond zu concurriren, das ist seine Monotonie; er ist überall derselbe, und die hohen bewaldeten Bergabhänge, die im Schmuck des frischesten Grüns prangen, hören auf von besonderem Interesse zu sein, wenn man sich zuletzt nicht verhehlen kann, daß jede neue Meile, die man macht, nur das Bild der eben zurückgelegten wiederholt. Diese Monotonie charakterisirt auch unvortheilhaft die historischen Ueberlieferungen, welche sich an die hier und da hervorblickenden Schlösser, Häuser und Hütten knüpfen, die wie ein spärlicher Kranz die Ufer des Sees umflechten. Ueberall dieselbe Geschichte von einem „Chief" oder Häuptling, der einen andern Chief zu Gaste geladen und ihm den Kopf eines Vaters oder Sohnes als Tafelverzierung auf den Tisch gestellt hat; überall eine Clanschlacht, ein Waten in

Blut, bis endlich einmal eine Erzählung voll rührender Gewalt oder eine ganz aparte Schreckensgeschichte den gewöhnlichen Schauerroman unterbricht.

Ein Wasserfall des Foyersflusses, der wirklich schön und imposant ist, bildet den besten Theil nicht nur der Ufer des Loch Neß, sondern des Caledonischen Canals überhaupt. Der sehr kleine Loch Oich ist schnell passirt, und mit Hülfe von einigen Schleusen steigt man in Loch Lochy hinab. Dieser, etwa halb so groß wie der Loch Neß, gleicht dem letzteren in allem Uebrigen wie ein Ei dem andern. Schon von der Mitte des Sees aus gewahrt man den Ben Nevis, den höchsten Berg Schottlands, in aller Deutlichkeit und hat nun auf drei, vier Stunden hin den ernst, massiv und unwirthlich daliegenden Felsenkegel desselben als beständigen Begleiter. Von der Südwestspitze Loch Lochy's bis zur nächsten Meeresbucht (deren der Atlantische Ocean hier unzählige bildet) ist noch eine Strecke von zehn engl. Meilen. Man passirt keinen See mehr, sondern nur die gerade schmale Straße des Canals, die durch eine ziemlich reizlose Landschaft läuft. Der Ben Nevis muß eben Alles thun und erinnert an die Dome dieser oder jener alten Stadt, denen auch die Aufgabe zufällt, alle Schönheit für Stadt und Umgegend bestreiten zu müssen. Am Ausfluß des Canals in die Meeresbucht liegt Fort William, jetzt ungleich wichtiger als Hauptstationsort der Dampfschifffahrt zwischen Inverneß und den Häfen der Westküste, als durch seine Befestigungen, die sich, im Fall einer ernsten Probe, kaum noch als solche bewähren würden.

Zwischen dem letzten und vorletzten Schleusenthore des Canals hält der Steamer, der die Bergfahrt zwischen Inverneß und Fort William zu bestreiten hat und deßhalb den Namen des „Bergsohnes" (the Mountaineer) führt. Es erfolgt nun eine Umladung. Omnibusse führen Menschen und Gepäck auf nächstem Wege bis an den Hafendamm, an dessen hoher Wandung bereits ein anderer Steamer liegt, größer, von mehr Tiefgang und stark genug, mit den Wellen des Oceans sich siegreich herumzuschlagen.

Dem Mr. Hutcheson, dem Besitzer aller dieser Dampfboote, verdanken die Hochlande und die Westküste von Schottland viel von dem Aufschwunge, den sie in den letzten Jahren genommen haben. Das Entstehen neuer Städte und Ortschaften hängt damit zusammen. Das Städtchen Oban ist eine Schöpfung der Dampfschifffahrtslinien, mit denen Mr. Hutcheson die Westküste wie mit einem Netzwerk umsponnen hat. Die Hauptlinie bleibt die zwischen Glasgow und Inverneß. In den schönen Sommermonaten aber hat es bei dieser Hochlandstour, die selber wieder zu allerhand Abzweigungen, z. B. von Fort William aus, Veranlassung gibt, durchaus nicht sein Bewenden und Oban wird zu einem Knotenpunkt, wo der von Süden kommende Reisende noch im letzten Augenblick sich entscheiden mag, ob er, statt des Caledonischen Canals, nicht lieber die Westküste zum Ziel und Schauplatz seines Ausfluges machen will. Entscheidet er sich dafür, so bleiben ihm außer allerhand

Besuchen in die zunächst gelegenen Gegenden noch zwei größere Touren, die eine nach den Hebridischen Inseln (s. S. 77), die andere nach Staffa und Jona (s. S. 78 f.), übrig. Hätten diese prächtigen Küsten ein milderes Klima oder wenigstens einen etwas längeren Sommer, binnen Kurzem würde hier ein neues, reiches Leben aufblühen, reicher, wenn auch nicht poetischer, als es die Tage Ossian's gesehen.

223. Die Schottischen Hochlande.

(Nach Dr. Brennecke, die Schottischen Hochlande.)

Die Schottischen Hochlande beginnen bei dem Spalte, welchen der Firth des Flusses Clyde in das Land macht. Von Dumbarton wird es auf beiden Seiten des Clyde eben, die Grenze der Hochlande weicht ins innere Land zurück und folgt überall der Reihe von Bergen, welche von hier bis Dunkeld in einen mächtigen Gegensatz zu derjenigen Ebene treten, die größtentheils als Strathmore bezeichnet wird. Von Blairgowrie läuft die Grenzlinie quer über die äußersten Ausläufer der Gebirge mit einem Bogen zum Moray-Firth und nach Inverneß, indem der ganze mehr oder weniger ebene und niedrige Küstenstrich im Osten dieses Theiles von Schottland zu den Lowlands (niedrigen Landen) gehört. Alle Theile Schottlands, die von der angegebenen Linie im Norden und Westen liegen, sind Highlands, selbst die westlichen Inseln, die Hebriden eingerechnet. Alle Leute, die diese Gegenden bewohnen, sie mögen nun auf den Bergen, in Thälern oder in den hier und da vorkommenden Ebenen oder auf den Inseln wohnen, heißen Highlanders (Hochländer). Die Lowlands wurden von den Römern und später von den Sachsen bald erobert, während die Hochlande von den celtischen Urbewohnern behauptet und in einer Reihe zahlloser Schlachten, die sie den Römern und Sachsen lieferten, vertheidigt wurden.

Die Highlands haben einen von den Lowlands ganz verschiedenen Charakter, obgleich die Gebirge der Lowlands nicht so außerordentlich viel niedriger als die der Highlands sind. Die Gebirge der Lowlands (1000 M.) haben grüne, abgerundete, begraste Gipfel und bewaldete Abhänge; die der Highlands (1300 M.) wilde, schroffe Felsenschlünde, Einschnitte und Abgründe, wenig Wald und viel Haide und Torfmoor. Die Lowlands sind durchweg fruchtbarer, gras- und waldreicher, ebener oder doch abgerundeter, als die Highlands, welche morast- und haidereicher, kahler, felsiger und wilder sind, als die Lowlands. Die Gebirge der Lowlands enthalten Mineralschätze (Kohle, Eisen u. s. w.), die der Highlands sind fast durchweg Urgebirge und in Bezug auf werthvolle Mineralschätze unergiebig. Die Highlands werden von Celten bewohnt, die gälisch reden; die Lowlands von Sachsen, die eine

der niedersächsischen nahe liegende englische Mundart reden. Die Bevölkerung der Highlands stirbt aus, die der Lowlands vermehrt sich in kolossalem Maßstabe. Die Highlands sind die Jagdreviere der Engländer, die bald nach dem Schlusse des Parlaments in Schwärmen dahin ziehen, um durch außerordentliche körperliche Kraftanstrengungen in diesen Gebirgswildnissen die geistige Ueberreizung während der verlebten Saison zu corrigiren und die gestörte Harmonie zwischen Geist und Körper durch kräftige Natureindrücke wieder herzustellen.

Zu den am meisten pittoresken Gebieten der Hochlande gehört die Insel Arran am Ausfluß des Clyde, früher in unerreichbarer Ferne gelegen, jetzt das Endziel einer Nachmittagsfahrt von Glasgow aus. Diese Insel ist für den Maler wie für den Geologen ein wahrer Edelstein, da sie die merkwürdigsten und mannichfaltigsten Gestalten des Erdreichs zeigt und derjenige Fleck von Schottland ist, in dessen Gebiete man von den ältesten Formationen bis zu den neuesten und jüngsten Alles, was einen Geologen interessiren kann, auf engem Raume neben einander findet. Die warme Strömung des Meeres umspült die Insel, daher das Klima ausnehmend mild ist, so daß z. B. die Umzäunungen der Gärten von hochstämmigen Fuchsien, die den Winter im Freien überdauern, gebildet werden. Groß ist der Unterschied der Temperatur des Meerwassers auf der Ost- und Westküste von Schottland.

Glencoë, der Geburtsort Ossian's, ist das schaurigste Felsenthal, das in den Hochlanden existirt: es ist das Thal des Todes, wozu es auch durch eine historische Thatsache gestempelt worden ist, nämlich durch den hier im Anfang des Jahres 1682 vollzogenen fürchterlichen Meuchelmord des Häuptlings Macdonald von Glencoë, mit seiner ganzen Familie, 38 Personen, in einer Nacht, weil er gezögert hatte, den Huldigungseid an König Wilhelm III. rechtzeitig abzuleisten. Einige englische Meilen zieht sich dieses Thal des Todes hin, ohne irgend welche Spuren menschlichen Anbaues, mit Ausnahme einiger wenigen verkümmerten scheuen Schafe, die sehr vereinzelt ängstlich herumirren.

Der hervorragendste Punkt der ganzen Hochlande ist Ben Nevis, der Berg des ewigen Schnees. Das Recht, in einem Thale des Berges (Glen Nevis) Schafe zu weiden, ist verpachtet; der Contract ist an dem Tage aufgehoben, wo der Pächter nicht im Stande ist, einen frischen Schneeball dem Eigenthümer zu bringen: seit Jahrhunderten ist der Pächter nie in Verlegenheit gekommen, und ist die Pachtung von Vater auf Sohn vererbt und in derselben Familie geblieben. Ben Nevis steht fast ganz vereinzelt da, nach drei Seiten völlig frei aus der Ebene emporsteigend und nur nach Westen in Verbindung mit anderen Bergrücken. Der Umfang seiner Basis beträgt 6 deutsche Meilen; nördlich von Ben Nevis erstreckt sich ein absolut ebenes, flaches Torfmoor in unabsehbare Ferne.

Man muß zwei verschiedene Berge unterscheiden, wovon der eine auf den andern gesetzt ist. Die Grundlage ist Granit und Glimmerschiefer, der aufgesetzte Berg, der durch vulkanische Kräfte die Grundlage durchbrochen hat, ist Porphyr. Die Spitze des Berges ist öde und leer und bietet ein Bild äußerster Zerstörung. Wenn Jemand erfahren will, wie die Erde am ersten Schöpfungstage aussah, so möge er die Spitze des Ben Nevis erklimmen. Es ist eine flache Hochebene, bedeckt mit losen Trümmergesteinen, in wilder Unordnung durch einander geworfen. Jede Spur von Pflanzenwuchs fehlt auf dem Gipfel, die Steine sind so kahl, daß selbst die Flechten fehlen.

221. Die Bergschotten.

(Nach Richard Andree, Vom Tweed bis zur Pentlandsföhrde, und Karl Ritter, Europa.)

Es kann als eine Thatsache, die nur wenige Ausnahmen zuläßt, angesehen werden, daß in fast allen größeren Ländern, die politisch eins sind, verschiedene Nationalitäten neben einander wohnen. Nur in ganz kleinen Staaten, z. B. in Portugal, Holland, finden wir vorzugsweise einen einzigen Volksstamm angesessen, während von größeren europäischen Reichen Italien das einzige ist, bei dem eine ziemlich gleichmäßige Bevölkerung das Land inne hat. Die britischen Inseln scheinen vermöge ihrer vereinzelten Lage zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen zu sein, und doch treffen auf ihnen zwei so verschiedene Volksstämme zusammen, wie wir sie heterogener im civilisirten Europa kaum noch einmal (Germanen und Slaven) neben einander finden. Das celtische Element, aus seinem alten Besitzthum durch die überwältigende Macht germanischer Einwanderung verdrängt, liegt hier schon lange in den Todeszügen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann dort die letzten Laute in kymrischer, ersischer oder gälischer Zunge erklingen werden. Speciell in Schottland finden wir in dem Landstriche, welcher nördlich von den Föhrden des Clyde und Forth liegt, soweit historische Nachrichten reichen, eine einzige Nation, welche die Römer zuerst Caledonier, später Pikten nannten. Zu diesen gesellte sich im Beginn des 6. Jhrhdrts. eine irische Colonie, die den südlichen Theil des heutigen Argyleshire einnahm. Von diesen alten Völkerschaften stammen die heutigen celtischen Bewohner Schottlands ab; von den verschiedenen Nationen, die mit ihnen im Laufe der Zeit in Berührung kamen, wurden sie Albiones, Caledonii, Pikti, Schotten und Hochländer genannt. Sich selbst aber nannten diese Celten Albaneich, Gäl Albaneich oder einfach Gäl. Kinder einer erhabenen Natur, leben sie in ihren abgeschiedenen Thälern, zwischen Felsen,

Seen und Nebeln, in Familienverhältnissen, die ächte patriarchalische Sitten beibehielten. Bei dieser Einfalt erhielt sich Nationalstolz, Enthusiasmus, Energie. Das beweisen ihr lebhafter Blick, ihr rascher, fester Gang, ihr kühner Muth in Gefahren, als treffliche Schiffer und Matrosen und als tapfere Soldaten.

Die gälische Bevölkerung Schottlands, wie wir sie heute noch finden, ist auf die niedrigsten Classen der Gesellschaft beschränkt. Alles, was aus diesem engen Kreise heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, anglisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald seine celtische Herkunft. Auf diese Weise nimmt das angelsächsische Element fortwährend gälisches Blut in sich auf, während bei den celtischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerem Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt.

Die Gälen sind Hirten, kleine Pächter, Fischer und Küstenschiffer im beschränkten Maße, und hier und da Handwerker in den kleinen Städten. Die Hirten sind Knechte der Großgrundbesitzer oder der größeren Pächter; statt des Lohnes erhalten sie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem sie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen sie einige Kühe oder Ziegen halten, die sie mit den Schafen zusammen austreiben. Mißräth die Kartoffel- oder Hafererernte, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft. Schottland kennt keine Dörfer nach unserem Begriffe. Ueber all' die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, besteht gewöhnlich aus großen Rasenstücken, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen, statt des Daches einer menschlichen Wohnung, vor sich zu haben glaubt. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür; zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster, zuweilen fehlen diese aber in den Mauern, wenn man die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Das Innere besteht häufig nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften, die eine für Menschen, die andere für's Vieh, geschieden. Dicht auf dem aus hart gestampfter Erde gebildeten Fußboden glimmt zwischen ein paar Steinen ein

qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte, unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gälischer Sprache selten fehlt.

Zu ihren Kleidern nehmen die Bergschotten seit Jahrhunderten immer dasselbe Tuch, eine Art Camelot (Tartan), großwürfelig in bunten, grell abstechenden Farben; meistens gelb, roth und grün. Ihre eigenthümlichen Kleidungsstücke sind: eine Jacke mit Kragen, Klappen und Armaufschlägen; eine Art Schurz oder vielmehr ein dickgefalteter kurzer Weiberrock, der ihre Hüften umschließt und nur eine Hand hoch über die Knie reicht, die man nackt sieht; Halbstrümpfe von Scharlach in weißen Würfeln gewebt; Stücke Leder mit Riemen über dem Fuß befestigt, die sie sich selbst verfertigen. Ein Hauptstück aber ist der Plaid, ein langes Stück Tartan, das auf der Schulter in Falten zusammengenommen mit einem Riemen befestigt ist, zierlich um den Leib geschlagen wird, wie eine Schärpe, und dessen Ende über dem Arm hängt. Wenn es regnet, knüpfen sie den Plaid los, falten ihn auseinander und verhüllen sich darein. Oft haben sie zu Haus und auf den Bergen unter freiem Himmel keine andere Decke, wenn sie die Nacht zubringen wollen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von blauem Zeug, etwas aufgepufft mit einem buntgewürfelten Rand und einer schwarzen oder weißen langen fliegenden Feder. Vor ihnen hängt ein großer lederner Beutel von Fuchs- oder Otterfellen mit vielen Schnüren und Quasten geziert, in welchem sie ihr Geld, ihren Tabak und dergl. verwahren. In dem Gürtel trägt der Schotte seinen Dolch (Dirk) von antiker Form; sonst ging er mit einem breiten Schwert und der Tartsche, einem Schilde, einher. Zum Kampf in der Nähe hat er den Achseldolch und ein furchtbares Mordgewehr, die Lochaber Art, das jetzt nur noch die Stadtwache in Edinburgh trägt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bedienten sie sich noch der Bogen und Pfeile. Die Kleidung der Frauen nähert sich schon mehr der sonst in Schottland gewöhnlichen, nur ein sonderbarer Kopfputz, der nichts zu ihrer Schönheit beiträgt, zeichnet sie aus. Sie sind arbeitsamer und industriöser als die Männer, welche vorzüglich Vieh hüten, fischen und auf die Jagd gehen. Sie weben ihr Zeug zu den Kleidern, die sie selbst machen, stricken Strümpfe und besorgen die Haushaltung.

Trotz der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columba und seine Culdees errichteten bereits im J. 564 ihr Kloster auf Jona, s. Nr. 225) und der langdauernden Einflüsse desselben hat sich

eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gälischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion im Zusammenhange stehen. Sie haben drei Arten von Aberglauben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, feenartige Wesen, ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam regieren. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; Viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf den der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen. Auch einzelne Tage werden noch besonders von ihnen heilig gehalten, ohne daß gerade damit christliche Ideen verknüpft würden. Am 1. Mai z. B. feiern die Hirten eines jeden Thales ein ländliches Opferfest. Sie werfen einen viereckigen Graben auf und lassen den Rasen in der Mitte liegen, auf welchem sie ein Feuer von Holz anlegen, eine Milchsuppe mit Eiern, Butter, Hafermehl, Bier, Whisky und Gewürz kochen. Jeder der Gesellschaft muß etwas davon hinzuthun. Die Feierlichkeit beginnt mit einem Trankopfer, das sie von der Suppe auf den Boden schütten; dann nimmt Jeder einen Kuchen von Hafermehl, worauf 9 viereckige Höcker sind, jeder einem besondern Wesen, dem Erhalter ihrer Heerden, oder einem gewissen Thiere, dem Verderber derselben, heilig. Ein Jeder wendet sich alsdann mit dem Gesichte zum Feuer, bricht einen Höcker ab, wirft ihn über die Schulter und sagt: „Das ist für dich, bewahre meine Pferde; das ist für dich, bewahre meine Schafe" u. s. w. Hierauf beobachten sie die nämliche Feierlichkeit in Ansehung der Raubthiere: „Das ist für dich, Fuchs, schone meine Lämmer, das ist für dich, Krähe, das für dich, Adler."

Da Quacksalberei unter der gälischen Bevölkerung eine bedeutende Rolle spielt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der medicinische Aberglaube bei diesem Volke stark verbreitet ist. Namentlich glaubt man, die Epilepsie durch allerhand schreckliche Mittel heilen zu können; gewöhnlich legt man die mit dieser Krankheit Behafteten zu eben Verstorbenen ins Bett, indem man glaubt, das Uebel solle nun auf den Todten übergehen. Da, wo ein Epileptischer zum ersten Male niederstürzt, begräbt man stets einen lebenden schwarzen Hahn, zusammen mit einer Haarlocke und Nagelschnitzeln des Patienten, der hierdurch genesen soll. Dieser Gebrauch ist sehr alt und ziemlich weit in den gälischen Hochlanden verbreitet. Daß der siebente Sohn durch einfache Berührung Scropheln heilen könne, wird allgemein geglaubt. Auch muß der siebente Sohn einer Familie gewöhnlich Medicin studiren. Dies ist natürlich nichts Anderes, als eine Modification des Aberglaubens unter dem Einflusse der Civilisation. Aber keine Art Aberglauben ist im nordwestlichen Schottland weiter verbreitet, als der Glaube an den bösen Blick. Das Unglück — moralisches sowohl als physisches —, welches hierdurch angerichtet wird, heilt man durch das Gold- und Silberwasser. Man

legt nämlich einen Shilling und einen Sovereign in ein Glas mit Wasser und besprengt dann mit letzterem den Patienten im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann kann der böse Blick eines Andern nicht mehr schaden. Auch durch Wechselung des Familiennamens will man erblichen Krankheiten entgehen.

Wenn ein Bergschotte stirbt, so wird der Leichnam auf ein Brett ausgestreckt und mit einem groben Leintuche bedeckt. Auf die Brust legen seine Freunde ihm einen hölzernen Teller mit ein wenig Salz und Erde, jedes besonders und unvermischt; die Erde ist ein Sinnbild des verweslichen Körpers, das Salz des unsterblichen Geistes. Sogleich nach dem Tode kommen die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen im Sterbehause zusammen und bringen eine Sackpfeife mit, um die Late-wake (Leichenwache) zu feiern. Der erste Leidtragende, die Frau des Verstorbenen, der Sohn oder die Tochter, eröffnet eine Art von Trauerball und tanzt und jammert zugleich laut; dieses dauert die ganze Nacht durch bis zum Morgen, bei welcher Gelegenheit dann die jungen Leute so lustige Sprünge machen, daß man den Todten darüber vergißt; bleibt der Verstorbene länger als zwei Nächte über der Erde, so wird die nämliche Feierlichkeit wiederholt. Auch ist noch hin und wieder der Leichengesang üblich, meistens Lobgesänge auf den Verstorbenen.

Von einer Literatur kann eigentlich bei den Celten Schottlands keine Rede sein; das ganze Denken und Trachten des armen Volkes geht heute in dem Gedanken „Brod" auf. Es gibt keine Zeitung in gälischer Sprache, und Alles, was heute in gälischer Sprache gedruckt wird, besteht in der Bibel, einigen Katechismen und anderen religiösen Büchern. Desto geschäftiger ist der Volksmund gewesen, und in der Tradition leben heute noch uralte epische Gesänge fort. Die Thaten der Vorfahren gelangen so, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, bis in unsere Zeiten herab. Vor Allem sind es die sogenannten Ossianischen Gesänge, die zu ihrer Zeit hohes Aufsehen erregten. Der schottische Held heißt Fingal, das heißt der helle Fremdling. Alles weist in diesen Liedern auf germanische Helden hin, die den Celten hoch und erhaben erschienen.

Wo bei einem Volke sich Anlage zur Poesie findet, fehlt auch selten die Schwester derselben, die Musik; so haben auch die Hochländer von je her eine große Neigung zur Musik gehabt. Die Hochlandsmelodieen sind ungemein einfach, dabei wild und von starkem Pathos getragen. Die Harfe scheint das alte Nationalinstrument gewesen zu sein; entweder schlug man sie einfach mit den Fingern oder mit einer Art Plectrum; auch zeigt man in den schottischen Museen noch solche alte Harfen, die mit Halbedelsteinen besetzt sind. Mit dem 17. Jhrhdrt., zur Zeit, als die großen Bürgerkriege in Schottland begannen, gerieth der Gebrauch der Harfe allmählich in Verfall, und an ihre Stelle trat der mehr kriegerische Dudelsack (bage-pipe). Herumziehende Dudelsackpfeifer werden immer seltener, doch sieht man unter

ihnen eigenthümliche Gestalten, die an die alten ossianischen Barden erinnern. Alexander Roß war ein ächter Sohn seiner gälischen Heimat, der mit der Bagpipe seiner Vorfahren hinauszog in die Welt. Er trug die gälischen Melodieen aus uralter Zeit und aus den Tagen der Clans, deren gewaltmäßige Zersprengung den Schotten noch immer mit Wehmuth erfüllt, von Berg zu Berg, zu den Ohren seiner Landsleute, die bei der schrillen Musik des urweltlichen Instruments, dessen Töne die Seele aufregen, wie der Sturmwind die Wellen, wunderbar ergriffen wurden.

Schmerz, Liebe und Heimatgefühl sind die bevorzugten Themata der tiefsinnigen schottischen Volkslieder, und daß Robert Burns († 1796), der Sohn des Volkes, diesen Ton so herrlich zu treffen verstand, ist als ein Hauptgrund seiner weit verbreiteten Volksthümlichkeit anzusehen.

Sie lieben bei ihren geselligen Zusammenkünften außer Gesang auch Spiele und gymnastische Uebungen. Diese bestehen vorzüglich im Springen. Zwei starke Männer halten dann oft eine Stange; der dritte kniet auf die Erde nieder, ergreift die Stange mit den Händen, schwingt sich hinauf, küßt sie und springt herunter. Der, welcher dies thun kann, wenn man die Stange am höchsten hält, erhält den Preis. Die meisten alten Spiele sind zwar abgekommen, doch haben sich noch einige erhalten, z. B. das Cloch neart: wer den schwersten Stein am weitesten werfen kann; der Pfennigstein oder das Werfen nach einer Wurfscheibe; das Shinty oder Ballspiel, indem ein hölzerner oder mit Haaren ausgestopfter Ball geschlagen wird.

225. Die südlichen Hebriden (Jona, Staffa).

(Nach G. von Hailbronner, Cartons, und Dr. Brennecke, Die Schottischen Hochlande.)

Tief im Atlantischen Ocean liegen auf der Westküste des schottischen Hochlands die schönen Hebridischen Eilande, das ultima Thule Europa's, ewig den donnernden Wogen des Meeres und seinen Stürmen ausgesetzt. Und aus ihnen heraus treten zwei kleine Inseln, noch nicht lange bekannt und zugänglich, die eine durch historische Romantik, die andere durch Naturwunder hoch berühmt. Hier sang Ossian seine unsterblichen Lieder, hier schlugen die kühnen Normänner ihre Sitze auf, hier beteten die Druiden in ihren Felsentempeln und hier hat sich auch Sitte und Sprache der alten Gälen erhalten. Jona oder Icolmkyll, das „Tagesgestirn des Westens“, the Day Star of the West, wie die Engländer sie nennen, war einst die Leuchte der Caledonischen Regionen, von wo wilde Clans und herumschweifende Barbaren die Wohlthaten der Wissenschaft und die Segnungen der

Religion empfingen. Die Insel ist über 9 deutsche Meilen vom schottischen Festlande entfernt, ¾ Meilen lang und ⅜ Meilen breit. Die Bewohner sind celtischer Abkunft, reden die celtische Sprache, die für die Engländer eben so unverständlich ist, wie die polnische Sprache für die Deutschen. Der Eindruck, den sie heute auf die landenden Fremden machen, ist ein kläglicher. Die Bewillkommnung besteht in einer Art Bettelei, indem in Lumpen gehüllte Kinder und Frauen (die Männer sind den größten Theil des Jahres abwesend, da sie als Fischer und Seeleute etwas zu verdienen suchen) Muscheln, von den Meereswogen abgerundete Kieselsteine und getrocknete Algen zum Verkauf anbieten, wo einst fromme und gelehrte Mönche die Ankömmlinge empfingen, Belehrung und Segen auszutheilen, nach Nachrichten aus fremden Weltgegenden zu fragen u. s. w.

Das Hauptinteresse für Jona knüpft sich an die historischen Erinnerungen, denn Jona war Sitz der Druiden. „Druidh" ist ein celtisches Wort und bedeutet „einen weisen Mann" oder „Zauberer". Die Druiden mußten sich nach der Eroberung von Großbritannien durch die Römer auf die Inseln an der Westküste zurückziehen und richteten dort Niederlassungen und Schulen ein, namentlich auf den Inseln Anglesea und Jona. Sie vereinigten in ihrer Person die Functionen von Priestern, obrigkeitlichen Personen, Gelehrten und Aerzten. Sie lehrten das Vorhandensein eines einzigen Gottes, opferten diesem Gotte und schreckten selbst vor Menschenopfern nicht zurück. Sie verehrten die Sonne als die körperliche Darstellung der Gottheit, sonst hatten sie keinen Bilder- oder Götzendienst. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung nach dem Tode. Die Druiden blieben im Besitz der Herrschaft auf Jona, bis sie durch St. Columba, den Apostel der Hochlande, verdrängt wurden, um dem Christenthume zu weichen. Columba oder Colum (wie er früher hieß, ehe sein Name latinisirt wurde) landete 564 auf Jona, begleitet von 12 Freunden, seinen Anhängern, deren Namen uns noch erhalten sind. Die Druiden machten große Anstrengungen, ihn zu vertreiben; er aber erwarb sich das Vertrauen und die Verehrung der Einwohner und gelangte zu hohem Ansehen. Der Beherrscher der Inseln übertrug ihm die Insel Jona als Eigenthum. Er gründete ein Kloster und eine Missionsanstalt, die einzige, von welcher das Evangelium über Schottland und Irland verbreitet wurde. Er zog Schüler celtischer, piktischer und sächsischer Abstammung, welche drei Nationalitäten das jetzige Großbritannien und Irland damals bewohnten, nach seiner im Ocean entlegenen Insel. Namentlich unterwies er sie im Abschreiben der heiligen Bücher, von denen er für die Psalmen eine besondere Vorliebe hatte. Er beschäftigte sich auch mit der Landwirthschaft und der Gartencultur und unterwies darin seine Schüler, so daß sie auf Jona Aepfel von ihren eigenen gepflanzten Bäumen ernten und ihre Scheunen mit Korn füllen konnten. Kurz vor seinem Tode bestieg er einen Hügel der Insel, breitete seine Hände aus und segnete die Insel:

„Klein und unbedeutend, wie Du bist, soll Dir große Ehre erwiesen werden, nicht allein von den Schotten und ihren Königen, sondern auch von fremden Herrschern und barbarischen Stämmen; auch Heilige anderer Kirchengemeinden sollen Dich verehren." In der That ist diese Prophezeiung im weitesten Umfange in Erfüllung gegangen.

Seine 12 Anhänger, die nach seinem Tode sein Bekehrungswerk fortsetzten, gründeten ein Kloster und ernannten einen Abt. Sie gaben sich den Namen Culdees, welches aus dem celtischen Gille De (Diener Gottes) gebildet ist, während die Gelehrten den Namen aus dem Lateinischen Cultores Dei ableiten. Ihre Aufgabe war, die Jugend zu lehren, das Evangelium zu predigen und zu verbreiten. So wurde auf Jona die größte Missionsanstalt in den damaligen Zeiten (im 7., 8. Jhrhdrt. u. s. f.) gegründet.

Die Heiligkeit von Jona machte dasselbe zu einem beliebten Begräbnißplatz nicht nur für die Bewohner von Schottland, sondern auch für die der umherliegenden Inseln und von Irland. Außer dem allgemeinen Begräbnißplatze gab es einen besondern, der noch heute den Namen „Begräbnißplatz der Martyrer" führt, ausschließlich für diejenigen bestimmt, die für ihre Anhänglichkeit an die Kirche und in ihrem Dienste ihren Tod gefunden haben. Sonst wird der Begräbnißplatz der Könige von Schottland gezeigt, wo 48 gekrönte schottische Häupter, von denen der letzte der durch Shakespeare bekanntgewordene Macbeth war, beerdigt liegen; ferner der Begräbnißplatz der Könige von Irland, endlich der Begräbnißplatz der Könige von Norwegen, wo 8 norwegische Könige liegen. Außerdem haben viele Große und vornehme Leute (Herren der Inseln) in ihrem letzten Willen ihre Beerdigung auf Jona angeordnet, und sind noch einzelne ihrer Grabsteine wohl erhalten.

Die Insel Staffa ist klein, man kann sie in weniger als einer Stunde Zeit bequem umklettern; sie ist unbewohnt, es werden nur einige Schafe darauf geweidet; der Versuch, auf der grünen hohen Plattform, welche sich über ihre Basalt-Colonnen hinzieht, ein Haus zu errichten, scheiterte an den atlantischen Stürmen, die es zerstörten, bevor es vollendet war. Sie entsteigt von allen Seiten senkrecht und in den wundervollsten Basalt-Formationen dem Ocean. Ihre Höhlen sind so zahlreich, daß man das ganze Eiland davon durchdrungen ansehen muß, allein alle Wunder sind auf der Westseite zusammengedrängt, und die Brandung, welche sich unaufhörlich an diesen Felsen bricht, macht den Zugang und die genaue Besichtigung eben so selten möglich, als sie stets gefährlich bleiben wird. Wochenlang liegen oft die Reisenden in den benachbarten Hochlandinseln oder in dem fernen Hafen zu Oban (s. S. 69), um den seltenen Augenblick zu erwarten, wo der sturmreiche Ocean den Zugang in sein Heiligthum gestattet, und Tausende mußten schon unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Der Zugang zur Fingalshöhle führt zwischen Felsenmassen durch, welche einige Male so nahe beisammen stehen, daß die Ruder gehoben wer-

den müssen, und der Augenblick genau abzusehen ist, wo die Woge steigt, um mit ihr hinüber zu kommen. Die Grotte ist ganz aus schwarzen, meistens fünfseitigen Basaltsäulen geschnitten, nicht immer in senkrechter, meist in geneigter Stellung, aber in der größten Regelmäßigkeit, Ordnung und Symmetrie, glatt, wie von Menschenhand behauen. Das Meer sieht in der Höhle schwarz wie Dinte aus, und bietet schon beim Eintritt in die nach hinten sich mehr schließende Grotte mit der weiß schäumenden Brandung einen malerischen Contrast. Die rechts und links innerhalb fortlaufenden Säulen tragen ein gewölbtes Dach, welches alle Dome der Welt beschämt. Es ist gleichsam ein gothischer Tempel, dessen Fußboden der Ocean, dessen gewölbte Decke durch überhängende mächtige Basaltsäulen gebildet ist. Die Wirkung der gewölbten Decke wird durch mächtige schneeweiße Stalaktiten erhöht, welche einen seltsamen Contrast gegen die schwarzdunkle Farbe der Basaltsäulen gewähren. Um zu Fuß in das Innere dieses Wunders zu dringen, gibt es nur Einen Weg, und dieser gehört unbezweifelt zu den gefährlichsten. Ungefähr 10 bis 12 M. über dem Meeresschlunde der Höhle findet man auf der rechten Seite vom Eingang eine Reihe durch die Macht tausendjähriger Brandung gebrochener Säulen, welche es möglich machen, indem man von der einen zur andern zu steigen trachtet, bis an das äußerste Ende vorzudringen. Der Raum, den man für diesen schlimmen Spaziergang hat, beträgt nicht mehr, als um jedesmal den Fuß aufzusetzen, und da die Säulen in verschiedener Höhe abgebrochen sind, so muß man öfters an der einen hinabrutschen und auf die andere hinaufklettern. Anhaltspunkte gibt es keine, und dieser Felsenpfad ist so schmal, daß man nie über eine Fußbreite für seinen Körper hat, den man mit der äußersten Vorsicht an den Felsenwänden fortwinden muß. Gegen das Ende der Höhle zeigt sich ein neuer Uebelstand, indem die Macht der Brandung mehrere Säulen ganz aus der Reihe gerissen und dadurch Spalten erzeugt hat, welche man überspringen muß, was unter diesen Umständen, links die brausende Brandung im schwarzen Abgrunde und rechts die schroffe Felsenwand, oft sehr schwierig wird. Die Meisten kehren hier um, wer aber die Schuhe auszieht, um sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortkommen zu können, wird reichlich belohnt, wenn er endlich im Hintergrunde der Höhle angekommen ist. Lautlos horcht man der himmlisch-majestätischen Sphärenmusik, wodurch die Fingalshöhle so berühmt geworden, und die sich bald mit den grandiosesten Tonmassen, bald mit dem Rollen des Donners, bald mit dem Klange einer schönen Stimme hören läßt, je nachdem die akustischen Fibern dieses majestätischen Baues durch die an den Basaltfelsen brechenden Wogen berührt werden. Ungeachtet ihrer Tiefe empfängt die Grotte doch Licht genug von ihrer erhabenen Felsenpforte, um in Stand zu setzen, die Namen zu lesen, welche im Hintergrunde von Reisenden eingegraben wurden; auch ist die Luft darin ganz frei von dem Dunst und Stickgas, welches sonst in großen Höhlen angetroffen wird. Wie mag es

hier brausen in furchtbarer Novembernacht, wenn die Wogen des ergrimmten Oceans über den schönen Säulenwänden zusammenschlagen und jedes Schiff verloren ist, das in diese Gegend geworfen wird!

226. Irland und die Iren.

(Nach Reinhold Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Natur und Geschichte von Irland lassen in Anlage und Entwickelung einen doppelten, unheilvollen Charakter erkennen, indem Land und Volk, obwohl zu einer abgeschlossenen Stellung geschaffen, dennoch nicht alle Eigenschaften mit sich bringen, um sich selbständig zu behaupten. Lange bleibt die Insel fern von den Wellenschlägen europäischer Cultur, ja, sucht sogar ein in ihr selbst entsprungenes Geistesleben dem Auslande mitzutheilen; aber mit immer stärkern Banden der Gewalt wird sie an dieses gekettet, ihre eigenste Habe, die ursprünglichen gesellschaftlichen und religiösen Gestaltungen geben verloren, Sitte und Sprache beginnen in der Berührung mit fremden Elementen zu weichen. Nicht die britische Küste ist die nächste, von der aus anziehende und abstoßende Kräfte wirken könnten; zur schottischen schlagen Inseln und Vorgebirge gleichsam eine natürliche Brücke, über welche stets gegenseitige Beeinflussung Statt gefunden hat, und im Süden stellt sich Gallien und die iberische Halbinsel entgegen, von wo nicht nur die ersten Iren vermuthlich herübergekommen sind, sondern auch immer wieder mächtige Berührungen Statt gefunden haben.

Die Natur selber hat mit allen ihren Gaben doch wie eine Stiefmutter die Insel ausgestattet. Auf das Seltsamste sind Höhe und Flachland vertheilt. Der Rand von felsigem Gestein, hier und da in den herrlichsten vulkanischen Basaltbildungen, fördert nahe bei einander die üppigste Vegetation und ewige Oede; durch tiefe Einschnitte läßt er das Meer ein und sperrt doch wieder die gewaltigen braunen Fluten von demselben ab, welche aus unergründlichen Torfmooren hervorquellen oder von den unfruchtbaren Höhen der Mitte herabrieseln, bis sie reißende Bäche und mächtige Binnenseen werden. Manche herrliche Strecke mit dem üppigsten Baum- und Graswuchs, wie ihn der warme feuchte Niederschlag des Atlantischen Oceans hervorzaubert, berechtigt zu dem dichterischen Namen des „grünen Erin". Doch gilt er meist nur von den romantischen Bezirken unsern der Küste. Von dem weiten Plateau des Innern wendet sich oft der Blick mit Schrecken ab; es ist, als ob ein Ring von Brillanten ein häßliches Bild einfasse!

Wenn jenseit der irischen See die Eingeweide der Erde das harte Eisen in unerschöpflicher Menge darbieten, so ist es hier fast eben so spärlich wie die edleren Metalle, nach denen im Gerölle der Küstenflüsse mühsam gesucht

wird. Mit Erfolg hingegen gräbt man nach dem weichen Blei. Steinkohle, „der schwarze Diamant“, ist vorhanden, aber weder in ausgiebiger Masse noch bequem zugänglich; die ungeheure Torfkruste, die vielleicht die Hälfte von Irland bedeckt, liefert zwar das billigste, aber keineswegs das wirksamste Feuerungs-Material. — Weich und milde allerdings ist das Klima, die Abstände von Winter und Sommer, zumal im Westen, liegen nahe bei einander; doch Regen und Sturm nässen und erkälten im Uebermaß. So wuchern denn die immergrünen Gewächse, wie Epheu, Lorber und der prächtige Arbutus, in beinahe tropischer Fülle; so wächst die Kartoffel, das verführerische Geschenk Amerika's, auf der dünnen, auf Stein aufliegenden Erdkrume, gleich dem üppigsten Unkraut, doch hat der Weizen in manchem Sommer Noth, zur Reife zu gelangen. Daher treibt Irland, wie bereits in seinen frühesten Tagen, so noch heute, vor allen Dingen Viehzucht. Weder Schifffahrt noch Industrie, zu denen die Handhaben wahrlich nicht fehlen, sind aus einheimischem Triebe entsprossen, die Fremde hat beiden erst den Aufschwung geliehen.

Mit solchen halb entwickelten Naturkräften nun ist die Insel Jahrhunderte lang auf sich angewiesen gewesen. Selbst die Römer, denen doch so viel daran lag, das kleine britische Alpenland Wales festzuhalten und die vom Gipfel des Snowdon bei hellem Wetter über die Wogen des irischen Canals hinweg die schönen Formen der Berge von Wicklow erblicken mußten, verschmähten es, eine Fahrt von wenigen Stunden zu wagen, um sich des letzten Eilands von Europa, wo seit alten Tagen einzelne handeltreibende Phönizier und Phokäer gelandet waren, zu bemächtigen, denn sie hatten in Britannien selbst vollauf zu thun.

Wie bei allen antiken und modernen Celten ist auch bei dem Iren der Enthusiasmus überaus leicht entzündbar: in patriotischen Schwung dürfte kaum ein anderes Volk Europas so leicht gerathen; eine Phantasie ohne Grenzen und ohne Gleichen, wie sie die feurige Ascese der althibernischen Mönche beseelte, spricht noch heute aus der Rede gebildeter und ungebildeter Iren. Aber die Form hat die Oberhand über den Gehalt; Feuer und Schwung reißen leicht fort bis zum baaren Unsinn. Dem zerlumpten Hausirer auf dem Jahrmarkte so wenig wie dem Advocaten oder Parlamentsredner versagt jemals der Wortschwall, untermischt mit sprudelndem Humor, drolligen Einfällen und den kühnsten Sprüngen der Logik. Aber selbst Musterredner, wie Burke, Grattan, O'Connell und auch Lord Palmerston, dem ein Tropfen irischen Blutes in den Adern rann, liefen im höchsten Pathos Gefahr, unversehens ins Lächerliche zu fallen. Unverwüstlich heiter, sorg- und ziellos, wie der Sinn der Menschen, klingt das Volkslied. Doch hat die irische Dichtung als Hinterlassenschaft der nationalen Schicksale auch eine tief melancholische Saite miterhalten, und selbst die Kunstpoesie in den irischen Melodieen des Thomas Moore hat sich diesem Zuge nicht ganz entziehen können.

An persönlichem Muth steht der Ire durchaus mit dem Franzosen auf einer Stufe. Unter den Antrieben physischer und geistiger Erhitzung haben irische Heere und Rebellenhaufen Wunder der Tapferkeit vollbracht; wo jene versagen, kann nur eiserne Disciplin, wie die eines Wellington, national-irische Regimenter den englischen und schottischen ebenbürtig machen. Es mangelt ihnen, wie den Franzosen, die Ausdauer unter allen Umständen, die größte Exaltation macht, sobald der Sturm vorüber, harmloser Gutmüthigkeit Platz, um so mehr, als die französische Ruhmsucht und nationale Eitelkeit ihnen abgeht, die ein so begabtes Volk vor steten Rückfällen in stumpfe Indolenz hätte bewahren können. Das Schlimmste aber — dieses Volksgemüth ist so trügerisch, wie der irische Moorboden. Ein einziger Schluck Whisky zu viel, und der Schädel auch des besten Freundes ist nicht sicher. Unter biederer Zutraulichkeit versteckt sich tückische Rachsucht; noch heute sagt Einer scherzend dem Andern: „gute Nacht" und schickt ihm hinter der nächsten Hecke eine Kugel nach. Es ist als ob in der Psychologie dieses Volkes die zartesten und reinsten Saiten des menschlichen Herzens mit den schlimmsten Mißtönen unentwirrbar verschlungen wären.

---

227. Dublin.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europas und dessen Reisen in Irland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Mitten durch Irland hindurch erstreckt sich von Osten nach Westen eine weite Ebene, von den englischen Geologen das „große Kalk-Thal Irlands" genannt, an welche nach vier Weltgegenden hin (NO., SO., NW. und SW.) vier gebirgige, halbinselartige Flügel angesetzt sind. Daher ist die ganze Insel auch seit den ältesten Zeiten in 5 politische Abtheilungen zerfallen, nämlich in den District „Midh", später „Meath" (d. h. das Land der Mitte) und die 4 großen Provinzen oder Königreiche Ulster, Connaught, Munster und Leinster, welche jenen 4 Halbinseln entsprechen. In jener Central-Ebene breitet sich nicht nur der zum Ackerbau und daher zur Ansiedlung günstigste District aus, sondern hier konnten auch am leichtesten Straßen, Canäle, Eisenbahnen angelegt werden. Dazu kommt, daß dieses centrale Kalk-Thal der einzige Theil von Irland ist, in welchem sich sowohl bedeutende Steinkohlenschichten abgelagert haben, als mächtige Torfmoore vorfinden, welche letztere in einem an Holz so armen Lande ein äußerst bedeutsames Material sind. Daher hat sich die Geschichte von Irland im Wesentlichen um dieses weite centrale Kalk-Thal gedreht. Wenn die Einwohner Erins etwas Gemeinsames zu verhandeln hatten oder wenn sie Streitigkeiten unter einander ausmachen wollten, so stiegen sie aus ihren Bergland-

schaften im N., S. und W. in die mittlere Ebene hinab und hielten hier ihre Berathungen oder begegneten sich in blutigen Entscheidungskämpfen.

Wenn aber auf allen Inseln, welche in der Nähe größerer Festländer liegen, die Hauptstädte so wie die wichtigsten Emporien und Märkte sich auf der diesen Festländern zugekehrten Seite ausbilden, von welchen sie Ansiedler, Eroberer, Handelsleute und Cultur empfangen, so mußte bei Irland die dem britischen Festlande zugewandte Küste um so mehr die bevorzugte werden, weil jene Centralebene gegen Osten hin am meisten aufgeschlossen ist, während sie im Westen durch die wilden Berge von Galway und Clare gewissermaßen abgeschlossen ist. Ein 10 Meilen breiter, sehr fruchtbarer Strich, zwischen den Bergen von Ulster im N. und denen von Leinster im S., liegt ganz offen und einladend England gegenüber und bietet sogar in der Bai von Dublin einen sehr zugänglichen Hafen, während diese Ostseite der Insel sonst fast gar keine gute und sichere Häfen hat. In diese Central-Gegend Irlands kamen von England her die Celten, das Christenthum, die Dänen und Normannen, endlich die englische Einwanderung (besonders von Bristol her) und die englische Eroberung. Heinrich II. von England, der Eroberer Irlands, setzte sich (1172) sofort in der Hauptposition des Landes, in Dublin, fest. Diese Stadt wurde seit 1214 die Metropole eines Erzbischofs und seit 1297 unter Eduard I. der Versammlungsort eines allgemeinen irischen Parlamentes. Auch fernerhin wurden entscheidende Hauptschlachten vorzugsweise in dieser dazu so geeigneten irischen Centralebene ausgefochten, wie im Anfange des 14. Jhrhdrts. zwischen Robert Bruce von Schottland und seinem zum König von Irland gekrönten Bruder Eduard Bruce bei Dundalk (nördlich von Dublin), und 1689 die zwischen Wilhelm III. von Oranien und Jakob II. an dem so oft mit Blut getränkten Boyne-Flusse.

Schon im Anfange des 18. Jhrhdrts. war Dublin nicht nur die in militärischer und politischer Hinsicht bedeutendste Stadt Irlands, sondern auch die bei Weitem volkreichste (100,000 E.). Aber erst im 19. Jhrhdrt. bemächtigte sich die Stadt aller Vortheile ihrer Position, als nach der Gleichstellung Irlands mit Großbritannien durch die Unions-Acte (1800) der bis dahin sehr gefesselte Handel der Insel sich freier bewegen konnte. Die beiden großen Canäle, der royal Canal und der Grand-Canal, brachten die Stadt mit dem Innern der Insel wie mit den nördlichen und südlichen Strichen zu beiden Seiten der Centralpartie und vor Allem mit dem Thale des schiffbaren Shannon in Verbindung. Und wie ein von dem Brennpunkte Dublin landwärts in die Insel hineingehender Eisenbahn-Fächer nach Norden, Süden und Westen, so strahlt ost- und seewärts von ihr ein an Radien eben so reicher Fächer von Schifffahrtslinien aus nach den zahlreichen im Angesichte Dublins an der andern Seite der irischen See gelegenen Häfen (von Glasgow, Carlisle, Lancaster, Preston, Liverpool, Bristol). Beide haben dazu beigetragen, Dublin zu dem wichtigsten Stapelplatze Irlands, zu einem der

bevölkertsten Orte Großbritanniens (mit 316,000 E.) und zu einer der prächtigsten Städte Europa's zu erheben.

Da die Engländer Dublin gebaut haben, die englischen Könige und Vicekönige und die englischen Bürger-Colonieen, die zu wiederholten Malen erst von Bristol und dann von verschiedenen Orten Englands herüberkamen, so ist Dublin dem Aeußern nach eine ganz englische Stadt. Die Privathäuser der Wohlhabenden sind eben so klein, sauber, schmucklos und ganz in demselben Schnitt, wie in allen englischen Städten. Und die öffentlichen Gebäude sind eben so schmuck- und säulenreich, so voll von Rotunden, Colonnaden und Portalen, wie die der englischen Städte. Die schönen Molos und Hafen-Anstalten, wie in Liverpool, London und den anderen englischen Häfen, das „Custom-house," das „Post-office", die „Four courts" (Gerichtshöfe) sind lauter prächtige Gebäude, wie man sie auch in den englischen Städten überall sieht; eben solche breite Straßen mit bequemen Trottoirs wie in London, eben solche reizend grüne Squares inmitten der Stadt, wie inmitten der englischen Städte. Auch die hohe, schöne Nelson-Säule und die Wellington's und König George's Statuen fehlen in Dublin eben so wenig wie in den englischen Städten. Das Trinity-College (die Dubliner Universität) hat seine schönen verschlossenen Gärten, wie die Oxforder Collegin, und das Castle, der Sitz des Vicekönigs, ist eine Wiederholung von vielen ähnlichen Castles, wie man sie in England sieht. Auch glaube man nicht, daß etwa, weil man nun in ein katholisches Land gekommen sei, deswegen diese seine Hauptstadt prächtige katholische Kathedralen und Klöster so wie an den Straßen und Kreuzwegen Capellen habe! Die katholischen gottesdienstlichen Gebäude, hier bloß Catholic chapels genannt, die sehr klein und gering an Zahl sind, verstecken sich in die Seitengäßchen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts durften die irischen Katholiken nur allenfalls in den Mauern ihres eigenen Hauses von ihrem Haus-Caplan sich die Messe lesen lassen, und das religiöse Bedürfniß der Armen wurde von einem reisenden katholischen Priester in irgend einem geräumigen Stalle oder unbewohnten Hause befriedigt. Erst 1745 durften sie wieder einige ihrer alten Capellen eröffnen, und jetzt haben sie zwar derselben mehrere, aber man bemerkt sie kaum. Die 22 oder 23 Episcopal-Kirchen, unter denen St. Patricks-Christchurch, das ausgezeichnetste alte kirchliche Gebäude in Irland, und die Capelle des vicekoniglichen Schlosses die bemerkenswerthesten sind, sehen aus wie die protestantischen Kirchen von der Hochkirche in England, selbst die alten unter ihnen.

bb. Scandinavien.

228. Dänemark.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Man kann Dänemark nicht in dem Sinne ein Land nennen, wie man Ungarn, Spanien, Frankreich Länder nennt; denn diese sind jedes ein compactes Ganze. Dänemark ist ein Inselstaat und hat wie jeder Inselstaat das Eigenthümliche, daß in ihm das Meer, besonders wenn es in der Form von Straßen erscheint, mit in den Staatsbesitz gezogen wird. Ein solcher Staat bedarf des Meeres, welches die Communication zwischen seinem Territorium erhält, als Eigenthum; die Meerstraßen sind hier nur, was Canäle und Flüsse innerhalb anderer Staaten sind. Man nimmt mit Recht an, daß der Eingang aus der Nordsee in die Ostsee da zu suchen ist, wo Skagenshorn, die nördlichste Spitze der Halbinsel Jütland, mit der schwedischen Küste die größte Verengerung bildet. Hier ist die Gibraltarstraße des Nordens; daher gehören das Kattegat, der Sund und die Belte der Ostsee an. Die von der Nordsee bespülte Seite der Jütischen Halbinsel ist nie in die Geschichte getreten. Die dänische Geschichte hat ihren Schauplatz innerhalb der Ostsee und vorzüglich auf den ganz dem Baltischen Meere angehörigen Inseln. Seeland ist der Mittelpunkt des Reiches. Hier liegt die Hauptstadt Kopenhagen. Der dänische Archipel wird gleichsam von Jütland umarmt und gegen den offenen Ocean geschirmt und geborgen. Die Halbinsel scheint fast nur um der Inseln willen vorhanden zu sein. Sie wird ihrer ganzen Länge nach von einem unfruchtbaren, mit Haidekraut bedeckten Landrücken durchzogen, welcher sich in der Nähe der Ostküste hält. Diese ist vielfach durch Buchten zerschnitten und zeigt Kreidefelsenbildung, die Westküste ist einförmiger und durchaus niedrig, sumpfig und sandig, und bedarf, vorzüglich in Schleswig, des Schutzes der Dämme gegen das Meer. Der nördlichste Theil Jütlands, welcher Haffbildung an der Nordsee hat, ist seiner ganzen Breite nach von einem Meerbusen, dem Lymfjord, durchschnitten. Da derselbe auf der Westseite auch die letzte schmale Landzunge durchbrochen hat, ist der nördlich von ihm liegende Theil der Halbinsel ganz zur Insel geworden.

Dänemark ist unter den drei scandinavischen Reichen das kleinste, aber verhältnißmäßig bevölkertste und cultivirteste. Das Klima ist, wenn auch veränderlich und feucht, der Vegetation günstig; der Boden ist flach und so fruchtbar, daß Getreide in großer Menge, selbst Obst ausgeführt werden kann. Wiesen, welche den englischen fast gleich kommen, befördern im hohen Grade die Viehzucht, deren Erzeugnisse gleichfalls namhafte Ausfuhrartikel liefern. Dänemark fehlt gerade das, woran das übrige Scandinavien reich ist, nämlich

Wälder und Bergwerke, und umgekehrt hat es Ueberfluß an dem, was jenem mangelt. Der Fischfang ist von untergeordneter Bedeutung, die Fabrikthätigkeit ist gering und erstreckt sich nicht weit über die Hauptstadt hinaus. Dänemark und das sonstige Scandinavien ergänzen sich daher gegenseitig nach ihren wesentlichen Bedürfnissen. Der Verkehr zwischen Schweden und Jütland ist durch die Nähe der Inseln wesentlich erleichtert. Der Sund ist bei Helsingör nur halb so breit, wie die Elbe bei Hamburg, der Große Belt ist vier Meilen breit, und die geringe Entfernung über den Kleinen Belt bewältigt eine Fähre. Die Inseln bilden so eine natürliche Straße von der schwedischen nach der jütischen Küste. Die Dänemark gegenüberliegenden schwedischen Landestheile waren lange Zeit in dänischem Besitz. Die Insel Seeland liegt zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Norwegen und Deutschland und controlirt die Seestraße aus der Ostsee in die Nordsee. Die Passage aus einem dieser Meere in das andere ist für den Norden Europa's von derselben Wichtigkeit, wie der Bosporus für den Süden. Dieser Canal hat Constantinopel seine Entstehung gegeben, der Sund hat den Kiöbenhavn, d. i. Kaufmannshafen, zum Mittelpunkte des dänischen Handels, zur Hauptstadt des dänischen Reiches erhoben.

Zwischen Großbritannien und Rußland und zwischen der scandinavischen Halbinsel und Deutschland liegt Dänemark in der Mitte der größten Staaten des nördlichen Europa's. Selbst klein, hat ihm die Natur einen Vortheil über alle eingeräumt, indem die Schließung der Ostsee in seine Hand gegeben ist. Es ist ein Inselstaat von so geringer Ausdehnung seiner einzelnen Theile, daß es keinen Ort giebt, der weiter als zehn Meilen vom Meere entfernt läge. Daher hat es seine Hauptstärke von jeher in seiner Flotte gehabt. Sein Streben, eine Seemacht darzustellen, schreibt sich von jener Zeit her, wo es wirklich, als die Hansa im Sinken war, Petersburg noch nicht stand und als England sich noch nicht auf Spaniens und der Niederlande Kosten erhoben hatte, in den nordischen Meeren den Vorrang behauptete. Es konnte sich schwer an die Vorstellung gewöhnen, daß seine Nachbarn aufhörten, seine Nebenbuhler zu sein, und daß es selbst kleiner geworden war, je riesenhafter sich diese ausgedehnt hatten. Der Sundzoll mußte dem Dänen wie eine Huldigung der ersten und mächtigsten Nationen der Erde vorkommen. Dieser Zoll war ein Tribut, den sich Dänemark entrichten ließ, nicht von Unterworfenen und Schwachen, sondern von den Beherrschern der Oceane. Dies Alles geschah Jahrhunderte lang nach „Recht und Vertrag," bis eine oceanische Macht aus der neuen Welt frischweg das historische Recht in den Grund bohrte. Die Bahn war gebrochen, „die Andern" folgten nach und es gibt einen mittelalterlichen Unfug weniger auf der Erde.

229. Die Dänen.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Der Däne, welcher alle Eigenschaften des germanischen, oder, wie er viel lieber hört, des gothischen Stammes theilt, ist ein sehr reizbarer Mensch, raschen Muthes und raschen Entschlusses, überhaupt geistig sehr beweglich. Man sagt gewöhnlich: das ist er als Seemann, das ist überhaupt der Charakter eines Insel- und Seevolks; aber man kann sogleich einwenden: warum ist der Holländer und Friese es nicht in gleichem Maße? warum hat der entschlossenste Seemann, der Engländer, doch eben eine ausgezeichnete Gleichmüthigkeit und Ruhe? Wahrscheinlich ist hier in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, besonders im 10. und 11. Jahrhundert, fremder Samen ausgesäet worden, der gothische Stamm der Inseln ist wahrscheinlich sehr gemischt worden. So viel wissen wir aus den Berichten jener Jahrhunderte, daß die Seeräuberei der verschiedenen Völker der Ostsee immer frisch fort ging, daß die dänischen Wikinger von dem mecklenburgischen, pommer'schen, preußischen, kurischen Wall ganze Schiffsladungen gefangener Wenden, Kuren und Liven als Beute entführten, daß sie auch deutsche Gefangene oft als Sclaven gebrauchten. Als nun im Anfange des 11. Jahrhunderts Sven und Knut das Reich und die Herrschaft gleichsam nach England verlegten, da ist gewiß dieses Seeland, der Sitz der Herrschaft, von Rittern und Kriegern sehr ausgeleert worden. Da mögen sie die leeren Stellen für den Pflug und die Heerden und selbst für das Ruder viel mit fremden Armen besetzt haben, und auf die Weise mag in Seeland ein Geschlecht erwachsen sein, welches viele fremde Zuthat erhielt und durch diese fremde Zuthat einen eigenthümlich lebendigen und heftigen Charakter. Denn die Bevölkerung Dänemarks besteht gleichsam aus zwei verschiedenen Nationen. Erstlich der Südschwede und Jüte, der längste Mann aller nordischen Volksstämme, im Durchschnitt noch länger als der auch schon lange und schlanke Friese und Westfale, fast durchgängig mit blondem Haupthaar und großen blauen Augen, im Gemüthe von großer Bedächtigkeit, am Leibe schwerfällig und langsam, sonst mit einem eigenthümlich zugleich schelmischen und gutmüthigen Ausdruck. Bei den Schweden gilt noch aus überlieferter Abneigung gegen die dänische Art die gewöhnliche Redensart: der Schone ist ein eben so schlauer als dummer und knechtischer Kerl; auch der Jüte hat bei den andern Dänen den Ruf, er sei listig und pfiffig. Aber diese beiden gewaltigen nordischen Riesenarten, die Männer aus Schonen und Halland und die aus Jütland, sind sehr fleißige, arbeitsame, kluge und anstellige Leute und von einer berühmten stillen Tapferkeit. Zweitens sehen wir nun den Seeländer und seinen inselbewohnenden Nachbar, mit welchem auch die Kleinbürger der Hauptstadt so ziemlich das ähnliche Gepräge tragen, mehr von mittlerem oder kurzem Bau.

Die häufig schwarze Haarfarbe und der eigenthümliche Fall der Haare um und über die Stirn und ein meistens eng und kurz zusammengedrängtes Gesicht mit tiefliegenden, blitzenden, ja, leicht zornblitzenden Augen und eine leichte leibliche Beweglichkeit läßt ihn fast als ein Volk anderer Art erscheinen, als die beiden obgenannten. Dieser Däne der Mitte, dieser Inselbewohner, bestimmt jetzt die geistige und politische Bewegung und Leitung Dänemarks.

230. Kopenhagen.

(Nach Theod. Mügge, Skizzen aus dem Norden, und Anton v. Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Kopenhagen ist die einzige wirkliche Insel-Hauptstadt Europa's. Denn Constantinopel, Lissabon, Venedig, Stockholm sind doch vorzugsweise durch den continentalen Zusammenhang zu der Wichtigkeit gelangt, die sie besitzen. Kopenhagen allein ist nicht allein von dem Festlande vollständig isolirt, sondern auch von dem beträchtlichsten Theile der dänischen Kronlande selbst so abgesondert, daß vorübergehende Hemmungen gelegentlich die Verbindungen vollkommen unmöglich machten. So war vor der Erfindung der Telegraphen fast jeden Winter die dänische Hauptstadt von dem übrigen Europa völlig abgeschnitten, indem Treibeis die freie Communication nach allen Seiten hin verhinderte. Dann mußten König, Hof und Bürgerschaft in Unwissenheit bleiben über Alles, was in der Ferne und in ihrer Nähe vor sich ging. Der Anblick der Stadt von der Seeseite her hat etwas Großartiges, vorzüglich durch den breit eindringenden Meeresarm, der die Inselvorstadt Christianshafen von der Stadt scheidet. Die Rhede, welche sich nordöstlich von der Stadt ausdehnt, ist bei einem durchschnittlichen Tiefgange von 7 Faden eine der schönsten und sichersten, die man in den Meeren des Nordens finden kann. Dort, jenseit der Brücke, liegt der Kriegshafen mit den Schiffskolossen, welche Dänemark jetzt, ziemlich unnützer Weise, besitzt und unterhält. Auf der andern Seite, an der Stadt, ankern die Handelsschiffe zum Aus- und Einladen der Waaren. Canäle von 3—5 M. Tiefe laufen aus den Häfen in die Stadt hinein, umfassen die wichtigsten Theile derselben und verschaffen den so gebildeten Inseln die schönsten Ankerplätze für 5000 Fahrzeuge.

Kopenhagen (Kiöbenhavn oder Kaufmannshafen) hat alle Stufen von einem kleinen Fischerdorfe, als welches es noch um die Mitte des 12. Jhrhdts. erwähnt wird, bis zur Königs-Residenz langsam und allmählich erstiegen. Die erste Wichtigkeit erhielt das Dörfchen durch die feste Burg gegen die Seeräuber, welche der Erzbischof Absalon von Roeskilde auf dem Schloßholm errichtete, dem Waldemar I. den Ort und anliegende Dörfer geschenkt

hatte. Schon im Jahre 1254 erhielt Kopenhagen Stadtrechte, und die Könige nahmen nun den Bischöfen wieder, was sie ihnen gegeben. König Christoph III., der Baier, erhob 1443 Kopenhagen zur Residenz, indem er seinen Sitz von Roeskilde hierhin verlegte. Im J. 1479 erhielt sie ihre Universität; kein Fürst hat jedoch so viel für sie gethan, wie der gute König Christian IV. Dieser befestigte sie sorgsam, hob ihren Handel und hinterließ seinen Nachfolgern einen mächtigen Kriegs- und Fürstensitz, welcher Stürme überdauern konnte. Es hat auch an solchen Prüfungen nicht gefehlt, zumal unter der Regierung Friedrich's III., wo Dänemark vielleicht verloren war, wenn die Stadt nicht den Angriffen Karl's X. von Schweden widerstand (1658). Mit wichtigen Privilegien ausgerüstet, trieb Kopenhagen bedeutenden Handel und wurde reich, groß und geehrt unter der Herrschaft des oldenburgischen Fürstenhauses. Neue, tiefe Wunden schlug das furchtbare Bombardement der Engländer vom 2. bis 5. September 1807. In einem geheimen Artikel des Tilsiter Friedens hatte Napoleon sich mit dem Kaiser Alexander von Rußland verständigt, Dänemark mit Güte oder Gewalt zu bewegen, die dänische Flotte an Frankreich zum neuen Angriff auf England zu überlassen. Darum erschienen die Engländer ohne Kriegserklärung vor der Stadt, um die Flotte fortzuholen, welche bis zum Frieden in englischem Verwahrsam bleiben sollte. Die vom Militär entblößte Stadt wurde von Brandkugeln und Raketen in einen Schutthaufen verwandelt; 305 Häuser sanken in Asche, dann lieferte man die Flotte (16 Linienschiffe, 17 Fregatten, 16 Briggs und 26 Kanonenboote mit 2200 Kanonen) aus. Die Arsenale wurden geplündert, die großen Vorräthe, die man nicht entnehmen konnte, zerstört, die angefangenen Schiffe vernichtet, und was vom alten Wohlstande übrig geblieben, verschlang der Krieg bis zum Jahre 1814. Jetzt ist Kopenhagen zwar wieder aufgebaut, aber der Reichthum ist nicht wiedergekehrt, denn die Rhederei der Ostsee gehört nicht mehr vorzugsweise den Dänen.

Der wahre Mittelpunkt von Kopenhagen ist der große, schöne Platz, Königs-Neumarkt. Hier concentrirt sich das Leben von allen Seiten; hier liegt das Theater, das königliche Schloß Charlottenburg, wo Thorwaldsen wohnte, sein Atelier und die Akademie der Künste sich befindet. Hier münden nicht weniger als zwölf Straßen, darunter die belebtesten der Stadt. Wenn der Neumarkt regelmäßig wäre, würde er unzweifelhaft einer der schönsten Plätze aller Hauptstädte Europa's sein, aber er ist auch so imposant genug. — Ein anderer schöner Platz ist der Schloßplatz vor Christiansburg. Dieses Schloß, das größte in Kopenhagen, ist aber keineswegs das schönste. Seine Hauptfaçade hat etwas Düsteres, Gefängnißartiges. Ueber dem großen Thore sind die Basreliefs von Thorwaldsen, im Rittersaale dessen berühmter Alexanderzug. Das ungeheure Haus steht leer. Ein Theil der Räume wird zu den wissenschaftlichen Museen benutzt. Unter diesen ragt hervor das (1807 gegründete) altnordische Museum, welches an Vollständigkeit und

systematischer Anordnung alle seines Gleichen übertrifft, und welches zu bereichern alle Schichten der Bevölkerung aus vaterländischem Stolze ernstlich bemüht sind.

In nicht ganz glücklicher Lage, da es von dem Schloßgebäude fast erdrückt erscheint, erhebt sich das Thorwaldsen'sche Museum. Als der große Bildner nach 50jährigem Aufenthalte auf dem geschichtlichen Boden des classischen Alterthums in seine nordische Heimat zurückkehrte, legte er in dankbarer Vaterlandsliebe alle seine reichen Schöpfungen Dänemark in den Schooß. Zur Aufnahme derselben ward ein dieser kostbaren Gabe würdiger Tempel aus freiwilligen Beiträgen errichtet oder vielmehr aus einem vom König geschenkten Gebäude umgestaltet, in halb ägyptischem, halb griechischem Stile, um einen Hof-angelegt, in dessen Mitte sich das Grab des Meisters befindet. Hier ruht er mitten unter den Werken, die ihm die Unsterblichkeit gebracht haben, und es ist das Ganze zugleich eben so wohl eine Kunsthalle als ein Mausoleum. Neben 648 Originalwerken und Skizzen Thorwaldsen's befinden sich hier 550 Handzeichnungen von ihm, etwa 460 nach ihm und seinen Angaben, dazu seine reichen Sammlungen an Antiquitäten, Kunstwerken und Büchern; und aller Schmuck des Gebäudes in Sculptur wie Malerei (Fresken in pompejianischer Art) bezieht sich selbstredend auf ihn.

Gleichfalls durch die Fülle Thorwaldsen'scher Originalwerke eine Kaaba für jeden Kunstfreund ist die Metropolitankirche des dänischen Reiches, die Frauenkirche, geworden. Durch das Bombardement der Engländer so zertrümmert, daß sie bis auf die Grundmauern einstürzte, ward sie als ein Oblongum im römischen Stile hergestellt und mit einer Fülle von Meisterwerken der Sculptur ausgeschmückt, so längs der beiden Seiten des Schiffes mit den zwölf Aposteln in übernatürlicher Größe aus carrarischem Marmor, in dem Frontispice über dem Eingange mit der berühmten Johannisgruppe, und im Chor ist der betende Engel mit dem Taufbecken, in Form einer Muschelschaale, wohl die schönste Poesie, die je in Marmor wenigstens die neuere Kunst ausgeführt hat.

In Beziehung auf Reichthum an literarischen und antiquarischen Denkmälern, so wie an Vereinen und Gesellschaften zur Förderung der Künste, Wissenschaften und allgemeinen Bildung können sich wenige Städte gleichen Ranges mit Kopenhagen messen, welchem man daher nicht mit Unrecht den Namen des „nordischen Athens" beigelegt hat. Die königliche Bibliothek zählt nicht blos eine halbe Million gedruckter Bände, sondern besitzt auch eine reiche Sammlung von Manuscripten, namentlich orientalischen, die nur denen der Pariser Bibliothek an Werth nachstehen, und eine einzig vorhandene isländische Sammlung. Außer dem schon erwähnten „nordischen Museum" besitzt Kopenhagen in seinem „ethnographischen Museum" (in 32 Sälen) die in dieser Art großartigste Sammlung in Europa, welche einen

höchst belehrenden Einblick in die Stadien der Culturentwickelung, in die Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker gewährt.

Der König wohnt in dem nördlichen, aristokratischen Stadttheile, der stillen Friedrichsstadt, welche schnurgerade Straßen besitzt und von Friedrich V. angelegt ist. Vier adelige Geschlechter kamen damals überein, vier gleichförmige Paläste zu erbauen, welche zusammen die Amalien-Burg heißen. Nach dem Brande der Christiansburg 1794 kaufte sie der König, und seit dieser Zeit wohnt die herrschende Familie hier. Die Straßen sind öde, der Platz ist einsam, es ist als spiegele sich hier das Herabkommen des Staates in dieser Vereinsamung.

Kopenhagen, sagen die Meisten, ist zu groß für das Land. Mit seinen 193,000 Einwohnern ist es der Magen, der Alles verschlingt zum Schaden des Ganzen. In Kopenhagen concentrirt sich der Staat; Kopenhagen ist Dänemark, der Rest ist ohne alle Bedeutung, er liefert nur die Mittel, daß Kopenhagen leben kann. Die Hauptstadt hat kein Hinterland, welches sie versorgen könnte, sie führt nur ein, was sie selbst und die nächste Umgebung verbraucht, führt aus, was Ackerbau und Viehzucht in Seeland geben. Dazu kommt Rhederei, Fischerei und was die glückliche Lage an der Sundstraße an Vortheil bringt.

Vier Meilen von Kopenhagen, durch die Eisenbahn aber gleichsam zu dessen Vorstadt geworden, liegt die älteste Stadt der Insel Seeland, Roeskilde, benannt von dem königlichen Heros Roe (oder Hroar) und ihren berühmten Quellen („Kilde"). Hierhin verlegte Harald Blauzahn 980 den Königssitz und hier blieb er etwa ein halbes Jahrtausend bis auf König Christoph den Baier (s. S. 90). Von hier aus haben Knut der Große, die Waldemare und Margarethe ihr mächtiges Scepter über den Norden gestreckt und dann in der herrlichen Metropolitankirche, dem großartigsten Bau auf den dänischen Inseln, ihre Ruhestätte gefunden. Mit wenigen Ausnahmen ruhen alle dänischen Könige des Mittelalters in dieser dem byzantinisch-gothischen Uebergangsstile angehörenden Kirche.

231. Island.

(Nach W. Sartorius von Waltershausen, Physisch-geographische Skizze von Island, und Georg Hartwig, Der hohe Norden, bearbeitet vom Herausgeber.)

Am Rande des nördlichen Polarkreises und ungefähr in der Länge von Ferro liegt die Insel Island, im Westen, Süden und Osten von den atlantischen Fluten, im Norden aber von dem Eismeere bespült. Hohe, mit ewigem Schnee und Gletschermassen bedeckte Gebirge, die über Nebel und

Wolken dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegenleuchten, haben im Mittelalter zur Entdeckung dieses Landes und zu seiner Benennung Veranlassung gegeben; vordem war es unbewohnt und so außer dem Bereiche der Geschichte. Keine Grabhügel von Königen, keine cyclopischen Mauern, keine Denkmäler großer Thaten sprechen hier zu dem Wanderer; nur eine im Sturm begriffene Natur hat auf dem Boden dieser Insel, in ihren Bergen und Thälern die Spuren vormaliger Umwälzungen sowohl durch Wasser als durch unterirdisches Feuer eingegraben.

Nach der Art der Polargegenden bescheint im hohen Sommer die späte Glut der mitternächtlichen Sonne die schauerliche Einöde dieses vom Ocean umgürteten Gebirgslandes, an dessen äußere Grenzen die Cultur des Menschen kaum Hand anzulegen gewagt hat; im Winter dagegen werden seine endlosen Schneegefilde in Dämmerung und Nacht verhüllt, von den zitternden, röthlichen Strahlen des Nordlichts sparsam erleuchtet. Die eigenthümlichen Gegensätze in der Natur, die hier im Zusammenwirken des nördlichen Klimas mit der innern Erdwärme entstehen, machen Island zu einem der merkwürdigsten Länder unserer Hemisphäre. Die kochenden Springquellen des Geysir und Strokkr, fernhin donnernde Vulkane, die, mit lodernder Glut und schwarzen hochaufwirbelnden Aschenwolken, nicht selten zwischen ewigen Eisgefilden emporbrechen, halberloschene Solfataren, brodelnde Schlammkessel und unabsehbare Lavaströme, die oft in phantastischen Gestalten ihre Schollen übereinander thürmen, haben hier schon seit längerer Zeit die Thätigkeit der Naturforscher in Anspruch genommen.

Diese Insel bildet ein flach gewölbtes, doch wellenförmig gestaltetes, meist von der See steil aufsteigendes Hochland, von dem aus vielfach verworrene Gebirgsketten sich aufs Neue erheben; ihre Küste ist, mit Ausnahme der Südseite, von größeren Meerbusen und unzähligen schmälern Fjorden, die sich nicht selten wie Landseen zwischen die Gebirge erstrecken, unregelmäßig begrenzt und vielfach zerschnitten. Durch drei größere Meerbusen sondern sich drei Halbinseln gegen Westen hin von der Hauptmasse der Insel ab. Auf der mittlern dieser Halbinseln erhebt sich, wie ein Geist aus der Erde, der längst erloschene Vulkan Snäfels-Jökull, gehüllt in einen Panzer von ewigem Eise, über die grauen, sturmdrohenden nordischen Nebel, bis auf 20 Meilen in der Runde sichtbar; doch nur an den heitersten Tagen zeigt er sich in der Frühe des Morgens frei von dem Schleier der Gewölke, und seine doppelgipflige Gestalt erglüht dann mit rosigem Schimmer in den Strahlen der eben aufgehenden Sonne. An der von verhältnißmäßig kleinen, aber sich beständig wiederholenden Fjorden zerschnittenen Ostküste bilden hohe, mit ewigem Eise bedeckte Vulkane, die von Zeit zu Zeit ihre Thätigkeit erneuern, den merkwürdigsten, aber auch zugleich unzugänglichsten Theil der Insel; ihre oft unabsehbaren Gletschermassen bleiben dem Naturforscher vielleicht für ewig verschlossen. Die höchsten Gipfel dieser bis 2000 M. hohen Gebirge

werden auf ihrer Südseite gegen die See hin durch ein flaches, aus vulkanischem Sande gebildetes, vegetationsloses Vorland (Oräfe) begrenzt.

Von der Hochebene, welche die Mitte der Insel einnimmt, ergießen sich nach allen Seiten der Küste hin zahlreiche Flüsse, die, durch schmelzende Gletschergewölbe vornehmlich im Sommer ernährt, milchtrübe Wassermassen zum Meere hinwälzen. Bei großer Breite ist ihr Lauf mitunter sehr kurz, wie im Südlande, wo sie von den Gletschern aus die nur einige Meilen ausgedehnten Oräfen durchströmen. Voll Ungestüm reißen sie mitunter die schwersten Felsstücke mit sich fort, unterbrechen zu gewissen Jahreszeiten jede Verbindung der Einwohner und machen dann das Reisen durch jene Gegenden unmöglich. Die Ströme, welche mehr im Innern der Insel ihren Ursprung nehmen, haben einen 20—30 Meilen langen Lauf. Auch ist Island reich an Landseen, meist frühere, jetzt gegen das Meer hin abgeschlossene Fjorde und gegenwärtig mit süßem Wasser gefüllt. Die größten Seen sind zugleich die Quellen beträchtlicher Flüsse.

Gletscher überdecken einen sehr bedeutenden Theil der Insel und können ihrer Oberfläche nach mindestens zu 200 Quadratmeilen veranschlagt werden. Sie bilden sich nur da, wo weit ausgedehnte Gebirgsmassen in die Schneelinie reichen, in einer Höhe von mehr als 1200 M.; von hier aus senken sie sich in die tieferen Regionen, selbst in die Nähe des Meeres herab, und zerstören manche Strecken cultivirten Landes, wie in den Thälern der Alpen. Die größte Eismasse liegt im Südosten der Insel, wo in den letzten Jahrhunderten die furchtbarsten vulkanischen Ausbrüche mitten in dieser Gletscherwelt Statt fanden und wo die Zerstörungen des Wassers wetteiferten mit denen des unterirdischen Feuers.

Das Klima von Island scheint in vorgeschichtlichen Zeiten, für die jeder Maßstab fehlt, milder und für einen vollkommenerern Pflanzenwuchs empfänglicher gewesen zu sein, wie dies aus den Ueberresten der Vegetation in der Braunkohle (Suturbrand) zu entnehmen ist — eine Erscheinung, die mit dem allmählichen Abkühlungsprocesse unseres Planeten in enger Verbindung steht. An eine über die ganze Insel verbreitete Vergletscherung ist hier eben so wenig zu denken, wie bei der scandinavischen Halbinsel. Wahrscheinlich ist das Klima hier durch die verschiedenen Strömungen sowohl im Atlantischen Ocean als im Eismeere sehr wesentlichen Einflüssen unterworfen. Gegenwärtig ist das Klima von Island, wenn auch unfreundlich und regnerisch, indem auf einen kurzen Sommer ein (8 Monate) langer Winter folgt, Frühling und Herbst aber kaum merkbar sind, dennoch für die hohe nördliche Breite so günstig als irgendwo auf der Erde. Weit ausgebreitete Wiesengründe, mit frischem lebendigem Grün und tausend Blumen geschmückt, erfreuen zuweilen auf eine überraschende Weise das Auge, welches sich an starre Lavawüsten und nackte Felsgegenden zu sehr gewöhnt hat. Wenn im Norden der Insel der Graswuchs eben so üppig, der Bau der

Kartoffeln und Gemüse vielleicht noch verbreiteter ist, als in den südlichen und westlichen Theilen, so ist diese Thatsache localen Ursachen zuzuschreiben, namentlich dem Schutze gegen gewisse Winde, so wie der größeren Thätigkeit der Einwohner im Nordlande.

Betrachten wir die Thierwelt, so ist das Meer hier arm an Gattungen und Arten von Fischen, aber oft ungeheuer reich an Zahl der Individuen, weshalb die Fische, die oft millionenweise gefangen werden, eines der Hauptnahrungsmittel des Isländers ausmachen. Die Küsten sind allenthalben von Vögeln mit weißer, grauer oder brauner Befiederung bevölkert und belebt, während man im Innern viele Meilen reisen kann, ohne nur einen einzigen Vogel zu sehen. Die Eidergans ist der wichtigste unter den Vögeln der Küste, welche an manchen Scheeren und Bergen, wo sie zu brüten pflegen, oft in ungeheurer Anzahl die Felsen umschwärmen und die Luft mit ihrem jammernden Klageruf erfüllen. Die höheren Thiergattungen haben sich, insofern sie nicht von der Natur zum Wandern über das Meer eingerichtet sind, nur durch Colonisation in Island einheimisch gemacht. So sind der Fuchs und der Eisbär ohne Zuthun des Menschen mit den Schollen des Treibeises nach Island gekommen, alle übrigen, die man jetzt findet, das Schaf, das Pferd, das Schwein, das Hornvieh, der Hund u. s. w., bilden ein Gefolge des Menschen und sind zum Theil erst in den letzten Jahrhunderten eingeführt.

Wenn Vulkan durch die furchtbaren Ergüsse seiner gigantischen Rauchfänge — des Hekla, des Krabla u. s. w. — die Isländer häufig mit unabsehbarem Unglück heimsuchte, wenn er mit verheerenden Lavaströmen und Aschenregen äußerst freigebig ist, so sind dagegen seine Gaben an nutzbaren Mineralien sehr dürftig und karg. So viel man weiß, kommen auf Island weder edle noch unedle Metalle in irgend bauwürdiger Menge vor, und Steinkohlen — deren Gegenwart für den Mangel aller übrigen unterirdischen Schätze reichlich entschädigen würde — sind nirgends zu finden.

Die Wirkungen des unterirdischen Feuers zeigen sich auch durch die unzähligen warmen und heißen Quellen, die an hundert verschiedenen Orten am Fuße der Berge hervorsprudeln. Einige fließen ruhig in gleichmäßigem Tempo und werden manchmal vom Isländer zum Waschen und Baden benutzt; andere dagegen wallen kochend empor und werden zwar bewundert, ohne jedoch im Geringsten zum materiellen Wohl des Menschen beizutragen. Unter letzteren gehören der große Geysir und der Strokkr nicht nur zu den Sehenswürdigkeiten Islands, sondern in ihrer Art zu den Hauptmerkwürdigkeiten der Welt. Schon aus der Ferne verkündigen sich die warmen Quellen und Kochbrunnen des Geysir, die, über 40 an der Zahl, auf einem Raume von etwa 30 Morgen beisammen liegen, durch leichte, weiße, über den Boden hinziehende Dämpfe oder kräftigere Rauchsäulen, die wolkenartig emporwirbeln. Im Laufe der Zeiten hat dieser mächtigste Spring-

brunnen auf Erden aus abgesetztem Kieselsinter sich einen flachen, 10 M. hohen Eruptionskegel gebildet, in welchem ein schüsselartiges Becken ausgehöhlt ist. In der Mitte führt, wie ein riesiges Bohrloch oder ein Brunnen, eine cylindrische Röhre in die geheimnißvolle Tiefe. Gewöhnlich findet man das Becken mit krystallklarem, seegrünem Wasser angefüllt, welches eine Temperatur von 82 ° C. besitzt und nach Osten abfließt. Man staunt über die Ruhe und fragt sich, wie ein so friedfertiger Brunnen zu Zeiten auch so zornig emporbrausen könne. Ein starkes Donnern geht dem riesigen Ausbruch voran, das Wasser im Becken schlägt hohe Wellen und wirbelt umher, in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und in seinen, blendend weißen Staub gelöst, schießt ein etwa 30 M. hoher Wasserstrahl, dem bald ein zweiter und dritter folgt, unter entsetzlichem Gebrause in die Lüfte. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen, einige seitwärts sprühend, andere senkrecht emporschießend, ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Theil die Wassergarbe; nur noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, bei besonders günstigen Gelegenheiten gegen 45 M. hoch, zuweilen von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt nach einigen Minuten wie eine phantastische Traumgestalt in sich zusammen.

232. Scandinavien im Vergleich zu Großbritannien.

(Nach Karl Ritter, Europa, Vorlesungen, herausgegeben von H. A. Daniel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Länder Nordeuropa's haben durch ihre größere oder geringere Isolirung, d. h. Abscheidung von dem massenhaften Körper des Continents, ihre geographische Individualität gewonnen: das osteuropäische Rußland ist am wenigsten isolirt, Scandinavien halb, Großbritannien ganz isolirt, und letzteres gehört Europa nur noch durch seine Nähe an, indem es, wiewohl ganz dem Atlantischen Ocean zugewendet und auf dem Uebergange von der Alten zur Neuen Welt liegend, mit Nordeuropa Klima, Windsysteme, Meeresströmungen und andere allgemeine Verhältnisse theilt. Großbritannien ist das individualisirteste Glied von Europa, daher auch in allen Verhältnissen von diesem am unabhängigsten entwickelt und am selbständigsten geblieben.

Alle drei Länder dehnen sich mehr von Süden nach Norden als von Osten gegen Westen aus und ragen daher durch das Uebergewicht der Länge über die Breite in sehr verschiedene klimatische Zonen hinein, mehr als jedes andere europäische Land. Großbritannien ist um 12 Grade in eine wärmere Zone gelagert, als Scandinavien, welches in die Polarwelt (bis 71° n. Br.)

hineinragt. In Großbritannien nimmt der nach klimatischer Lage mildeste Theil die größere Breite ein; gegen Norden verengert sich das Inselland in immer schmälere Landzungen und Isthmen, die sogar von Meer zu Meer, wie durch den Caledonia-Canal, durchschifft werden können; in Scandinavien ist die Breite wechselnd, am größten (100 Meilen) unter dem 60°, im Norden nur 50 Meilen, im Süden (40 Meilen) am geringsten, im Gegensatze zu England. So ist also Großbritannien günstiger gestaltet und günstiger gelegen, als Scandinavien, um vieles weniger gegen den rauheren Norden gerückt, daher culturfähig in allen Theilen, ganz losgerissen vom Nachbarcontinent, seine Bevölkerung mehr als jede andere auf das Seeleben angewiesen, während Scandinavien, durch einen breiten Isthmus mit dem Nachbarcontinente verbunden, von dem Norden und Osten des Erdtheiles abhängiger geblieben ist, als dies ohne jene Verbindung der Fall sein würde.

Scandinavien und Großbritannien haben merkwürdig überraschende, im Ganzen analoge Gebirgsbildung und Stellung derselben zum offenen Ocean im Westen wie zu den Binnenmeeren im Osten. Ihre Meridianketten thürmen sich desto höher, wilder und schroffer auf, je dichter sie zu den steilen Tiefen des Oceans herantreten. Beide Ländersysteme breiten sich dagegen nach Osten zu, gegen die Binnenmeere — England gegen die Nordsee, Schweden gegen die Ostsee — in niedriger, abgestuften, flachen Landschaften aus, deren Charakter im Wesentlichen dem der gegenüber liegenden flachen Gestadeländer gleicht. Schwedens Natur an seiner Südspitze (Schonen) entspricht den Gegengestaden von Dänemark und Deutschland, Schwedens Ostseite um Stockholm und Upsala der Natur des gegenüberliegenden Finnland. Das ganze flache Südost-England entspricht dem gegenüberliegenden Nordwest-Frankreich bis auf die einzelnen Schichten der Erd- und Gebirgsformation (Kreidebänke, Gyps, Thon, Mergellager), so daß der schmale Meeres-Canal nur als die Folge eines Meeresdurchbruches zwischen einer und derselben Ländergruppe erscheint. Wie die blendendweißen Kreidefelsufer auf beiden Seiten des Canals, von Dover und Calais, einander entgegen leuchten, nur steiler und höher auf jener als auf dieser Seite, eben so entsprechen auch die Kreideklippen der Ostseegestade auf Rügen, Möen und Seeland den Gebirgsarten an den gegenüber liegenden Südküsten von Schonen bei Ystadt, Malmö, Landscrona. Aber weit gegen Norden und Nordwesten verbreiten sich diese Bildungen in Schweden und England nicht, sie geben nur den Küstenrändern ihre Gestaltung. In beiden Gebieten tritt sehr bald die Domaine der wilden Urgebirgsmassen auf, die Granit- und Gneuß-Region, in verschiedenem Maße mit mancherlei verwandten Gesteinen vermischt. Diese beherrschen in beiden Länder-Theilen den ganzen Westsaum der Meeresgestade in langen und breiten Gebirgszügen, mit der den mitteleuropäischen Parallelzügen entgegengesetzten Richtung, der von Nordnordost gegen Südsüdwest. Aber Scandinaviens kolossales Urgebirge ist nackt geblieben auf seiner

Oberfläche, unbedeckt von weicheren Formationen, während Englands minder hohe und wilde Urgebirge überlagert sind mit jüngeren Uebergangs-, Flöz- und tertiären Schichten, mit Steinkohlenflözen, Sand- und Mergellagern, die nur je weiter gegen Norden auch mehr gegen die Ostseite hinüberreichen. Doch liegen in beiden Ländern ihre gewaltigsten Gebirgsmassen, ihre erhabensten Höhenzüge, ihre steilsten Gipfel gegen die Atlantische Meeresseite gedrängt, wo sie aus den meridianen Erdspalten unmittelbar ohne Vorland gehoben erscheinen. Wie in Norwegen, so in Schottland und Wales stürzen sie nicht selten senkrecht hinab in die Meeresbrandung, ihre oft grausige Zerrissenheit setzt sich auch unter dem Meere fort, als Klippenboden und als Scheren-Umsäumung, wie ein unnahbares Bollwerk, durch welches nur enge Spalten als Fjorde (in Schottland: Firths) nach dem Innern hindurchführen. Grandiose Klippen bauen sich hier, gleich Thürmen und Riesenmauern, in unabsehbaren Zügen aneinander, die alle der Längenachse der Gebirgszüge in derselben Streichungslinie von Süd gegen Nord einander folgen. An anderen Stellen, wie in Westschottland gegen Irland zu, treten noch eigenthümliche Basaltbildungen mit ihren Säulenreihen, Säulengrotten (Staffa) und vielgestalteten, vorgelagerten Inseln hinzu, wie die Shetland- und die Hebriden-Gruppe.

Hier, wo die alpine Gebirgslandschaft sich mit den Erscheinungen des Oceans vermählt, tritt die romantisch wilde Natur des Nordens hervor. In Norwegen stürzen zuweilen die ewigen Schneefelder und Gletscher ihre zahlreichen Ströme durch ungeheure Wasserfälle unmittelbar ins Meer, den verlängerten Flußthälern kommen Meeresfjorde entgegen und tragen große Segelschiffe bis in die Mitte des Hintergrundes der Alpenthäler. Das sind die Heimatsitze der mit Natur und Welt stets kampflustigen Normannen, die in den wilden Brandungen ihrer Meeresgassen unter den dauernden Nord- und Nordweststürmen der Nordmeere als die kühnsten Weltschiffer zuerst Island und Grönland besuchten und die neue Welt (Winland) ein halbes Jahrtausend früher als Columbus entdeckten, der bei ihnen in die Schule gegangen war.

Die Ostseiten jener Meridiangebirge senken sich allmählich in flacheren Stufen zu ihren Ostküsten hinab. Hier sind ihre milderen Culturseiten mit sanft geneigten und Horizontalflächen. Daher fließen alle Gebirgsströme gegen Osten, in Schweden die Elfven, in England Humber und Themse, so wie auch die Severn im obern und mittlern Laufe, ehe sie sich bei Bristol gegen Westen wendet. Die schwedischen Elfven sind meist gemischte Stromsysteme mit Seebecken und Katarakten von Stufe zu Stufe; Norwegen hat fast nur kurze Küstenflüsse, sein einziger großer Fluß, der Glommen, entspringt auch am Ostabfall des Dovrefield. Ebenso fehlt es in Schottland nicht an Seen (Lochs) in den engen, noch nicht mit dem Meere in unmittelbare Berührung gekommenen Alpenthälern. Diese Gestadeländer bilden

eine noch nicht so hoch aus dem Meeresspiegel hervorgehobene alpine Welt, wie die helvetische, mit welcher zugleich weite, niedrige Vorländer an ihrem Fuße trocken gelegt wurden, die der Westseite Norwegens und Großbritanniens fehlen. Uebrigens ist Scandinavien noch immer in der Hebung begriffen.

233. Vergleich des scandinavischen Gebirges mit den Alpen.

(Nach J. Fr. Schouw, Europa, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

In Hinsicht der Ausdehnung ist die Gebirgsmasse Scandinaviens viel bedeutender als jene der Alpen, aber diese sind fast doppelt so hoch, sowohl in ihrer mittleren Höhe, als in ihren erhabensten Gipfeln. Das scandinavische Gebirge gewährt nicht den großartigen Anblick der Alpen, denn theils bleibt bei der allmählichen Erhebung des Landes von der Ostsee bis zum Fuße des Hochgebirges für die relative, auf das Auge wirkende Höhe des Gebirges zu wenig übrig, theils bestehen die Gipfel fast nur in abgerundeten, selten pyramidal aufsteigenden Felsenmassen, die verbunden sind durch einen breiten Kamm formloser Hochebenen. Ueberhaupt enthält die scandinavische Halbinsel gar keine Kettengebirge, wie die Alpen, Apenninen und Pyrenäen, sondern der Kern ist ein zusammenhängendes, oben ziemlich ebenes Hochland, welches von unzähligen Thälern durchfurcht wird. Wenn man anderswo sagt, daß die Berge sich aus den Ebenen erheben, so muß man hier annehmen, daß die Thäler in die Bergebenen einschneiden und diese unterbrechen.

Die Richtung der scandinavischen Gebirge läuft mehr von Norden nach Süden, die der Alpen mehr von Osten nach Westen; jene umfassen 13 Breitengrade, diese nur 4½, woher in Scandinavien die größere Verschiedenheit in Klima und Pflanzen rührt, wenn man blos das flache Land berücksichtigt; da indessen die Alpen so sehr viel höher sich aufthürmen, so finden hier im Ganzen dennoch größere klimatische Verschiedenheiten Statt. Die scandinavische Gebirgsmasse ist mehr dem Einflusse des Meeres unterworfen, welches ihrer Westseite in hohem Maße das Küsten-Klima mittheilt. Durch die Fjorde dringt das Meer tief in die Bergmasse hinein, nicht so bei den Alpen. Das scandinavische Gebirge bricht sehr schroff gegen Westen ab und verflacht sich sehr sanft gegen Osten; ein so großer Unterschied findet sich nicht zwischen der Süd- und der Nordseite der Alpen. Die Pässe führen in der nordischen Bergmasse über breite Gebirgsebenen, in den Alpen fehlen diese Gebirgsebenen, und tiefe Einschnitte in den Kamm des Gebirges bilden im Allgemeinen die Pässe, wo zwei Thäler von entgegengesetzten Seiten auf einander stoßen. Große Längethäler, welche in Scandinavien fehlen, durchziehen die Alpen, und der Unterschied der Querthäler auf beiden

Seiten ist hier nicht so auffallend wie in den scandinavischen Gebirgen, wo sie auf der Ostseite so lang ausgehen und auf der Westseite verhältnißmäßig so kurz sind. Am Fuße der Alpen liegen beträchtliche Seen auf beiden Seiten, in Scandinavien finden sich dergleichen nur am östlichen Abhange; hier sind große Gebirgsseen, in den Alpen nur kleinere. Die Schneelinie liegt auf dem nördlichen Abhange der Alpen 2000 M. höher als in dem nördlichen Theile Scandinaviens, und auf ihrer Südseite 1100 M. höher als im südlichen Scandinavien. Nichtsdestoweniger haben die Alpen, wegen ihrer gewaltigen Höhe, mächtigere Schnee- und Eismassen; in den Alpen steht das Nadelholz, in Scandinavien die Birke an der Grenze des Baumwuchses. Die beiden unteren Gürtel der Alpen, nämlich die Region der Buche und der Eiche und jene des Kastanienbaumes, fehlen auf dem Gebirge des Nordens. Der Kornbau geht in den Alpen im Vergleich mit den Bäumen und dem Klima nicht so hoch hinauf, als er in Scandinavien gegen Norden reicht, denn in den Alpen hört er ungefähr auf gleicher Höhe mit der Buche auf, und die Region des Nadelholzes hat in der Regel nur Viehzucht, während in Scandinavien die Buche nicht nördlicher als 59°, der Kornbau dagegen bis zum 70.°, also eben so weit wie das Nadelholz geht. Das Getreide kommt hier bei einer mittleren Temperatur auf dem Gefrierpunkte noch fort; in den Alpen nicht weiter als bei einer mittleren Temperatur von 4° Wärme. Die natürliche Ursache dieser Erscheinung liegt in der größeren Sommerwärme der nördlichen Gegenden. Die Alpen bringen Wein und Mais hervor, welche in Scandinavien fehlen; der Graswuchs ist in den Alpen reicher und die Viehzucht daher ergiebiger.

234. Der Trollhätta-Fall im Vergleich zu andern Wasserfällen.

(Nach J. Fr. Schouw, Die Erde, die Pflanzen und der Mensch, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Europa hat viele Wasserfälle, welche den (36 M. hohen) Trollhätta (d. h. Zauberhöhle) an Höhe übertreffen, ja, nicht wenige, welche mehrere Mal so hoch sind, wie der Marboré-Fall bei Gavernie in den Pyrenäen, welcher durch eine Sammlung von 10—12 Wasserläufen gebildet wird, von denen einer einen Sturz von 406 M. Höhe thut; ferner der Staubbach im Lauterbrunnen-Thal, dessen Höhe 300 M. beträgt; aber es sind kleine Gebirgsbäche, welche diese Fälle bilden, indem sie an steilen Felsenmassen hinunterstürzen, und welche sich entweder ganz oder zum Theil in Tropfen auflösen, ehe sie den Fuß des Falles erreichen. Diese kleinen Silberstrahlen, welche an den oft lothrechten Klippen hinuntergleiten, haben auch ihre Schönheiten, besonders wenn sie von der Sonne beschienen werden und Regenbögen an der Klip-

penwand bilden, aber sie entbehren, wegen der geringen Wassermenge, der Großartigkeit des Trollhätta-Falles, der, allerdings in mehreren Abtheilungen, die Wassermasse des großen Wener-Sees abstürzt.

Dem Trollhätta am nächsten, hinsichtlich der Höhe und der Wassermenge, stehen ohne Zweifel Norwegens berühmter Sarpen und der Rheinfall der Schweiz. Sarpen empfängt das Wasser von Norwegens Hochgebirgen, nämlich die Wasserläufe des Lougen und Glommen, welche unterwegs zwei große Seen (Miösen und Oiren) durchströmen, aber die Wassermenge steht doch bedeutend unter der des Wener- und des Götha-Elfs. Die Höhe (20 M.) ist dabei nur ungefähr die Hälfte von der des Trollhätta. Der Rheinfall bei Lauffen in der Nähe von Schaffhausen hat nicht viel mehr Höhe wie Sarpen, nämlich 15—19 M. (s. B. I. S. 333); auch die Wassermenge, welche von den Hochalpen kommt und den Bodensee durchströmt, ist ungefähr wie diejenige, welche den letztgenannten Wasserfall bildet. Es scheint also, daß der Trollhätta alle bedeutenden Fälle in Europa an Wassermenge übertrifft. Aber wie groß der Riese auch ist, so muß er doch einem mächtigeren weichen, wenn wir den Blick nach anderen Welttheilen richten.

Der Niagara-Fall in Nord-Amerika wird von dem Wasser der riesengroßen Landseen: Ober-See, Huronen-See, Michigan-See und Erie-See gebildet, bevor diese Wassermasse sich in den Ontario-See ergießt, welcher durch den Lorenzstrom Abfluß nach dem Atlantischen Meere erhält. Der Umfang jener Seen macht beinahe zwei Drittheile der Ostsee aus und ist über 40 Mal so groß als der des Wener-Sees. Während also der schwedische Wasserfall ein Riese im Vergleich mit den übrigen europäischen Wasserfällen ist, so bleibt er doch dem nordamerikanischen gegenüber ein Zwerg. Auch in der Höhe hat der Niagara den Vorzug; der Fall beträgt nämlich etwa 50 Meter.

Der Trollhätta bietet nicht nur eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen in Europa; er gibt auch Zeugniß von der Kraft des menschlichen Geistes im Kampfe mit der Natur. Seen und Flüsse sind wichtige Verkehrsmittel, aber Wasserfälle hindern den Verkehr. So unterbrach der Trollhätta die Wasserverbindung, in welcher sonst das große Oberland des Wener-Sees zur Küste und dadurch zu anderen Ländern stehen würde. Dieses Hinderniß ward nur mit vielem Aufwande von Genie und Beharrlichkeit, von Zeit und Geld umgangen durch Erbauung des Göta-Canals, welcher mit dem jüngern, ungleich romantischern Dalsland-Canal zusammen Schweden in der Breite durchschneidet, doch so, daß zwei Ausgänge in Gabelform zum Kattegat und Skagerrak einem einzigen in die Ostsee entsprechen. Der Caledonische Canal in Schottland erreicht diesen bei Weitem nicht an Erhabenheit der landschaftlichen Umgebung, übertrifft ihn aber an Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, weil jährlich Tausende von Schiffen seine Schleusen passiren. Die Spalte oder Senkung, welche die Natur hier selber durch das Land gezogen hat,

ist so tief, daß die Ostsee nur 100 Meter höher zu steigen braucht, um Südschweden oder doch die samländische Plateau-Anschwellung als Insel vom nördlichen Körper abzutrennen. Diese Scheidung scheint sogar einmal wirklich bestanden zu haben und die beiden großen Süßwasserseen Theile des Meeres gewesen zu sein. Die ganze Länge dieser Binnenwasserstraße von Gothenburg über Trollhätta, Wener- und Wetter-See bis an die Ostsee beträgt etwa 60 deutsche Meilen und wird von kleinen, schmalen Dampfschiffen in 2—3 Tagen zurückgelegt.

235. Die Norweger und die Schweden.

(Nach Th. Mügge, Reise durch Scandinavien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Im Ganzen ist der Norweger von hohem oder mittlerm Wuchs, stark gebaut, nicht so blond wie der Schwede oder der Norddeutsche, mit entschieden germanischem Gepräge. Der National-Charakter des Norwegers ist Redlichkeit, Besonnenheit, die nicht selten in ungebührliches Zögern, Nachdenklichkeit, die bisweilen in melancholisches Brüten, und Wißbegierde, die öfters in Neugierde übergeht. Es fehlt den Norwegern nicht an guten Anlagen zu allerlei Wissenschaften und Künsten; doch scheint es, als ob insbesondere der Sinn für bildende und mechanische Künste im Volke vorherrschend sei. Norwegen hat in den letzten Zeiten eine nicht unbedeutende Anzahl trefflicher Maler hervorgebracht, die sich alljährlich vermehrt, und unter den norwegischen Bauern findet man viele mechanische Talente, die, meist nur als Autodidakten, Arbeiten liefern, welche mit den besten ausländischen verglichen werden können. Obgleich in stetem Kampfe mit einer schwer zu bezwingenden, wenig freundlichen Natur begriffen, findet der norwegische Bauer doch Zeit zum Lesen und überhaupt zur Erweiterung seiner Kenntnisse; wie denn auch andererseits die isolirte Lage seiner Wohnung, die großartige Natur, die ihn umgiebt, die langen Winterabende, wo nichts außer dem Hause vorgenommen werden kann, ihn zur Beschäftigung des Geistes anregen müssen.

Liebe zum Vaterlande könnte man vielleicht dem Norweger mehr als anderen Gebirgsbewohnern absprechen, weil von Norwegen alljährlich so viele Auswanderungen nach Amerika geschehen. Doch muß bei der Beurtheilung dieser Erscheinung auch dem den Norwegern von Alters her angeborenen Hang zum Reisen und Wandern Rechnung getragen werden. Es ist nur zu gewiß, daß auch bei den glücklichsten Emigrirten eine Sehnsucht nach der fernen Heimat sich immer regt, und vielleicht werden sie sich ihrer Vaterlandsliebe erst bewußt, wenn der Ocean sie vom Vaterlande auf immer trennt. Vor Allem ist der Norweger dem Seeleben geneigt und dazu, wie es scheint, von der Natur selbst bestimmt. Hierzu mag die Lage Norwegens

viel beitragen, die den Fischfang wie das Seewesen überhaupt zur Haupternährungsquelle so vieler Einwohner macht. Es muß jedoch auch außerdem ein innerer, mit dem ganzen Wesen des Volkes verbundener Trieb zu Grunde liegen, der die Norweger so innig an die See fesselt, denn auch Gebirgsbewohner, die früher nicht das Meer gesehen, werden in kurzer Zeit treffliche Seeleute und scheinen auf der See ihr rechtes Element erst gefunden zu haben. In den älteren Zeiten findet man sogar, daß nicht allein die Küstenbewohner, sondern auch die Bauern des innern Landes ihre Schiffe besaßen und theils als Geschäftsleute, theils als Wikinger ferne Meere durchkreuzten. Die norwegischen Matrosen sind überall geschätzt und gesucht und stehen den Matrosen keiner andern Nation nach, sogar der britischen nicht.

Dagegen kann Niemand sein Vaterland mehr lieben, als der Schwede. Er fühlt sich als Nation, und dies Nationalgefühl gibt ihm Selbstbewußtsein. Dies ist es auch, was ihn oft blind gegen eigene Mängel und Gebrechen und ungerecht gegen andere Nationen macht. Der Schwede überschätzt gern die Vorzüge und die Tapferkeit seines Volkes. Er ist stolz auf dessen Helden und große Könige, stolz auf deren Antheil an der Geschichte. Er ist von heftiger Sinnesart, meist sanguinisch-cholerischen Temperaments. Leicht wird er von einem Gefühle ergriffen und hingerissen. Er ist edelmüthig, empfindsam gegen fremdes Unglück, dessen er sich thätig annimmt, aber eben so leicht kann er in den Ausbrüchen seiner Leidenschaft roh, hart und grausam sein und eine Gefühllosigkeit an den Tag legen, die in Erstaunen setzt.

---

236. Christiania.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und Willibald Alexis, Herbstreise durch Scandinavien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Christiania, nach dem Brande der alten Stadt Opslo von Christian IV. von Dänemark gegründet und benannt, liegt am innersten Winkel und am Nordende des langen, tiefen, für die Schifffahrt sehr bequemen Christiania-Fjords, mit dem das Kattegat, dieses scandinavische Central-Meer, tiefer in's Land hinein vordringt, als mit irgend einem seiner Fjorde und Arme weit und breit umher. Das Kattegat und die von ihm eröffneten Schifffahrts-Bahnen theilen sich in dem Winkel bei Christiania in zwei Arme. Der eine derselben, das Skager Rak (d. h. das Meer der Landspitze), geht westwärts zwischen Jütland und Norwegen hinaus zu dem Ocean und ist für Christiania der Hauptweg für seine Verbindung mit der ganzen großen Handelswelt, zunächst aber mit den ihm so wichtigen Umlanden des Deutschen Meeres: England, den Niederlanden, Hamburg. Der andere Arm, das eigentliche Kattegat, flutet südwärts längs der Küste des südlichen Schwedens, zielt

auf den Sund, Kopenhagen, die Ostsee, Lübeck, die preußischen Häfen und das östliche Deutschland. Das oberste Ende des Christiania-Fjords bildet eine äußerst günstig gestaltete, geschützte Bai, auf der die größten Seeschiffe bis an die Quais der Stadt Christiania hinaufgehen und bequem und sicher ankern können. Die Einlässe und die hier und da eintretenden Verengungen dieses Fjords gewähren bequeme Gelegenheit zur Befestigung und Sicherstellung gegen feindliche Angriffe und zu Stationen einer das Land schützenden Kriegsflotte. Zu beiden Seiten des Christiania-Fjords und rund um Christiania herum dehnen sich die ebensten, fruchtbarsten, bevölkertsten und productenreichsten Striche Norwegens aus, in denen auch die Anlage wieder zum Christiania-Fjord central zusammenlaufender Kunstwege möglich war. Zudem sind die meisten bedeutenden Flüsse und Thäler des südöstlichen Norwegens gegen den Christiania-Fjord geöffnet und münden zu ihm aus, so daß von allen Seiten her Ansiedlungen zu ihm hingedrängt und bei ihm concentrirt werden mußten. Von jenen Flüssen ist keiner für die Geschichte und den Verkehr Norwegens und seine jetzige Hauptstadt wichtiger, als der Glommen mit dem Laugen, welche beide die Richtung des Christiania-Fjords nach Norden fortsetzen und direct auf die wichtigste Position des Norwegischen Nordens, Drontheim, zielen, die sie mit der südlichen Hauptstadt in die bequemste und seit den ältesten Zeiten benutzte Verbindung bringen. Da Stockholm, Christiania und Bergen auf demselben Parallelkreise liegen, so erscheint demnach Christiania auch als Mittelpunkt dieser großen westöstlichen Linie, die sich immer besser mit Eisenbahnen und andern Kunstwegen wappnet. Christiania ist demnach ein natürlicher Kreuzungspunkt mehrerer bedeutender südnördlicher und ostwestlicher Verkehrsströmungen. An den Enden dieses Kreuzes liegen Drontheim, Stockholm, Kopenhagen, Bergen und in der Mitte der Nagel des Kreuzes, Christiania.

Ein zweites Neapel ist eine beliebte Metapher geworden, um eine Meeresstadt zu bezeichnen, deren Häuser sich terrassenförmig am Ufer erheben. Eine solche Hebung der Stadt selbst findet zwar hier nicht Statt, nur die Bergfestung Aggerhus mit ihren blendend weißen Mauern liegt auf einem Uferfels. Auch fehlt diesem ovalen Amphitheater der eigentliche Charakter des Meeres; dieses verschwindet in der bunten Verschlingung der Buchten, Vorgebirge und Inseln, so daß der Fjord hier eher das Ansehen eines Landsees haben würde, wenn nicht stolze Dreimaster dicht vor der Stadt lägen. Wie reizend Christiania aber auch von außen erscheint, so dürftig sehen die sonst regelmäßigen Straßen aus; außen hat das Holz hier dem Steine weichen müssen, eine Folge der schrecklichen Feuersbrünste, die oft hier gewüthet haben; allein weder das Alterthum — die ältesten Häuser scheinen nicht über 1640 hinauszugehen — noch moderne Gebäude treten aus der geschmacklosen Dürftigkeit der Bauart heraus. Keine Kirchthürme ragen hervor, nur die blendenden Kalkmauern von Aggerhus könnten für den Maler als Halt-

punkt dienen. Die weitläufigen Vorstädte, welche zum Theil früher zu dem Amte Aggerhus gehörten, jetzt aber ganz mit der Stadt vereinigt sind, haben noch hier und da unregelmäßige, nicht einmal überall gepflasterte Straßen und unansehnliche hölzerne Häuser. Das königliche Schloß, ein Geschenk der Nation an den König Karl XIV. Johann (Bernadotte), dessen große Kosten den Gebern Reue und dadurch widerwärtige Storthings-Debatten veranlaßten, zeichnet sich trotz seiner kolossalen Dimensionen lediglich durch seine entzückende Lage aus. Seit derselben Zeit ist eine eigene Universität errichtet; früher waren die Norweger genöthigt, in Kopenhagen zu studiren. Es dürfte noch Vieles geschehen, ehe sie einen bedeutenden Rang unter ihren Schwestern einnähme. Hinsichtlich des Ausfuhrhandels (in Waldproducten, Eisen u. s. w.) steht Christiania hinter Bergen zurück, dagegen übertrifft es sämmtliche Städte Norwegens hinsichtlich des Werthes der Einfuhr und vermittelt durch die Eisenbahn nach Eidsvold und die Dampfschifffahrt einen lebhaften Verkehr mit dem Binnenlande.

---

237. Bergen und der Häringsfang.

(Nach Theodor Mügge, Skizzen aus dem Norden, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Bergen, das Hauptemporium auf dem südlichen Abschnitte der Westküste Norwegens, führt seinen Namen mit Recht, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen, die es von allen Seiten einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Gneuß steigen wohl 600 M. hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schiebt und den schönen sichern Hafen in der Mitte eines geradlinig von Süden nach Norden gerichteten Küstenstriches bildet. Steigt man empor bis zu den letzten Gärten auf den Absätzen des Gebirges, so ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von großer Schönheit: das breite Wasserbecken des Fjord, die mannichfache Belebung der Ufer, der Hafen mit seinem Mastenwalde, die Festungswerke, die Forts Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem glänzend weißen Gemäuer von den Höhen niederschauen auf die geschäftige Stadt, deren helle große Fenster und leuchtend rothe Dächer im Feuer der sinkenden Sonne glühen.

Bergen ist auch eine Stadt von Holz, aber sie sieht neuer und zierlicher aus, als die anderen. Denn die wohlhabenden Einwohner wissen diese Holzwände geschmackvoll zu bekleiden und ihren Reichthum auch äußerlich geltend zu machen.

Die lebhafte Stadt ist der eigentliche Fischplatz Europa's; denn nicht allein der große Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der

Stapelplatz für die Häringsfischerei, welche an keinem Orte so ausgedehnte Niederlagen hat, wie hier.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Häring. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählt die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als eine Beute der Raubfische und Vögel erliegen und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen? Der Häring erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit, und so genau ist der Mensch von dessen Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu seinem Empfange vorbereiten kann. Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche auch darin Ordnung und Gesetz: zuweilen verlassen sie auch aus unbekannten Ursachen auf eine Zeit lang oder für immer, manches Mal ganz plötzlich, die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es Gothenburg gegangen, wo der Häring früher in zahlloser Menge erschien und seit einer Reihe von Jahren nichts mehr gefangen wird. Die Fischer an der Küste sind verarmt; dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegischen Westküste, von Bergen bis Cap Lindesnaes, außerordentlich zugenommen.

Der Häring erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Diese Frühlingsfischerei liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, Frühlings-Häring genannt. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens 2000 Boote, die mit 12,000 Menschen bemannt sind, mit Häringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig bis ins Meer hinaus entgegenfahren. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Walfisch ist der sichere Verkündiger des Härings. Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen, den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt, und um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen noch schrecklicheren in die Hände fällt. Man sieht alsdann vom hohen Meere her ungeheure Schaaren von Fischen den Küsten sich nähern, im Munde des Volkes

„ein Berg Häringe“ genannt, begleitet von einer Wolke unzähliger Seevögel. In neuester Zeit benutzt man den Telegraphen, um die Fischer fortlaufend während der Saison über die Ankunft der Fische in Kenntniß zu erhalten und in solchen Fällen, wo der Fang lediglich durch Dazwischenkunft des Telegraphen ermöglicht wird, nennt man die gefangenen Fische „Telegraphen-Häringe“. Der Häring steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Achtzehn Netze stellt jedes Boot auf einmal und wirft eben so viele aus, sobald als die erste Hälfte mit dem Fang herausgezogen. Während nun jene sich wieder füllt, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Stavanger oder Bergen. Dort karren Arbeiter den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine Anzahl alter Frauen, die mit dem Messer das Auskehlen verrichten; sie ergreifen einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und in dieser Arbeit haben sie eine solche Virtuosität, daß viele Tausend Fische täglich dieselbe Procedur erfahren. Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie in Fässer gepackt, mit Salzlake begossen, und nun, in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr bereit. Wenn man bedenkt, daß von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Häringe ausgefahren werden, so kann man sich wohl einen Begriff von der Größe dieses Handels machen.

Wie viele Fische aber auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übrig bleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Fischerbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich entfernen zu wollen. Mensch und Walfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandslosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Kühnen Wüstenräubern gleich haben die Wale dem Zuge aufgelauert, täglich ihn angefallen, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihre geöffneten Rachen ziehen sie mit jedem Athemzuge eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Naslöcher in hohen Fontainen wieder ausspritzen.

Aber der Walfisch ist es nicht allein, der die Beute mit dem Fischer theilt. Luft und Wasser beleben sich mit gefräßigen Räubern, die unermüd-

lich im Vernichten sind. Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen in Schaaren die Verfolgten und machen wüthende Angriffe auf ihre Phalanx; aus der Luft stürzen Schwärme wildschreiender Möven, Seeraben und Fischadler. Klippen und Felsen sind bedeckt mit den unersättlichen Räubern; von unten dringen sie aus den tiefsten Meerestiefen, von oben schießen sie aus den Wolken nieder, und der Mensch läßt sie gewähren, sie treiben dasselbe Geschäft wie er. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Häringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Schaaren in die Tiefe, und mit dem Ende dieses Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben, aber dies ist meist, trotz aller Gunst des Schicksals, doch nur eine geringe Summe. Man hat vorher geborgt, das Leben ist theuer, der Fisch wohlfeil, und bald pocht das alte Elend wieder an die schmutzige Hütte des Armen, dessen Hoffnung sich dann auf den nächsten Glücksstern seiner Netze richtet.

Unter allen Beschwerden ist aber wohl keine so furchtbar, wie die des Fischfangs an diesen Küsten. Man denke sich dies nordische Meer am Ende des Januar, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über die Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr, dann erst erscheint es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wollen, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn ist. Er, der sich nur durch Kunst des ewig beweglichen Elements bemächtigt hat, der sich nur mit Verachtung seines Lebens darauf erhält, er fragt nicht nach Sturm und Eis und den entsetzlichsten Entbehrungen. Eine Art Raserei bemächtigt sich seiner: die Fische sind da! und er muß sie fangen, sie tödten, mit Walen und Adlern um den Preis streiten! Diese Empfindungen hat er mit zur Welt gebracht, er hat sie mit der Muttermilch eingesogen, er kann nicht anders. Gebt dem armen Fischer ein gutes Feld, das ihn ernährt wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lecken Boote, er wird es verschmähen; verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des Einen hängt an den Meereswogen, die des Andern an dem rauschenden Waldesdunkel; der Eine träumt von ungeheuren Netzen und dem Gewimmel silberglänzender Beute darin, der Andere von dem Horngeäste weidender Heerden, von dem Knall seines Feuerrohrs und fließendem Blut.

238. Drontheim.

(Nach Willibald Alexis, Herbstreise durch Scandinavien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Ungefähr in der Mitte der norwegischen Küstenentwickelung, in beinahe gleichen Abständen vom Nord-Cap und vom Cap Lindesnaes, also in einer zur Ausübung von Herrschaft geeigneten Position, liegt die alte, durch die Poesie vielfach gefeierte Stadt Drontheim an der gleichnamigen Bucht des Nordmeeres, dem größten und breitesten Fjord weit nach Süden und Norden, an dessen Ufer sich mehr Striche anbaufähigen Landes befinden, als bei irgend einem andern der tief eindringenden Fjorde der norwegischen Westküste. Daß sie wirklich Seeluft athmet und hinausschaut auf einen weiten Golf, unterscheidet ihre schöne Lage von der reizenderen Christiania's. Dort sind die Ufer die Hauptsache, der silberne Fjord schlängelt sich nur dazwischen, um die grünen Vorgebirge, Landzungen und Inseln auffällig für das Auge zu trennen. Hier ist es der weite, blaue Meeresraum selbst, der Aug' und Sinn fesselt; und beim Anblick der tiefen und von allen Seiten wohlgeschützten Rhede glauben wir daran, daß hier einst die Flotten der alten Seekönige gerüstet lagen, um in alle Welt den Ruf der Normannen zu tragen. Hier spielten die meisten tragischen Ereignisse der alten norwegischen Königsgeschichte. Von hier zogen die Hakon Jarl, die Olaf, die Magnus aus, um sich des ganzen Reiches zu bemächtigen und die Theile desselben im Norden und Süden zusammenhalten. Auch kehrten die meisten dorthin zurück und wurden in Drontheim begraben, welches endlich die regelmäßige Krönungsstadt der norwegischen Könige ward und bis auf die Neuzeit geblieben ist. Drontheim spielte demnach im Norden und an der Westküste eine ähnliche Rolle, wie Opslo oder Christiania im Süden. Bei streitigen Königswahlen und daraus entstehenden Bürgerkriegen haben sich oft Drontheim- und Christiania-Fjord mit dem sie umgebenden Ländergebiete getrennt, und gewöhnlich erfolgte dabei eine Schlacht bei Drontheim im Norden oder bei Opslo (Christiania) im Süden, oder auch in der Mitte am Miösen-See. Und wie Kriegsheere, so zogen auch Kaufleute mit ihren Waaren über das Dovre-Gebirge von Drontheim nach Christiania und umgekehrt; eben so aus dem Süden die Pilger zu den berühmten Tempeln und wunderthätigen Gräbern des h. Olaf und anderer Heiligen.

Der gothische Dom des h. Olaf, jenes Königs und Martyrers, von dessen Andenken fast jeder Ort in Norwegen spricht, liegt auf einer sanften Erhöhung, umgeben von den Grabeshügeln der Drontheimer. Zweimal brannte der alte Dom nieder und zweimal erhob er sich wieder aus der Asche. Die letzten Restauratoren verstanden es aber nicht oder hatten nicht die Mit-

tel dazu, im Geiste ihrer Vorfahren zu bauen. Von außen begegnet uns ein gothischer Stil aus allen Zeitaltern, und kein himmelanragender Thurm spricht den Hauptcharakter des Gebäudes aus. Nachdem seine Höhe von schwedischen Kugeln niedergestürzt worden, hat man ihn abgestumpft und ein unpassendes Dach darauf gesetzt. Geräumige Seitenflügel sind bei dem neuen Auf- oder Zusammenbau ganz unbenutzt geblieben und schließen sich nun, verwittertes Gemäuer mit Unkraut überwachsen, den wohlerhaltenern, mit Strebepfeilern, Unterdächern und hohen Chorfenstern geschmückten Wänden seltsam an. Dennoch bleibt der ganze Dom ein erhebender Anblick. Merkwürdig sind die hohlen Mauern des Domes, durch welche schmale, dunkle Wege und enge Winkeltreppen in labyrinthischem Gewirr nach einem kleinen Gemache führen, das dem spätern Martyrer Olaf als Versteck gegen Hakon Jarl's Nachsuchungen gedient haben soll. Im Kongsgaard residirte der letztere, und auch hier bezeichnet die Sage Treppen und Winkel, merkwürdig durch Mord- und Unthaten des heidnischen Herrschers.

Den Drontheimern wirft man den Stolz auf ihr Alterthum vor, sie hielten sich für die ächten Norweger. Bei Gelegenheit der streitigen Frage, welche von den drei Handelsstädten (Drontheim, Christiania und Bergen) zur Hauptstadt ernannt werden müsse, soll sich diese stolze Ansicht besonders hervorgethan haben. Drontheim hat aus jenem Proceß außer der Königskrönung nur die neu errichtete Bank errungen.

Zwischen dem nördlichsten Ende des Christiania-Fjords und dem südlichen Zipfel des Drontheimer Fjords verengt sich das norwegische Land ein wenig, und es entsteht hier eine Art von breitem Isthmus. Wie bei allen Isthmen, mußte auch über diesen hin eine Verkehrsströmung entstehen, um so mehr, als diese erleichtert wurde durch Flußthäler in entgegengesetzter Richtung. Auch ist der Eisenbahnbau in diesen beiden entgegengesetzten Richtungen schon weit vorgeschritten: von Drontheim südwärts bis an den nördlichen Fuß des Dovre-Field und von Christiania her nordwärts bis zum Miösen-See und fast bis zur Mitte des Glommen-Thales. Mit Benutzung der Dampfschifffahrt auf den Seen ist schon fast die Hälfte des breiten Isthmus und der großen Thal-Einschnitte, welche das südliche Norwegen von Meer zu Meer durchziehen, der schleunigsten Art des Verkehrs zugänglich, und die im Wegebau kühnen Norweger haben bereits das Riesenwerk einer Eisenbahn über das hohe und rauhe Dovre-Field projectirt, nur sind sie darüber noch nicht einig, ob es vortheilhafter sei, sie durch das Thal des Glommen oder durch das des Lougen zu führen.

239. Die lange Nacht und die Mitternachtssonne in Hammerfest.

(Nach Theobor Mügge, Skizzen aus dem Norden.)

In Hammerfest ist die lange Nacht die Zeit der Ruhe für alles Handelsleben, und man möchte sagen: der Polarkreis setzt dem ruhelosen Menschengeschlecht einen Markstein seiner Thätigkeit. Das Wasser ist öde, die Fische haben Frieden, der schmutzige Seelappe und der nordische Fischer liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterschlaf, bis der neue Tag erscheint. Die Kaufleute in Hammerfest bringen ihre Bücher in Ordnung, und dann sitzen sie wohl am Bostontisch Tag oder Nacht, halten Bälle und Schmausereien, spielen sogar Komödie auf einem kleinen Privattheater und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo der Lichtstreif im Osten hervorbricht. Doch ist die Zeit der langen Nacht nicht ganz so, wie wir sie uns vorstellen. Die Sonne geht freilich acht Wochen unter den Horizont, und vier Wochen lang, von Mitte December bis Mitte Januar, ist tiefe Finsterniß, so daß beständig Licht gebrannt werden muß. Indeß ist diese doch nicht so schwarz, daß nicht bei hellem Wetter zur Zeit der Mittagsstunde eine Art Dämmerung einträte, bei der man am Fenster auf eine halbe Stunde oder eine Stunde lesen könnte. Die Sterne stehen dabei glänzend hell am Himmel; Nordlichte jedoch sind auch hier seltener, als mehr südlich. Ist aber trübes Wetter, so herrscht die finsterste, ununterbrochenste Nacht. Mitte Januar wird die Dämmerung lichter, und ist der Tag erst einmal angebrochen, so wächst er auch rasch. Nun gleicht die Natur den Unterschied aus, und im Juni und Juli beschreibt die Sonne Kreise um den Himmel, ohne jemals sich vom Horizont zu entfernen. Der ganze Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist dann, daß die Strahlen etwas bleicher und matter werden, ohne die belebende Wärme zu verlieren. Es ist sehr eigenthümlich, daß, so lange diese tageshelle und sonnenvolle Nacht dauert, der Wind ganz schweigt und eine durch nichts gestörte Ruhe in der Natur herrscht, als wolle diese gleichsam dadurch die Zeit des Schlafes ankündigen. Mit dem Morgen erhebt sich der Wind wieder und die Wetter werden losgelassen von den Nebelgeistern und allabendlich eingefangen; die Sonne der Nacht scheint aber oft so heiß (18°), daß sie lästig werden kann. Dieser anhaltende Tag und Sonnenschein macht es auch wohl allein möglich, daß noch Aernten gedeihen.

Wie seltsam ist aber der Mensch! Es wohnen hier reiche Handelsherren, welche ihr ganzes Leben unter diesem fürchterlichen Klima zubringen. Manche von ihnen könnten, wenn sie wollten, im schönen Süden leben, allein sie bleiben in dieser Wüste und sterben darin. Wer hieher kommt, thut es natür-

lich des Gewinns wegen, wer möchte sonst wohl hier wohnen? Ist man aber ansässig, so kommt man nicht wieder fort, denn wer kauft einem ab, was man besitzt? Menschen, welche Vermögen besitzen, wandern nicht nach Hammerfest, es sind nur solche, die es sich erwerben wollen. Wer hier geboren ist, der liebt diese Einöden eben so sehnsüchtig, wie der Lappe seine Rennthieralpen oder der Grönländer seine Eisbuchten.

---

240. Weltstellung Schwedens.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Die Weltlage Schwedens beruht auf seiner räumlichen Nähe oder Ferne von den Culturgebieten der Erde. Was zunächst die continentale orientalische Welt angeht, so hat Scandinavien zwar eine Landverbindung mit dem Continent von Osteuropa, aber ohne daß seine Cultur von Osten her irgendwie Nahrung erhalten hätte. Dagegen trat es auf dem Wasserwege mit den Slaven in Berührung, nachdem es sich einen Theil der Küstenländer an der Ostseite des Baltischen Meeres angeeignet hatte.

Zum romanischen Europa trat Scandinavien, außer dem kirchlichen Zusammenhange, in keine dauernde Beziehung schon wegen seiner räumlichen Entfernung, denn durch Niederlassungen, z. B. in Unter-Italien, wurde der Normanne für immer von der verlassenen Heimat losgerissen, indem er Sprache und angestammtes Wesen sehr bald an die vorhandenen Bewohner seiner neuen Heimat aufgab. Vielmehr bildet das rein germanische Scandinavien den Gegensatz zum rein romanischen Italien. Gleichwie dieses eigentlich nur dem Mittelalter angehört und in neuerer Zeit ohne welthistorische Wichtigkeit gewesen ist, so hat jenes eine solche erst in der neueren Zeit erlangt, als es durch die Reformation in das europäische Staatsleben eingeführt worden war. Wie Italien ganz katholisch ist, so ist Scandinavien ganz protestantisch; aber dem kalten Klima des Landes und der kalten Weltanschauung des Volkes gemäß ist hier der Protestantismus erkaltet und hat von seiner Innigkeit verloren. Denn obgleich sich deutsche Bildung seit Jahrhunderten nach dem europäischen Norden verbreitet hat, so sind doch durch die äußere Beschaffenheit der scandinavischen Länder deren Bewohner in einer Starrheit erhalten, welche sie nicht in die Tiefe des Wissens schauen und sie nicht des hohen Genusses der Kunst wahrhaft sich erfreuen läßt. Weil das Licht der Sonne hier vorzugsweise blaß erscheint und dadurch die Außenwelt den farbigen Glanz mehr oder weniger verliert, muß der Sinn für Kunst, welcher die südlichen Völker so sehr auszeichnet, zurücktreten, und weil dieser fehlt, hat auch die wahre Wissenschaft, welche das zur Erkenntniß bringt, was die Kunst erst ahnen läßt, hier nicht geboren werden können.

Die Stellung Schwedens zur oceanischen Welt ist stets eine sehr beschränkte gewesen, sowohl in Folge seiner Binnenlage an einem rings geschlossenen Meerbusen, als auch wegen seiner Abgelegenheit überhaupt. Alle Halbinseln haben zwar als solche eine Außenlage in Beziehung auf ihren continentalen Stamm, aber wenige liegen so isolirt wie Scandinavien. Die Halbinseln Süd-Europa's haben andere Erdtheile und wirthliche Küsten sich gegenüber oder rings um sich herum. Scandinavien ragt in die Oede eines Eismeeres hinein. Wie der einzelne Mensch durch anhaltende Kälte in der Richtung seiner Thatkraft nach außen gehemmt wird, so gehen auch Völker, deren Landesnatur eine überwiegend winterliche ist, im Allgemeinen selten und nur stoßweise aus sich heraus, um bestimmend in die Geschichte einzugreifen. Selbst die kriegerischen Unternehmungen Schwedens in der neueren Zeit ähneln jenen mit dem Aufgehen des Eises ins Werk gesetzten Wikingszügen. Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. standen an der Spitze solcher modernen Wikingsfahrten, nach deren Schluß Schweden wieder zurückgegangen ist in die winterliche Häuslichkeit seines früheren Daseins, ohne sich in dem Zusammenhange, in den es sich durch ein so momentanes Hinausgehen über seine Natur mit der übrigen Welt gesetzt hatte, behaupten zu können. Der Winter unterbricht immer wieder und läßt Zusammenhang geschichtlicher Thätigkeit nicht zu Stande kommen.

Was andere Nationen an und auf dem Ocean errungen und entwickelt haben, nimmt Schweden auf, greift aber nicht selbstthätig in die Entwickelung selbst ein. Schweden läßt sich alle Culturfortschritte bringen, ohne dafür wiederzugeben, und verhält sich überhaupt mehr receptiv als productiv. Ohne in der Reihe der Staaten der erste zu sein, ist es aber auch nie der letzte gewesen. Es läßt sich die Bildung der oceanischen Welt zu Gute kommen, ohne daß es anders als secundär zu ihrer Herbeiführung und Darstellung thätig gewesen wäre.

An den oceanischen Weltfahrten hat Schweden nur spärlich sich betheiligt. In der Geschichte der großen Länder-Entdeckungen kommt der Name der Schweden nicht vor. Die einzige Colonie, überhaupt die einzige auswärtige Besitzung Schwedens, ist die Insel Barthelemy, eine der Kleinen Antillen. Die Erwerbung dieser Insel ist auf diplomatischem Wege geschehen, indem Frankreich sie für Ertheilung gewisser Handelsfreiheiten in Gothenburg an Schweden 1784 abtrat. Für die schwedische Flagge, welche in der neuesten Zeit auch in überseeischen Häfen gesehen zu werden beginnt, und zur Wahrnehmung der schwedischen Interessen hat Barthelemy zunächst die Bedeutung eines mercantilen Stützpunktes.

Solcher Gestalt erblicken wir Schweden zwar in räumlicher Betheiligung an der oceanischen Seite Europa's, jedoch durch die klimatische Beschaffenheit dieser Räumlichkeit auch wieder in historischer Abgelöstheit.

241. Bodengestaltung Schwedens.

(Nach L. v. H., Reise-Fragmente aus Nord und Süd, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die plastische Physiognomie eines mehr als 8000 Geviert-Meilen großen Landes wie Schweden, welches über 200 Meilen von Süden nach Norden fortgeht, ist zwar eine sehr verschiedenartige, doch läßt sich dieselbe unter einige Hauptübersichten bringen. So bildet der Süden oder Götaland ein fruchtbares Flachland, welches nur wenig über die beiden angrenzenden Meere sich erhebt, während die Mitte des Reiches oder Swealand aus einem höheren Tafellande besteht, das mit vielen Hochseen, Flüssen, Mooren und isolirten Hügeln angefüllt ist. Nördlich angrenzend folgt Norrland, welches zuerst terrassenförmig in höheren und niederen Stufen vom Bottnischen Meerbusen aufsteigt; hierauf durch mehrere Bergrücken, die sich aus der Haupt-Gebirgskette abzweigen, in viele Querthäler geschieden, größtentheils zu einem vollkommenen Gebirgslande gestaltet und von bedeutenden Flüssen durchströmt wird. Endlich vom Polarkreise an noch weiter gegen Norden bis in die arktische Zone dehnen sich die Lappmarken aus, ein gebirgiges, den größten Theil des Jahres unter Schnee begrabenes Land, mit spärlichen Weideplätzen und wenigen festen Wohnsitzen, fast nur von Nomaden bevölkert.

Die Meeresküsten sind zwar an vielen Orten steil, felsig und mit Klippen (Skären) besetzt, im Allgemeinen jedoch nur flache Strandgegenden und Dünen, deren fortdauernde Vergrößerung unzweifelhaft ist, sei dies nun eine Folge vom Sinken des Meeres oder plutonischer Erhebungen des Festlandes. Inzwischen zeigen die schwedischen See-Ufer bei Weitem keine solche Menge von Buchten, Klippen und vorliegender Eilande, noch haben dieselben eine so wilde zerrissene Gestaltung, wie die benachbarten norwegischen Gestade. Die Benennung „Fiord" ist hier unbekannt; der bedeutendste würde der Mälar sein, wenn er nicht etwas höher läge als die Ostsee, und daher süßes Wasser hätte. Gewöhnlich ist auch in Schweden das Land unmittelbar am Meere (auch am Mälar) klippig, gleich hinter diesen Felsenküsten aber eröffnen sich dann weite, getreidereiche Ebenen.

In hydrographischer Beziehung wird Schweden durch seine Flüsse, Wasserfälle, Seen und Canäle zu einem der interessantesten Länder; die Gewässer und Sümpfe bedecken 774 Meilen, also fast 1/10 der gesammten Oberfläche. Der Göta-, Angerman-, Eulea- und Tornea-Elf sind bedeutende Ströme, doch wegen ihrer vielen Stromschnellen und Felsen für die Schifffahrt nur in ihrem unteren Laufe tauglich, während die übrigen Flüsse bei der Nähe des Meeres zu keiner Bedeutung gelangen. Sehr groß ist die Anzahl schöner, wildromantischer Wasserfälle, welche die meisten Ströme bilden, besonders prachtvoll, hoch und wasserreich sind aber: die 5 Trollhättafälle in

dem Göta-Elf (zusammen 33 M. hoch), der Elfkarleby- (in dem Dal-Elf), die größten und imposantesten aber in den lappländischen und norrländischen Flüssen, von denen der Njaumelsellar (Hasensprung), 80 M. hoch, wohl der bedeutendste in Europa ist. Noch beträchtlicher erscheint der Reichthum an Landseen von bedeutender Größe, wie der Mälar-See von 94¾ Geviert-Meilen Oberfläche, und diese Zierden aller Landschaften werden solches für die schwedischen um so mehr, als jene klaren Wasserbehälter von Flüssen durchströmt, höchst mannichfaltig gestaltet, durch bewaldete Felsenufer eingefaßt und mit Felsen-Eilanden geschmückt sind.

Das Klima ist nach Maßgabe der Breitengrade (55—69°), der höhern Lage auf den Gebirgen und Hochplateaux oder an den niedrigen Meeresküsten natürlich von äußerst verschiedener Beschaffenheit. Während das Maximum der Wintertemperatur schon unter dem 60° öfter eine Kälte bis zu 34° R. bringt, herrscht dagegen im Sommer zuweilen eine Hitze von + 33° R. im Schatten, und zu allen Zeiten sind plötzliche, sehr große Temperatur-Differenzen etwas ganz Gewöhnliches. Wegen der trockenen Ostwinde, welche vorherrschen, hat Schweden im Allgemeinen viel strengere Winter und weniger Regen im Sommer, als das angrenzende Norwegen. Schon unter dem 64° treten bereits Mitte August die ersten Frostnächte ein, und noch weiter nördlich ist das Land acht Monate lang durch Schnee überdeckt. Unter solchen klimatischen und topischen Hindernissen beträgt das bebaute Land nur den 48. Theil der gesammten Bodenfläche von Schweden, außer dem etwa noch einmal so großen Areal, welches als Wiesen und Weideland benutzt wird.

Im Hinblick auf diese rauhe Beschaffenheit des Klima's können Ansprüche an nordische Naturreize nicht hoch gesteigert werden. Niemals darf jene äußere Naturgestaltung mit dem überwältigenden Zauber des Südens sich zu entfalten hoffen, wohl aber vermag sie in der anspruchslosen, ruhigen Schönheit aufzutreten, welche in ernster Größe und wildromantischer Mannichfaltigkeit ruht. In den Gebirgsgegenden so wie auf andere Art an den Ufern der vielen Landseen und rauschenden Ströme zeigen die schwedischen Landschaften keine geringen Naturreize, welche, weil unerwartet, nur um so überraschender sind.

242. Der Mälar-See.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's.)

Der Mälar, der anmuthigste See Schwedens, bildet einen tiefen, breiten und langen Einschnitt in das Festland, und greift, von Osten nach Westen, beinahe 18 Meilen in dasselbe hinein. Sein Ost-Ende ist dem Meere

ganz nahe und mit diesem in so bequemer Verbindung, daß das Salzwasser zuweilen in den See eindringt. Er selbst und auch die Wege, die vom Meere her zu ihm führen, sind tiefer, als es für Seeschiffe gewöhnlichen Kalibers nöthig ist. Die kleinen Kriegs- und Handels-Fahrzeuge der alten Zeit vermochten fast in alle Winkel und Verstecke des Sees hinauf zu fahren. Man könnte ihn daher auch fast ebenso gut als einen Arm oder Busen des Meeres wie als einen Landsee betrachten. Und in dieser Hinsicht steht er auf der ganzen langen schwedischen Ostküste einzig in seiner Art da. Er ist der einzige große Fjord, den Schweden besitzt. Seine zahlreichen Nebenarme, Busen und Inseln so wie die Mündungen der vielen sich in ihn ergießenden Flüsse bieten eine Menge von Anlerplätzen und Häfen dar. Man könnte den ganzen See als den geräumigsten Natur-Hafen Schwedens bezeichnen.

Die Ufer des Mälar sind nur hier und da klippig und schroff. Er ist nicht überall so eng und so durchweg in hohe Felsen eingeschlossen, wie die Fjorde Norwegens. Vielmehr ist er großentheils von ebenen, zum Anbau einladenden und zur Ansiedlung bequemen Fluren eingefaßt. Die Provinzen, die ihn in etwas größeren Abständen umgeben, gehören zu den fruchtbarsten und productenreichsten Landschaften Schwedens. Herrliche Waldungen für den Schiffsbau sind in Fülle vorhanden. Auch finden sich große Schätze desjenigen Metalls, das in Schwedens Besiedlungs- und Verkehrs-Geschichte stets so bedeutsam gewesen ist, des Eisens, in der Nähe des Mälar, namentlich in geringer Entfernung nach Norden, in den berühmten und unerschöpflichen Eisengruben von Dannemora.

In Folge aller dieser Umstände finden wir an den Ufern dieses Sees von jeher Schifffahrt, Handel, eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung und die ältesten Ortschaften Schwedens. Die ersten heidnischen Sagen des Landes knüpfen sich an den Mälar. Odin, der mythische Stifter des Volkes und Staates der Schweden, soll sich an den Ufern eines der Arme des Sees niedergelassen haben. Die Städte, in denen der Apostel des Nordens, der heilige Ansgar, und seine Jünger predigten und tauften und in denen sie die ersten christlichen Kirchen Schwedens bauten, die Residenzen der heidnischen Könige und die frühesten und angesehensten Bischofssitze Westerås und Strengnäs, das weit im Norden einflußreiche Mönchs-Stift „Sko-Kloster", sie spiegelten sich alle in den Gewässern des Mälar. Und in einer jener Seestädte, in Upsala, schlug das Haupt der christlichen Kirche von ganz Schweden, der vornehmste Erzbischof und der Primas des Reichs, seinen Stuhl auf.

Auch die merkwürdige Stelle des Sees, an welcher jetzt Stockholm liegt, war ohne Zweifel schon seit den ältesten Zeiten bewohnt und von einem kleinen Orte besetzt. An seinem östlichen Ende, in geringem Abstande vom Meere, sammeln sich die vielarmigen Gewässer des Mälar kurz vor

ihrem Auslasse noch einmal in einem einzigen flußartigen Canal, zu dem das Festland von beiden Seiten, den See zusammenschnürend, vordringt. Aber gleich östlich von dieser See-Enge gehen die Gewässer wieder zu einem Busen auseinander, ihrer Vermählung mit dem Meere zustrebend. Das Wasser dieses Busens ist schon salzig, bereits ein Glied der Ostsee. Er ist ganz mit zahllosen kleinen Felsen-Eilanden („Schären") und größeren Inseln angefüllt, zwischen denen von der hohen See verschiedene mehr oder weniger gut schiffbare Wege landeinwärts führen, und bei denen sich viele Ankerplätze und geschützte Häfen befinden. Das Ganze kann man den Archipel der Stockholmer Schären nennen und als den großen Vorhafen oder breiten Mund des Mälar betrachten. Da wo die Wasserwege dieses Archipels binnenwärts zusammenlaufen, findet sich ein vortrefflicher äußerst sicherer Hafen mit gutem Ankergrunde und in dessen Hintergrunde mitten in jener flußartigen See-Enge eine kleine Insel, deren westliches Ufer von süßem Wasser bespült wird, während auf der Ostseite schon salziges Wasser wogt, so daß man sie als den eigentlichen Markstein des Meeres und des Binnenland-Wassers betrachten kann.

Jene kleine Insel und ihr Hafen waren schon in den ältesten Zeiten eine Schiffsstation, die den Namen „Stocksund" trug. Um die Mitte des 13. Jhrhdrts. erkannte der damalige Regent von Schweden, Birger Jarl, den Werth der für Landes-Vertheidigung und Handel so vortheilhaften Lage des kleinen Inselorts „Stocksund". Er versah denselben mit Befestigung und wurde der Gründer von „Stockholm", mit dem er nun den Mund des Mälar gegen Feinde verschloß, indem er ihn zugleich den in freundlicher Absicht kommenden Gästen als sichern Hafen anbot. Seit dem 14. Jhrhdrt. wurde Stockholm (was ehmals Upsala und Sigtuna gewesen waren) die politische Hauptstadt und der vornehmste Seeplatz von Schweden, und ist dies in Folge seiner vortrefflichen Lage bis auf die Neuzeit geblieben, ja immer noch in höherem Grade geworden.

Wie Stockholm selbst der am stärksten bevölkerte Ort Schwedens ist, so ist auch seine Umgegend, das ganze Becken des Mälar, der lebhafteste Strich des Reichs. Man zählt an den Ufern des Sees und auf seinen Inseln außer Stockholm ein Dutzend Städte und über 100 Kirchspiele, 200 Herrensitze und königliche Schlösser und zahllose Villen, Landhäuser und Güter. Die Schifffahrt auf dem See ist überaus rege. Außer vielen Segel-Fahrzeugen wird jetzt sein Spiegel von mehr als 60 Dampfern durchfurcht. Es gibt auf der ganzen großen scandinavischen Halbinsel keine zweite Localität, die ein so reiches Bild darböte.

243. Stockholm.

(Nach L. v. H., Reise-Fragmente aus Nord und Süd, Th. Mügge, Reise in Scandinavien, und Anton von Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die fortdauernde Erhebung der östlichen Küsten von Schweden hat besonders vor Stockholms Län eine Menge von Felsen-Inseln über den Meeresspiegel hervortreten lassen, welche sich bereits 15 Meilen weit vom Festlande in die Ostsee ausdehnen. Diese (Schären) sind nur selten mit so viel Dammerde bedeckt, um einige verkümmerte Birken oder niedrige Rothtannen zu erhalten. Ein verschlungenes Labyrinth von breiten oder schmalen Sunden, voll Klippen und Untiefen durchfurcht dieses insularische Chaos, und nur erfahrene Lootsen dürfen es wagen, durch jene gefährlichen Meeresräume zu steuern. So werden, in Verbindung mit der bewaffneten schwedischen oder vielmehr Stockholmer Schären-Flotille, diese Inselgruppen gleichzeitig zu der wichtigsten Schutzwehr von der Meerseite für die schwedische Hauptstadt.

Wie unbestritten diese jederzeit für die am prachtvollsten gelegene Stadt des nördlichen Europa erkannt wurde, eben so unstatthaft erscheint eine Vergleichung derselben mit andern durch ihre Lage berühmten südlichen Hauptstädten, wie Stambul, Neapel, noch weniger aber mit Venedig, denn Stockholm ist weit vom Meere abgelegen, die hohe See wegen der Schären-Inseln nirgend zu erblicken und von zwei großen Binnenseen umgeben. Außer dem Mangel des großartigen Eindruckes, welchen der Blick auf die unabsehbare Meeresfläche überall hervorbringt, fehlt hier auch die südliche Beleuchtung durch glänzende Lichttinten und tiefe Schlagschatten, nicht minder das dunkle Blau eines reinen Himmels, so wie der Schmuck und die Fülle kräftig ausgebildeter Vegetation. Alle jene Entbehrungen sind indeß nicht vermögend, diesem „Auge von Schweden" seinen völlig eigenthümlichen Reiz zu entziehen. Ausgebreitet vor der Mündung eines langen Thales, dessen Grundfläche der langgestreckte, inselreiche Mälar-See erfüllt, und an der Vereinigung dieses Süßwassers mit dem Salzsee, welcher durch die Schären-Sunde wieder mit dem Meere sich verbindet, liegt die innere oder Altstadt auf mehreren Inseln zwischen diesen beiden Seen, während die zwei andern Haupttheile der Stadt längs den Bergen amphitheatralisch emporsteigen, welche das Mälar-Thal nördlich und südlich begrenzen. Diese außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gestaltung von Seen und Inseln, von Bergen und Thälern, verbunden mit dem Aufbau einer großen, durch viele Gärten, Schlösser und Landhäuser eingefaßten Stadt auf jenem Raume, kann in der Wechselwirkung der einzelnen pittoresken Theile auf einander so wie in ihrer Einrahmung zu dem malerischen Hauptbilde nothwendig nur einen großartigen Total-Eindruck hervorbringen.

Stockholm hat fünf Haupttheile: Staden oder die Altstadt auf drei Inseln, im Mittelpunkte des Ganzen da, wo der Mälar-See mit einem Busen des Baltischen Meeres zusammenhängt und seinen Ausfluß in den Norder- und Söderstrom abtheilt; dann nördlich an und auf den Bergen Norrmalm (Nordvorstadt) mit Ladugards Landet; westlich auf einer großen Insel am Mälar-See Kungsholm (Königsinsel); südlich an den Berg-Abhängen des Mälar-Thales steil aufsteigend Södermalm (Südvorstadt), und endlich die Stadtquartiere, welche auf fünf kleineren Inseln erbaut wurden. Sowohl die Berglehnen als sämmtliche Eilande, über welche die Stadt sich lagert, sind von felsiger Beschaffenheit, in Södermalm mehrere Straßen-Pavimente sogar aus dem festen Felsen gehauen. Alle Holme wurden mit den verschiedenen Stadtquartieren durch Stein-, Holz- oder lange Schwimm-Brücken in Verbindung gebracht. Außerdem vermitteln noch eine Menge kleiner Dampf-, Handräder- und Ruderboote auf beiden Seen den städtischen Verkehr und tragen zur Belebung dieser Seelandschaft ebenfalls viel bei. Alle Gewässer zeigen eine klare, durchsichtige Reinheit, da sie auf Felsengrund, nicht über Lagunen und Sümpfen wie die in Venedig und Amsterdam, sich ausdehnen; noch weniger verbreiten sich mephitische Dünste, wie dort. Die Holme sind keine flachen Düneninseln mit morastigen Ufern, sondern über dem Wasserspiegel in Berg und Thal wechselnde Eilande. Mehrere tiefe Buchten treten aus den Seen weit in das Land hinein und verstärken die reizende Mannichfaltigkeit der Stadtlage so wie deren Umgebung. Da mehr als die Hälfte des gesammten Stadt-Areals von Wasser überdeckt ist, so hat Stockholm nicht nur eine sehr große Ausdehnung, sondern diese von Seen, Sunden, Bergen und Thälern coupirte Situation verursacht bei der hydro- und topographischen Orientirung auch viele Schwierigkeiten.

Stockholm ist keine Stadt prachtvoller Kirchen und Paläste wie ihre venetianische Schwester, denn sie besitzt nur in dem Residenzschlosse einen würdigen Repräsentanten der Architektur. Nach mehreren großen Feuersbrünsten sind lediglich steinerne Gebäude entstanden, außer in der engen City nur breite Straßen und geräumige Plätze angelegt worden; besonders gewähren jedoch die Quais, welche alle Ufer einsäumen, eine schöne Einfassung mit sehr belohnenden Aussichten nach den Inseln und den verschiedenen Stadttheilen.

Im Nordosten erhebt sich über die Gebäude von Staden und in allen Theilen der Stadt sichtbar das kolossale Residenzschloß im florentinischen Baustile, als das großartigste und geschmackvollste Bauwerk des vorigen Jahrhunderts; noch mehr verherrlicht durch seine prachtvolle Lage, in der Mitte von Stockholm auf einem sanft ansteigenden Berge, dessen Fuß an zwei Seiten vom Mälar- und Salz-See bespült wird, mit der weitesten Uebersicht, sowohl auf beide Seen, sämmtliche Holme, Sunde und Vilen hinweg über den Hafen nach den Schären-Eilanden, als auch empor zu den an

den Bergen aufsteigenden Stadttheilen. Das Innere des geschmackvollen Königsbaues entspricht dem prächtigen Aeußern und enthält außer den fürstlichen Gemächern, der Schloß-Capelle, dem großen Thronsaale auch noch die Räume für mehrere Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen.

Will man unter großen Erinnerungen der Vorzeit weilen, so muß man die Riddarholmskirche sehen, das Pantheon Schwedens, den großen Nationaltempel seines Waffenruhms, wo an den Säulen und in den Capellen zehntausend eroberte Fahnen und Trommeln, mannichfach geordnet, modernde Tropäen bilden. Die meiste Theilnahme wendet sich den beiden großen Seitencapellen zu, wo in der einen die Sarkophage der Könige stehen, welche den Namen Gustav führten, in der andern die, deren Namen Karl war. So finden wir denn zur Rechten die Grabstätte Gustav Adolf's, zur Linken den schwarzen Marmorsarg Karl's XII. Die blutbefleckte Kleidung König Gustav's, welche er trug, als man ihn auf der Wahlstatt von Lützen unter Haufen von Todten ganz entstellt hervorzog, ist hier als eine Reliquie unter Glas und Rahmen verwahrt. An den Wänden der Kirche ziehen Grabgewölbe hin. Hier sind die Gräber der Baner, der Torstenson und Anderer.

Auf dem Festlande liegen Norrmalm und Södermalm. Norrmalm ist die nördliche Vorstadt, auf einer von Norden her in den Mälar abfallenden Halbinsel erbaut; in ihr mündet die prächtige, sie mit Staden verbindende Brücke auf einem von zwei sich entsprechenden Palästen, dem Opernhause und Garnisonspalaste, begrenzten Platze, den eine Reiterstatue Gustav Adolf's schmückt. Dieser Stadttheil, der Sitz der Aristokratie, bietet die schönsten Aussichten auf das Schloß, beide Häfen, das Meer, den Mälar und die steilen, den Süden begrenzenden Berge. Sechs Plätze zieren den Stadttheil, in dem sich die stattlichsten Häuser und Paläste erheben, darunter der Parade-Platz mit der Statue Karl's XIII. Hier liegt auch die Adolf-Friedrichskirche mit dem Denkmale Descartes'.

Die südliche Vorstadt, Södermalm, ist gleichfalls eine Halbinsel, die durch einen schmalen Isthmus mit dem südlichen Festlande der Provinz, durch eine Zugbrücke mit Schleusenwerk aber mit der Stadt zusammenhängt und im Nordwesten vom Mälar, im Nordosten von der Ostsee, im Osten, Süden und Südwesten von Mälarbuchten umschlossen wird, die vielfach einschneidend weitere Halbinseln und Inseln bilden. Die Vorstadt hat nur in ihrem Eingange gute, massive Gebäude, die bald hölzernen Platz machen. Es ist dieser Stadttheil ursprünglich ein Gebirge, das sich schroff und steil der Stadt gegenüber emporhebt, so daß die Häuser, wie Vogelnester, an den Bergen zu kleben scheinen und vom Mälar aus nur eine einzige fahrbare Straße, sonst lauter enge Treppen hinaufführen. Der Scheitel des Gebirges ist ziemlich eben und umfaßt sogar einen kleinen See. Auf dem höchsten Punkte liegt die Katharinenkirche in schönster Lage. Von dem Thurme der-

selben bietet die scheinbar auf dem Meere schwimmende Stadt mit ihren Inseln, Brücken und ihrem Walde von Masten, da die Schiffe aus beiden Seen aus- und einlaufen und auf den durch Meeresarme gebildeten Canälen im Osten und Westen unmittelbar vor den Häusern anlegen, ein unübertroffenes Panorama dar, das sich durch den Rahmen von dunkeln Wäldern und Bergen, die bis an die Thore der Stadt herantreten, noch mehr hervorhebt.

Eine der größten Merkwürdigkeiten bildet die durch die Stadt geführte Eisenbahn, welche unter der hochliegenden Südvorstadt mittelst eines 470 M. langen Tunnels an den Mälar, über diesen mittelst einer Brücke in die eigentliche Stadt, mittelst einer zweiten, kurzen Brücke nach dem Riddarholm und mittelst einer dritten Brücke nach Norrmalm geführt ist. Seitenbahnen zweigen sich an verschiedenen Stellen nach dem Hafen ab.

Der herrliche Hafen, mitten im Innern der Stadt, die Fruchtbarkeit der als Hinterland an die Hauptstadt grenzenden Provinzen, die Wasserverbindung mit den nahe gelegenen reichen Wäldern und erzhaltenden Gebirgen machen die Residenz auch zu dem wichtigsten Handels- und Stapelplatz des Landes; fast die Hälfte der Aus- und Einfuhr erfolgt von hier aus, darum ist der große schöne Hafen auch während der Schifffahrtszeit immer lebendig. Wenn man bedenkt, daß der Bottnische Meerbusen und diese Schärenküste wenigstens fünf Monate lang unter festem Eis und Schnee begraben liegen, so sieht man ein, welch großes Hinderniß sich den schwedischen Handels- und Schifffahrts-Verhältnissen entgegenstellt. Norwegen ist weit glücklicher auch darin, denn seine ganze Westküste ist frei von Eis, und während hier im Februar und März Schlittenzüge nach Finnland hinüber gehen, wird von Cap Lindenäs bis über den Polarkreis hinaus der große Fischfang abgehalten und alle Häfen sind offen. Wenn man von Söder- nach Norrmalm um das Becken des Hafens geht, braucht man beinahe eine Stunde, so groß ist dieser. An der Nordseite ist der Holzhafen. Hier ankern die Schiffe, welche den Bedarf über das Meer und selbst aus Finnland bringen. Dieser ganze große Quai von Söder- nach Norrmalm ist von Quadern aufgemauert, ein Werk Gustav's III.

Es ist merkwürdig, wie viele öffentliche Anstalten aller Art Stockholm besitzt, wie viele Stiftungen, Bildungsanstalten und wie viele gelehrte Vereinigungen, Akademieen, die der Ausdruck für die Masse der Bildung im Lande sind. Es ist wahr, daß die meisten dieser Akademieen mehr den pomphaften Namen als wissenschaftliche Berühmtheit besitzen, aber dennoch muß man anerkennen, daß in Schweden, wo die Kluft der Stände doch so groß ist, ein eigenthümlicher Drang nach Bildung der Nation beiwohnt, der es möglich macht, daß so viel Bedeutendes hier im hohen Norden geschehen konnte, daß eine Literatur möglich ward, die Treffliches leistete.

244. Die Insel Gottland mit Wisby.

(Nach Anton von Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Zehn Meilen von der schwedischen und nicht ganz 20 Meilen von der kurischen Küste liegt die Insel Gottland (Gothland, Gutland), genannt „das Auge der Ostsee". Umgeben von einem 20 Klafter tiefen Meere und mehreren kleineren Inseln, bildet sie ein großes Plateau, 25—65 M. über dem Meeresspiegel. Durch diese Lage und Gestaltung ist Gottland für Schweden von höchster strategischer Wichtigkeit, und nur Mangel an Geld und Leuten erklärt es, daß die Regierung diesen Außenposten, den man, nicht mit Unrecht, das Vorlegeschloß des Finnischen und Bottnischen Meerbusens genannt hat, nicht durch alle Mittel der neuern Kriegskunst befestigte. König Karl X. Gustav hatte auch Gottland zum Stützpunkte seiner kühnen Pläne gemacht und an der Ostküste auf dem Eiland Eneholm die Festung Karlsvärd angelegt, die ein Hauptstationsort für die schwedische Flotte werden sollte. Aber des Heldenkönigs früher Tod († 1660) ließ von dem umfassenden Plane fast nichts weiter zur Ausführung gelangen, als diese Citadelle.

Wisby (Wi = Opferplatz, By = Stadt — also heilige Stadt) breitet sich am Fuße einer Anhöhe über einen gewaltigen Raum aus, dem seine geringe Einwohnerzahl (5000) bei Weitem nicht entspricht. Das Innere der Stadt steht einzig im Norden Europa's da und gewährt mit seiner Ruinenmasse einen überraschenden Anblick, den man eher im Orient als mitten im Baltischen Meere vermuthen sollte. Noch erheben sich, obgleich Vieles gänzlich verschwunden ist, 45 Thürme, meist unversehrt, benutzt zu Gefängnissen, Magazinen, Werkstätten; 18 Kirchen-Ruinen, meist aus dem 11. und 12. Jhrhdrt., bieten zu den interessantesten Studien der kirchlichen Baukunst Gelegenheit; die kostbaren Marmorsäulen, die prächtigen Façaden der mit Sculpturen und reichen Holzschnitzereien bedeckten Giebel, vergoldete Pfeiler, eiserne Thore und Gitter der reichen Kirchen und das Außenwerk des festen Schlosses Wisborg lassen die ehemalige Pracht der Stadt ahnen, als sie der Stapelplatz des nordischen Handels war und ihre besonderen Fremdenviertel für die verschiedensten Nationalitäten aus Nord-, Mittel- und Südeuropa hatte, deren jede ihr eigenes Versammlungshaus und ihre Kirche besaß. Das „hohe Seegesetz von Wisby" galt im Umfange des ganzen Baltischen Meeres. Denn Wisby hatte sich im 13. Jhrhdrt. zum mächtigsten Orte der Hansa erhoben. Doch eben so schnell wie es sich emporgehoben, sank es auch wieder von seiner Höhe herab theils durch Kriege mit den Dänen, welche 1361 ganz Gottland eroberten, Wisby plünderten und zerstörten, theils durch andere Unglücksfälle, wie eine Pest, die in einem Sommer 8000 Einwohner hinraffte. Im Jahre 1390 bemächtigte sich die Seeräuberschaar der Vitalien-

brüder (euphemistisch: Victualienbrüder, weil sie Stockholm mit Zufuhr von Victualien versorgen sollten) der ganzen Insel, und ihre Räubereien riefen die Rache aller baltischen Küstenbewohner wach. Im Jahre 1398 eroberte der Deutsche Orden unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen die ganze Insel, die jedoch schon nach 10 Jahren (1408) in den Besitz der durch die Calmarische Union zur Herrschaft der drei scandinavischen Reiche gelangten Margaretha überging. Nach der Auflösung jener Union blieb die Insel ein Gegenstand des Streites zwischen Schweden und Dänemark, bis sie durch den vom großen Oxenstierna, in Folge der Siege Torstenson's, dictirten Frieden von Brömsebro (1645) in den factischen Besitz Schwedens kam, welches sie nochmals gegen die Dänen (1675) und später zweimal (1720 und 1802) gegen die Russen vertheidigen mußte. Der Plan des Königs Gustav IV. Adolf, der unter die Malteserritter aufgenommen war, den Johanniter-Orden ins Baltische Meer zu versetzen, ihm Gottland als Lehen mit eigener Souverainetät des Ordens zu übergeben und dagegen die Verpflichtung aufzuerlegen, Fahrzeuge ins Mittelmeer zum Kampfe gegen die Barbaresken zu geleiten, kam nicht zur Ausführung, da er durch eine Verschwörung des Adels und des Heeres zur Abdankung genöthigt wurde (1809).

d. Ost-Europa.

Rußland und Polen.

245. Das Tiefland von Ost-Europa.

(Vom Herausgeber.)

Während Süd-Europa und noch mehr Mittel-Europa sich durch eine große Mannichfaltigkeit in den physischen, ethnographischen und politischen Erscheinungen auszeichnet und selbst auf kleinen Räumen (z. B. in der Schweiz) schroffe Gegensätze in der Bodenform, dem Klima, der Religion, der Sprache, den Sitten und Nahrungsquellen so wie der geistigen Bildung der Bewohner aufzuweisen hat, besteht das Charakteristische von Ost-Europa in der entschiedensten Einförmigkeit in diesen Verhältnissen: eine einzige, vom Meere nirgends durchbrochene, in sich geschlossene Continentalmasse ohne bedeutende horizontale und verticale Gliederung, ohne irgend erhebliche Küstenentwickelung, nur durch niedrige Landrücken und in Binnenmeere mündende Ströme unterbrochen, die klimatischen Unterschiede auf die Lage nach den Breitengraden beschränkt, nicht aber durch die Contraste absoluter Höhe gesteigert, eine einzige vorherrschende Nationalität, Sprache und Kirche, und eine politische Indivi-

dualisirung so gering als möglich, denn ganz Ost-Europa, obgleich es mehr als die Hälfte unseres Erdtheils umfaßt, gehört nur einem einzigen Staate an.

Die einzelnen Theile dieses kolossalen Staates werden nicht, wie in den Ländern Mittel-Europa's oder gar der süd-europäischen Halbinseln, durch Mannichfaltigkeit in der Bodengestaltung zu selbständigen Ganzen von einander gesondert. Die großen Ströme, deren Wassersysteme zum Theil in einander übergehen, bilden mit ihren größtentheils flachen Ufern nirgendwo trennende Grenzen. Zwar erstrecken sich in der ganzen Breite dieses, den asiatischen Länderräumen an Größe ähnlichen Flachlandes zwei sogenannte **Landrücken**, welche bei größerer Erhebung das Tiefland in drei Regionen in der Richtung von Nord nach Süd theilen würden, aber es sind nur mäßige Bodenanschwellungen, die sich von dem Ganzen um so weniger unterscheiden, als sie mit sehr allmählichen Abdachungen in die von ihnen eingeschlossenen Tiefebenen abfallen und durch ihren breiten, zum Theil ganz ebenen Scheitel die allgemeine Einförmigkeit des Ganzen theilen.

Die äußersten Enden dieser ost-europäischen oder **sarmatischen Ebene** bilden zwei baumlose Regionen, welche beide nur von Nomaden bewohnt werden, die **nördliche Region** längs der Südküste des Polarmeeres ist der Sommeraufenthalt der Samojeden und ihrer Rennthierheerden, die **südliche Region**, das Gebiet der Kalk- und Salzsteppen, am Schwarzen und Azow'schen Meere, scheint aus geognostischen Gründen zum Baumwuchse nicht geeignet zu sein und wird von Kirghisen, Kalmücken und anderen Nomadenvölkern durchzogen; nur einzelne Striche sind hier, gleich Oasen in der Wüste, von vorzüglicher Fruchtbarkeit; namentlich erzeugt das Küstengebirge der Krim in seinen gegen Süden geöffneten, gegen Norden durch die Berge geschlossenen Thälern jetzt treffliche Weinreben und andere südliche Gewächse. Im Allgemeinen aber erfreut sich nur die **mittlere Region** einer größern Culturfähigkeit. In Folge ihrer reichlichen Bewässerung und eines verhältnißmäßig temperirten Klima's hat sie eine allgemein verbreitete, ebenso von polarischer Dürftigkeit wie von südlicher Ueppigkeit entfernte Fruchtbarkeit, indem die langdauernde Schneedecke des Winters den Boden tränkt und die Saat (Getreide, Flachs, Hanf) schirmt, während der warme, trockene Sommer die Reife so beschleunigt, daß die Russen sprichwörtlich sagen, sie hörten im Frühjahre das Gras im Felde wachsen. Diese mittlere Region, namentlich das von den beiden Landrücken gleich Uferrändern begrenzte Becken zwischen dem 50. und 57. Breitengrade, ist der historische Mittelpunkt des Landes und der Hauptsitz der Großrussen, die hier, wie die Magyaren im Centrum von Ungarn, rings von fremden Völkerstämmen umgeben sind, im Norden von finnischen Völkerschaften, im Nordwesten von Esthen und Letten, im Westen von den Weißrussen, im Südwesten von den Kleinrussen, im Süden von den vorhin genannten Nomadenstämmen, und im Südosten von den Ueberresten der tatarischen Bevölkerung der ehemaligen Czarthümer Kasan und Astrachan.

Nur in diesem Centralbecken kommt die herrschende Nation der Großrussen ungemischt vor, außerhalb desselben finden dieselben sich nur als Colonisten unter anderen Stämmen. Um diesen Kern des russischen Reiches haben sich in weiterem Kreise die übrigen Bestandtheile allmählich angesetzt, wie um die Urcantone der schweizerischen Eidgenossenschaft zunächst die alten und zuletzt die neuen Grenzcantone. In der Mitte dieses Centrums liegt der nationale Mittelpunkt des großen Reiches, Moskau, „in welchen alle Fäden des Volkslebens, der weltlichen und kirchlichen Gemeinschaft zusammenlaufen", welches selbst wieder aus concentrischen Regionen besteht, die sich um den Kreml, die alte Czaren-Residenz, krystallisirt haben, wie die Provinzen des Reiches um Groß-Rußland, so daß man nicht ohne Grund gesagt hat: „Der Kreml ist das Herz von Moskau, Moskau das Herz der großrussischen Ebene, Rußland das Herz des russischen Reiches, eines das Abbild und der Mittelpunkt des andern!"

246. Rußlands Weltstellung.

(Nach L. Schwarz, Die sibirische Expedition der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft, und J. G. Petri, Neue Pittoresken aus Norden, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn die Verbreitung europäischer Gesittung über die gesammte bewohnte und bewohnbare Erdfläche nach unserer gegenwärtigen Voraussicht das Ziel der Entwickelung des Menschengeschlechtes ist, so haben sich die drei Welt-Nationen: Engländer, Nordamerikaner und Russen, in die Lösung dieser welthistorischen Aufgabe so getheilt, daß der anglo-amerikanischen Civilisation die Nordhälfte der Neuen Welt, der englischen Australien, Süd-Asien und Süd-Afrika, der russischen Culturform schon jetzt Nord-Asien, in nicht ferner Zukunft auch Mittel-Asien zugefallen sind. Was dabei die Russen gegenüber den Engländern und Nordamerikanern auszeichnet, ist ihre große active Assimilations-Fähigkeit, und diese wurzelt einerseits in der willigen Unterordnung unter den Befehl von oben und der dadurch bedingten straffen Willensanspannung für gegebene Zwecke, andererseits in dem instinctiven Bewußtsein der innerlichen Gemeinsamkeit und der nationalen Verbrüderung sämmtlicher Reichsgenossen. Den Engländern und Nordamerikanern gegenüber sterben die Einwohner der neu besiedelten Landstriche aus, von den Russen werden sie innerlich absorbirt, d. h. sie werden trotz der fortdauernden leiblichen und geistigen Racen-Merkmale in Sprache, Sitte und Gesinnung allmählich zu Russen. Das rohe, wilde Naturkind fühlt sich gehoben, wenn es vom Russen als „Landsmann" begrüßt, also der Herrscher-Race gleichgestellt wird. In der Fähigkeit, auf fremde Eigenthümlichkeiten einzugehen,

in dem gänzlichen Mangel des Racenstolzes gegenüber den dem ungeheuren Reiche einverleibten Bestandtheilen liegt das Geheimniß der natürlichen Russificirung. Die seit 1861 immer entschiedener durchschlagenden Reform-Bestrebungen in humanem Sinne tragen wesentlich zur Beschleunigung des Verschmelzungsprocesses bei. Der russische Cultur-Typus breitet sich unaufhaltsam in dem asiatischen Machtgebiete des russischen Weltstaates aus und findet nur in der erstarrten chinesischen Culturform eine Schranke. Der Engländer beherrscht in Asien die eroberten Gebiete, der Russe russificirt die seinem Einflusse unterworfenen Völkerschaften. Darin liegt ein verhängnißvoller, für die Zukunft Asiens entscheidender Gegensatz.

Rußland ist eine Continentalmacht, England eine Seemacht, während Nordamerika, geographisch wie politisch, beide Machtrichtungen repräsentirt. Rußland beherrscht von einem Mittelpunkte aus halb Europa und ein Drittel von Asien; England beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ocean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vortheil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Vertheidigung und Angriff. Die Politik des Cabinets von St. James muß alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Cap, von Malta bis Jamaica und zum Niagara. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich auf den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuren Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt und über die er frei verfügt, der unbedingte Gehorsam von 80 Millionen Menschen, die großentheils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles dies sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen als Gefahren.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation noch sehr viel beiträgt, ist die Uebereinstimmung des kirchlichen Glaubens. In der „orthodox- (rechtgläubig) griechischen“ Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt

wohnenden Stämme als Glieder eines Leibes, dessen Haupt der Czar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist. Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte, die bei Weitem nicht so verschieden sind, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche, in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donschen und alle anderen Kosaken groß-russischen Ursprungs so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des Schwarzen Meeres so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und ächte Russen in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann, und Alles — Mensch, Thier und Pflanze, Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie konnte sich nur entwickeln auf russischem Boden.

247. Der Ural.

(Nach Ferdinand v. Hochstetter, Ueber den Ural, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Name Ural — turko-kirghisischen Ursprungs und so viel bedeutend als Felsengürtel oder Gürtelgebirge — bezeichnet die meridiane Erhebung, die von den eisstarrenden arktischen Regionen bis zu den salzreichen Steppen der Aralo-Caspischen Erdsenke durch 25 Breitengrade die ungeheuren Tiefebenen Nord-Asiens und Ost-Europa's trennt, den natürlichen Grenzwall, wie wir zu denken gewohnt sind, zwischen europäischer Civilisation und asiatischer Barbarei, zwischen dem milden Klima Mitteleuropa's und der Kälte Sibiriens. Und doch war der Ural niemals — eben so wenig früher als jetzt — eine Völkerscheide. Seine Erhebungslinie bildet allerdings orographisch die einzige Unterbrechung der ungeheuren Tiefebenen der Alten Welt, eine fortlaufende, nirgends durch ein Querthal unterbrochene Wasserscheide; allein diese Wasserscheide tritt gerade in ihrer mittlern Erstreckung so wenig im Relief der allgemeinen Erhebungszone hervor, daß man sie auf unsern Karten fast leichter wahrnimmt als in der Natur. Man theilt den Ural in einen südlichen, mittlern und nördlichen ein.

Der südliche oder Baschkirische Ural, von den sonnverbrannten Grassteppen nordöstlich vom Caspischen Meere über Orenburg bis zur Grenze

des Orenburg'schen und Perm'schen Gouvernements, besteht aus drei südwärts fächerförmig sich ausbreitenden Bergkämmen von 500—600 M. mittlerer Höhe, welche durch die Längenthäler des Uralflusses und des obern Bjelaja von einander geschieden, aber durch die plateauartige Beschaffenheit und die Höhe der Thalflächen dennoch zu einem Ganzen verbunden sind. Der höchste Punkt ist hier der 1535 M. hohe Iremel auf der westlichen Kette in der Nähe der Bjelaja-Quelle, während das Gebirge gegen Süden sich in niederen Hügelzügen in den wald- und wasserlosen Steppen verliert.

Der mittlere Ural oder Erz-Ural, vom 55 bis 60° nördlicher Breite durchzieht in genau nordsüdlicher Richtung in einer Länge von 80 deutschen Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 10—15 Meilen das Gouvernement Perm und heißt deshalb auch der Perm'sche Ural. Dieses Gouvernement greift eben so wie das südlich daran stoßende Gouvernement Orenburg östlich über die Grenze von Europa und Asien hinüber, indem es noch den östlichen oder den asiatischen Abhang des Urals, den vorzugsweise metall- und erzreichen Theil des Gebirges mit seinen zahlreichen Montan-Industriewerken umfaßt.

Der nördliche oder wüste Ural beginnt in der Gegend der Petschoraquellen und stellt eine kahle, waldlose, schnee- und eisbedeckte Felsenkette dar mit Gipfeln von 1000—1300 M. Höhe, die fast stets in Nebel und Wolken gehüllt sind und sich zum Theil schroff und steil aus den unheimlichen Einöden der nordischen Moos- und Torfmoräste, den sog. Tundren, erheben. Unter 68½° wendet sich die uralische Erhebungslinie nordwestwärts und zieht als ein gras- und moosbedecktes flaches Gebirge zur Waigatsch-Insel, um jenseit der karischen Pforte in der Doppelinsel von Nowaja Semlja, welche man längst als eine Fortsetzung der Hauptkette des Urals betrachtet hat, zum letzten Male aus den Fluten des Eismeeres aufzutauchen.

Bemerkenswerth sind die eigenthümlichen Verhältnisse der Flußsysteme an der westlichen und östlichen Abdachung des Gebirges. Die Flüsse Tobol mit Obi und Kama mit Wolga sind die östlichen und westlichen Gebirgsbegleiter des Uralsystems in entgegengesetzter Richtung, jene gegen Norden zum Eismeere, diese gegen Süden zum Caspischen Meere. Für die Wolga, die in ihrem mittlern Laufe ihre Fluten gegen den Ural wälzt, als wollte sie diesen durchbrechen und nach Asien hineinströmen, wurde der Felsgürtel des Urals zum Flutendamm.

Nur im hohen Norden und im Süden verdient der Ural den Namen eines Gebirges; den mittlern Raum füllt nur ein breiter Rücken, den man fast unmerklich übersteigt, auf Straßen, welche ohne besondere Nachhülfe der Kunst fahrbar sind. Auf der Heerstraße nach Jekaterinenburg könnte man an der Existenz einer Kette zweifeln, denn sie geht über die größte Einsenkung. Eine mächtige Fichte zeigt auf einer Seite: „Europa", auf der andern „Asien" in die Rinde geschnitten. Eben so sind auf einer Felsklippe, die Alexander I.

bestieg, auf den Rücken entgegengesetzter Felsschichten die Namen beider Erdtheile angebracht. So war hier durch die Naturplastik, durch milde Formen der Gebirgshöhen die dereinstige Verbindung zweier Erdtheile und ihrer so viele Jahrtausende hindurch geschieden gebliebenen Völkerinteressen vorbereitet.

Charakteristisch ist, daß alle durch ihren Reichthum an Erzen und Metallen berühmten Orte auf der östlichen Seite des Hauptrückens liegen. Diese Thatsache erklärt sich naturgemäß daraus, daß das Vorkommen von Gold an die krystallinischen Schiefergesteine, die das ursprüngliche Muttergestein desselben sind, gebunden ist, das Vorkommen von Eisen und Kupfer an die Zone der Eruptivgesteine, das Vorkommen der Edelsteine hauptsächlich an Granit und Glimmerschiefer. Alle diese Gesteine treten aber entweder ausschließlich oder wenigstens ihrem Hauptverbreitungsgebiete nach an der Ostseite des Urals auf. Daher kommt es denn auch, daß der Schwerpunkt des Urals auf der asiatischen Seite des Gebirges liegt, daß sich das Hauptleben dort entwickelt und daß der Ural keineswegs die Grenze zwischen europäischer Civilisation und asiatischer Barbarei ist. Die uralischen Rudniks (Bergbaue) und Sawods (Fabriken oder Hütten) liegen wie Oasen in der sonst endlos scheinenden Waldwüstenei und haben den Wald bis auf größere oder geringere Entfernung um sich aufgezehrt. Diese Waldblößen so wie die bei den Sawods zu meilenlangen Teichen aufgestauten Bäche und Flüsse, welche jetzt wie natürliche Seen die Landschaft beleben, gehören zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der uralischen Landschaft. Denn sonst scheint am Ural die Natur alles stehende Wasser fast ausschließlich auf die Bildung von Sümpfen verwendet zu haben.

Wie alles Neue und Große, was im vorigen Jahrhundert in Rußland geschah, auf Peter den Großen zurückzuführen ist, so auch die Neubelebung des Bergbaues im Ural. Die thätigste Unterstützung bei Ausführung seiner Pläne wurde ihm zu Theil durch den berühmten Schmied von Tula, Nikita Demidoff, den Stammherrn der jetzt so reichen Familie Demidoff, der Besitzer von Tagil, dem blühendsten und ergiebigsten Bergwerksdistricte im Ural, und durch einen Deutschen Namens Henning. Demidoff erhielt 1702 das auf Kosten der Krone erbaute Eisenhüttenwerk Newiansk, das älteste unter den jetzt noch existirenden Werken, vom Czaren als Eigenthum; er erbaute noch 10 weitere Eisenhüttenwerke. Henning aber legte den Grund zur Bergstadt Katharinenburg und ihren Hüttenwerken und erbaute Kanonengießereien und Werke zur Erzeugung von Stahl, Blecheisen, Ankern, Nägeln, Draht u. s. w.

Nach dem heutigen Standpunkte der russischen Montan-Industrie im Ural rangiren die verschiedenen Metalle in Bezug auf den Werth der jährlichen Production in folgender Reihe: den ersten Platz nimmt das Eisen ein. Die nächste Rolle nach dem Eisen spielt das Gold. Das erste Gold wurde

am Ural im Jahre 1745 auf Quarzgängen unweit Katharinenburg entdeckt; erst 1774 wurde durch Zufall in derselben Gegend das Gold auch als Waschgold im sog. Seifengebirge aufgefunden. Allein erst im Jahre 1818 erging an alle Berghauptmannschaften des Urals der Befehl, ihre Reviere nach Gold durchsuchen zu lassen und dasselbe auszubeuten. Rasch lieferte der Ural schon im Jahre 1823 gegen 100 Pud Gold und die jährliche Ausbeute wuchs später bis auf 350 Pud, was einem Geldwerth von 4,200,000 Rubel gleichkommt. Indessen scheint der Goldreichthum des Urals noch lange nicht erschöpft zu sein. Die Thatsache, daß man noch gegenwärtig unmittelbar vor dem Stadtthore von Katharinenburg, das jetzt doch schon seit 1½ Jahrhunderten der Sitz der montanistischen Centralleitung des Urals ist, Goldsand gewinnt, daß man ferner vor wenigen Jahren (1869) erst, nur 24 Werst von Katharinenburg entfernt, eine ansehnliche, bis dahin gänzlich unbekannt gebliebene Goldsandablagerung, die für eine der reichsten gilt, entdeckte, beweist, daß man am Ural noch lange nicht alle Goldterrains kennt. Da ferner schlagende Beispiele beweisen, mit welch außerordentlichem Erfolge Goldgebiete, welche früher der Krone einen kaum nennenswerthen Ertrag geliefert haben, von Privaten bearbeitet werden, so hat die Krone sich zu dem sehr richtigen Princip bekehrt, selbst in ihren eigenen Bergbaudistricten die Goldseifen den Privaten zu überlassen. Um die letzteren zu den diesbezüglichen Unternehmungen noch mehr anzueifern, wurde vor mehreren Jahren die Steuer von 15 pCt. des gewonnenen Goldes auf 10 pCt. herabgesetzt, und schon gegenwärtig sollen 9/10 des goldführenden Terrains am Ural in den Händen von Privaten sein.

Während Goldwäschereien am Ural noch fortwährend in großem Umfange betrieben werden, scheinen die **Platinwäschen** mehr und mehr einzugehen. Seit die russische Regierung 1863 die Prägung von Platinmünzen eingestellt und letztere gänzlich aus dem Verkehr gezogen hat, ist die jährliche Platinproduction von Jahr zu Jahr gesunken. In den letzten Jahren wurden fast nur die Demidoff'schen Wäschereien, welche westlich von Tagil unweit der Wasserscheide am Westabhange des Gebirges liegen und von jeher das meiste Platin geliefert haben, betrieben.

Von den zahlreichen **Kupferbergbauen** des Gouv. Perm sind in den letzten Jahren viele eingegangen, namentlich die meisten jener Gruben, welche auf das sporadische Vorkommen salinischer Erze im perm'schen Sandstein westlich vom Ural bauten. Auch östlich vom Ural gelten die berühmten, einst an Malachit und Rothkupfererz so reichen Gruben südlich von Katharinenburg für erschöpft und werden seit 1871 nicht mehr bearbeitet. Dagegen bewahren die altberühmten Turjinskischen Kupferbergwerke im Bogoslowsker Revier und das unerschöpfliche Maidna-Rudniansk von Nischne-Tagilsk ihren alten Ruf. **Tagilsk** ist zur bedeutendsten Bergstadt am Ural geworden. Da ist vor Allem der einen unerschöpflichen Reichthum des besten

Eisenerzes bergende Magneteisenberg, die Wissokaja Gora, „die größte und werthvollste Erzniederlage des ganzen Ural", vielleicht der reichste Eisenerzberg der ganzen Welt. Am Fuße der Wissokaja Gora liegt das berühmte Kupferbergwerk Maidna-Rudniansk, und in den westlichen Theilen des Bergreviers finden sich reiche Gold- und Platinwäschereien. In den Wäldern, auf den Hütten und in den Bergwerken von Tagil sind gegen 17,000 Arbeiter beschäftigt. Das Tagil'sche Stabeisen ist das theuerste und gepriesenste in Rußland, es ist so geschmeidig, daß man zolldicke Stäbe kalt in Knoten binden kann. Der prächtige Malachit, durch den dieses Bergwerk so berühmt ist, wird immer seltener und der Gehalt der Erze immer geringhaltiger. Die größten und reinsten Malachitstücke, die vorkommen, werden an Steinschleifer für Kunst- und Schmuckgegenstände verkauft, die kleineren und etwas unreineren Stücke zu Farbpulver vermahlen.

Katharinenburg (Jekaterinburg der Russen), diese alte uralische Hauptstadt, der Sitz der Oberverwaltung für alle der Krone gehörigen Bergreviere am Ural, ist an Einwohnerzahl von Nischne-Tagilsk (mit 30,000 E.) überflügelt. Nichts desto weniger wird Katharinenburg durch seine bevorzugte geographische Lage im Mittelpunkte des Montan-Urals, in der richtigen Mitte zwischen Nord und Süd, und an dem von der Natur selbst bezeichneten Thorwege zwischen Europa und Asien für alle Zeiten seine Bedeutung bewahren.

Die Bahnlinie, welche das Flußsystem der Wolga und Kama mit dem des Irtisch und Ob verbindet, die sog. „sibirische Eisenbahn", wird die Barriere niederreißen, welche das europäische und asiatische Rußland heute noch trennt und eine Weltbahn im eminentesten Sinne des Wortes sein. Sibirien, das Capital und Arbeiter benöthigt zur rationellen Ausbeutung und Entwickelung seiner natürlichen Reichthümer, wird productiv gemacht werden, der sinkende asiatische Handel Rußlands sich heben und die Montan-Industrie des Urals, die eine schwere Prüfungszeit durchzumachen hatte und noch durchzumachen hat, wieder aufblühen.

248. Das Strom- und Canalsystem Rußlands.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen, dessen Geographische Lage der Hauptstädte Europas, und Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde.)

In Rußland konnte bei der durch Steppen und Sümpfe vielfach gehemmten Verbindung der ausgedehnten und nur sparsam bewohnten Räume nur die Anzahl großer schiffbarer Ströme einen Verkehr im Innern möglich machen, so lange nicht das Eisenbahnsystem eine größere Ausdehnung und Dichtigkeit gewonnen hatte. Die großen Flüsse Rußlands aber haben ihre

Quellen rund um Moskau herum und werden alle bei Punkten schiffbar, die nicht sehr entfernt von Moskau liegen und von da aus schnell erreicht werden können. Auch führen sie von Moskau aus nach allen Seiten hin zu entfernten Weltgegenden, die auf solche Weise leicht mit diesem Markte in Verbindung treten konnten.

Die Arme der Wolga, die Oka, die Kljasma, und die obere Wolga selbst umgeben Moskau mit einem Netze schiffbarer Adern, welche einestheils nach Osten ziehen und in dieser Richtung mit der Kama zum metallreichen Ural und nach Sibirien hinausgreifen, anderntheils mit der untern Wolga südostwärts zum Caspischen Meere und Persien hinabführen und diese Gegenden mit Moskau in Verbindung setzen. Im Süden fließen aus der Nähe Moskau's der Don und der Dniepr zum Asow'schen und Schwarzen Meere hinab und leiten sowohl die kriegerische als die Handelsthätigkeit der Moskowiter auf die jene Meere umgebenden Länder, den Caucasus, Kleinasien, die ganze Levante und das Mittelländische Meer. Im Westen bilden der obere Dniepr und die obere Düna ein merkwürdiges Mesopotamien, das beständig ein bequemes Ausfallthor der Moskowiter gegen die Litthauer und Polen, so wie umgekehrt ein natürlicher und einladender Einlaß für die Einbrüche dieser Völker gegen Central-Rußland gewesen ist und das nicht wenig dazu beigetragen hat, die von dieser Seite sehr exponirte Stadt Moskau in der Mitte jener Stürme und Kämpfe zu festigen und zu fördern. Aus Norden zieht sich die Dwina mit ihren oberen Armen nahe zu der centralen Partie Rußlands heran und bahnt einen Verkehrsweg zum Weißen Meere an. Auf diesem Wege traten die Moskowiter zuerst in gedeihlichen Waarenaustausch über See mit dem Westen Europa's.

Die Wolga ist eine völlig ununterbrochene, überall ziemlich tiefe Wasserstraße, ohne alle Wasserfälle, Stromschnellen und Felsen, von 430 Meilen Länge, und es ist schade, daß ein so wundervoller Schifffahrts-Canal keine andere Weltstellung hat. Alle zum Schwarzen Meere gehenden Flüsse so wie die in die Ostsee fließenden kommen ihr in Bezug auf ihre Qualitäten nicht im Entferntesten nahe. Die Ostseeflüsse sind fast alle sehr seicht, die Donau aber und der Dniepr sind wegen ihrer Felsen und Wasserfälle schwer nutzbar. Der Don leidet den größten Theil des Jahres an Wassermangel, die „Mutter" Wolga dagegen ist in aller Hinsicht vorzüglicher; doch hat sie leider keine freie Communication mit dem Ocean. Wie ihre Wurzel aus den Sümpfen und Morästen des Waldairückens hervortritt, so verbirgt sie ihr Haupt in die seichte Brandung des rings umher abgeschlossenen und von Wüsten und barbarischen Nationen umwohnten Caspischen Sees. Sie ist daher für den Welthandel weit weniger nutzbar und wichtig, als irgend ein anderer der Hauptströme Europa's. Für den Binnenhandel des russischen Reiches dagegen steht sie so hoch wie kein anderer Fluß des stromreichen Rußlands, und es ist wahrscheinlich, daß über die Hälfte des ganzen russi-

schen Binnenhandels auf dem Wasserstreifen der Wolga hin- und herpulsirt. Alle inneren, mittleren, nördlichen und östlichen Theile des ganzen Moskowiterlandes stehen unter einander in Verbindung mittels der Wolga, deren zwei größte Nebenflüsse an Stromentwickelung alle übrigen europäischen Flüsse, mit alleiniger Ausnahme der Donau, übertreffen. Unterhalb Kasan empfängt sie, was die Gebiete der 243 Meilen langen Kama senden; bei Nischnei-Nowgorod ergießt sich der Ueberfluß der Central-Provinzen des Reichs mittels der 190 Meilen langen Oka in ihr Thal und vertheilt sich von da aus auf drei durch sie eröffneten Wasserwegen durch das ganze Land. Die Dampfschifffahrt auf der Wolga ist in der Zeit vom April bis October, in welcher die Ströme eisfrei sind, eine vollkommen geregelte, und es ist für den Reisenden, der aus dem Westen kommt, eine der überraschendsten Wahrnehmungen, zu sehen, welche außerordentliche Entwickelung diese Dampfschifffahrt (seit 1843) gewonnen hat. Abgesehen von zahlreichen Privatdampfern und Kron-Dampfschiffen im Dienste größerer Montan- und Industriewerke befahren gegenwärtig nicht weniger als 80 Passagier-Dampfschiffe und 360 Remorqueurs, in welche sich drei verschiedene Dampfschifffahrts-Gesellschaften theilen, die genannten Flüsse — die Wolga bis in's Caspische Meer und die Kama von ihrer Mündung in die Wolga bis Perm und, so lange es der Wasserstand dieses Flusses erlaubt, noch weiter flußaufwärts bis Solikamsk. Die ungefähr 1320 Werst lange Strecke von Nischnei bis Perm (fast so weit wie von Wien nach den Donaumündungen) wird bei ununterbrochener Tag- und Nachtfahrt in 5 Tagen und 4 Nächten zurückgelegt. So kann man in 7 Tagen von Petersburg nach Perm gelangen.

Die Geschichte des eigentlichen Rußlands hat sich bis jetzt zumeist an diesem Strome entwickelt. Die nördliche Hälfte ist die Pulsader des russischen Stammreichs und durchfließt die fruchtbarsten Länder der großen Ebene. In diesem Theile des Stromgebietes liegen die Städte Twer an der Mündung der Twerza, Wladimir an der Kljasma, einem linken Nebenflusse der Oka, Nischnei-Nowgorod an der Mündung der Oka, Riäsan an der Mittel-Oka, einst die Hauptstadt mächtiger Fürstenthümer, und vor allen Moskau an der Moskwa, welche von Westen der Oka zufließt. Die südliche Hälfte erstreckt sich größtentheils durch öde Steppengegenden, welche aber deshalb wichtig sind, weil sie nebst dem untern Uralgebiete die große Völkerstraße zwischen Asien und Europa im Mittelalter gewesen sind.

Der Ural ist ein wasserreicher Fluß von 230 Meilen Länge, ohne Bedeutung für Handel, früher wichtig als befestigte Grenzlinie gegen die östlichen Steppen-Nomaden. Hier und weiter nördlich im Kamagebiete dehnten sich die tatarischen Königreiche Astrachan und Kasan aus, die letzten Bollwerke der Mongolenherrschaft, deren tatarische Bewohner, theils Ackerbauer und Städtebewohner, theils Nomaden, sich zur mohammedanischen Religion bekennen.

Der Don ist 230 Meilen lang. Er entspringt in der Nähe der Oka-Quelle. Sein oberer Stromlauf bis zum südlichen Landrücken gehört, wie der der Wolga, dem Kernlande des russischen Reiches an. Nach seiner charakteristischen Krümmung gegen Osten ergießt er sich in das Asow'sche Meer, einen Busen des Schwarzen, mit dem dieses durch die Straße von Kertsch in Verbindung steht. Der Fluß hat eine geringe Wassermenge und viele seichte Stellen; von seinen Ablagerungen wird der Meerbusen immer mehr angefüllt, woher große Hindernisse für die Schifffahrt entstehen. Die Gegenden des untern Stromlaufes sind von den Donschen Kosaken bewohnt. Diese haben eine eigene kriegerische Verfassung und stehen unter einem selbst gewählten Hetman.

Unter den 6 der bedeutendsten europäischen Ströme (Kuban, Don, Dniepr, Bug, Dniestr, Donau), die im südlichen Rußland auf einem verhältnißmäßig sehr kurzen Horizontalabstande von Osten gegen Westen (80 Meilen) ihren großen Wasserreichthum, aus den weitesten Fernen, wie sonst nirgends in Europa in ähnlicher Fülle für einen so kurzen Raum, in das Becken des Schwarzen Meeres zusammen schütten, ist nächst der Donau der Dniepr der bedeutendste, eine Wolga in kleinerem Maßstabe. Sein Stromgebiet ist fast 3 mal so groß als das von Rhein und Elbe, 10,000 □-Meilen; die gekrümmte Entwickelung seines Stromlaufes 240 geographische Meilen; der directe Abstand seiner Quelle von der Mündung unterhalb Cherson 137; die Krümmungen des Stromes verlängern also seinen Lauf um volle 100 Meilen. Die Folge dieser Entwickelung ist die außerordentliche Erweiterung seines natürlichen Stromgebietes, die Menge der Wasserläufe, die sich seinem Systeme zuwenden und die große Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der Oberflächen, in denen sein strömendes Gewässer verweilt.

Sein westlicher Nachbar, der Dniestr, mit gleicher Normal-Direction gegen SO., ist freilich an Größe geringer, aber darin liegt die große Differenz beider nicht, sondern vielmehr in der bedeutend geringern Stromentwickelung. Der directe Abstand der Dniestr-Quelle von der Mündung ist 92 Meilen, sein ganzer Lauf, alle Krümmungen mit eingerechnet, gibt aber nur die Entwickelung von 112 Meilen; seine Krümmungen verlängern den Stromlauf also nicht um 1/4 seines directen Abstandes, daher ist sein Stromgebiet für die Länge seines Laufes verhältnißmäßig sehr gering, nur anderthalbtausend □-Meilen groß, demnach kaum halb so groß als das des Rheins, kaum mit dem des Tajo zu vergleichen. Hieraus geht der geringere relative Werth dieses Stromes in dem sonst so reichlich ausgestatteten osteuropäischen hydrographischen Systeme von selbst hervor. Durch die am meisten einer geraden Linie genäherte Stromrinne ist sein Stromgebiet nicht allein das verhältnißmäßig kleinste geblieben, das einem Strome dieser Größe nur irgend zu Theil werden kann, sondern auch das einförmigste, indem es nur zu seinen beiden Seiten einen schmalen Landgürtel hat, ohne alle bedeuten-

deren Zuflüsse. Er selbst ist weder geographisch noch historisch von höherer Bedeutung für den Erdtheil geworden und wegen seines reißenden Laufes bis heute kaum zur Schifffahrt benutzt.

Wir wenden uns nunmehr von Rußlands pontischer Südseite nach seinem baltischen Nordwesten.

Der Niemen entspringt am nördlichen Rande der litthauischen Niederung und mündet in das kurische Haff. Seine Schifffahrt, die schon unfern seiner Quelle beginnt, wird in den Gegenden seines Durchbruchs durch den nordrussischen Landrücken durch Felsen und Stromschnellen unterbrochen. Sein unterer Lauf, die Memel, befruchtet durch starke, aber vom Menschen beherrschte Ueberschwemmungen eine gut angebaute Niederung.

In den Busen von Riga ergießt sich die Düna; sie hat mit der Wolga denselben Quellbezirk, 140 geogr. Meilen Stromlänge und zeigt in ihrem Laufe durch den Landrücken dieselben Erscheinungen, wie der Niemen. Das Gestade des Niemen bis jenseit der Düna zum Peipus-See begreift die Provinzen Kurland, Livland und Esthland, in welcher die Kuren, die Liven und die Esthen, mit Gothen und Finnen vermischte Slaven, die ursprüngliche Bevölkerung bildeten, die aber gegen die später eingedrungene deutsche Cultur zurückgetreten ist.

In den finnischen Busen mündet von Osten die Newa. Aus dem Onegasee führen der Swir, aus dem Ilmensee der Wolchowfluß und aus einer Menge finnischer Seen die Woxa das Wasser in den Ladogasee. Aus diesem fließt es durch die nur 8 Meilen lange Newa ab. Das Gebiet der Newa zeigt eine dem Lorenzgebiet in Nordamerika sehr verwandte Bildung. Hier liegt Petersburg, die Hauptstadt des modernen Rußlands; nur wenig südlich davon, wo die Wolchow aus dem Ilmensee tritt, liegt Welikoi-Nowgorod.

Der größte Zufluß des Ostsee-Beckens ist die Weichsel, im hydrographischen Systeme des Erdtheils dem Rheinstrom am nächsten, und zwar zwischen Elbe und Rhein. Denn der directe Abstand der Weichselquelle von der Mündung zur Ostsee ist 72 geographische Meilen, die Strom-Entwickelung 130 Meilen; die Krümmungen des Laufes bilden also 58 Meilen, das ist über ⁴/₅ des directen Stromlaufes. Hieraus ergibt sich die starke Bewässerung, welche die Weichsel ihrem Stromgebiete verleiht.

Außer etwa dem Don und dem Dniepr gibt es wohl auf der ganzen Karte von Europa kein zweites Fluß-Paar, welches einen gleich auffallenden Parallelismus darböte, wie die Oder und die Weichsel. Beide Flüsse haben in Folge des gleichen Abstandes ihrer Quellen-Gebirge von ihrer Mündungsküste dieselbe Länge und ein gleich großes Stromgebiet von circa 3000 □-Meilen. Sie laufen in Folge der Haupt-Abdachung des Landes von Süden nach Norden mit einander parallel. Ihre beiden Hauptadern sind durchweg ziemlich gleich weit (etwa 40 Meilen) von einander entfernt. Die Ab-

weichungen von der südnördlichen Hauptrichtung sind bei beiden von derselben Art. Sie fließen beide in ihren obersten Abschnitten zuerst mehr nach Nordosten, schwingen sich dann in ihren mittleren Partieen in einem großen ostwärts ausgreifenden Bogen nach Nordwesten herum und lenken darauf in ihren unteren Dritteln wieder in eine fast direct südnördliche Richtung ein. In ihrem obern Laufe fließen beide Ströme anfänglich in den tief eingeschnittenen Gebirgsthälern der Sudeten und Karpathen, dann zwischen den niedrigen Höhen des bergigen „Vorlandes". In ihrem mittlern Laufe durchbrechen beide den „preußischen Landrücken" in einem engen Einschnitte mit zum Theil schroffen und malerischen Thalrändern. Mitten in ihren Durchbrüchen machen beide, indem sie sich von einem mehr westlichen zu einem direct nördlichen Laufe umwenden, einen Winkel oder ein Knie. Auch die Verhältnisse bei den Mündungen dieser beiden Ströme ähneln sich. Beide ergießen sich in die südlichen Partieen zweier breiter Busen der Ostsee und bilden dort zwei Mündungsbecken oder Haffs, die in Bezug auf Größe, Configuration und sonstige Beschaffenheit Aehnlichkeit unter einander haben. Wie die Physiognomie der Hauptadern der Oder und Weichsel, so ist auch die ihres ganzen Nebengezweiges außerordentlich gleichartig. Beide empfangen auf ihrer linken Seite von Westen her keine sehr langen Zuflüsse. Die bedeutsamste Entwickelung ihres Geäders liegt auf der Ostseite. Doch findet sich dort bei beiden nur ein vornehmster Nebenfluß, der die meisten Gewässer sammelt. Bei der Oder ist dies die Warthe mit der Netze. Bei der Weichsel ist es der Bug mit dem Narew. Auch die beiden kleineren Nebenflüsse der Warthe und des Bug: die Netze und der Narew, gleichen einander in Bezug auf Größe, Richtung 2c. in hohem Grade. Beide kommen mit einem Laufe von etwa 30 Meilen Länge aus Osten und münden in ihre Hauptflüsse Warthe und Bug nicht weit von deren Ende. Sie sind auch beide ungefähr gleich weit von der Ostsee-Küste entfernt.

Der größte der nordrussischen Flüsse ist die Dwina. Sie hat eine Länge von 200 Meilen und ergießt sich in einer breiten und tiefen Mündung bei Archangel in das Weiße Meer. Von allen Flüssen des nördlichen Rußlands hat sie wegen der vielen Sümpfe ihres Stromgebietes den größten Wasserreichthum. Archangel war bis zur Gründung von Petersburg der einzige russische Hafen, ist aber jetzt nur noch für den Handel nach Sibirien von Wichtigkeit. Dorthin schickte Peter der Große das Kriegsschiff von 60 Kanonen, welches unter seiner Aufsicht in Amsterdam gebaut worden war.

Aus dieser Uebersicht der Gewässer, so wie aus der Angabe ihrer Quellbezirke und der natürlichen Vortheile und Hemmnisse des Wassertransports geht hervor, wie dem Menschen die Verbindung sämmtlicher Stromgebiete unter sich und mit den angrenzenden Meeren von der Natur nahe gelegt worden ist.

Die Canal-Verbindung ist in Rußland nicht die Verbindung einzelner Flüsse mit einander, sondern, weil alle Gewässer in bestimmten Beziehungen zu einem gemeinschaftlichen Mittelstrome daran betheiligt sind, von der Art, daß jeder Fluß in diesem Zusammenhange mit andern die Bedeutung hat, das Glied eines großartigen Wasser-Systems zu sein. Dessen Mittelpunkt ist die gewaltige Wolga. Diese, an und für sich das Centralgebiet der russischen Geschichte, ist durch Nachhülfe von Menschenhand geeignet gemacht worden, die peripherischen Gebiete des Reiches in einen allseitigen Zusammenhang zu bringen. Zuerst steht sie mit dem Wassergebiete der Newa auf eine dreifache Weise durch ihre drei Quellarme in Verbindung. Von der Twerza nämlich führt ein Canal in die Msta, einen Nebenfluß der Wolchow, die sich von Süden in den Ladogasee ergießt. Ein Seitenarm der Maloga ist in Verbindung gesetzt mit der Tichwinka, die von Südost in denselben See führt. Aus der Schekśna führt ein Canal in die Wytechra, einen südlichen Zufluß des Onegasees. Hiermit ist eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Caspischen Meere, zwischen Petersburg und Astrachan hergestellt. Man hat für diese Wasser-Verbindung die einfache Benennung Canal nicht ausreichend gefunden und nennt sie Canal-System. Die Flüsse dienen hier nämlich nicht blos mittelbar als Wasserspender für einen Canal, sondern werden unmittelbar, gleich wie im chinesischen Canal-Systeme, als Zwischenglieder und Fortleiter der Wasserbahn benutzt; so sind 76 Seen und 106 größere und kleinere Flüsse in Zusammenhang gebracht, deren Schleusen nach Telegraphensignalen geöffnet und geschlossen werden. Indem sodann aus der Schekśna in die Suchona, aus der Kama in die Wytschegda Canäle führen, ist sowohl das westliche wie das östliche Wolgagebiet mit der Dwina verbunden, Nordrußland mit dem mittlern und südlichen und mit den Ostseeländern, Archangel mit Petersburg und Astrachan. Ferner tritt durch Vereinigung der Oka und des Don auch Südrußland mit der Wolga, also das Schwarze Meer mit den übrigen Meerseiten in Verbindung. Endlich sind gerade Wasserstraßen zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer dadurch eröffnet, daß die Weichsel, der Niemen und die Düna mit drei Zuflüssen des Dniepr, und auch die Düna mit der in die Newa führenden Lowat verbunden worden sind.

Solcher Gestalt sind der pelzreiche Norden, der metallreiche Osten, der fisch- und salzreiche Süden, der holzreiche Westen und das getreidereiche Innere für den Binnenhandel in den lebendigsten Verkehr gesetzt. Welche Wichtigkeit aber die Wolga in dieser Beziehung hat, ist daraus zu entnehmen, daß der Mittelpunkt des ganzen Binnenhandels, Moskau, eigentlich von ihr hervorgerufen worden ist. Die Wolga muß als der erste Zufuhr- und Verbreitungsweg für das Innere des Reiches angesehen werden. Auf ihr allein bewegen sich jährlich gegen 20,000 Schiffe mit einer halben Million Men-

schen. Auf allen Flüssen des Reiches werden mehr als 100,000 Fahrzeuge verwendet.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Localität des russischen Reiches mit dieser Einheit, in welcher seine Strom- und Küsten-Verhältnisse theils von Natur, theils durch Nachhülfe von Menschenhand stehen, dem Staate noch eine ungeheure Entwickelung verheißt.

249. Großrussen und Kleinrussen.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Wenn die Kaiser von Rußland den Titel „Imperatoren aller Reußen" (oder genauer „aller Rußlande") führen, so geschieht dies mit Bezugnahme auf die Eintheilung Rußlands in Groß-, Klein-, Weiß- und Rothrußland. Von diesen Abtheilungen des Landes sind die beiden wichtigsten die von Groß- und Kleinrußland. Denn da die Weißrussen nur polonisirte Großrussen, die Rothrussen aber nur ein Zweig der Kleinrussen sind, so bleibt fast kein anderer bedeutungsvoller Stammunterschied unter den Russen übrig, als der zwischen Groß- und Kleinrussen.

Die Großrussen bewohnen ausschließlich das mittlere Rußland, wo in dem alten Moskowiterlande ihre eigentliche Wiege ist, und haben sich von hier aus, in vielen Fischer-, Jäger-, Kaufleute- und Handwerker-Colonieen, über die Länder der finnischen Stämme bis an das Baltische und das Eismeer, so wie über die tatarischen und mongolischen Völker hin über die mittlere Wolga und den Ural hinaus durch Sibirien bis an das Ostmeer verbreitet. Sie bilden die Hauptmasse der Bevölkerung Rußlands, sind die eigentliche russische Nation und stehen überall in Rußland an der Spitze der wichtigsten Lebensverhältnisse; ihre Sprache ist die officielle Sprache des Staates, der gebildeten Gesellschaft und der Literatur.

Die Kleinrussen dagegen bewohnen das südliche Rußland, insbesondere das Dnieprgebiet, wo in dem alten Kiew ihre Wiege zu suchen ist. Sie haben sich als Grundbevölkerung ackerbauend von den Karpathen bis an die untere Wolga und dann in den vielfach von ihnen ausgegangenen militärischen Colonieen der Kosaken bis an den Pontus Euxinus, den Caucasus, den Ural, den Aralsee und das südwestliche Sibirien verbreitet. Sie bilden eine Volksmasse von wenigstens 12 Millionen Menschen und nennen sich selbst „Rossiani", in den westlichen Gegenden auch „Russiniati" und „Rutheni" (auch „Russinen").

Die Großrussen bilden eine äußerst conforme Masse mit so ungemein großer Gleichförmigkeit der geistigen und körperlichen Bildung, der Sitten, Sprache, Physiognomie und Lebensweise, daß nur allenfalls das geübtere Ohr und feinere Auge des Eingeborenen die Eigenthümlichkeiten eines

Großrussen aus Moskau oder Petersburg oder Nowgorod u. s. w. zu unterscheiden weiß. Diese kaum bemerkbaren Unterschiede der Großrussen unter einander scheinen jedoch keineswegs durch eine ursprüngliche Stammverschiedenheit, sondern nur durch ein lang dauerndes Auseinanderwohnen begründet zu sein, und sind bei Weitem nicht so groß wie die Unterschiede unter den verschiedenen deutschen Stämmen. Es möchte schwer sein, auf der ganzen Erde noch eine zweite Masse von 36 Millionen Menschen zu finden, die eine solche moralische, physische, politische und linguistische, von einem einzigen Willen und denselben Principien beseelte Einheit bildete.

Auch bei den Kleinrussen findet man allenthalben dieselben charakteristischen Eigenthümlichkeiten, dieselbe unverkennbare Gesichtsbildung, denselben Dialekt der Sprache. Es besteht unvergleichlich mehr Aehnlichkeit zwischen einem Rossianen von der Wolga und einem andern vom Fuße der Karpathen, als z. B. zwischen einem Spanier aus Neucastilien und einem aus Altcastilien. Selbst wenn solche Stämme lange Zeit der Vermischung mit fremdartigen Nationalitäten ausgesetzt waren, sind doch ihre gemeinsamen Eigenthümlichkeiten fast unverwischt; denn bei der ganzen russischen Nation, bei Klein- wie bei Großrussen, macht sich eine ungemein starke Kraft der Assimilirung sichtbar, vermöge deren sie sehr schnell alle fremde Nationalität sich aneignen.

So wenig demnach Klein- und Großrussen innerhalb ihrer Gebiete Stammunterschiede ausgebildet haben, so groß ist dagegen ihr Gegensatz unter einander. Das Verhältniß der Niederdeutschen zu den Oberdeutschen würde wohl am besten die Stellung der Klein- und Großrussen bezeichnen, bei welcher Parallelisirung man aber die Süd- oder Kleinrussen den Nieder- oder Norddeutschen gleichstellen müßte, so wie die Nord- oder Großrussen den Süd- oder Oberdeutschen.

Alle Slaven und insbesondere alle Russen zeichnen sich, trotz ihrer oft so melancholischen und klagenden Gesänge, durch eine große Heiterkeit des Temperamentes und durch eine große Sorgenlosigkeit um die Zukunft aus, mit der dann eine eben so große Gleichgültigkeit gegen alles, was da kommen mag, und eine unbesiegbare Indolenz bei Vorkehrungen dafür innig zusammenhängt. Beide, Groß- wie Kleinrussen, leben gern lustig, arbeiten nicht gern viel und strengen sich nicht eben bei der Arbeit an.

Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des großrussischen Temperamentes, so wie die größere Trägheit und Indolenz des kleinrussischen Geistes sprechen sich besonders stark in der Verschiedenheit der Geschäfte aus, die von dem einen und dem andern Stamme mit besonderer Vorliebe betrieben werden. Der Kleinrusse ist von Haus aus ein Ackerbauer und Hirt, der Großrusse dagegen von Haus aus ein Kaufmann und Handwerker. Die einförmigen und langweiligen Geschäfte des Ackerbauers sind dem lebhaften Großrussen zuwider, und er lernt, anstellig wie er ist, schnell dies oder

jenes Gewerbe und durchzieht handelnd und hantierend das ganze große Reich, tritt bald am Eismeer oder Pontus als Fischer, bald in den Wildnissen Sibiriens als Jäger auf, dient als Handlanger in Fabriken, gibt einen guten Bedienten und Marqueur in Privat- und öffentlichen Häusern ab, wandert mit Waaren allerlei Art von Stadt zu Stadt und zeigt sich zu allem, was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint, willig und unternehmungslustig. Der Kleinrusse dagegen hat sich als Ackerbauer oder Viehhirt über die ganze fruchtbare, an Vieh und Menschen nährenden Gräsern so reiche südrussische Erdscholle verbreitet. Er hat wenig Talent und Lust zu mechanischen Arbeiten und noch weniger zur Krämerei und Handelschaft. Eben so verhandelt er fast nur die Producte seines Bodens und die Gegenstände seines täglichen Bedürfnisses als kleiner Krämer in den sogenannten „schwarzen Buden", während alle Producte entfernter Länder und entlegener Manufacturen von den großrussischen Kaufleuten bezogen und umgesetzt werden.

Tugenden, die Beide, Kleinrussen sowohl als Großrussen, auszeichnen, sind die Gastfreiheit, ihr religiöser Sinn und ihre Liebe zu den alten gottesdienstlichen Gebräuchen. Doch artet die Religiosität des Kleinrussen mehr in Aberglauben aus, als die des Großrussen, der weit mehr in der Welt herumkommt und daher in gewisser Hinsicht viel aufgeklärter erscheint, während der Kleinrusse, in seinen veralteten Vorurtheilen befangen, immer zu Hause sitzt.

Wenn die Klein- und Großrussen sich in keinem Punkte mehr gleichen als in Bezug auf ihre Gastfreiheit und Religiosität, so sind sie in keinem verschiedener, als in Bezug auf ihre Liebe zur Reinlichkeit. Dem Kleinrussen gebührt in dieser Hinsicht entschieden der Vorrang vor allen seinen Nachbarn, sowohl vor dem Ungarn als dem Moldauer, Polen und Großrussen, von welchen allen die Polen die Krone der Schmutzigkeit verdienen.

250. Die Samojeden und die Lappen.

(Nach Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie.)

Die Culturformen, welchen wir innerhalb der mongolischen Race begegnen, sind äußerst mannichfaltig; keine Race kann sich mit ihr in dieser Beziehung vergleichen. Neben Völkern, wie die Samojeden, Lappen, Ostjaken u. s. w., welche auf der untersten Stufe menschlicher Culturentwickelung stehen, finden wir Völker, welche die höchste Stufe der Cultur erstiegen haben, wie die Chinesen, Japanesen, und dazwischen alle die Uebergänge, welche von einer Stufe auf die andere hinüberleiten, so daß diese Race in ihren einzelnen Völkern alle Culturstufen repräsentirt.

Die Kleidung der Samojeden besteht dort, wo sie nicht bereits fremden Einflüssen gewichen ist, in einem kurzen Rennthierpelz, dessen haarige

Seite nach außen gekehrt ist. An den Füßen trägt man Stiefel aus Rennthierhaut mit langen, bis an die Schenkel reichenden Schäften, ebenfalls aus Rennthierhaut oder grobem Tuche. Namentlich in neuester Zeit, wo die wilden Rennthiere immer mehr und mehr abnehmen, wird die Haut derselben durch Tuch ersetzt. Die Kopfbedeckung ist bei den Männern hoch und spitzig und aus Rennthierfell gearbeitet, bei den Weibern dagegen mehr platt und abgerundet und aus Eichhorn- oder Hermelinfell verfertigt.

Die Tracht der Lappen besteht in einem Pelze, Beinkleidern und Schuhen aus Rennthierfell. Die beiden letzten Stücke sind bald zusammengenäht, bald nur festgeschnürt. Die norwegischen und finnischen Lappen tragen um den Hals einen Bärenfellkragen, welcher über die Brust und die Achseln herabhängt und überdies noch Ohren und Gesicht schützt. Die russischen Lappen tragen dagegen eine mit Ohrlappen versehene Kopfbedeckung, welche bei den Männern eine abgerundete Form hat, während sie bei den Weibern mehr hoch und breit ist.

Die Wohnungen der Samojeden bestehen entweder in Zelten aus Rennthierfell oder in sogenannten Jurten, elenden leichten Hütten aus Brettern und Baumrinden. Als Rauchfang und Fenster zugleich dient ein entweder an der Seite oder oben am Dache angebrachtes Loch, welches man im Winter mit einem Eisstücke verschließt. In einer Ecke befindet sich ein offener, aus Lehm verfertigter Heerd. In den besseren Jurten findet man den Boden theilweise oder ganz mit Binsenmatten bedeckt, welche von der Familie zu Lagerplätzen benutzt werden. Im Ganzen herrscht in den Wohnungen der Samojeden die größte Unreinlichkeit.

Die Wohnungen der Lappen weichen nach Art der Beschäftigung von einander bedeutend ab. Im Ganzen stehen die nomadisirenden Berglappen viel tiefer als die ansässigen Fischerlappen. Die Wohnungen der Berglappen sind kleine elende Zelte, deren aus bogenförmigen Hölzern bestehendes Gerüst mit einer groben Tuchdecke überzogen ist. In der Mitte befindet sich unter dem Rauchloche der Heerd, der aus einigen kreisförmig zusammengereihten Steinen besteht. Der Boden wird mit Birkenreisern bestreut und mit einigen Rennthierhäuten bedeckt. Viel besser und wohnlicher sind die Hütten der Fischerlappen aufgeführt. Auf der hölzernen oder steinernen, mit Torf ausgekleideten Unterlage ruht ein Brettergrüst von pyramidaler oder mehr abgerundeter Form, welches oben eine Oeffnung für den Abzug des Rauches frei läßt. Das Innere ist durch zwei Längen- und zwei Querbalken in neun Theile abgetheilt, von denen die drei hinteren als Vorrathskammern für Lebensmittel und die besseren Geräthe, die drei vorderen zur Aufbewahrung von Holz und dem gewöhnlichen Hausrath dienen, während die drei mittleren zur Wohnung bestimmt sind, so zwar, daß die Küche unterhalb des Rauchloches, die eigentlichen Wohnstätten zu beiden Seiten der Küche sich befinden. In der Nähe einer solchen Hütte befindet sich in der

Regel eine Fischkammer, welche auf Pfählen aufgebaut ist, damit die dort aufbewahrten Vorräthe gegen die Angriffe der wilden Thiere geschützt seien.

Die Nahrung ist ausschließlich animalischer Natur; Brod, das von den russischen Kaufleuten eingehandelt wird, gilt als Leckerbissen. Während die nördlichen Samojeden das Fleisch mit großer Vorliebe roh verzehren, halten die südlichen dies für eine Sünde und pflegen daher das Fleisch der größeren Thiere (Elen, Rennthier, Hase, Eichhörnchen) zu kochen oder zu braten, das Fleisch der kleineren (der Vögel) an der Sonne zu trocknen. Fische werden sowohl roh als auch eingesalzen, gebraten oder gekocht gegessen. Bemerkenswerth ist die Scheu des Samojeden vor dem Fleische der Raubthiere, der Wölfe, Füchse, Zobel, Vielfraße und besonders der Bären. Nach dem Glauben der Samojeden wird jeder Jäger, der vom Bärenfleische genießt, später selbst von einem Bären aufgefressen. Man scheut sich auch, Fische und Bärenfleisch, falls man die oben erwähnten Scrupel überwindet, gleichzeitig zu genießen, da eine Vermischung dieser beiden Nahrungsstoffe ein Verschwinden aller Fische aus dem Flusse zur Folge haben soll. Dagegen steht man nicht an, das Fleisch von todten Seethieren, welche an den Strand getrieben werden, seltener von abgestandenen Landthieren zu verzehren.

Während das Weib die Kleider näht, in deren Verfertigung es eine außerordentliche Geschicklichkeit zeigt, schnitzt und schneidet der Mann alle Geräthe, deren er bedarf, mit einer Kunstfertigkeit, die bei den schlechten Werkzeugen, deren er sich hierbei bedient, unsere Bewunderung erregen muß. Für seinen leichten Kahn liefert ihm die Espe das geeignete Bauholz. Die schnabelförmigen, langen Schneeschuhe, ein allen Polarvölkern nothwendiges Geräth, werden in der Regel aus dem Holz der Ceder, der Bogen aus der Lärche, Tröge, Schüsseln und Löffel aus der Birke verfertigt. Ueberdies besitzt jede Familie einen Kessel, der namentlich Abends nach vollendeter Tagarbeit ans Feuer gehängt und mit Fleisch und Fischen angefüllt wird. Die Jagdgeräthe, deren sich diese Völker bedienen, sind sehr primitiv. Sie bestehen in Bogen und Pfeil, in neuerer Zeit auch in der Flinte, vornehmlich aber in Fallen und aufgerichteten Bogen, welche bei der leisesten Berührung den Pfeil abschießen und mit einer erstaunlichen Sicherheit treffen.

Die Samojeden zerfallen in mehrere von einander unabhängige Stämme, deren jeder aus mehreren Familien besteht. Diese Familien halten sich für mit einander verwandt und heirathen nicht unter einander. Sie wohnen auch in der Regel nahe beisammen und betrachten es für eine Pflicht, einander zu helfen. An der Spitze eines solchen Stammes steht ein Aeltester, der eine gewisse Autorität genießt und bei vorkommenden Streitfragen ohne juristische Formalitäten entscheidet. Jeder Stamm hat seit uralten Zeiten seine eigenen Götzenbilder, die von ihm in einer eigenen Jurte bewahrt und mit Opfern und andern religiösen Ceremonien verehrt werden. Eine solche Jurte

steht unter der Aufsicht eines Schamanen, eines heiligen Mannes, der Priester und Arzt zugleich ist und ein beinahe göttliches Ansehen genießt.

Was die ehelichen Verhältnisse betrifft, so ist die Polygamie unter diesen Völkern zwar durch die Sitte gestattet, sie kommt aber wegen des hohen Brautschatzes immer seltener vor. — Die Ehe wird nämlich zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut oder ihren nächsten Verwandten abgeschlossen. Dabei wird für das Mädchen stets ein Kaufpreis gefordert, der sich nach den Vermögensverhältnissen der Familie richtet, welcher die Braut entstammt. Während die Tochter eines reichen Mannes oft 100 Rennthiere kostet, verkauft der arme Mann sein Kind um 20 Rennthiere. Der Kaufpreis soll dem Vater des Mädchens einerseits die Kosten zurückerstatten, welche er an die Erziehung desselben aufgewendet, andererseits ihm einen Ersatz für den Verlust an Arbeitskraft bieten, der ihm durch den Abgang seiner Tochter aus dem Vaterhause erwächst.

Wie bei allen Naturvölkern nimmt auch bei den Samojeden das Weib innerhalb der Familie eine niedere Stellung ein. Sie lebt in der tiefsten Erniedrigung im buchstäblichen Sinne des Wortes und wird förmlich als ein unreines Wesen betrachtet. Es ist daher selbstverständlich, daß dem Weibe kein Erbrecht zukommt. Es erbt weder der Mann mit seiner Frau, noch bekommt die Wittwe nach dem Tode ihres Mannes irgend einen Antheil am hinterlassenen Vermögen. Letzteres fällt, falls Söhne vorhanden sind, diesen zu, welche dann die Verpflichtung haben, Mutter und Schwestern gemeinsam zu erhalten; fehlen aber die Söhne, so wird unter denselben Bedingungen den Anverwandten des Mannes das ganze hinterlassene Vermögen zugesprochen.

Je nach der Beschäftigung der in die Abtheilung der Naturvölker gehörenden Stämme ist die Lebensart derselben verschieden. Während der Fischer ein einigermaßen seßhaftes Leben führt, ist der Jäger und noch mehr der Rennthier-Nomade auf ein ewiges Wandern angewiesen. Es liegt nämlich in der Natur des mit einem dicken Pelze bekleideten Rennthiers, sich während der wärmern Jahreszeit an die kühle Meereslüfte zurückzuziehen, wo es auch während der Periode der Haarung von den zahllosen Mücken, welche in diesen Gegenden während des kurzen Sommers die Luft durchschwärmen, weniger belästigt wird. Man wandert daher beim Beginn der wärmern Jahreszeit gegen den Norden in die weit ausgedehnten Tundern und kehrt bei nahendem Winter in die schützende Waldregion zurück. Bei diesen Wanderungen werden von den Rennthier-Nomaden die Jagd und der Fischfang nebenbei eifrig getrieben.

Die religiösen Vorstellungen der Samojeden beruhen auf einer Verehrung der Naturkräfte, die dem Menschen in der Regel gewaltig entgegentreten. Der oberste Gott Num, der erhaben über dieser Welt thront und sie leitet und regiert, bedeutet ursprünglich den leuchtenden, glänzenden

Himmel. Noch jetzt blickt der Samojede Morgens und Abends mit frommer Andacht zum Himmel und bringt damit dem mächtigen Gotte seine Verehrung dar. Der Aufsicht Num's vertraut der Samojede das Kostbarste an, was er besitzt, nämlich seine Rennthierheerden, daher Num den Beinamen „Wächter der Heerden" führt. Untergeordnet dem allmächtigen Num und von ihm abhängig werden geistige und unsichtbare Wesen gedacht. Sie sind zwar dem gewöhnlichen Menschen auch unzugänglich, gleichwie Num, doch besitzt der Schaman die Kraft, sie zu schauen, mit ihnen zu sprechen und ihre Fürbitte bei Num zu erlangen. Dem gewöhnlichen Menschen müssen Abbildungen derselben genügen, größtentheils bekleidete Menschenfiguren aus Holz, manchmal auch seltsam gestaltete Naturdinge, wie Steine, Bäume u. dgl. Man bringt ihnen in dieser Form Opfer dar; doch handelt es sich darum, eine Antwort oder Auskunft zu erlangen, so ist, wie gesagt, der Schaman dazu unbedingt nothwendig. Diese Götzenbilder werden theils in besonderen Jurten, theils in Hainen unter schattigen Bäumen aufbewahrt und auf einem besondern Schlitten bei den Wanderungen des Stammes mitgezogen.

Die Schamanen, welche dem Dienste dieser Götter sich widmen, sind gewandte, in den Taschenspielerkünsten wohl bewanderte Leute, die auch mit der Heilung der Krankheiten sich befassen. Die Curen, welche sie an den Kranken vornehmen, sind, wie bei allen Naturvölkern, in der Regel sympathetischer Natur und stets so eingerichtet, daß das Renommé dieser Wunderdoctoren, mag die Cur wie immer ausfallen, keinen Schaden erleidet.

Ein wesentlicher Punkt in der Religion der ural-altaischen Völker ist die Feier des Andenkens der Verstorbenen. Dies geschieht mittelst Opfer und anderer Ceremonien und gründet sich auf den Glauben des Fortbestandes des Dahingegangenen, der, obwohl bestattet, dennoch fortfährt dieselben Bedürfnisse zu haben und dieselben Beschäftigungen wie bei Lebzeiten zu treiben. Bei Vornehmen werden Bilder aus Holz aufgestellt, mit den Kleidern derselben Morgens bekleidet, während der Mahlzeit zum Tische gesetzt, wo ihnen Speise und Trank gereicht werden, und Abends ausgekleidet und ins Bett gelegt. Dies alles geschieht durch drei Jahre, nach deren Ablauf man auch die Figur beerdigt, da dann nach dem Glauben der Samojeden die Unsterblichkeit ein Ende hat. Nur die Schamanen führen ein wirklich unsterbliches Leben, indem sie sich nach dem Tode in gewisse andere Wesen, eine Art von Mittelgottheiten, verwandeln.

Unter den religiösen Ceremonien dieser Völker ist der Eid bemerkenswerth. Derselbe ist in der Regel ein Reinigungseid. Ist irgend ein Verbrechen gegen Jemanden heimlich begangen worden und hat dieser gegen eine bestimmte Person einen Verdacht, so kann er ihr einen solchen Reinigungseid abfordern. Der mächtigste Eid ist der bei der Bärenschnauze abgelegte, wobei der Angeklagte eine Bärennase mit dem Messer zerschneidet und spricht: „Möge der Bär mich auffressen, wenn mein Eid falsch ist." Ein solcher Eid wird sehr heilig gehalten, und man ist vollständig überzeugt, daß ein Meineid

unumgänglich bestraft wird. Daher nimmt der Schuldige den Eid nicht an, sondern gesteht lieber sein Verbrechen ein. Umgekehrt wird Einer, der einen Eid abgelegt hat, für vollkommen rein und tadelfrei gehalten. Ist aber irgend Jemand von einem Bären aufgefressen worden oder auf sonst eine Art verunglückt, so hört man oft die Vermuthung aussprechen, daß die betreffende Person bei ihren Lebzeiten einen falschen Reinigungseid abgelegt haben müsse.

Trotz der Wildniß, in denen diese Völker leben, sind sie reich an Gesängen. Davon werden die lyrischen für Stücke angesehen, deren Erfindung sich jeder mit einem offenen Auge, Ohr und Herzen versehene Mann selbst zutraut. Dagegen stehen Männer, welche die Heldengesänge gut zu dichten und vorzutragen wissen, in großem Ansehen. Man lauscht ihren Worten mit tiefer Andacht gleich den begeisterten Reden des Schamanen und spendet ihnen reichen Beifall.

251. Die finnische Seenplatte und ihre Bewohner.

(Nach Anton v. Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, und M. v. Lindemann, Finnland und seine Bewohner.)

Zwischen dem Weißen Meere und der Ostsee, vom finnischen und bottnischen Busen umschlossen, breitet sich Finnland in eigenthümlicher territorialer Gestaltung aus. Es bildet eine felsige Ebene, der es nicht nur an tiefen Thälern mangelt, sondern die im Allgemeinen fast keine Niveau-Unterschiede aufzuweisen hat. Nur unbedeutende Höhenzüge durchschneiden das Land und bestimmen durch ihre Abhänge die Vertheilung der Wassermenge. Diese übertrifft an Reichthum alle baltischen Länder; denn beim Rückzug der einst den ganzen baltischen Kessel füllenden Gewässer blieb eine große Menge in den zahlreichen muldenförmigen Vertiefungen der Oberfläche Finnlands zurück. Sie verbreiten sich unter den verschiedenartigsten Formen, füllen weite Räume aus und machen das Innere des Landes einem großen Archipelagus vergleichbar. Viele dieser breiten Seen oder tiefen engen Becken bahnten sich plötzlich, oder durch die Macht des allmählig wirkenden Tropfens, einen Abzugs-Canal, durch den sie sich ganz oder theilweise entleerten, heftige Ströme mit Wirbeln, Stromschnellen und Wasserfällen bildend; es haben dieselben fast überall nur einen kurzen Lauf und heften sich an andere Seen, so daß durch natürliche Canäle verbundene Seenzüge das ganze Land durchschneiden, und, da sie in der Mitte des Landes an Ausdehnung den festen Boden übertreffen, die fehlende, eigentliche Flußbildung ersetzen. Die Abflüsse der ganzen Seesysteme nehmen die Eigenschaften breiter und majestätischer Ströme an, verlieren sich aber in kürzestem Laufe ins Meer. Die große Schneemasse, welche sich jährlich während des Winters in dieser nordischen Region ausbreitet, und die häufigen Regen, die im Herbste strömen, speisen

die Wasserbecken bis zu dem Punkte, daß sie überströmen und sich über Felsen und durch dichte Wälder neue Wege bahnen.

Das Eismeer und das Weiße Meer empfangen den kleinsten Wasservorrath Finnlands. Bei Weitem größere Mengen nehmen ihren Lauf in das baltische Meer, theils in den bottnischen, theils in den finnischen Busen. Außer den finnischen Strömen eilen nach Süden und Westen noch die Abflüsse weit ausgedehnter Moore und Sümpfe in mehr oder weniger geradem und kurzem Laufe dem Meere zu. Alle diese Gewässer sind 6—7 Monate des Jahres mit dickem Eise bedeckt; die Kälte dringt bis auf den Grund der Seen und läßt manchmal fast ihren ganzen Fischreichthum aussterben. In den Landestheilen, in denen der Abfluß schwierig ist, bildet der Eisgang ein erhabenes, aber furchtbares Schauspiel. Oft brechen die bis zu unglaublichen Massen angeschwollenen Ströme sich ganz neue Betten und überschreiten ihre gewohnten Grenzen. Ueberhaupt zeichnen sich die finnischen Gewässer vor allen baltischen, ja, vor allen europäischen im Allgemeinen durch ein wildes Ungestüm aus. Doch hat der menschliche Geist und Arm auch schon hier einige Anstrengungen gewagt, um ihren Lauf ruhiger und geregelter und sie theilweise der Schifffahrt zugängig zu machen. Die Stromschnellen und Kataralte wurden besiegt, und die Tiefen und Untiefen mehr an das Licht gezogen und bekannt gemacht. Indessen werden noch Jahrhunderte vergehen, bevor diese weiten und ungestümen Gewässer in der Weise geregelt und beherrscht sind, daß sie die Fortschritte der Cultur nicht mehr hemmen und als Hülfsmittel für den innern Handel dienen. Bisher wirken sie durch das Herabflößen reicher Waldschätze und durch etwas Getreide-Transport, den die mit den Gefahren solcher Schifffahrt vertrauten Bewohner ihrer Ufer unternehmen, in nur geringem Maßstabe auf den Handel ein.

Die **Bevölkerung Finnlands** zeigt in Ansehung ihrer Abstammung nicht bloß Mannichfaltigkeit, sondern auch Grundverschiedenheiten. Der Ausdruck „Finnländer" entspricht längst nicht mehr einer bestimmten Volks-Individualität. Schon seit dem ersten schwedischen Eroberungszuge im 12. Jahrhundert ließen sich Schweden bleibend in Finnland nieder. Zu verschiedenen Zeiten wanderten Deutsche, Dänen und Russen, freilich in bei Weitem geringerer Anzahl, ein. Im höchsten Norden kommt noch eine kleine lappische Bevölkerung hinzu, und außerdem eine wandernde Bevölkerung, die Zigeuner.

Wer Lust und Gelegenheit hatte, in den Bau der **finnischen Sprache** einzudringen und ihren Geist in der Literatur zu studiren, dem wird ihr orientalischer Ursprung nicht lange verborgen geblieben sein. Als eines der Hauptglieder jener über einen Theil von Europa und Asien verbreiteten ural-altaischen Sprachenfamilie, konnte sie sich ungestörter und deshalb kräftiger entwickeln, als zwei andere, am weitesten westlich vorgedrungene Schwestern: die türkische und die ungarische Sprache; erstere wegen der viel-

fachen Berührung des Volkes mit dem Abendlande, letztere der ewigen Kriege halber, bei denen die Ungarn, bald siegend, bald besiegt, ebenfalls viel Fremdes in ihre Sprache aufgenommen haben. Dagegen wurden die Finnen von einem Gegner überwunden, der ihnen ihre Sprache, ihr Volksthum im Ganzen unverkümmert ließ. Die finnische Sprache ist eine schöne, leichte, wohlklingende. Besonders reich ist sie an Diphthongen, sie begnügt sich nicht mit denen unserer Sprache, sondern bildet neue, wie äü, öü, üö. Am Anfange des Wortes leidet sie nicht mehr als einen Consonanten, auch am Ende liebt sie den Vocal; sie hat einen Reichthum an vielsilbigen Wörtern; es gibt ihrer bis zu elf Silben. Vermöge der Biegsamkeit ihrer Formen, die sich in zahlreichen Ableitungen aus einer und derselben Wurzel beurkundet, vermöge der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Figuren, ihrer Leichtigkeit in der Bildung neuer Worte ist die finnische Sprache besonders geeignet für Poesie. Der Finne liebt den Gesang über Alles. Aber ihm kommt es wesentlich auf den geistigen Inhalt des Gedichtes, erst in zweiter Linie auf die musikalische Ausstattung an. Darum finden wir in den finnischen Gesängen, bei großer Armuth an Melodie, eine Fülle geistreicher Gedanken und anmuthiger Wendungen. Hier zeigt sich der Finne so recht als Nordländer, als ein Mensch von geistiger Tiefe. Im Südosten des Landes, in Karelen, und besonders in den Kirchspielen am Ufer des Ladoga, gibt es vielleicht nicht ein Kirchspiel, das nicht unter seinen Bewohnern einen oder mehrere Dichter zählte. Es sind schlichte Bauern. Zuweilen improvisiren sie ihre Verse und singen sie gleich bei einem Feste; oft auch arbeiten sie dieselben sorgsam aus. Sie tragen sie in ihren Gedanken herum, des Morgens, wenn sie zur Arbeit gehen, des Abends, wenn sie von des Tages Mühen ausruhen. Oft machen Mehrere zusammen ein Gedicht. Zuweilen messen sich auch Mehrere in einem Sängerwettstreit. Jeder der Concurrenten muß der Reihe nach und ohne Zögern das Wort nehmen. Die Leichtigkeit, mit der er seinem Gegner antwortet, wird vorzugsweise bewundert. Der Inhalt dieser Gesänge ist entweder eine Naturschilderung oder eine poetische Verherrlichung dieser oder jener Hauptbeschäftigung des Finnen, des Jagd- oder Hirtenlebens, oder irgend ein freudiges oder trauriges Ereigniß, das sich im Dorfe zugetragen hat.

Wenn man sich bei dem Finnen über die rauhe Außenseite hinwegsetzt, kann man seinem Charakter hohe Achtung nicht versagen. In seinem Wesen liegt viel Ehrlichkeit und treuherzige Offenheit bei großer Anspruchslosigkeit. Solch gesunder männlicher Geist kann auch nur in einem starken Körper wohnen. Abgehärtet, kaltblütig und äußerst muskelkräftig, ist der Finne ein vortrefflicher Soldat, besonders Artillerist und Scharfschütz. Sein Klima bewahrt ihn schon vor Verweichlichung, und die Bären- und Wolfsjagd macht mit Gefahren vertraut.

252. Petersburg.

(Nach J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen, und Anton v. Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn unsere im Alterthume und im Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarresten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten und Absurditäten im Bauplane, oft verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, so wurde dagegen in dem modernen Petersburg Alles von Anfang an bequem und verständig angelegt, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Während in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Ganze zu erkennen sind, nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich vollkommen bequem auszubreiten. Dennoch, oder vielmehr eben daher, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Die Gassen sind so breit, die Plätze so groß, die Flußarme in der Stadt so mächtig, daß die Häuser, so gewaltige Massen sie auch an und für sich bilden, gegen diese Riesenmäßigkeit des Plans verschwinden. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so äußerst eben ist, daß sich nirgends eins über das andere erhebt. Alle diese prächtigen Gebäude, deren jedes werth gewesen wäre, daß ihm ein Berg als Piedestal gedient hätte, liegen in unabsehbare Reihen geordnet, und die Augen finden keine Anhaltspunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste. Daher ist es auch in Petersburg mehr als irgendwo nöthig und lohnend, daß der Beschauer sich über sie erhebe, um eine Aussicht zu gewinnen und des mächtigen Bildes Herr zu werden. Dazu ist nun kein Punkt geeigneter, als die Spitze des Admiralitätsthurmes, aus dessen Nähe die Hauptstraßen der Stadt und die Hauptarme des Flusses ausgehen und wo die bedeutendsten Inseln mit ihren Spitzen zusammentreffen, wo also der eigentliche Mittelpunkt der Stadt ist. Der Thurm ist in verschiedenen Abtheilungen mit Galerieen versehen, und die Aussichten von diesen Galerieen an einem schönen Frühlingstage suchen ihres Gleichen. Am Fuße des Thurmes entfalten sich auf der einen Seite die inneren Gehöfte der Admiralität, in denen unter geschäftigen Händen mächtige Linienschiffe, die Beherrscher der Meere, sich emporbauen. Auf der andern Seite liegen die prachtvollen Räume des „Admiralitätsplatzes", des „Petersplatzes" mit der kolossalen Statue Peter's des Großen und des „Hofplatzes", mit den wichtigsten Gebäuden der Stadt und des Reichs, mit der imposanten Generalität, mit dem Senatsgebäude und dem Palaste des heiligen Synods, in denen das Mein und Dein, das

Leibes- und Seelenheil von hundert Völkerschaften besprochen und bestimmt wird, — die säulenreiche Isaakskirche, bei der jeder Baustein eine Riesenmasse ist, und deren Rostfundament über eine Million Silberrubel kostete, — das Kriegsministerium und endlich — das gewaltige Winterpalais, diese größte unter den kaiserlichen Residenzen Europa's, in welcher die russischen Souveraine 75 Jahre hindurch (1762—1837) die seltensten und kostbarsten Gegenstände anhäuften, bis es in der Nacht vom 29. December 1837 durch eine zufällige Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt und dann mit großen Opfern an Menschen und Geld innerhalb eines Jahres wieder hergestellt ward. Zehn prachtvolle Säulen über dem Portale, schöngeformte Statuen und eine Balustrade vom trefflichsten Marmor tragen nicht wenig zum imposanten Eindruck dieses Bauwerks bei. Eine Fortsetzung des Winterpalais bildet die sog. Eremitage, am Newa-Ufer, eigentlich drei Gebäude, die unter einander und mit dem Winterpalais verbunden sind und die mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteten Kunstsammlungen enthalten.

Vom Admiralitätsthurme nach Süden entwickelt sich der wichtigste Theil der Stadt, die sogenannte „große Seite"*), welche vom Hofe, vom Adel und der wichtigsten Hälfte der Bevölkerung bewohnt wird. Nach Westen hin bietet die von den tiefsten Armen der Newa umflossene „Basilius-Insel" ihre schöne Börse, die Akademie der Künste, die Universität dar. Nach Norden droht die „Petersburger Seite" mit ihrer in die Newa hineinragenden Festung, und nach Osten hin tauchen die Casernen und Fabrikgebäude der „Wiborg'schen Seite" auf. Die schönste Straße des Admiralitätsviertels ist der Newski-Prospect, der Boulevard, auf welchem sich die vornehme Welt bewegt und welcher einigermaßen an Paris erinnert.

Wie nach Süden vom Admiralitätsthurme die drei Perspectiven**), so gehen nach Norden und Westen die Flußarme auseinander, und wenn auf jenen das Treiben und Jagen der Equipagen ergötzte, so ist es hier das noch viel interessantere Schaukeln der Gondeln und Schiffe. Der Brücken über die Newa sind nur wenige, und man wäre daher in vielen Fällen gezwungen, große Umwege zu machen, wenn nicht an zahlreichen Punkten des Ufers Gondeln bereit ständen, die für wenige Kopeken auf die andere Seite

*) Wahrscheinlich nannte man die verschiedenen Stadttheile Petersburgs „Seiten", indem man dabei seinen Standpunkt auf der Newa nahm und, von ihr ausgehend, nun von rechter und linker, kleiner und großer Seite sprach. Die „große Seite" bekam diesen Namen, weil an ihr die Hauptmasse der Stadt sich hin erstreckt, die „Wiborg'sche Seite", weil der Weg nach Wiborg durch sie hinführt, die „Basilius-Insel" von dem Capitain Basilius, der bei Anlegung der Stadt die Arbeiter in diesem Stadttheile commandirte und die „Petersburgische Seite", weil zu ihr die eigentliche Burg Peter's, die Festung, gehörte.

**) Alle langen Straßen erster Größe Petersburgs, die eine unendliche Aussicht ins Weite gewähren, heißen „Perspectiven".



führen. Die großen Herren, der Hof, die verschiedenen Ministerien und viele öffentliche Anstalten haben ihre besonderen Gondeln, die oft sehr reich geziert sind und von prächtig uniformirten Gondolieren geführt werden. Alle Canäle und Flußarme Petersburgs sind von ihnen eben so belebt, wie die Straßen von den Droschken. An Festtagen gleiten sie in großen Schaaren den zauberischen Inseln, den beliebtesten Lustorten der Petersburger, zu.

In Hamburg, Rotterdam, Odessa und vielen anderen Seehandelsplätzen, wo nur ein enger Hafen zur Aufnahme der Schiffe bereit ist, liegen alle Schiffe zu einem dichten Haufen vereinigt. In Petersburg, wo die beiden Arme der Newa in ihrer ganzen Länge als Hafen dienen, vertheilt sich Alles mehr, und es bilden sich an den Quais hin und auf der Mitte des Flusses verschiedene Gruppen von Schiffen. Man kann sagen, daß fast alle Wege und Canalbauten in Rußland seit Peter dem Großen als Ziel Petersburg und das Stromgebiet der Newa hatten, so daß diese Stadt zuletzt über die Hälfte des gesammten Aus- und Einfuhr-Handels Rußlands an sich gezogen hat.

Peter der Große, der schon von Anfang an Wassili-Ostrow zum Sitze des Handels auserwählte, und dem Amsterdam als Muster einer gut eingerichteten Handelsstadt vorschwebte, wollte diese Insel nach Art jener Stadt mit Canälen durchschneiden, auf denen dann die Waaren auf die bequemste Weise zu den Magazinen gelangen sollten. Einige von diesen Canälen wurden auch schon ausgeführt, später aber ward der Plan aufgegeben und Alles wieder verschüttet. So sieht denn jetzt Wassili-Ostrow in keinem Stücke seinem ursprünglichen Vorbilde, Amsterdam, ähnlich; denn hier stehen die prächtigsten Paläste in langen Reihen, so daß man glauben könnte, hier trieben nur Fürsten und Herren den Handel. Die Waaren-Magazine der Kaufleute liegen theils in Kronstadt, theils außerhalb der Linien der Wohngebäude, theils sind sie eben so elegant wie diese und von ihnen auf keine Weise zu unterscheiden.

Die Stadt enthält gottesdienstliche Gebäude aller in Europa anerkannten Religionen und Confessionen: griechisch-russische, katholische, protestantische und reformirte Christen haben ihre Kirchen, der Islam seine Moscheen, die Juden ihre Synagogen. In 15 Sprachen wird das Wort Gottes verkündet. Allein auf dem Newski-Prospect stehen die Gotteshäuser von 7 verschiedenen Confessionen, so daß ihm der Scherzname „Toleranzstraße“ beigelegt wird. Der byzantinische Stil mit seinen einfachen oder zu fünf Domen gehäuften Kuppeln ist bei allen diesen Kirchen vorherrschend, doch mischten sich griechische und römische Züge bei den hervorragenderen entschieden ein; so ist die Kirche der Mutter Gottes von Kasan eine im Allgemeinen mißlungene Nachbildung St. Peter's in Rom. An Gold, Edelsteinen, prachtvollen Säulen aus Jaspis, Malachit u. s. w., an Reliquienkasten, Gefäßen aus Elfenbein und Bernstein, Gemälden, prächtigen Gewändern und Stoffen, kurz allem Schmuck

des Pracht und Glanz liebenden Cultus sind sämmtliche Kirchen und Klöster überreich. Die Peter-Paulskirche in der Festung enthält, als die Ruhestätte des Hauses Romanow, viele Fahnen und Tropäen, namentlich aus den Türkenkriegen.

Bei aller imponirenden Größe hat Petersburg doch keine Züge, die den Fremden an und für sich lange zu fesseln vermögen, und wenn die ersten Eindrücke der Ueberraschung vorüber sind, so stößt es ab. Denn es verräth zu sehr seine Entstehung durch den höhern Machtspruch und läßt daher kalt, statt das Interesse mit jedem Schritte neu zu erregen, wie andere Städte des baltischen Ufers, die eine Frucht des socialen Fortschrittes sind. Selbst die Russen sehen zum Theil in ihrer Hauptstadt nicht den Ausdruck der russischen Metropole, sondern nur die Residenz der mächtigen Romanows, aus welcher diese nach der Lust der europäischen Civilisation hinausschauen, die der Altrusse nicht liebt und vor welcher er sich nach Moskau mit seinen Zügen asiatischer Architektur und Cultur zurückzieht. Vergl. Nr. 257.

253. Kronstadt.

(Nach J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen.)

Die Ostsee greift mit drei langen Armen tief in die nordischen Ländermassen hinein, mit einem, dem bottnischen Meerbusen, in den hohen Norden, mit einem andern, dessen Spitze die alte Hansestadt Riga besetzte, dem Riga'schen Golf, in die deutschen Ostseeprovinzen, und mit einem dritten, dem finnischen Meerbusen, an dem das nach Luft und Wasser strebende Rußland zuerst das Meer erreichte und an dem es eine so glänzende Geburt wie Petersburg zu Tage brachte.

Die äußersten Spitzen von Esth- und Finnland bilden die Thore zu diesem Golfe, und Reval auf der einen, und Abo auf der andern Seite die Thorwächter der Verengung. In der Mitte erweitert er sich zu einem breiten, innern Becken, spitzt sich aber dann, seine Wellen immer weiter gegen Osten wälzend, mehr und mehr zu, und fällt endlich, sich abschließend, in den kleineren, engen Kronstädter Meerbusen zusammen, der das schöne Petersburg als Krone trägt. Diese kleine Bai ist eigentlich nur die erweiterte Newa-Mündung oder vielmehr das kleine Uebergangsbecken von dem Newadelta zum offenen Meere. Die Newa hat durch Herbeiführung von Schlamm und Schutt an der Erhöhung des Grundes und Bodens, so wie an dem Baue von Sandbänken und kleinen Inseln seit Jahrhunderten gearbeitet. Die Bai ist daher sehr seicht, im Durchschnitte vielleicht kaum 4 M. tief. Nur für Schiffe, die nicht mehr als 3 M. Wasser halten, ist sie auf wenigen scharf bezeichneten und eng begrenzten Strichen fahrbar.

Da, wo das eigentliche Meer beginnt, das Ende dieser kleinen Bai bezeichnend und sie fast zu einem innern Becken abschließend, steigen die niedrigen Küsten der Kesselinsel über dem Niveau des Meeres hervor. Die Insel erhielt diesen Namen statt ihres frühern finnischen „Retusari“ (Ratzeninsel), als im J. 1703 die flüchtenden Schweden nichts weiter auf der Insel zurückließen, als ihren großen Compagniekessel, den die russischen Ankömmlinge triumphirend als Siegeszeichen auf eine Stange steckten, indem sie zugleich die Insel danach tauften. Peter der Große erkannte bald, daß diese Insel der Hauptschlüssel und Wall für die Vertheidigung seiner neuen Hauptstadt sei, und er selbst fing noch die Fortification hier an. Die Kesselinsel legt sich vor die Kronstädter Bai gerade in die Mitte der Wasserbreite, ungefähr gleich weit von der nördlichen carelischen wie von der südlichen ingrischen Küste. Es blieben somit hier nur zwei Arme des Wassers, die einer feindlichen Flotte als Eingang dienen konnten, zu bewachen. Der eine dieser Arme, der nördliche, war schon von Natur durch Riffe und Sandbänke sehr schwer fahrbar. Durch künstliche Versenkung von Felsen und von mit Steinen gefüllten Schiffswracks machte man ihn völlig unzugänglich. Der südliche Arm dagegen, obgleich fast sieben Werste breit, hat nur ein sehr schmales, in der Nähe der Kesselinsel vorbeistreichendes Fahrwasser. Es kam nun darauf an, diesen Arm in einen festen Panzer von Citadellen und Kriegswerken einzuschnüren. Mehrere Felsen und abgerissene Inselstücke boten sich als natürliche Basen zu Forts und Citadellen dar. Noch Peter der Große baute das Fort Kronschlott auf der südlichen Seite des Fahrwassers und begann schon die Citadelle auf der nördlichen Seite, auf der Kesselinsel selbst. Unter späteren Regierungen wurden diese Befestigungen umgebaut und vervollständigt, und Paul I., der auch den Felsen Riesbank mit Befestigungswerken versah, unter deren Kanonen alle einlaufenden Schiffe vorübersegeln müssen, vollendete dann das Defensionssystem des Kronstädter Meerbusens.

Kronstadt ist der eigentliche Hafen von Petersburg, und, so zu sagen, das Wasserthor dieser Stadt. Hier befindet sich die Hauptstation der baltischen Kriegsflotte. Alle Schiffe, die seewärts einkommen, legen hier an. Die kleinen gehen mit ihrer Ladung weiter, um in die Newamündung einzulaufen, die größeren bleiben hier liegen und lichten entweder einen Theil ihrer Ladung, indem sie dann weiter gehen, oder sie laden hier ganz aus und füllen mit ihren Artikeln die weitläufigen Magazine der Petersburger Kaufleute in Kronstadt. Wenn ein günstiger Wind, wie das nicht selten geschieht, ganze Flotten von hundert und mehreren großen Seeschiffen auf ein Mal nach Kronstadt heranführt, oder wenn vielleicht die große russische Kriegsflotte zu einem Auslaufe sich rüstet, so treiben sich auf dem Fahrwasser in der kleinen Bai zahllose Dampf- und Segelschiffe, Gondeln und Boote, welche Nachrichten, Personen und Waaren bringen und holen, hin und her.

So belebt der Kronstädter Meerbusen an solchen heiteren Sommertagen aussieht, eine so todte Wüstenei ist er im Winter, der hier oft vom October bis Mai dauert.

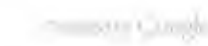
Die Kesselinsel hat nach Südosten hin ihre größte Breite, und hier hat sich die Stadt Kronstadt mit ihren Häfen und Festungen angelegt. Fast die ganze Oberfläche der Insel ist sandig oder morastig und mit Granitblöcken bedeckt, ganz wie die gegenüber liegenden Küsten Careliens. Früher war sie nur von wenigen finnischen Fischerhütten besetzt. Jetzt trägt sie auf ihrem Rücken eine Stadt über den Wellen empor, die im Sommer 48,000 Einwohner zählt, und aus ihren Häfen, aus denen noch vor 200 Jahren nur arme Leute auf den Fischfang in der Nachbarschaft ausliefen, werden jetzt zwei Drittel des ganzen russischen Außenhandels dirigirt. Im Winter dagegen schwindet die Zahl der Einwohner bis auf 10,000, die der Garnison, der Marinestation und dem Beamtenstande angehören.

Hätte die Natur diese Insel nur noch um einige Klafter höher gehoben und ihr dann einige tiefe Buchten und Riffe eingebrochen, so hätte sie den Menschen erstaunlich viel Aufwand von Kosten und Arbeit sparen können. Die Hafenarbeiten, Docks, Schiffswerften und Bastionen von Kronstadt haben in dem letzten Jahrhundert bereits viele Millionen von Rubeln und viele Tausende von Menschenleben verschlungen.

Gleich neben dem Kriegshafen liegt der „mittlere Hafen", der für die Ausrüstung der Kriegsschiffe bestimmt ist. In den Werften der neuen und alten Admiralität in Petersburg wird nämlich nur der Rumpf der Schiffe gebaut, die man dann sehr mühevoll auf sog. „Kameelen" über den seichten Kronstädter Meerbusen transportirt*), um sie in jenem mittlern Hafen völlig zu equipiren und aufzutakeln. Pulvermagazine, Schiffstheerbrennereien, ungeheure Vorräthe von Segeln, Schiffstauen, Ankern, Kanonen und sonstigem dergleichen Seekriegsgeräth umgeben den Hafen.

Endlich im äußersten Westen liegt der Kaufmannshafen, der tausend Kauffahrteischiffe aufnehmen kann und der daher von allen drei Häfen der interessanteste und lebhafteste ist. In Nordwesten umgibt und schützt

*) Diese Kameele sind riesenmäßige Kisten, welche groß genug sind, um ein ganzes Linienschiff darin zu verpacken. Wenn ein Schiff fertig ist und die Newa herunter in die See geschafft werden soll, so wird eine solche Kiste so lange mit Wasser gefüllt, bis sie so tief einsinkt, daß sie im Stande ist, durch eine große Oeffnung an der Seite das Kriegsschiff aufzunehmen. Ist dies geschehen, so wird das Kameel geschlossen und das Wasser wieder ausgepumpt. Mit dem Auspumpen des Wassers fängt der Kasten mit sammt seinem Linienschiff an, sich zu heben, und geht zuletzt so flach, daß er im Stande ist, seinen sonderbaren Passagier stromabwärts dem Meere zuzuführen. Es wird ein Dampfschiff vorgespannt und der Transport bis Kronstadt, wenn Wind und Wetter günstig sind, meistentheils glücklich bewerkstelligt. Warum man nicht schon längst eine so unbequeme Werkstatt verlassen und verlegt hat, ist freilich schwer zu begreifen.



ihn eine Bastion aus Granitblöcken. Die Promenade auf den Wällen dieser Bastion ist die angenehmste in Kronstadt. Man überschaut hier am besten das bewegte Leben in den drei Häfen, hat gegenüber die imposanten Befestigungen von Kronschlott und auf der äußersten Spitze die Aussicht ins weite Meer, an dessen Horizonte immer neue Segel auftauchen. Aus dem mittlern und dem Kaufmannshafen dringen zwei große Canäle in das Innere der Stadt ein. Die Quais dieser Canäle wie die der Häfen sind aus Granitblöcken gebaut, und so prächtig, wie man sie schwerlich in einer andern Handelsstadt sieht. Der Canal des Kaufmannshafens, unter Katharina II. (1782) begonnen und erst unter Alexander I. beendigt, ist seiner ganzen Länge nach mit Waarenmagazinen besetzt, und sein Zweck ist nur, das Aus- und Einladen der Waaren zu erleichtern. Der Canal aus dem mittlern Kriegshafen, der noch unter Peter I. begonnen und erst unter Elisabeth beendigt wurde, führt die Kriegsschiffe zu dem Reservoir oder den Docks, wo sie ausgebessert werden, und in welchen 10 große Schiffe auf einmal in Arbeit genommen werden können. Dieses ganze Bassin ist mit Granit ausgelegt und eingefaßt, es kann mittels einer Dampfmaschine in 2 Tagen trocken gelegt und binnen 6 Stunden wieder mit Wasser gefüllt werden.

Jene Befestigungen, Forts und Citadellen und diese Häfen, Canäle und Docks sind die großen Werke, welche man in Kronstadt zu bewundern hat. Außer ihnen ist hier Alles gewöhnlich, und man glaubt, in den regelmäßigen Straßen der Stadt, die meistens mit einstöckigen, einförmig neben einander gereihten Häusern besetzt sind, in einem der entfernteren Theile von Wassili-Ostrow zu sein.

---

254. Riga.

(Nach Anton v. Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer, und Ferdinand Weber, Reise-Erinnerungen aus Rußland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die innerste Vertiefung des livischen Busens, welche die Wasser der Düna empfängt, trägt den besondern Namen „Bucht von Riga" und bildet die Rhede der gleichnamigen Handelsstadt an der Ostsee. An der Mündung des Stromes, die ehemals durch die Festung Dünamünde vertheidigt wurde, findet sich (seit 1852) ein großartiger Winterhafen mit einer Speicherstadt, wo die Schiffe sich den Paß- und Zollformalitäten zu unterziehen haben.

Riga selbst liegt etwa 2 Meilen weiter nach Südwest, an dem Flusse, der, im Gegensatze zu den andern von Süd und Ost in das Baltische Meer mündenden Flüssen, seinen ganzen Wasservorrath in einem Strome zusammenbehält, aber auch im Gegensatze zu jenen fruchtbaren Deltalanden (z. B. der Weichsel) eine wahre Wüste ist, die nur der Jagdliebhaberei durch ihren

ornithologischen Reichthum als gelobtes Land gilt. Die nach allen Seiten hin mit Wällen, starken Bastionen und tiefen Wassergräben geschützte Stadt an dem hier 500 M. breiten Strome theilt sich in einen alten Kern, ganz deutsch und hanseatisch, mit engen, finstern Straßen, mit Sack- und Quergäßchen, Durchgängen mit hohen Giebelhäusern u. s. w., und die Vorstädte, welche, im Gegensatze zur alten Stadt, weitläufige, regelmäßige, luftige Straßen und viele schöne öffentliche Gebäude enthalten, wenn diese auch der Festungsgesetze halber nur aus Holz erbaut sind, um, wie es im J. 1812 von den Bewohnern selbst geschah, leicht zerstört werden zu können, damit sie nicht mit ihren Vorräthen einem andringenden Feinde Vorschub leisten. Unter den Kirchen soll die Peterskirche den höchsten Thurm im russischen Reiche haben. Der Dom enthält die Gräber der ersten rigaischen Bischöfe von dem Bremer Albert und seinen Nachfolgern an, die als stolze Krieger auszogen, um die Heiden mit dem Kreuze und Schwert zu belehren. Riga ward nämlich von jenem Bischof Albert, der auch den Orden der Schwertbrüder um das J. 1200 stiftete, gegründet und blieb die Hauptstadt der Ordensritter, denen Albert ein Drittheil des Landes verliehen hatte. Nachdem, schon 5 Jahre nach dem Beginn der Reformation, Riga sich derselben angeschlossen hatte (1522), verlor der mit dem Schwertbrüderorden (seit 1237) verbundene Deutsche Orden Livland, welches eine polnische Provinz wurde. Im J. 1621 eroberte Gustav II. Adolf von Schweden die Stadt nach langer Belagerung und hartnäckiger Vertheidigung. Nach der Niederlage Karl's XII. bei Pultawa fiel die durch Pest und harte Belagerung erschöpfte Stadt in die Hände der Russen (1710) und blieb seitdem unter russischer Herrschaft. Diese bekämpfte das Deutschthum und das strenge Lutherthum, welches sich vorzugsweise in dem alten Stadtkern verschanzt und behauptet hat. Einer der wichtigsten Siege des Russenthums in diesem unblutigen innern Kampfe war die Gründung eines griechisch-russischen Erzbisthums und die Errichtung eines geistlichen Seminars unter einem Archimandriten.

Als Handelsstadt reiht sich Riga unmittelbar an Petersburg. In der Jahreszeit, wo die Schifffahrt frei ist, liegen große Reihen stattlicher Fahrzeuge an der Düna-Brücke und laden Waaren aus und ein, während auf und an dem obern Strome die Hanf-Ambarren so wie die Holzflöße dem Verkehr einen eigenthümlichen Zug beifügen. Getreide, vorzugsweise Roggen, Leinsamen, Hanf und Flachs führt der 140 Meilen lange Strom aus dem Herzen der productivsten Provinzen Rußlands dem auswärtigen Handel zu und empfängt dagegen seewärts die Producte und Luxusartikel des Westens und Südens. Doch bezieht Riga auch landwärts Südfrüchte, Trauben und verschiedene Obstsorten über Moskau aus den südlichsten Provinzen des Reiches, um sie wieder nord- und westwärts zu versenden. Die größeren Handelsetablissements und die Fabriken sind fast alle in den Händen Deutscher oder Fremder; der Kleinhandel wird von Russen betrieben. Die stehende

Bevölkerung hat bereits die Zahl von 100,000 Seelen überschritten; im Sommer aber ist die Einwohnerzahl großen Schwankungen unterworfen, da gleich nach dem Ausbruche des Eises im Frühlinge eine große Anzahl wandernder Arbeiter herbeiströmt, meist kräftige Gestalten, die, unempfindlich gegen den Thau und die schneidende Kälte der Frühlingsnächte, ungebeugt von schwerer Arbeit aller Art, unter Thorwegen und an Straßenecken übernachten und an ihren langen Bärten, breiten Rücken und gekniffenen Zügen leicht als Nationalrussen kenntlich sind. Die Mehrzahl wandert im Herbste zurück, aber ein Rest bleibt als Ergänzung für den Pöbel und die Verbrecherwelt der Stadt.

Riga ist der administrative Mittelpunkt der Ostseeprovinzen. Hier residirt der Generalgouverneur, der über Esthland, Livland und Kurland gesetzt ist, von hier aus überwacht er die Provinzen. Gleichwohl ist das Deutschthum der Ostseeprovinzen nirgends bewußter als in dieser Stadt, die in Bauart ganz einer alten Hansestadt gleicht und durch ihre Lage an der Düna an Bremen und Hamburg erinnert. Zwar hat Riga auch einen russischen Stadttheil und viele russische Kaufleute; vorherrschend aber sind die Deutschen. Sie repräsentirt das Deutschthum der Ostseeprovinzen materiell, wie Dorpat geistig.

---

255. Groß-Nowgorod (Welikoi-Nowgorod).

(Nach Friedrich Heinzelmann, Reisebilder und Skizzen aus dem europäischen Rußland und Polen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Nowgorod, zu beiden Seiten des Flusses Wolchow, ist, obgleich es zu Deutsch eigentlich Neustadt heißt, alt genug, und war einst großartig, als Moskau's Blüte sich noch nicht entfaltet hatte, Petersburg, seine Nachfolgerin, aber noch gar nicht existirte. Auf diesem kahlen Boden, der im weiten Umkreise nur ein paar Kiefern und Birkenbüsche aufzuweisen hat, ist der erste Keim zu dem jetzt ungeheuern Reiche gepflanzt worden. Jene normannischen Waräger, denen man die Gründung der Monarchie zuschreibt, hatten in Nowgorod ihren Sitz und beherrschten von da aus das Land. Auch Rurik wohnte in dieser Stadt. Aber schon sein Nachfolger siedelte gegen das Ende des 9. Jahrhunderts nach Kiew über, und das sich allmählich bildende Großfürstenthum, von dem dann auch Nowgorod abhing, schlug daselbst seinen Thron auf. Ab und zu kam später wohl auf einige Zeit einer der Theilfürsten in das alte Nowgorod, um da zu residiren, meist wurde es aber durch Statthalter regiert. Gerade diese Entfernung und Entfremdung des Hofes diente aber zu seinem Helle. Das Band der Abhängigkeit vom Großfürstenthume, obgleich es sich der Form nach nie ganz löste, wurde doch mit der

Zeit immer lockerer, und im 11., 12. und 13. Jhrhdrt. war die durch ihre vortheilhafte Handelslage begünstigte Stadt im Newa-Gebiete der That nach eine Republik. In diesem Zustande hat sie eine ungeheure Macht entwickelt und war in den Zeiten allgemeiner Bedrängniß das einzige starke Bollwerk des nationalen Russenthums. Ihr Handel führte die Nowgoroder zur Ostsee. Die Herrschaft über die dazwischen liegenden Länder errangen und behaupteten sie in langwierigen Kämpfen gegen die Livischen Schwertritter, gegen die Schweden und gegen die eingeborenen finnischen Stämme. Sie durchzogen den unermeßlichen Nordosten, gründeten Archangel an den Küsten des Weißen Meeres und streuten in dem weiten Gebiete den Samen russischer Nationalität wie russischer Herrschaft aus. Nach Süden behaupteten sie durch Klugheit und Tapferkeit selbst gegen die mongolischen Chane ihre Unabhängigkeit, und nie ist ein Tatarenzug siegreich über die Waldai-Berge gekommen. Auf Wisby hatten sie ihr Rendez-vous mit den gebildeten Nationen des Westens. Dort besaßen die Nowgoroder Kaufleute ihre eigenen Factoreien, wie sie auch den Hanseaten, besonders den Lübeckern und Rigensern, gestatteten, innerhalb ihrer Mauern sich selbständig anzusiedeln. Was Petersburg jetzt ist, die Vermittlerin des östlichen Europa und eines großen Theils von Asien mit dem Westen, das war damals Nowgorod; 500,000 Menschen lebten innerhalb ihres Weichbildes. Auf dem Marktplatze, nahe bei der Sophien-Kathedrale, hing eine jedem Bürger heilige Glocke (die Wetscha). Auf ihren Ruf strömte alles Volk zusammen und entschied in oft stürmischer Versammlung über das Schicksal weiter Länder. Die moskowiter Czare, denen es im 15. und 16. Jhrhdt. gelang, das Joch der Mongolen zu zerbrechen und ihre eigene Macht zu consolidiren, nahmen den Nowgorodern erst die Freiheit und mit ihr die Thatkraft, dann durch Gründung und Bevorzugung Petersburgs jede Gelegenheit zum neuen Aufschwunge. Es ist jetzt eine unbedeutende Gouvernementsstadt.

---

256. Nischni-Nowgorod.

(Nach Karl Andree, Geographie des Welthandels, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Rußland hat nicht weniger als 36 belangreiche Jahrmärkte. In erster Reihe steht die Messe von Nischni-Nowgorod. Sie vermittelt und regelt zwischen Europa und dem nördlichen und östlichen Asien einen Verkehr, der eine immer größere Ausdehnung gewonnen hat. Früher wurde sie weiter abwärts an der Wolga in einem dem h. Makarius geweihten Kloster gehalten, bei welchem der Tauschhandel zwischen Russen und Tataren sich einen Mittelpunkt suchte, nachdem er früher in Kasan getrieben worden war. Als im J. 1816 der Bazar von Makarieff niederbrannte, verlegte die Re-

gierung den Markt an die Mündung der Oka in die Wolga, nach der Stadt Nischni-Nowgorod, deren Lage und Oertlichkeit allerdings weit entsprechender war. Denn nicht weniger als sieben große Handelsstraßen treffen an jenem Punkte zusammen und bis dahin reicht auch der Schienenweg von Moskau zur Wolga. Die russische Regierung räumte 1817 für den Meßhandel eine große Ebene ein, die sogenannte Strelka, am rechten Ufer der Wolga und dem linken Ufer der Oka, wo derselbe sich mit leichten Holzgebäuden und Bedachungen behelfen mußte, bis 1822 ein großartiger, aus Steinen aufgeführter Bazar vollendet war, der aus sechszig Gebäuden mit 2520 Verkaufsläden besteht und zugleich Postgebäude, Börse, das Comptoir der Petersburger Bank, Polizeigebäude, Hospital, zwei Kirchen und eine Moschee einschließt. Aber dieser ungeheure Bazar reicht für den Bedarf bei Weitem nicht aus; deshalb hält man für die Handelsleute außerdem noch etwa drittehalbtausend Buden, Balaganen, von verschiedener Größe bereit.

Die Messe wird am 15. Juli ein- und am 15. August ausgeläutet, aber der Handel vermag diese Fristen nicht inne zu halten, weil manche, aus sehr weiter Entfernung angebrachte Waaren nicht allemal rechtzeitig eintreffen können. Insgemein stellen sich die Preise erst gegen den 10. August einigermaßen fest, und dieser Tag ist zugleich Zahltag für die auf der vorigjährigen Messe eingegangenen Verbindlichkeiten und für die Abwicklung der gegen Baar abgeschlossenen Geschäfte. Ein großer Theil derselben wird auf Credit gemacht, entweder gegen schriftliche Verpflichtung oder blos auf Wort, und zwar auf langes Ziel. Einen solchen gewährt man namentlich den wandernden Kleinhändlern, welche die auf der Messe eingehandelten Waaren weit und breit vertreiben und mit ihren Karren bis ins östliche Sibirien ziehen. Machmal kennt der Verkäufer diese Leute nur sehr oberflächlich, borgt ihnen aber dennoch, weil Wortbruch und Veruntreuung zu den seltenen Fällen gehören.

Lediglich aus dem europäischen Rußland finden sich, außer dem Moskowiter, nicht weniger als 37 verschiedene Völker zusammen. Der Samojede aus den Gegenden am Eismeer, der Wogule aus Perm und der Tscheremisse aus Wiätka begegnet dem Letten aus Kurland, dem Bulgaren aus Bessarabien, dem Griechen aus Cherson, dem Armenier aus Tiflis. Dazu kommen Geschäftsleute aus fast allen europäischen Staaten. Asiaten scheuen nicht den weiten Weg von Kabul in Afghanistan und vom Indus bis zur Einmündung der Oka in die Wolga; selbst Jakuten aus dem östlichen Sibirien sind mit Mamuthzähnen erschienen, welche sie vor den Mündungen der Lena aus dem Eise hervorgruben. Als Gegenwaare handeln sie Zeuge und Schmucksachen ein, und schaffen diese bis zum nächsten März nach Ostrownoje im östlichen Sibirien, um sie auf der dortigen Messe an Tschuktschen zu verhandeln, die Pelzwerk dorthin bringen. Auch Chinesen erscheinen mit Thee, Lackwaaren und andern Erzeugnissen des Blumenreiches der Mitte, der

bucharische Tadschik, der Sarte treibt seine mit Teppichen, Shawls, Seide oder Baumwolle beladenen Kameele selber auf den Markt, der Kirghise bietet den Ertrag seiner Heerden feil. Und daneben her geht ein Großhandel in demselben Getriebe, in derselben Regelmäßigkeit, wie auf unserer Leipziger Messe. Der Werth der hauptsächlich zur Deckung des inländischen Bedürfnisses verkauften Waaren beträgt über 100 Millionen Thaler und die Zahl der anwesenden Käufer und Verkäufer wird auf 150,000 bis 200,000 geschätzt.

Seitdem die (früher verbotene) Zufuhr von Thee zur See nicht mehr beschränkt ist, hat der Canton-Thee der Einfuhr über Kiachta bald entschiedene Concurrenz gemacht. Von den über Nischni-Nowgorod zur Zeit noch eingehenden Theesorten sind besonders zwei hervorzuheben: der gelbe und der sog. Ziegelthee. Der erstere wird wegen seines angenehmen Duftes und Geschmackes so wie wegen des Vorzuges, den Nerven nicht schädlich zu sein, sehr geschätzt. Der Ziegelthee, aus zusammengepreßten Blättern bestehend, und eine steinharte Masse in Form eines dünnen Backsteins bildend, wird so nur in China selbst hergestellt, wobei man sich eines Zusatzes von Ochsenblut bedienen soll. Auf dem Seetransport leidet, wie man sagt, diese compacte Theemasse von dem Einflusse der feuchten Luft. Daher wird die Einfuhr zu Lande über Kiachta (1866: 40,000 Ctr.) weit vorgezogen. Den Nomadenvölkern Rußlands, den Kalmücken, Kirghisen, Baschkiren u. s. w., dient dieser Thee als gewöhnliches Getränk und vertritt in der angegebenen Gestalt zugleich als Zahlungsmittel die Stelle des Geldes.

---

257. Moskau.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen, J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Petersburg ist, wie London, zugleich Sitz der Regierung und erste Handels- und Hafenstadt. London ist aber zugleich nationaler Mittelpunkt; das ist Petersburg nicht, Moskau ist es geblieben. In Petersburg, außerhalb des eigentlichen National-Gebiets, auf finnischem Boden, in der Nachbarschaft deutscher Ritter-Colonieen, ist die Bevölkerung noch immer unrussisch! Moskau ist dagegen ächt russisch. Die Mehrzahl der Einwohner sind Moskowiter von ihren Voreltern her. Ein lebendiges Nationalgefühl herrscht in allen Classen, vorzüglich in den höheren. Auch in der Bauweise wie in den Sitten der Einwohner zeigt sich ein großer Contrast zwischen beiden Hauptstädten. In Petersburg — auf einer wagerechten, sumpfigen Ebene — sind in unabsehbaren, geraden Straßen die Häuser unter lange, einförmige Façaden gebaut. Kaufläden nehmen überall das Erdgeschoß der Paläste ein. Moskau dagegen, in fruchtbarer Umgebung, auf einer hügeligen Halbinsel hinge-

baut, die ein kleiner kaum schiffbarer Fluß mit mehreren Bächen bildet, wird durch Boulevards von unregelmäßiger Krümmung in concentrische Regionen getheilt, von großen öffentlichen und Privatgärten mit Teichen, Hügeln, herrlichen Baumgruppen durchschnitten. Etwa ein Viertel der Häuser sind sogenannte Hotels, das heißt von der Straße durch einen Hofraum und ein Gitter getrennt und mit Gärten versehen; auch kleinere Gebäude sind auf diese Weise angelegt; wo das nicht sein kann, da sucht man wenigstens seinem Hause eine besondere, dem Nachbarhause unähnliche Façade zu geben. Daraus entsteht eine große Mannichfaltigkeit, die durch alte Gebäude und zahlreiche Kirchen noch vermehrt wird.

Allein wenn man nicht das Einzelne betrachtet, sondern den Plan der Stadt und seine Entwickelung im Ganzen und Großen übersieht, so ließe sich leicht darthun, daß nur wenige Städte sich regelmäßiger und rationeller ausgebaut haben als Moskau.

Die ersten Anbauer Moskau's haben sich ohne Zweifel auf jener kleinen Flußhalbinsel, am Kremlberge, angesiedelt, und dieser wurde dadurch der natürliche Mittelpunkt der Stadt, die sich späterhin um ihn rund herum anlegen sollte. An jenen befestigten Hügel lehnte sich zunächst Kitai-Gorod (die Chinesenstadt). Um beide, Kreml und Kitai-Gorod, als den innersten Theil der Stadt, setzte sich alsdann der Ring von Beloi-Gorod (Weißstadt), welche völlig kreisförmig von dem Twer'schen und anderen Boulevards, die zusammen nur eine Straße bilden, umgeben wird. Um Beloi-Gorod verbreitete sich eben so der Ring von Semlanoi-Gorod, der von der Gartenstraße und andern Gassen, die als Fortsetzung derselben betrachtet werden müssen, ebenfalls kreisförmig umzingelt ist. Diese vier Ringe, aus denen der eigentliche Körper der Stadt besteht, werden nun radial von mehreren anderen Straßen durchsetzt, die alle vom Centrum, von den den Kreml umgebenden Plätzen, ausgehen und nach den äußeren Ringen zu auseinander laufen. Alle übrigen kleinen Straßen laufen mit diesen beiden Straßenarten, den radialen und jenen concentrischen Ringstraßen, parallel. An diesen Hauptkörper der Stadt haben sich nach allen Seiten hin Vorstädte angesetzt, keineswegs aber gleichmäßig. Denn während sie beim Serpuchow'schen Thore nur 2 Werste hinausgehen, erstrecken sie sich im Thale der Jausa 5 Werste hinauf, so daß der Erdwall, der ganz Moskau in seinen äußersten Grenzen umgibt, doch am Ende keinen Kreis bildet, sondern eine ziemlich unregelmäßige Figur darstellt, die dem Oval am nächsten kommt.

Was in Athen die Akropolis, was in Rom das Capitolium, das ist in Moskau der Kreml. In Rom mag der Capitolinus und der Palatinus ungefähr dem entsprochen haben, was in Moskau Kitai-Gorod und Kreml zusammen genommen vorstellen. Ganz ähnlich, wie jene beiden römischen Hügel, an einer Krümmung der Tiber liegend, zuerst bebaut wurden, waren es in Moskau die Hügel des Kremls und Kitai-Gorods bei einer Biegung

der Moskwa, auf denen sich die ersten Ansiedler einfanden, und die, wie jene, später der eigentliche Herzpunkt der Stadt wurden. Hier wie dort schlugen die drei Hauptgewalten des städtischen Lebens ihren Sitz auf, die politische, die geistliche und die Handelsmacht. Wie dort die Tempel Jupiters, der Juno und der Minerva nahe bei einander standen, so sieht man hier am Kathedralenplatze die Archangelskoi, Blagoweschtschenskoi und Uspenskoi Sabor. In jenen Quartieren Roms errichteten Augustus und Tiberius ihr Palatium und führte Nero sein goldenes Haus auf, das den ganzen palatinischen Berg umfaßte, eben so wie hier Iwan Wassiliewitsch, Alexis, Elisabeth und Nikolaus bauten, und Katharina ihr ungeheures goldenes Haus, das den ganzen Kremlberg umfassen sollte, projectirte. Zwischen dem Palatinus und dem Capitolinus lag das Forum Romanum, auf dem das Volk sich versammelte und die Wechslerbuden standen, in dessen Nähe die Kaufleute handelten und der Prätor sein Forum hielt. Nicht anders in Moskau, wo sich an dem Kraßnoi Ploschtschad (dem „rothen Platze") zwischen Kreml und Kitai-Gorod in der Mitte die Buden der Kaufleute hin erstrecken, in deren Nähe das größte Getümmel Statt findet und die Gerichtshöfe der Stadt sich befinden.

Kein Punkt in der Nähe des Kreml eignet sich besser, die ganze Pracht des Kreml mit einem Blick zu übersehen, als das Südufer der Moskwa, östlich von der Moskwa-Brücke. Ueber dem breiten Moskwaspiegel, den glänzenden Moskwa-Quais und der schönen, hohen Moskwa-Brücke erheben sich die weißen Mauern des Kreml mit ihren zahlreichen mittelalterlichen und theilweise rein gothischen Mauerthürmen, mit Zinnen und Schießscharten versehen, deren Stärke bald die Ueberzeugung hervorruft, daß sie zum Schutz der größten Heiligthümer der Nation dastehen. Im Vordergrunde erheben sich die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä, der Kathedrale des Erzengels Michael und die der zahlreichen andern Kirchen und Klöster, unter denen die 11 Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die 8 dunkelblau und goldenen Kuppeln des Tschudowa-Klosters alle übrigen an Glanz überstrahlen. Mächtiger als alle andern strebt der schlanke Glockenthurm des Iwan weliki mit seiner seltsamen Zwiebelkuppel und seinem hohen Kreuz in die Höhe und bildet ungefähr den Mittelpunkt der ganzen wirren Masse von Gebäuden und Thürmen, zwischen denen die Ueberreste des kolossalen alten Zaren-Palastes fast verschwinden, und sich kaum der neue Kaiser-Palast vor dem Tschudowa-Kloster bemerklich machen kann. Den Hintergrund bilden die Kuppeln und Dächer der riesenmäßigen Gebäude auf der Nordseite des Kreml, des Senats und des alten und neuen Arsenals, über die noch die schlanken, gothischen Mauerthürme der Nordwestseite der Ringmauer hervorragen.

Sind schon allein die Formen fähig, durch ihre Gedrängtheit und ihren theilweise barocken Baustil einen seltsamen Eindruck hervorzurufen,

so wird dieser doch noch ins Wunderbare gesteigert durch die blendenden Farben, die aufs Mannichfaltigste und in den schroffsten Gegensätzen an den Gebäuden des Kreml verschwendet sind. Wie sieben Jahrhunderte hier sich in ihren Formen erschöpften und diese Formen planlos unter einander würfelten, so sind die sieben Farben des Regenbogens planlos an diesen Gruppen von Thürmen und Palästen neben einander gereiht. Viele dieser Gegensätze sind gemildert im Verlauf der Zeiten; aber neben den dunkeln Thürmen und dem alternden Mauerwerk nehmen sich die blendend weißen Steinmassen der dicht nebenan stehenden späteren Bauten und Renovationen um so barocker aus. Will man einmal die extremsten Wirkungen hervorrufen, so ist der Kreml ein unübertroffenes Muster. Kirchen mit weißen Wänden und blutroth bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernd grünen Dächern und lasurblauen und glänzend goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude. Europa und Asien haben zum Aufbau des Kreml ihre Beiträge geliefert, und kein Volk ist leer ausgegangen, von dem die alte Zarenmacht directe oder indirecte Kunde erhielt. An einem und demselben Gebäude ruht auf byzantinischen Bogen ein gothisches Dach, über der mongolischen Kuppel erhebt sich der türkische Halbmond, und griechische Säulen stehen zwecklos vor einer Wand, die überfüllt ist mit dem allen Geschmack höhnenden Zopf aus dem Siècle Louis XIV.

Seit 1328 ist Moskau die Haupt- und Residenzstadt der Großfürsten von Moskau, später der russischen Zare geblieben. Daher wurde sie der Ausgangspunkt aller der kriegerischen und friedlichen Unternehmungen, durch welche jene Großfürsten sich allmählig von den Mongolen unabhängig machten, die russischen Theilfürstenthümer wieder unter einem Haupte vereinigten und nach den verschiedenen Weltrichtungen hin die Feinde Rußlands (Tataren, Türken, Polen u. s. w.) aus dem Felde schlugen. Sie ist innerhalb 500 Jahren zu wiederholten Malen fast gänzlich zerstört worden, aber jedesmal größer und mächtiger aus ihrer Asche wieder emporgestiegen und ist noch heutigen Tages neben Petersburg die bei Weitem größte und volkreichste Stadt des ganzen unermeßlichen Reiches. Sie blieb nicht nur der Krönungsort der russischen Zare, der Winter-Aufenthalt des russischen Adels, das Herz des Landes, die Lieblingsstadt des russischen Volkes, sondern wurde auch noch in höherem Grade als zuvor der vornehmste Central-Marktplatz des ganzen russischen Binnenhandels. Denn Moskau nimmt zwischen den sämmtlichen Meeren Rußlands eine mittlere Stellung ein und ist von den wichtigsten russischen Seehäfen fast gleich weit entfernt. Was diese Meere und Häfen und ihre Umlande unter einander auszutauschen haben, findet daher in Moskau einen bequemen Central-Markt. Moskau ist aber auch die erste Fabrikstadt des Reiches, deren Industrie außerordentlich begünstigt wird durch die Vertheilung und Gruppirung der Rohproducte über das Territorium des Reiches: im Norden überaus reiche Waldregionen, im Osten die an Metallen

und Mineralien so ergiebigen Bergwerksregionen des Ural, im Süden die Erzeugnisse der Viehzucht (Wolle, Leder u. s. w.). Diese Rohproducte finden auf den Flüssen und Canälen, deren Mittelpunkt Moskau ist (s. Nr. 248), den natürlichen Weg nach Moskau, um dort verarbeitet und verfeinert zu werden. So ward die Stadt für Manches, was sie an ihre Nebenbuhlerin, Petersburg, hat abtreten müssen, entschädigt. Und wie die mannichfaltigsten Producte aus allen Weltgegenden hier zusammenströmten, so auch die verschiedensten Nationalitäten: Großrussen aus den oberen Wolga- und Oka-Landschaften, Kleinrussen längs des Don und des Dniepr, Polen von Westen her längs der obern Düna und des obern Dniepr, Tataren und andere Central-Asiaten längs der Wolga und der Kama. Dieser einheimischen Bevölkerung haben sich auf dem nördlichen Wege von Archangel und auf dem nordwestlichen von der Ostsee her Deutsche, Scandinavier, Engländer und andere westeuropäische Ausländer angeschlossen.

---

258. Charkow und seine Messe.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Das Schwarze Meer bildet ein Oval von ungefähr 200 Meilen Länge und 80 Meilen mittlerer Breite. Aus der Mitte seiner nördlichen Küstenlinie entwickelt sich eine Haupthandelsstraße aus der Krim ins Innere Rußlands hinein. Eine zweite kommt aus dem östlichen Winkel des Ovals vom Caucasus über Taganrog und eine dritte aus dem westlichen Winkel von der Türkei über Odessa. Diese Straßen zielen alle auf das Innere des russischen Reiches hin und vereinigen sich zu einer einzigen nach Moskau fortschreitenden, und zwar ungefähr in einer Entfernung von 100 Meilen vom Mittelpunkte der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres. In dem Vereinigungspunkte dieser Straßen, die erst in neuerer Zeit, seitdem Rußland sich der pontischen Länder bemächtigte, mehr und mehr belebt wurden, ist nun Charkow, die Hauptstadt der Ukraine, emporgeblüht, deren ganze Bedeutung und Wichtigkeit in Bezug auf Handel und Völkerverkehr in den durch die Richtung jener Verkehrswege angedeuteten Verhältnissen zum Schwarzen Meere, zum Caucasus und zur Türkei ihre Erklärung finden. Auf jenen drei Straßen kommt der Stadt alles zu, sowohl was sie für sich selber und die Ukraine vom Dniepr, vom Don, aus Taganrog und Tiflis, aus Odessa und Constantinopel bedarf, als auch was sie zum Herzen Rußlands nach Moskau an pontischen Waaren- und Steppenproducten weiter verführt, so wie endlich auch, was sie aus dem fabricirenden Innern Rußlands, aus Moskau, an russischen und aus Petersburg sogar an ausländischen Manufactur- und Fabrik-Producten theils für ihre eigenen, theils für andere

Kreise (den Caucasus, die Krim u. s. w.) zu beziehen pflegt. Das ganze Jahr hindurch gehen hier die mit Pferden bespannten Obosen der Großrussen und die von Ochsen bewegten Walken der Kleinrussen ein und aus, welche die Weine Griechenlands, die Seidenwaaren des Caucasus und Persiens, die Baumwolle der Bucharei und die Gewebe der neu aufblühenden Fabriken Moskau's im Scythenlande verfahren.

Außer dieser ununterbrochen fortdauernden Handelsbewegung werden hier indeß auch noch alle Jahre vier Messen gehalten, von denen die sog. „Kretschtichenski'sche" Messe im Anfange des Januar dermaßen die andern übertrifft, daß, wenn man von der Charlow'schen Messe spricht, man vorzugsweise nur an sie denkt.

Die verschiedenen in Rußland abgehaltenen Messen haben ganz andere Bedeutung und andern Ursprung, als unsere deutschen. Die letzteren gründen sich auf sog. Meßprivilegien, die an gewisse Orte und für gewisse Zeiten gegeben wurden, um den Käufern einigen Schutz gegen die Berechtigungen der einheimischen Kaufleute zu gewähren und um den Handel durch Concurrenz zu beleben. Als Institute, die auf mittelalterliche Verhältnisse gegründet waren, sind unsere Messen in jetziger Zeit, wo alle Beschränkungen des Handelsverkehrs und mithin auch alle Privilegien und Ausnahmegesetze mehr und mehr fallen, bedeutungsloser geworden, da sie bei den großen Reisen, welche Käufer und Verkäufer dabei machen müssen, ohne Zweifel nicht die natürlichste und billigste Art des Verkehrs sind. In Rußland dagegen, wo die Sitten und Gewohnheiten ganz anders sind und wo der Commissionshandel noch so wenig ausgebildet ist, wo daher der Kaufmann und Käufer immer selbst am Platze sein müssen und wo außerdem noch ein gewisses nomadisches Element auch die kaufmännischen Verhältnisse durchdringt, indem viele Kaufleute eigentlich nirgends ansässig sind, sondern mit ihren Waaren von Markt zu Markt herumziehen, in diesem großen Rußland, wo zwischen den hundert uncivilisirten Völkern seines Gebietes noch keine allgemeine Correspondenz Statt finden kann, und hundert Geschäfte, die bei uns brieflich abgemacht werden, von Mund zu Mund verhandelt werden müssen, sind die Messen nicht allein noch sehr blühend, sondern nehmen auch noch jährlich mit der steigenden Handelsmacht des Ganzen an Bedeutung und Umfang zu.

Die Hauptrolle, sowohl als Producenten wie auch als unterhandelnde Vermittler, haben die Großrussen. Weit über die Hälfte der Waaren kommt aus ihren großen Fabriken und weit über die Hälfte der Großhändler der Messe sind aus ihrem Stamme. Sie haben ein so entschiedenes Handels-Genie, daß sie alle andern Völker überflügeln, und dabei eine solche Kenntniß ihres großen Vaterlandes, daß es ihnen Niemand darin gleich thut. Auch machen sie sich an alle Waaren ohne Ausnahme, und es ist kein Artikel zu nennen, mit dessen Verkauf sie sich vorzugsweise beschäfti-

gen. Neben den Großrussen lassen sich nur noch die Kasan'schen Tataren, die Bucharen, die Karaiten und Armenier nennen. Die **Tataren** von Kasan bringen die Fabricate ihrer Landsleute, kostbare Teppiche, Shawls, feines Lederwerk u. s. w. Die **Bucharen** bringen die bucharischen und einige indische Waaren, Baumwolle, Seidengewebe, Indigo u. s. w. Die **Armenier** vermitteln die caucasischen Provinzen mit Rußland. Sie bringen, was der Iberer, Perser und Georgier webte, und holen, was dem Tscherkessen und Lesghier behagt. Die **Karaiten** sind für die taurische Halbinsel und überhaupt für die Küsten des Schwarzen Meeres von Wichtigkeit und bringen vorzugsweise die Früchte der Krim.

259. Kiew.

(Nach J. H. **Blasius**, Reise im europäischen Rußland, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die früheste politische Einigung der Völker der osteuropäischen Tiefebene geschah durch scandinavische Eroberer, die sog. Waräger, welche gegen Ende des 9. Jhrhdrts. in einer für Ausübung von Herrschaft sehr günstigen Position, in dem Haupt- und Mittelabschnitte des Dniepr, ihre Residenz aufschlugen und deren Großfürsten von Kiew aus über 200 J. fast das ganze jetzige Rußland beherrschten. Im 10.–12. Jhrhdrt. war das heilige Kiew der vornehmste Lebenspunkt der Russen. Damals wetteiferte es an Glanz mit Constantinopel und soll eine halbe Million Einwohner umschlossen haben. Nur ihren alten Umfang hat die Stadt erhalten, aber zwischen den Trümmern ihrer alten Größe hausen jetzt nur 68,000 Menschen.

Das jetzige **Kiew** besteht aus vier ausgedehnten Städten. Zwei derselben liegen auf der Höhe des rechten Dnieprufers, das hier 90 M. über den Spiegel des Flusses ansteigt. Die nördliche hohe Stadt ist das eigentliche **Kiew**; die südliche mit der Festung und dem Höhlenkloster*) ist **Petschersk**, nach diesem Höhlenkloster genannt. Ein tiefes Thal, das Tausthal, in dem

*) Hilarion, ein Geistlicher in Berestaw, grub sich in einem finstern Walde am Ufer des Dniepr eine Höhle, um hier in der Einsamkeit zu beten. Als Jarostaw ihn 1051, unabhängig von Constantinopel, zum Metropoliten einsetzte, blieb die Höhle leer. Doch kurz nachher ließ sich der russische Mönch Anton vom Berge Athos in ihr nieder und lebte hier als Einsiedler, da ihm das russische Klosterleben nicht gefiel. Das Gerücht von seiner Frömmigkeit versammelte viele andere Fromme um ihn, von denen er einige zu Mönchen weihte. Die zwölf ersten gruben hier eine unterirdische Kirche und Zellen für sich aus. Als ihre Zahl rasch wuchs, schenkte der Großfürst Isiaslaw ihnen den ganzen Berg über den Höhlen, auf dem sie die große Kirche anlegten, die bald von allen Mächtigen und Frommen reich ausgestattet wurde.

Wladimir's Machtwort die Russen zur ersten großen christlichen Taufe versammelte, trennt beide Stadttheile. In der flachen Niederung zwischen den Bergen von Alt-Kiew und dem Dniepr liegt die tiefe Stadt Podol dicht über dem Wasserspiegel, der Hauptknotenpunkt aller oberen und mittleren Flußlinien des Dniepr-Systems. Westlich von beiden hohen Stadttheilen in einem kleinen Seitenthal des Dniepr sieht man das noch im Entstehen begriffene Neu-Kiew oder die Stadt des heiligen Wladimir, die erst unter der Kaiserin Katharina gegründet wurde.

Nur die Stadt Podol hat dichtgedrängte Häusermassen und regelrechte gerade Straßen und gewährt von den steilen Abstürzen von der Höhe Alt-Kiew's, von wo man sie mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und goldenen Kuppeln ganz übersieht, einen imposanten Anblick. Anders ist der Blick auf Alt-Kiew und Petschersk. An den breiten Straßen und zwischen riesengroßen, öden Plätzen liegen die Häuser meist unregelmäßig zerstreut, hier ein mächtiger Palast, und in der Nähe niedrige Hütten. Mitten in den unebenen, hügelig zerrissenen Stadttheilen sieht man ausgedehnte, unbebaute Strecken theils leer und öde, theils mit unregelmäßigen, sich selbst überlassenen Baumanpflanzungen bedeckt, wie mit halbzerstörten Wäldern. Mitten zwischen den traurigen Andeutungen alter Größe erheben sich noch im alten Glanze die ältesten russischen Nationalheiligthümer, die nicht einmal durch die spätere Blüte Moskau's verdunkelt worden sind: das Höhlenkloster mit seinen acht glanzvollen Kirchen in der Citadelle von Petschersk, die Kirche der heiligen Sophie mit eilf strahlenden Kuppeln auf der Höhe von Alt-Kiew, und in ihrer Nähe noch zahlreiche andere Kirchen und Klöster in mannichfacher Pracht und Gestalt. Sogar wer die fabelhafte Pracht der Zarenburg in Moskau kennt, fühlt sich wunderbar überrascht und ergriffen von diesen halb ernsten, halb glänzenden Gruppen und Formen, die mit ihren goldenen Häuptern, wie eine Versammlung von Heiligen, gerettet zwischen den Trümmern einer untergegangenen Welt, dastehen. Denn Kiew ward mit aller seiner Pracht und seinen Schätzen wiederholt bis in den Grund vernichtet. Einzelne Punkte der oft mit Blut getränkten Hügel sind von späteren Jahrhunderten wieder überbaut, ohne daß man die Stätte kennt, wo die alten Paläste standen oder auch nur eine Erinnerung an die alten Zeiten und Herrscher hätte festhalten können. Auch die alten Kirchen sind theilweise bis auf den Grund zerstört, theilweise bis auf das Mauerwerk niedergebrannt worden. Aber immer neu und prachtvoll sind sie wieder aus der Asche entstanden, gleichsam ein Symbol des Unvergänglichen. Sie stehen jetzt noch allein da, und mögen als Zeugen der Vergangenheit in den Augen des frommen Russen einen erhöhten Werth erhalten. Wie die Religion, so erhielten die Russen auch die Idee zu ihren Kirchen und ihre Baumeister von Constantinopel. So sind denn auch alle ursprünglichen Elemente der altrussischen Kirchen byzantinisch und die Kirchen starre Nachahmungen der griechischen;

doch nur wenige dieser ursprünglichen Bauten sind bis auf unsere Zeiten gekommen. Von den vierhundert Kirchen, die Kiew in seiner Blütezeit besessen haben soll, sind kaum mehr als Reste dreier vorhanden. Baty vernichtete die meisten Kirchen bis auf den Grund, von einigen blieb nur das Mauerwerk stehen, und erst unter der Herrschaft der Litthauer und Polen scheinen die alten Heiligthümer wieder hergestellt, und es war unsicher und sogar unwahrscheinlich, ob ganz im alten Stil.

Ein erfreuliches Ereigniß für Kiew liegt in der Gründung der neuen Universität (1833). Auf den Höhen Kiew's erhebt sich ein neues, kolossales Universitäts-Gebäude, wie bis jetzt keine einzige russische Universität eins besitzt.

260. Astrachan.

(Nach Al. v. Humboldt, G. Ehrenberg und G. Rose, Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere, mit Zusätzen vom Herausgeber).

Wie in dem mittlern Wolgagebiete das Chanat von Kasan, so bestand auch an der untern Wolga als Trümmer des großen Mongolenreiches ein tatarisches Fürstenthum, das Chanat von Astrachan mit der sehr alten Handels- und Hauptstadt gleichen Namens. Astrachan hat keine große Bevölkerung (48,000 Einwohner), aber man wird selten eine Stadt finden, in welcher eine so gemischte Bevölkerung lebt, die das mercantilische Interesse aus den entferntesten Enden von Asien und Europa zusammengeführt hat. Denn außer den Russen, die etwa die kleinere Hälfte der Bewohner Astrachans ausmachen, den Kosaken und den übrigen hier ansässigen Europäern, finden sich hier noch Armenier, Tataren, Perser, Hindus; Kirghisen, Kalmücken, Georgier, Bucharen, Chiwensen, Truchmenen kommen wohl zufällig zur Stadt. Demnach gibt es hier Bekenner der verschiedensten Religionen: Christen, Mohammedaner, Brahmaisten und Buddhaisten.

Die Stadt liegt auf der Nordseite einer Wolga-Insel und wird westwärts von dem Hauptstrom, nord- und ostwärts von einem Nebenarme, dem Kutum, der sich fast unter rechtem Winkel von der Wolga abzieht, umflossen. Man theilt sie ein in die Festung (Kreml), die weiße Stadt (Beloi Gorod) und die Vorstädte oder Sloboden mit meist hölzernen Häusern. Die beiden erstgenannten Theile liegen auf einem hohen Plateau, das nie den Ueberschwemmungen der Wolga ausgesetzt ist, hart an der Wolga und im Süden des Kutums, die Vorstädte niedriger und tiefer im Osten und Süden der weißen Stadt. Der Kreml und die weiße Stadt waren ursprünglich mit Mauern und Thoren umgeben, die aber jetzt ganz verfallen sind und daher die Stadt von keiner Seite absperren. Sie enthalten meistens gerade, aber ungepflasterte

Straßen und Plätze. Der Kreml ist eigentlich nur ein freier Platz, im Westen der weißen Stadt, in welcher sich die vorzüglichsten Krongebäude und die Kaufhöfe der verschiedensten Nationen befinden. Es sind nämlich hier mehrere russische, armenische und tatarische, so wie auch ein persischer und ein indischer Kaufhof. Sie bestehen aus einem viereckigen Gebäude, das nach außen zu lauter neben einander liegende Läden enthält und einen innern Hofraum einschließt. Der Kaufhof der Perser enthält in einem zweiten Stockwerk auch Wohnungen, in welchen der größte Theil der Perser, welche sich in Astrachan aufhalten, wohnt, da sie meistens Kaufleute sind. Sie handeln mit persischen seidenen Shawls und Tüchern, auch mit indischen Zeugen, persischen trockenen Früchten u. s. w., stehen sonst aber den ganzen Tag müßig schwatzend vor ihren Läden. Die wenig zahlreichen Hindus machen theils Handelsgeschäfte, theils leihen sie Geld zu hohen Zinsen, zu 12 bis 36 Procent, aus und werden dadurch reich, weil sie ein sehr mäßiges Leben führen. Sie werden sonst als sehr gutmüthig und ehrlich gerühmt, wie sie auch ein solches Aeußere haben, und zeichnen sich dadurch vortheilhaft vor den Armeniern aus, deren Charakterlosigkeit bekannt ist. Sie wohnen ebenfalls in ihrem Kaufhofe und halten dort auch ihre gottesdienstlichen Uebungen. Die zahlreichen Armenier sind meistentheils Kaufleute, da ihr Adel von der russischen Regierung nicht anerkannt ist, doch können sie den russischen Adel sich durch Staatsdienste erwerben. Die Tataren, die Abkömmlinge der ehemaligen Bewohner der Stadt und des Landes, sind, den Tataren von Kasan ähnlich, die eigentlichen Fabrikanten, besonders Färber, Gerber und Seifensieder.

261. Odessa.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Südrußland, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Das Haupterforderniß der guten Lage einer Seehandelsstadt ist, daß man zu ihr von allen Seiten her zu Lande möglichst bequem und aus möglichst großer Entfernung heranfahren, und daß ebenso von der Seeseite her der Punkt auf die am wenigsten umständliche Weise erreicht werden kann. Bei einem Meerbusen, der durchweg tief und fahrbar, ist allemal der innerste, am meisten ins Land vordringende Winkelpunkt der günstigste für die Anlage der Haupthandelsstadt der umliegenden Küstenländer, weil die wohlfeileren Seefrachten, die man natürlich immer gern so spät wie möglich mit dem Landtransport vertauscht, am weitesten ins Land vordringen können. Darnach mußte der Brennpunkt des Handels des südwestlichen Rußlands in die Gegend zwischen Dniepr- und Dniestr-Mündung fallen. Da die Flußmündungen selbst dazu nicht geeignet waren, zum Theil wegen der Sandbänke, so blieb nur eine Wahl unter den verschiedenen Punkten der Küste zwischen jenen beiden

Flußmündungen. Und hier war denn die Rhede von Odessa der geeignetste Punkt, weil hier doch wenigstens eine Art von Bai den Schiffen einigen Schutz bot, während die ganze übrige, völlig hafen-, bai- und rhedelose Küste auch nicht einmal das hatte. Daher gründete hier Katharina II., welche einmal auf dem ganzen von ihr pacificirten Dniepr triumphirend hinabfuhr, im J. 1794 in der Nähe der Mündung des großen Stromes die Stadt Odessa, welche im 19. Jhrhdrt. zu dem volkreichsten Emporium des ganzen vom Dniepr und seinen Nebenflüssen vermittelten Verkehrs herangewachsen ist.

Die Stadt ist, wie alle neueren russischen Städte, nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut. Die große Breite der Straßen und die Weitläufigkeit der Bauart, die unter andern Umständen eine Wohlthat sein würde, sind es für Odessa ohne Zweifel nicht. Denn theils geben sie alles in ihnen Wandelnde im Sommer den unbarmherzigsten Sonnenstrahlen preis, theils lassen sie den Winden und dem Staube, den diese beständig von der Steppe hereinführen und von den Straßen aufheben, den freiesten Spielraum.

Odessa hat die Eigenthümlichkeit, daß man in der Stadt selbst von ihrem großen Handel wenig gewahr wird und daß man sie eher für eine inländische Fürsten-Residenz als für eine Seehandelsstadt halten könnte. Matrosen und Schiffscapitäne kommen in der Stadt selbst gar nicht zum Vorschein. Von Waarenschiffen befahrene Canäle, wie in Hamburg und Venedig, durchkreuzen die Straßen nicht, und da die Waarenmagazine ebenfalls wie Wohnpaläste aussehen und die Häfen unten am Meere etwas zur Seite liegen, so hat die Stadt auf der hohen Steppe ganz das Ansehen, als ginge sie das Getreide dort unten gar nichts an. Durch zwei in die See hinausgebaute Molos werden zwei Häfen gebildet. Der eine heißt der Quarantäne-Hafen und ist für sämmtliche ausländischen Schiffe bestimmt, der andere heißt der Kriegshafen, weil er zunächst für die russischen Kriegsschiffe, dann aber auch für alle nicht verdächtigen Schiffe bestimmt ist, d. h. also bloß für die russischen Küstenfahrer. Der Quarantäne-Hafen ist natürlich der größere und wichtigere. Er umfaßt die Quarantäne-Gebäude, d. h. Waarenspeicher für verdächtige Waaren, Hospitäler für die Kranken, Wohnhäuser für die Aerzte und anderen Beamten, sowie für die Passagiere, welche sich der Quarantäne unterziehen, Kaffeehäuser, große Plätze zum Spazierengehen und zum Ausladen der Waaren. Er ist von Mauern, Befestigungen und Gittern eingefaßt und von einer Kette mit scharf geladenen Flinten und Pistolen bewaffneter Soldaten umgeben, die keinen Unbefugten hinein-, besonders aber keinen herauslassen. Auf dem Meere wird diese Kette durch eine Reihe von armirten kleinen Schiffen geschlossen, auf deren jedem sich 40 Mann Soldaten und ein paar Kanonen befinden. Die Russen nennen diese Schiffe mit einem deutschen Worte „Brandwacht". Eine dieser „Brandwachten" liegt ziemlich weit ins Meer hinaus, hält jedes ankommende Schiff in respectvoller Entfernung und nöthigt es vorläufig zum Ankern auf der Rhede.

Von ungemein mächtigem Einflusse ist natürlich der Handel von Odessa auf die ganze umliegende Gegend, und das Wohl und Wehe aller benachbarten Provinzen Bessarabiens, Neu-Rußlands, Podoliens, der Ukraine und der Krim ist so eng mit dem Wohle und Wehe der Stadt verflochten, daß in demselben Verhältniß, in welchem sich Odessa bereichert und bevölkert, sich auch diese Landschaften beleben und cultiviren. Odessa ist als Mittelpunkt des südrussischen Handels das für Rußland in Beziehung zu der romanischen Mittelmeerwelt, was Petersburg zu den germanischen Staaten der oceanischen Seite Europas ist.

War Odessa bisher durch Handelsthätigkeit die bei Weitem bedeutendste Stadt des südlichen Rußlands, so hat in jüngster Zeit durch die Gründung einer Universität daselbst auch das wissenschaftliche Leben sich zu entfalten begonnen und die Gründung verschiedener gelehrter Gesellschaften veranlaßt, so namentlich die der „Naturforscher-Gesellschaft von Neu-Rußland", deren bereits bewährte Regsamkeit wohl zu der Hoffnung berechtigt, sie werde in Verbindung mit der Neu-Russischen Universität eine neue Epoche für die Erforschung der Natur Südrußlands anbahnen.

---

262. Warschau.

(Nach J. G. Fr. Cannabich, Neuestes Gemälde des europäischen Rußlands und des Königreichs Polen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Warschau (polnisch: Warzawa) am hohen linken Ufer der majestätischen Weichsel verhält sich zu Krakau, wie Petersburg zu Moskau. Krakau ist die Metropole Polens, und alle großen historischen Erinnerungen knüpfen sich an ihre Mauern. Warschau ward erst durch Sigmund II. die Residenz der polnischen Könige und seit der völligen Verschmelzung Polens mit Litthauen (auf dem Unions-Reichstage zu Lublin 1569) der den Polen und Litthauern gleich nahe Sitz des Reichstages. Seit dem Anfange des 17. Jhrhdrts. war Warschau allerdings der vornehmste Schauplatz der Begebenheiten der polnischen Geschichte, der Heerd der meisten polnischen Staatsveränderungen, Revolutionen und Conspirationen, zugleich das Centrum des Weichsel-Handels und des ganzen polnischen Binnenverkehrs.

Wer die Glanz- und Prunksucht des polnischen Adels kennt, wird sich nicht wundern, daß unter den 4000 Häusern mehr Paläste (über 100 Privat-Paläste) zu finden sind, als nach Verhältniß in irgend einer andern Stadt Europa's. Wer's irgend vermochte, der erbaute in der Königsstadt sich ein eigenes Haus, so prächtig es seine Mittel erlaubten. Viele dieser stolzen Wohnungen stehen jetzt leer, andere sind confiscirt und zum öffentlichen Dienste benutzt oder an Russen verschenkt.

Das königliche Schloß liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Weichsel und am nördlichsten Ende der Stadt. Schon Sigismund III. legte es an, August II. hat es erweitert, und der letzte König, Stanislaus August Poniatowski, vollendet. Man kann sagen: das Königsschloß wurde fertig, als die Könige nicht mehr da waren, die es bewohnen sollten. Der Thron-, Audienz- und Marmorsaal sind wahrhaft großartig und strotzen von reicher Vergoldung. Man glaubt sich, wenn auch nicht so vollständig, wie in der Stanislauskirche zu Krakau, in die Zeiten des alten mächtigen Polens versetzt. Herrliche Gemälde, auf die Geschichte des Landes bezüglich, schmücken die Wände; die Bildnisse der Könige und Marmorbüsten der großen Männer der Nation erzählen gleichsam von längst vergangenen Großthaten.

Vom Schlosse herab zu den Ufern der Weichsel ziehen sich weitläufige und schöne Gärten; das Schönste aber ist die Aussicht, welche man aus der obern Etage auf diesen Strom genießt. Im Vordergrunde erblickt man seinen breiten Wasserspiegel selbst, aufwärts sowohl wie abwärts. Er ist mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, Mast drängt sich an Mast, und nur die neue schöne Brücke unterbricht gleichsam die Wasserstraße, um zahlreichen Wagen und Fußgängern einen Pfad zu gönnen. Jenseit des Flusses übersieht man die Vorstadt Praga und Meilen weit die fruchtbare, mit Ortschaften bedeckte Niederung. Die Befestigung durch aufgeworfene Schanzen, welche Warschau in der Revolution des J. 1830 erhielt, wurde von den siegenden Russen abgetragen und dafür eine starke Citadelle errichtet.

Die Lage an der schiffbaren Weichsel macht Warschau zu dem Orte, von wo aus die Producte des Königreichs aufgekauft und stromabwärts nach Thorn, Elbing und vorzüglich nach Danzig verschifft werden. Schiffbauholz, Getreide und Wolle sind die Hauptausfuhrartikel, die auf unzählige Weichselkähne geladen und den Strom hinab versandt werden. Warschau läßt aber auch die auswärtigen Producte, deren das Land bedarf, kommen und vertheilt sie über das Königreich: Colonial-Waaren, Tabck, Wein und die Fabricate des europäischen Westens. Den innern Handel — das Aufkaufen für den Warschauer Großhändler und den Verkauf seiner bezogenen Vorräthe an die Detaillisten — besorgen meistens die (30,000) Juden, der Großhandel selbst ist in ihren und den Händen der Deutschen. Auch ist Warschau noch immer, trotz aller Ungunst der politischen Verhältnisse, der Sitz aller Haupt-Lehr-Institute (seit 1818 einer russischen Universität) und der gesammten wissenschaftlichen und geselligen Bildung der polnischen Nation.

B. Asien.

263. Asien und sein Verhältniß zu den beiden übrigen Theilen der alten Welt.

(Nach H. L. Heeren, Ideen, und C. Ritter, Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Schon durch seine geographische Lage ward Asien von der Natur vor den übrigen Theilen der alten Welt auffallend begünstigt. Es fängt in einer nördlichen Breite an, über welche hinaus kein Land mehr für den Menschen bewohnbar ist; allein in seiner vollen Ausdehnung füllt es die nördliche gemäßigte Zone aus, und nur seine südlichen Halbinseln erstrecken sich bis tief in den heißen Erdgürtel, die östliche derselben sogar bis nahe an den Aequator. Seine reichsten und fruchtbarsten Länder liegen unter den Breitengraden, welche zwischen Afrika und Europa das Mittelmeer einnimmt, und nur seine nördlichsten und südlichsten Gegenden leiden an übermäßiger Hitze oder Kälte. Dagegen erscheint Europa gleichsam nur als Anhang des nordwestlichen Asiens, und Afrika, das in seiner vollen Breite unter dem Aequator durchgeht und bei Weitem dem größern Theile nach der heißen Zone angehört, kann nur wenige Länder aufzeigen, deren gemäßigtes Klima mit dem größten Theile Asiens verglichen werden könnte.

Die ungeheure Ausdehnung, welche die Natur Asien gab, nach der sein Flächeninhalt das Vierfache von Europa und fast ein Viertheil mehr als Afrika ausmacht, bestimmt es zugleich zu dem größten Schauplatze, auf dem wir die leblose nicht weniger als die thierische Schöpfung in ihrer höchsten Mannichfaltigkeit sowohl als Schönheit erblicken. Europa hat keine Producte, die nicht auch Asien hätte, und bringt wenige derselben so vortrefflich hervor, wenn sie nicht etwa der Kunstfleiß des Europäers veredelte. Afrika hat zwar seine eigenen Erzeugnisse, die seiner eigenthümlichen Lage angemessen sind: — es erzeugt Neger, die Asien nicht hat, und Thiere und Gewächse, die nur unter dem Aequator gedeihen; aber wie fremdartig auch immer die Natur in Afrika dem Europäer erscheinen mag, so bleibt sie sich doch dort mehr gleich; der Bewohner des Kaffernlandes könnte auch an den Küsten der Berberei sich allenfalls in seinem Vaterlande glauben; er würde hier ungefähr dieselben Thiere, dieselben Pflanzen, denselben Himmel wiederfinden. Dagegen welch' eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit in Asien! Welch' eine andere Schöpfung in den weiten mongolischen Steppen, in den blühenden Gärten von Kaschmir, in den heißen Ebenen von Bengalen, in den duftenden Hainen von Ceylon, und wiederum auf den beschneiten Gebirgen Sibiriens und an den Küsten des Eismeeres!

Allein auch außer seiner Lage gab die Natur Asien Vorzüge anderer

Art, wodurch es sich vor Afrika auffallend auszeichnet. Während sowohl der Zugang zu diesem von außen als auch der innere Verkehr seiner Bewohner in gleichem Maaße erschwert ist, wird dagegen der eine wie der andere in Asien ausnehmend erleichtert. Die Meere, die diesen Welttheil umgeben, bilden allenthalben, vorzüglich aber in der südlichen Hälfte, welche von jeher der Wohnsitz der gebildeten Völker war, große Busen, die sich bis tief in das Innere der Länder erstrecken und da, wo sie aufhören, wiederum große Flüsse aufnehmen und den bequemen und sichern Austausch der Erzeugnisse der verschiedenen Länder befördern. Diese Bildung des festen Landes und die gleichmäßige Vertheilung der Ströme ist wahrscheinlich eine Hauptursache, daß sich in dem Innern von Asien, mit Ausnahme der arabischen Halbinsel, die ihrer ganzen physischen Beschaffenheit nach vielmehr dem benachbarten Afrika anzugehören scheint, keine so großen Sandwüsten finden, welche den Verkehr der Bewohner von Afrika so ausnehmend erschweren! Zwar enthält Asien sehr große Steppenländer, aber der Reisende ist in diesen nicht denjenigen Gefahren ausgesetzt, die ihm in den afrikanischen Sandmeeren drohen. Wüsten dieser Art und von ähnlichem Umfange enthält Asien in seinem Innern nur Eine, die Gobi, welche aber nur den Zugang zu dem östlichen Lande, dem eigentlichen China, erschwert, dessen West- und Nordseite sie umgibt.

Den Gegensatz zu Afrika, als dem Süden oder Südwesten der alten Welt, bildet die bei Weitem größere nordöstliche Continental-Hälfte der vereinten Erdtheile Europa und Asien. Dem Herkommen nach denken wir uns diesen fast über die Hälfte des Erdballs hingelagerten Theil der Erdrinde als zweierlei geschiedene Erdtheile, als einen westlichen und einen östlichen, Europa und Asien. Man könnte freilich beim ersten Blicke, welcher keine natürliche Scheidung beider darzubieten scheint, geneigt sein, diese herkömmliche Trennung bloß der Laune der Völker und der Zeiten zuzuschreiben, zumal, da Europa nicht von jeher mit dem heutigen gleiche Grenzen gehabt hat. Wirklich ist auch Asien von Afrika viel sichtbarer durch Meere geschieden und steht mit ihm in fast gar keiner continentalen Verbindung; Europa dagegen macht mit ihm längs des Uralischen Meridiangebirgs bis zum Kaspischen See einen breiten, gemeinsamen Stamm aus, und tritt aus diesem, wie ein Sprößling Asiens, weit gegen Nordwesten vor in den Atlantischen und nördlichen Polar-Ocean. Aber die durch den Gang der Völker- und Menschengeschichte ausgeprägten Benennungen beider Erdräume haben allerdings ihren historischen Hintergrund, der sie durch alle Zeiten hervorhob, und nicht der Zufall hat einen europäischen von einem asiatischen Erdtheile im Natur- und im Völkerleben gesondert. Jedem derselben wird seine Individualität durch ein eigenes inneres System des Zusammenhanges seiner plastischen Gestalten gesichert, welche mehr noch zu Trennungen führen als sondernde Meere.

Doch auch Meerscheidungen, die gegenwärtig immer noch sehr merkliche Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen haben, mögen einst in früheren Jahrtausenden Europa eben so bestimmt von Asien sammt dem schmalen Caucasischen Isthmus gesondert haben, wie Afrika noch jetzt von Asien. Jene unverkennbaren Spuren dieser alten verschwundenen Meeresscheidungen sind auf asiatischer Seite die bis 115 M. unter dem Meerniveau mit Meeressand, Salzseen, Muschelbänken und Meeresproducten überzogene horizontalgleiche Ebene, ohne Hügelland, ohne der Vegetation günstige Erddecke, und daher ohne Quellenreichthum, ohne Rasendecke, ohne Ackerboden, ohne Waldungen, mit dem charakteristisch vorherrschenden salzigen Steppenboden. Auf europäischer Seite dagegen findet man in dessen flacher Osthälfte ein Ansteigen des Niveau's über den Oceanspiegel, seien es Ebenen oder Höhen, von 30 bis höchstens 200 M. durch Ueberlagerungen mannichfaltig wechselnder Erd- und Flötzdecken in Hügelbildungen, Plateauflächen aller Art, mit einem quellen- und humusreichen Ackerboden. Hierdurch mußte das östliche Europa das Land der Ansiedelung der Völker, der festen Wohnsitze werden. Dagegen blieb der dicht angrenzende asiatische Steppenboden zunächst immer die Bühne der großen oder kleinen Völkerwanderungen, und bis heute der Sitz des Nomadenlebens, welches Europa fremd ist.

---

264. Uebersicht der horizontalen und vertikalen Gliederung Asiens.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Die wagerechte Gliederung.

Der Stamm des Erdkörpers, abgesehen von seinen Gliedern, bildet ein großes Trapez, dessen nördliche, mit dem Polarkreise parallel laufende Seite die kürzeste, die südliche von der Landenge von Suez bis in den Golf von Tunking die längste ist. Dieses Trapez enthält ⁴/₅ des Erdtheiles, so daß nur ¹/₅ auf die Glieder kommt, die also vom Stamme weit übertroffen werden, obgleich sie selbst zusammengenommen noch dem Flächen-Gehalte Europa's fast gleich kommen. Die Gliederung ist (wie in Europa) bei Weitem am stärksten im Süden durch die drei großen Halbinseln: Hinter-Indien, Vorder-Indien, Arabien, zusammen 131,000 □-M., unendlich geringer im Osten: das Tschuktschen-Vorland, Kamtschatka, Korea, zusammen 14,000 □-M.; noch unbedeutender im Westen, wo die einzige Halbinsel Klein-Asien (10,000 □-M.) die Brücke der Cultur nach Europa bildet, und am geringsten im Norden, wiewohl auch hier noch durch tiefe Einschnitte des Meeres ins Land eine reichere Gliederung in Landzungen und Caps ent-

steht, als an der einförmigen Küste Afrika's. Der ganze Erdtheil hat die absolut-größte Küsten-Entwickelung, und eine relativ-größere hat nur Europa. Bei Asien ist daher der Stamm über die Glieder noch weit vorherrschend, und daher die höher gesteigerte Cultur der Glieder noch größtentheils von der gemeinsamen Continentalmitte ausgeschlossen geblieben; bei Europa dagegen konnten die Glieder ihre früher gesteigerte Cultur eher der Mitte des Erdtheils mittheilen, und das Ganze früher harmonisch ausgleichen wie in Asien.

Dieselben Seiten Asiens, welche sich der bedeutendsten Erweiterung des Stammes durch Halbinseln erfreuen, haben auch die größte oceanische Erweiterung durch vorliegende Inseln erhalten, die an der Süd- und Südostseite größer ist, als sonst irgendwo auf der Erde. Die Inseln haben zusammengenommen ungefähr den halben Flächeninhalt der asiatischen Halbinseln (72,000 □-M.), kommen also auch der Hälfte des europäischen Areals fast gleich.

II. Die senkrechte Gliederung.

a. Das Hochland.

Das kolossale Hochland, welches den Stamm Asiens bildet, zerfällt in zwei Terrassen von sehr ungleicher Höhe und Ausdehnung: a) eine größere und höhere, östliche oder das Hochland von Hinter-Asien mit einer durchschnittlichen Meereshöhe von 2600—3200 M. und einer Ausdehnung, die einem Drittheil des gesammten Erdtheiles gleichkommt; b) eine kleinere und niedere westliche Terrasse oder das Hochland von Vorder-Asien (einschließlich des Plateau-Systems von Iran), welches nur 1200 M. mittlerer Meereshöhe hat. Jenes wird natürlich ein weit rauheres Klima haben als dieses. Die Figur des östlichen Hochlandes ist, ähnlich der des Erdtheiles selbst, die eines unregelmäßigen Trapezes, die des westlichen ein langgedehntes Rechteck. Beide Terrassen werden durch das Alpengebirgsland des indischen Caucasus oder Hindu-Khu verbunden, welches Mittelglied (ein Gebirgs-Isthmus in großartigem Maßstabe) zwischen dem Osten und Westen Asiens, selbst fast gar nicht überstiegen und nicht unterjocht von außen, in seiner ursprünglichen Selbständigkeit geblieben ist, als die eben hierdurch merkwürdigste und doch leider so wenig bekannte Gebirgsmitte des Erdtheils.

Das centrale Hochland wird gegen Süden von einzelnen insularischen Hochländern von geringerer Ausdehnung und Höhe gleichsam trabantenartig umlagert. Von den drei südlichen Halbinseln Asiens hat die östlichste, die hinter-indische, kleinere Hochländer niedriger Art, die beiden andern aber bedeutende, von denen das eine, das milde Plateau von De-

than, dem östlichen Hochlande, das andere, Arabien, dem westlichen Hochlande vorgelagert ist. Durch diese doppelte Form des Hochlandes, des centralen und des isolirten, in Verbindung mit den zwischen beiden liegenden großen Tiefländern, erhielt die verticale Gliederung Süd-Asiens eine außerordentliche Mannichfaltigkeit.

b. Das Tiefland.

Wie das Hochland Asiens, so zerfällt auch das Tiefland, welches etwas mehr als ein Drittheil des Erdtheils ausfüllt, in zwei an Ausdehnung ungleiche, an Höhe der Erhebung natürlich weit weniger ungleichartige Theile: a) das innere, der continentalen Seite angehörende Tiefland, welches Sibirien und die Bucharei enthält; b) das äußere, der oceanischen Seite zugekehrte (oder pelagische) Tiefland, wozu das chinesische und indochinesische, das hindostanische am Ganges und Indus und das mesopotamisch-babylonische am mittlern und untern Euphrat und Tigris gehört.

Diese sechs Tiefländer Asiens stehen untereinander in fast gar keiner Verbindung und sind sehr mannichfach zwischen die andern Formen gestellt und gruppirt. Auf die Entwickelung der großen Staaten Asiens, die mit ihren Residenzen großentheils in diesen, in die unteren Stromläufe übergreifenden Tiefländern ihre Wiege und Entfaltung gewannen, konnten sie nicht ohne Einfluß bleiben.

Das große chinesische Tiefland, zwischen dem Ocean und dem Ostrande Hoch-Asiens, bildet die wasserreichste und bevölkertste Kornkammer der Erde. Das Indo-Chinesische, zwischen den Meerbusen von Tunking und Siam, von allen übrigen der Erde abgesondert, nur zur Malaien-Welt des vorliegenden Archipels geöffnet und ihr bequem zugänglich, ist mit seinem Uebermaß von Wasserreichthum ein wahrer Reisboden, mit allen begleitenden Erscheinungen dieser Sumpfcultur. Das hindostanische Tiefland, zwischen dem Bengalischen Golf und dem Indo-Persischen, von zweierlei Stromsystemen durchschnitten, Ganges und Indus, wird von dreierlei Plateauhöhen überragt und begrenzt, der Tibetanischen, der von Ost-Iran und von Nord-Dekhan. Es liegt außerhalb der Tropen, aber ihnen dicht benachbart, um alle Vortheile ihrer Naturfülle zu genießen, ohne ihre Nachtheile zu empfinden; daher ist es das reichste an Naturgaben aller Art, mit einer dichten Bevölkerung, wie das Chinesische, mit Monumenten-Reichthum durch ein chronologisch weit hinauf blühendes Völkerleben, eine der reichsten Kornkammern der Erde. Nur die westliche Hälfte ist theilweise von Flugsandwüsten durchzogen, ähnlich denen der Sahara, aber in weit geringerem Maßstabe: die gangetische Seite ist überall die fruchtbarere. Das syrisch-arabische Tiefland, im Osten vom innersten Winkel des persischen Meerbusens be-

grenzt, im Weſten vom ſyriſchen Gebirgsparallel, im Süden vom arabiſchen Nedſched, im Norden vom Südrande Hoch-Aſiens überragt, wird in der nördlichen Hälfte vom Euphratſyſteme bewäſſert, in der ſüdlichen waſſerarm, iſt es nur zum Theil ſo günſtig gelegen wie das indiſche.

Das chineſiſche und hinter-indiſche (indo-chineſiſche) Tiefland ſind beide, durch ihre Stellung gegen den unermeßlich vor ihnen ausgebreiteten, offenen Oſt-Ocean, oceaniſche Niederungen zu nennen; das vorder-indiſche und ſyriſch-arabiſche, die nur an innere Meeresgolfe ſtoßen und von doppelten Plateauſyſtemen mit ihrem Trockenhimmel überragt werden, muß man, im Gegenſatz zu jenen, ſchon mehr zu den Formen continentaler Niederungen rechnen. In ihnen herrſcht nicht mehr die feuchte Meeresnatur wie dort vor, und dadurch ſind alle Bildungen in Luft, Pflanzen- und Thierwelt bedingt wie das Leben der Völker. Die letzte dieſer Niederungen iſt ſogar in ihrer ſüdlichen Hälfte, obwohl noch außerhalb des Wendekreiſes liegend, ſchon völlig der Sahara gleich und hat, verſchieden vom aſiatiſchen Continent, den größten Antheil genommen an dem Glutklima des gegenüberliegenden Afrikas, an deſſen Waſſerarmuth und Productionen.

Das nordiſche, ſibiriſche Tiefland iſt das größte des Erdtheils (mehr als ⅓ desſelben) und findet in dieſer Hinſicht ſeines Gleichen nur noch in den koloſſalen Depreſſionen der neuen Welt Amerikas und Auſtraliens: denn es iſt in der ganzen Länge des Erdtheils von Weſten nach Oſten dem centralen Hochlande vorgelagert, vom Ural im Weſten bis zur Ochozki'ſchen Bucht im Oſten, mannichfach von den koloſſalen Nordſtrömen durchſchnitten, nur im ſüdlichſten Gürtel wirthbarer, culturfähiger Boden. Die nördliche Hälfte iſt zum Theil keiner Cultur fähiger Moraſt- und Sumpfboden und Felsfläche mit Polarklima; aber die Form der Niederung iſt hier doch Wohlthat für den Erdtheil, denn ein arktiſches Hochland würde hier die polare Natur nur verdoppeln und die feuchte Meerestemperatur, welche die trockene Kälte des Continentalklima's mildert, der ſibiriſchen Niederung fehlen. Wollen wir uns einen Länderraum Aſiens denken, der am wenigſten dem orientalen Charakter dieſes Continentes und der Mannichfaltigkeit ſeiner Oberflächen-Entwickelung entſpricht, ſo iſt es dieſes Nord-Aſien, das, ſeiner koloſſalen Depreſſion nach, Amerika in jeder Hinſicht verwandter iſt, als dem übrigen Aſien. Dieſes Tiefland tritt gänzlich aus der Individualität des übrigen Aſiens heraus und gehört eigentlich ganz dem großen Polarlande der Erde an, das keine Differenz der Erdtheile mehr kennt, und in eng zuſammengerückter Nähe, durch die drei Erdtheile hindurch, die polare Scheitelfläche der am meiſten abgeplatteten Seite des Planeten umlagert und in allen phyſikaliſchen wie organiſchen Erſcheinungen dieſe große Einheit bewährt.

Das buchariſche Tiefland endlich liegt in der Mitte von allen, von den Doppelſtrömen Gihon und Sir, den waſſerärmſten aller aſiatiſchen,

theilweise durchzogen und durch den Ural- und den Kaspischen See im Westen und Nordwesten begrenzt, die sich selbst in immer engere Grenzen zurückzuziehen scheinen, so daß die Domaine dieses Tieflandes, das in der großen Erdsenkung der alten Welt liegt, dagegen wachsen mußte. Es stößt an keinen Ocean, es ist die continentalste Niederung von allen, zwischen den West- und Nordrändern der breiten hohen Plateaus von Tibet und Iran. Es ist die Uebergangsform von Asien nach Europa, die, zwischen dem Südfuß des Ural und dem Nordabfall des Caucasus, das große Thor der Völkerwanderung von Asien nach Europa bildet. Die eigene Armuth des bucharischen Tieflandes, umgeben von allen Seiten mit dem Reichthum der Natur und der Civilisation, führte von jeher seine Bewohner zu steter Ueberschreitung dieser Naturgrenzen des nur, mit Ausnahme weniger Oasen, für Nomadenleben geeigneten Steppenlandes, aus dem sie sich heerdenweise nach allen Richtungen fortschoben; während ihre östlichen und südlichen Nachbarn, Mongolen, Chinesen, Hindu, Perser, in ihrer Heimat zu mehr stationären Völkern festwurzelten und sich ausbildeten.

Somit enthält Asien eben so sehr das Maximum der Contraste in der Bodengestaltung, wie Afrika das Minimum oder die größte Einerleiheit. Denn wo auf der Erde findet sich eine solche Zusammendrängung aller verticalen Hauptformen: des Hoch- und Tieflandes, des Tafel-, Alpen- und Stufenlandes, der Randgebirge und Plateauketten, die ihre Wasserschätze nach entgegengesetzten Meeren entsenden, mit mächtig entwickelten Vorländern u. s. w.? Insbesondere hat der Westen des Erdtheils oder Vorder-Asien die höchste Steigerung räumlicher Entwickelung unseres Planeten überhaupt aufzuweisen: die größte wagerechte und senkrechte Gliederung auf einem Raume zugleich. Dieser Raum vereinigt nämlich den caucasischen Isthmus, das Plateau Armeniens, das Tafelland Klein-Asiens, das syrisch-arabische Tiefland, das syrische Küstengebirge und das arabische Hochland. Die reiche wagerechte Gliederung desselben aber wird durch fünf große, das Land unterbrechende und in dasselbe zum Theil tief eindringende Meeresstrecken bewirkt, die eben so viele maritime Bahnen des Völker-Verkehres wurden: den persischen und arabischen Busen, welche die Hauptstraßen des Welt-Verkehrs zwischen Indien einerseits, Babylonien, Aegypten Palästina, Phönizien andererseits bildeten, das Aegäische Meer, welches die Westküste Asiens mit den Küstenländern des Mittelmeeres in Verbindung brachte, den Pontus, der den Osten Europa's zugänglich machte und mit einem Kranze blühender Colonieen umgeben war, das Kaspische Meer, ehemals von größerer Bedeutung für das vordere und centrale Asien als jetzt. Diese so vielfache Berührung und so vollkommene Ausgleichung der starren und flüssigen Form, des continentalen und maritimen Charakters fällt zusammen mit der räumlichen und Cultur-Mitte der alten Welt, mit dem Maximum der Annäherung der drei Erdtheile, mit der Heimat der

wichtigsten älteren Cultur-Völker, der Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Aegypter, in deren Mitte Palästina lag und deren Kreis im Nordwesten zunächst durch Land- und Wasserbrücken nach Hellas hinüberreicht.

c. Die Stromsysteme.

Die centrale Stellung des Hochlandes, namentlich des östlichen und die große Verbreitung desselben durch den Erdtheil in Verbindung mit der bedeutenden absoluten Höhe der Randgebirge, die auch in den wärmeren Gegenden noch in die Region des ewigen Schnees hineinragen, bewirkt, daß sich zahlreiche und reichhaltige Wassersysteme nach allen Richtungen hin in die Tiefländer hinabstürzen und diese bis in die weitesten Fernen befruchten konnten. Wie Mittel-Europa nach allen Seiten hin von seinem Alpensysteme Bewässerung empfängt, so in unendlich größerem Maßstabe Asien von seinem in ähnlicher Richtung den Erdtheil durchziehenden centralen Hochlande. Amerika hat zwar einen noch größern Wasserreichthum und einzelne noch ausgedehntere Stromgebiete, aber die Vertheilung dieser Wassermasse folgt mit wenigen Ausnahmen nur einer Richtung, der nach Osten oder Südosten.

Eine Erscheinung, welche fast nur den asiatischen Wassersystemen eigenthümlich ist, sind die Doppel- oder Zwillingsströme, welche von derselben Höhe aus dichtbenachbarten Quellgegenden kommen, Anfangs nach divergirenden Richtungen sich trennen, wie wenn sie sich fliehen wollten, dann aber plötzlich convergente Richtungen einschlagen und sich wieder nähern, um als Parallelströme, wie Gihon und Sir und die beiden chinesischen (annähernd auch der Ob und Jenisei), oder ganz vereinigt, wie Ganges und Brahmaputra, Euphrat und Tigris, Ob und Irtisch, durch gemeinschaftlich gebildete Deltaländer dieselbe Mündung zum Meere zu erreichen. Diese Verdoppelung der Wasserrinnen statt einer einzigen hat eine entsprechende Verdoppelung aller Naturformen zur Folge und ist besonders ersprießlich für die Entwickelung des Natur- und Völkerlebens. Die Gebiete dieser Doppelströme, mit Ausnahme derjenigen im unentwickelten Norden, sind die Sitze der ältesten Staatenbildung und des frühesten Culturlebens geworden.

265. Asiens ethnographische Zweitheilung.

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Asien ist vorzugsweise von Völkern mongolischer und caucasischer Race bewohnt, und zwar gehört jenen (57 %) im Allgemeinen der Norden und Osten, diesen (39 %) der Süden und Westen des Continents, jenen also

die weniger günstig, ja, dürftig ausgestattete, wenn auch größere Hälfte desselben, diesen dagegen die kleinere, aber glücklichere und begabtere. Darin liegt eine der wesentlichsten Bedingungen für die ethnographische Verschiedenheit Hinter- und Vorder-Asiens. Gehören aber auch die Völker im Norden des Himalaya und des Nordrandes von Iran fast ausschließlich der mongolischen Varietät an, so haben doch mongolische Völkerschaften auch im Süden jener Grenze und in den Ländern Vorder-Asiens mehrfach festen Fuß gefaßt. Die Unwirthbarkeit ihrer eigenen hohen, kalten, hinter-asiatischen Urheimat trieb, die reiche Natur der benachbarten Südlande lockte sie aus jener in diese, um sich hier mit dem Schwert in der Hand ein glücklicheres Loos zu erkämpfen. Auf diese Weise haben fast alle namhaften Völker Hinter-Asiens Stammeszweige nach dem Süden und Westen verpflanzt, nur die gleichfalls der mongolischen Varietät angehörigen Völker der glücklicher ausgestatteten und natürlich isolirten südöstlichen Küstenlande nicht. Ihnen fehlte zu solchen kriegerischen Uebersiedelungen der Anreiz sowohl, der jene in Bewegung setzte, als die leichte Ausführbarkeit derselben; ihnen scheint eben deshalb vielmehr die Rolle der Abwehr als des Angriffes zugewiesen zu sein, und es ist erklärlich, wie sie durch diese von der Landes-Natur begünstigte Aufgabe zur vollkommensten, durch Culturmittel gesteigerten Abschließung selbst gegen die stammverwandten Nachbarn geführt worden sind.

Die ethnographische Theilung Asiens in einen mongolischen Nordosten und einen caucasischen Südwesten erleidet aber eine zweifache wiewohl unbedeutende Einschränkung. Denn entschieden malaiische Völkerschaften (3 %) sind im ausschließlichen Besitz der dem Erdtheil zugehörigen südöstlichen Inselwelt, und im äußersten Nordosten, an der Behrings-Straße, hausen Stämme, deren leiblicher und sprachlicher Typus sie den nachbarlichen amerikanischen unmittelbar anreiht. Auf diese Weise scheint nur die äthiopische Race in Asien keine Repräsentanten zu haben.

Asien beherbergt sämmtliche Nationen des finisch-japanischen Stammes ausschließlich. Sie bewohnen im Allgemeinen den Südosten des Erdtheils und bilden fast die Hälfte (48 %) der Gesammtbevölkerung. Im Nordwesten derselben nimmt das weite Gebiet des tatarischen oder hoch-asiatischen Stammes den ganzen übrigen Theil Hinter-Asiens ein, und reicht nordwärts in die sibirischen Tieflande, ja, im östlichen Theile derselben bis in die Polar-Zone hinein. Der ugrische oder tschudische Stamm, dessen Ursitze wahrscheinlich gleichfalls in Hinter-Asien und zwar am Nordrande des Hochlandes zu suchen sind, ist muthmaßlich durch die kriegerischen Wanderungen des vorgenannten Stammes in der Mehrzahl seiner Zweige nach Europa hinübergedrängt worden, wo die meisten und die ansehnlichsten der west-tschudischen Völker eine neue Heimat gefunden haben, während andere schwächere Zweige dieses Stammes, namentlich die ost-sibirischen und samojedischen Völker, in den äußersten Norden versprengt sind.

Unter den Völkern indisch-europäischen Stammes gehört die Sanskrit-, persische und caucasische Familie dem Continente ganz ungetheilt und, wie der syrische (west-aramäische) Zweig der großen semitischen Familie ausschließlich an, während der arabische nur zum größeren Theile in Asien heimisch geblieben und der hebräische nach allen Welteuden versprengt worden ist.

Es ergibt sich also, daß Asiens Bevölkerung, die malaiischen Bewohner mit gerechnet, fünf, oder — wenn die Tschuktschen den amerikanischen Völkern zugezählt werden — sechs verschiedenen Haupt-, Volks- und Sprach-Stämmen und einer viel größeren Zahl von sprachlich und nationell gesonderten Völkern und Volkszweigen angehört. Hierbei drängt sich die doppelte Bemerkung auf, daß die zahlreichsten Stämme zugleich am gedrängtesten wohnen, während die schwächeren, namentlich die tatarischen und tschudischen, zugleich die weitesten Verbreitungs-Sphären einnehmen, und daß die durch natürliche Isolirung an westlichen Auswanderungen verhinderten Länder (Japan, China, Indien) am dichtesten bevölkert sind. Während Hoch-Asien seine Völker-Wellen über West-Asien ausschüttete, und dies seinerseits die von dort empfangenen Einwanderer mit den eigenen Söhnen weiter westwärts nach Europa und Afrika entlassen konnte, blieben jenen Südost-Landen solche Ausflutungen fremd; sie empfingen vielmehr fort und fort neue Völkerströme und dadurch, wie durch ihre günstigen Natur-Verhältnisse, eine so gedrängte Bevölkerung, wie sie den übrigen Ländern Asiens, ja, vielen europäischen durchaus fremd ist.

Diese zahlreicheren, gedrängter wohnenden Völker, die Japaner, Chinesen, Indo-Chinesen, Tibetaner, Hindu, sind zugleich die ansässigen, cultivirteren. Bei der Mehrzahl der tatarischen und tschudischen Völkerschaften, sodann auch bei den Arabern, Kurden und mehreren Nationen der caucasischen Familie ist dagegen die nomadische oder halb-nomadische Lebensweise die vorwaltende. Wenngleich die einen oder die anderen hier und da, unter russischem und chinesischem Einflusse, zu einem ansässigen Leben übergegangen sind, so scheint doch die Mehrzahl derselben, durch die Natur ihrer Heimatlande, für immer zu einem schweifenden Dasein bestimmt zu sein, welches durch die Thiere, mit denen sie verkehren, für die südlichen Nomaden durch das Kameel, das Pferd und andere Hausthiere, für die nördlichen durch das Rennthier und den Hund, eigenthümlich gestaltet wird. Wiewohl Jagd und Fischfang für alle nordischen Nomaden von großer Bedeutung sind, so gibt es doch eigentliche Jäger- und Fischervölker nur im äußersten Norden, am untern Ob, an der Behrings-Straße und auf den kurilischen und aleutischen Inseln, so daß hier nicht bloß stammlich und sprachlich, sondern auch durch die Lebensweise eine Uebereinstimmung mit den polarischen Völkerschaften des benachbarten amerikanischen Continents Statt zu finden scheint. Das Innere der süd-asiatischen Gebirge, des Himalaya, des Dekhan, des malaiischen Archipelagus &c., beherbergt außerdem noch eine sehr ansehn-

liche Zahl von Völkerschaften, die unter der Gunst ihrer heimatlichen Natur weder den ansässigen noch den nomadischen Völkern zugezählt werden können, weil sie weder den Boden bauen, auf dem sie selbst vegetiren, noch Heerden treiben, noch zur Fristung des Daseins mit Nothwendigkeit auf den rüstigen Kampf mit den Geschöpfen der Wälder und Gewässer hingewiesen sind.

---

a. Nord-Asien.

266. Die Völkerstämme in Sibirien.

(Nach Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Ferd. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, und G. Hartwig, Der hohe Norden, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

a. Die sibirischen Tataren.

Dieselben sind in alter Zeit in jene Gegenden eingezogen, welche ursprünglich von den Samojeden (s. S. 140) und den Finnen besetzt gewesen sind und haben sich mit ihnen in mannichfacher Weise vermischt. Diese Tataren, die theils ansässig sind, theils nomadisiren, zerfallen in 3 Gruppen: 1) Die Tataren von Tobolsk und Tomsk, 2) die Tataren von Jeniseisk und 3) die weißen Kalmüken des Gouvernements Tomsk, welche ursprünglich Kalmüken waren, gegenwärtig aber ganz tatarisirt worden sind.

b. Die Tungusen.

Gar seltsam ist die Geschichte der Tungusen, denn zur selben Zeit, wo ein Theil ihres Stammes — die Mandschu — das ungeheure China erobert, sehen wir den andern, nachdem er bereits über den größten Theil Ost-Sibiriens sich ausgebreitet, und Jakuten und Tschuktschen vor sich hergejagt, von den mächtigeren Russen unterjocht werden. Im Jahre 1640 stoßen die Kosaken zum ersten Mal auf die Tungusen, und 1644 besteigt der erste Mandschu-Kaiser den chinesischen Thron. Derselbe Stamm, der hier fast den dritten Theil des Menschengeschlechts bezwingt, wird dort von einigen Abenteurern bezwungen. Freilich die Tungusen hatten nur Bogen und Pfeile, die Kosaken aber Flinten und Kugeln!

In Bezug auf ihre geistige Entwickelung finden wir unter den Mandschu und den sibirischen Tungusen dieselbe Verschiedenheit, wie in ihrem äußern Glück. Erstere bilden eine merkwürdige Erscheinung in der Culturgeschichte; vor nicht dritthalbhundert Jahren waren sie noch Nomaden, wie ihre nordischen Brüder, und konnten weder lesen noch schreiben; gegenwärtig aber haben sie schon eine reiche Literatur und ihre Sprache wird am Hofe zu Peking gesprochen. Die Tungusen hingegen, unterdrückt und in Armuth versunken,

sind noch eben so roh und unwissend, als zur Zeit, wo die Kosaken ihre erste Bekanntschaft machten. Zwar sucht die russische Regierung die Nomaden längs den Ufern der großen, fischreichen Flüsse anzusiedeln und versieht sie mit den zur Fischerei erforderlichen Geräthschaften. Doch nur die äußerste Noth vermag den Tungusen zu bestimmen, dem freien Waldleben zu entsagen; denn er ist Nomade mit Lust und Leidenschaft und behauptet, es gäbe keinen größern Fluch, als stets auf demselben Fleck, wie ein Russe oder ein Jakut, zu leben. Durch seine Sorglosigkeit und Heiterkeit, sein schnelles, flinkes Wesen, seine Gewandtheit und Anmuth, seinen liebenswürdigen Witz und frohsinnigen Humor zeichnet er sich vortheilhaft vor den andern sibirischen Stämmen, dem finstern Samojeden, dem schwerfälligen Ostjaken, dem sauertöpfischen Jakuten aus, und wird daher auch „der Franzose der Tundra und des Fichtenwaldes" genannt. Seine Kleidung stimmt zu seiner Beweglichkeit und trägt zugleich seine Eitelkeit zur Schau. Er hüllt sich nicht in schwerfällige Rennthierpelze ein, sondern trägt einen schmal zugeschnittenen Frack aus Rennthierfell, gewöhnlich mit Glasperlen, Tuchstreifen, Pferdehaaren reichlich ausgeschmückt und so eng, daß er nur mit Mühe zugeknöpft werden kann, denn die tungusische Mode erheischt, daß die Brust offen stehe, um die perlenverzierte Brustbedeckung zu zeigen. Auf dem Kopfe trägt er eine kleine tatarische Mütze, von lauter Perlen flimmernd. Die kurzen Kniehosen wie auch die Schuhe sind ebenfalls mit Perlstreifen versehen. Ueber der Schulter hängt ein Perlengehänge mit Beutel für Feuerzeug. Reitet der Tunguse auf dem Rennthiere durch den Wald (er sitzt so stolz darauf, daß beide Theile wie für einander geschaffen scheinen) oder jagt er dem Wilde durch die Moräste nach, so legt er natürlich Manches von seinem Schmuck bei Seite und zieht seine langen, wasserdichten Stiefel an, die mit warmem Fischfett getränkt werden, welches zu diesem Zweck in den Mund genommen und fein vertheilt zwischen den Zähnen über das Leder gesprudelt wird. Zur Jagd gebraucht der häßliche kleine Mann, mit der hervorstehenden Kinnlade und den tätowirten bogenförmigen Verzierungen im gelben Gesichte, vor Allem ein Paar Schneeschuhe, kahnförmig gestaltet und mit aufwärts gekrümmten Spitzen. Mit ihrer Hülfe fliegt er pfeilschnell über die blendend weiße Fläche dahin, während die wilden Thiere mit gespaltenen Hufen in den tiefen Schnee einsinken. Er schützt, wie der Jakute, sein Auge durch ein zierlich geflochtenes und engmaschiges Netz aus schwarzen Pferdehaaren gegen den verderblichen Widerschein. Die Gefahren, mit denen die Jagd verknüpft ist, auch wohl die öftere Erfolglosigkeit derselben veranlassen den Tungusen auch zuweilen zum Fischfang, der mit viel größerer Sicherheit zu ihrem Lebensunterhalt beiträgt. Einen weitern Gegenstand ihres Unterhalts bildet der Fang wilder Wasservögel, die sich in diesen Einöden an Seen und Flüssen in großer Menge einfinden. Wie bei den Ostjaken und Samojeden wird auch bei den Tungusen das Weib als eine Waare betrachtet. Der Vater gibt seine Toch-

ter für 20—100 Rennthiere in die Ehe oder der Bräutigam muß sie, wie einst Jakob seine Rachel, durch eine längere Dienstzeit abverdienen. Sie lieben es nicht, ihre Todten zu beerdigen, sondern legen sie in ihren Staatskleidern in große Kisten, die sie zwischen zwei Bäumen aufhängen. Der Jagdapparat des Hingeschiedenen wird unter der Kiste begraben. Keine Feierlichkeiten finden dabei Statt, außer wenn ein Schamane sich gerade in der Nähe befindet, wo dann ein Rennthier geschlachtet wird, welches der Zauberer und die Hinterbliebenen sich gut schmecken lassen, während die Geister am Geruch des verbrannten Fettes sich laben.

Wie alle andern sibirischen Nomaden besuchen die Tungusen, wenigstens ein Mal im Jahre, die verschiedenen Messen, die hier und dort auf ihrem ungeheuren Wandergebiet gehalten werden. Der Tunguse soll den Branntwein so leidenschaftlich lieben, daß er nicht selten nach dem ersten Schluck seinen ganzen Pelzvorrath gegen ein Glas desselben, und für ein zweites gern auch sein letztes Oberkleid hingibt. Auch der bestimmte Ort, wohin sie im December ziehen, um ihre Kopfsteuer (2 Silberrubel von den 18—50 Jahre alten Eingeborenen) zu zahlen, nennen sie „Jahrmarkt", weil außer den Steuereinnehmern sich auch Kaufleute einfinden, um von den Tungusen Pelzwerk gegen Getreide einzuhandeln.

Viele Tungusen sind getauft, aber sie haben die Gebräuche, den Glauben und sogar die Namen aus dem Heidenthume beibehalten; sie machen zwar in den Capellen die religiösen Ceremonien der Russen mit, fallen aber, sobald sie sich von ihnen getrennt haben, wieder in ihre heidnischen Gebräuche des Schamanenthums zurück, das sich bei keinem Volke Sibiriens so unverfälscht erhalten hat.

c. Die Jakuten.

Die Jakuten sind größtentheils Nomaden, die erst in der neuesten Zeit das Schamanenthum mit dem griechischen Christenthum vertauscht haben, aber noch an vielen heidnischen Gebräuchen hängen. Sie sind eigentlich ein Hirtenvolk, dessen vornehmster Reichthum in Pferden und Hornvieh besteht; durch den Ueberfluß an Pelzthieren in ihren endlosen Wäldern wurden sie aber auch Jäger und treiben die Jagd mit unermüdlichem Eifer und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. An Entsagungen aller Art gewöhnt, scheinen sie ganz unempfindlich gegen die Kälte und können den Hunger bis auf einen fast unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus gekochtem oder durch den Winterfrost getrockneten Pferde- und Rindfleisch; vom Brode haben sie keinen Begriff. Ihr größter Leckerbissen ist Fett, das sie, roh und geschmolzen, frisch und verdorben, im größten Uebermaße verzehren können. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich gern scharfen Tabak und versetzen sich dadurch,

daß sie den Rauch verschlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie haben zweierlei Wohnungen: im Sommer bewegliche, kegelförmige Zelte von mit Birkenrinde bedeckten Stangen, im Winter die warmen Jurten. Dies sind von dünnen Balken in Form einer abgestumpften Pyramide erbaute Hütten, die außen mit Rasen, Lehm und Gras dick belegt sind, und denen zwei viereckige, im Winter mit Eisplatten verschlossene Oeffnungen als Fenster dienen. Längs den Wänden, an denen die Kleidungsstücke, Waffen und der wenige Hausrath hangen, sind breite Sitze erbaut, die Nachts auch als Schlafstätten dienen. In der Mitte, näher der Thüre, befindet sich eine Art mit einem Schornstein versehener Heerd, auf dem ein unaufhörliches Feuer brennt. Die Kühe sind in ähnlich erbauten Schuppen untergebracht, werden aber auch wohl bei zu strenger Kälte in die Jurte aufgenommen; die Pferde dagegen bleiben unter freiem Himmel und müssen sich ihre kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervorscharren. Die Jurten stehen meistens einzeln, da der Jakute vermöge seines ernsten, verschlossenen Charakters die Einsamkeit liebt. Ihre Gesänge sind ungemein monoton und spiegeln den ganzen Charakter dieses düstern, ungeselligen und verschlossenen Volkes ab.

d. Die Tschuktschen und die Korjaken.

Die Tschuktschen bewohnen den äußersten nordöstlichen Winkel des asiatischen Festlandes, südlich bis zum Flusse Anadyr, auf dessen rechter Seite die Korjaken (von Kora = Rennthier) umherstreifen. Sie sind im Grunde ein Volk mit sehr verwandter Sprache und denselben Sitten. Zu unterscheiden sind die ansässigen oder Küsten-Tschuktschen, welche sich hauptsächlich vom Fischfange ernähren, und die nomadisirenden oder Rennthier-Tschuktschen, welche mit ihren Rennthierheerden im Innern des Gebietes umherziehen. Beide stehen in gutem Vernehmen mit einander und die Ersteren liefern den Andern Walfischfleisch und Rippen, Walroßriemen und ihren größten Leckerbissen, den Thran, und erhalten dagegen von diesen Rennthierfelle und schon fertige Kleider. Die Hütten der sitzenden Tschuktschen haben die Gestalt eines unregelmäßigen Kegels. In der Spitze ist ein Loch zum Abzug des Rauches angebracht, an der Südseite eine mit Fell verhängte Oeffnung als Eingang; an der Nordseite steht innen ein zweites, viereckiges, niedriges Zelt aus doppelten Rennthierfellen, welches das eigentliche Wohn- und Schlafgemach ist. In einer solchen Jurte von gegerbten Rennthierfellen wohnen in der Regel mehrere Familien beisammen, daher auch das Innere der größeren durch herabhängende Felle in mehrere Abtheilungen zerfällt. Die Seehunde fangen sie in aus Riemen verfertigten Netzen, die sie unter das Eis auslegen, oder sie machen Jagd auf dieselben, indem sie, um unbe-

merkt auf dem Schnee zu bleiben, ganz weiß gekleidet, sich in die Nähe der Luftlöcher legen, bei denen die Thiere herauskommen und sich zu sonnen pflegen, und immer näher heran kriechen, bis sie den sorglosen Seehund mit dem Spieße erreichen. Den Wölfen stellen sie auf eine sehr sinnreiche Art nach; sie spitzen nämlich ein starkes Stück Fischbein an beiden Enden zu und verbinden es durch einen Faden zu einem Ring, diesen begießen sie mit Wasser, bis sich eine feste Eiskruste um denselben bildet, welche das Fischbein in seiner runden Form zu halten vermag. Darauf durchschneiden sie den Faden, bestreichen das Ganze dick mit Fett und werfen es den Wölfen als Lockspeise aus. Diese verschlingen es gierig, die Eisrinde thauet auf und das zurückschnellende Fischbein erstickt die Thiere. Dies Mittel soll selten fehlschlagen. Das Walroß ist ihnen fast von gleichem Nutzen, wie dem Nomaden das Rennthier. Das Fleisch und der Speck dienen ihnen zur Nahrung, der letztere in Ermangelung des Holzes, gleich dem Thrane, auch zur Erwärmung und Erleuchtung ihrer Wohnungen. Das Fell gibt dauerhafte Riemen zum Aufspann und feste Stiefelsohlen. Aus den Eingeweiden werden leichte, wasserdichte Ueberkleider für den Sommer, und aus den Sehnen eine Art sehr dauerhaften Zwirns verfertigt. Endlich liefern ihnen die großen Hauzähne des Walrosses das herrlichste Elfenbein, aus welchem sie mit vieler Mühe eine Art schmaler, langer Trinkgeschirre verfertigen. Auch bedienen sie sich dieser Zähne wegen ihrer außerordentlichen Härte als Brechstangen, vorzüglich aber sind sie ein Hauptgegenstand für den Tauschhandel mit den Rennthier-Tschuktschen, die sie den Russen zuführen. Die ansässigen Tschuktschen fahren mit Hunden, die jedoch klein und schwächlich sind, und spannen deren vier in eine Reihe. Bei diesen sowohl als bei den nomadisirenden scheint eine Art Leibeigenschaft zu bestehen. Man findet nämlich bei den wohlhabenderen ganze dienstthuende Familien, die sich nicht entfernen dürfen, kein Eigenthum besitzen, von ihrem Herrn ernährt und gekleidet werden und ganz von seiner Willkür abhangen. Wahrscheinlich sind es Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen. Gleich den meisten Völkern Nordasiens hangen die Tschuktschen und Korjaken dem Schamanismus an. Der Schaman, der in der Regel ein in Taschenspielerkünsten erfahrener Mann sein muß, befaßt sich vornehmlich mit der Heilung von Krankheiten, mit Wahrsagen u. s. w.

Alle Nahrungsmittel der Tschuktschen sind dem Thierreiche entnommen. Das gewöhnlichste ist abgekochtes Rennthierfleisch mit Seehundsfett oder Thran; zu den beliebtesten gehört das Fleisch des Eisbären und die Haut des Walfisches, welche mit einer daran gelassenen Schicht Fleisch roh gegessen wird. Die Fleischbrühe wird, erst völlig erkaltet und meist noch mit Schnee vermischt, als durststillendes Getränk aus hölzernen Schalen durch kleine Röhren von Rennthierknochen eingesaugt. Fische gelten nur als Nothbehelf. Salz verschmähen sie ganz bei ihren Speisen. Merkwürdig ist es auch, daß

sie dieselben fast ganz kalt genießen und zum Nachtisch gewöhnlich noch ein großes Stück Eis.

e. Die Kamtschadalen.

Die Halbinsel **Kamtschatka** gehört zu den eben nicht seltenen Ländern, für welche die Natur viel, der Mensch nur wenig gethan hat. Die kalten Seewinde verhindern zwar den Baumwuchs an der östlichen Küste, doch weiter hinauf ins Innere sind die Bergabhänge und Thäler mit großen Waldungen bedeckt, in welchen der kostbare Zobel, das Rennthier, das Hermelin, der Bär und der blaue Wolf, den man für viel gefährlicher als den Bären selbst hält, in großer Menge vorkommen. Dem Gras- und Wiesenwuchs ist die feuchte Luft äußerst zuträglich. Sowohl an den Flüssen und Landseen als mitten im Lande in den Wäldern und Feldbüschen wächst das **Gras** 4 Meter hoch und wird meist dreimal in einem Sommer gemäht; namentlich aber entwickeln sich manche Doldengewächse zu einer kolossalen Größe. Bei diesem Ueberfluß ist es nicht zu verwundern, daß sowohl die Pferde als das Rindvieh, die von Jakutsk eingeführt worden sind, sich ihrer Güte und Größe nach dergestalt verändern, daß man sie nach Verlauf eines Jahres nicht mehr für dieselben Thiere erkennt. Kein Land der Welt hat größeren Ueberfluß an den besten und schmackhaftesten **Fischen**, aus welchen auch die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht. Im Frühjahr steigen die Lachse in so unbeschreiblicher Menge die Flüsse hinauf, daß dieselben anschwellen und mit lebendigen Wellen aus den Ufern treten. Wenn man mit einem Spieß ins Wasser stößt, geschieht es selten, daß man nicht einen Fisch bekommen sollte; Bären, Hunde und andere Thiere sollen hier an den Ufern mehr mit ihrem Mund und Füßen fangen, als Menschen anderer Orte mit allen zur Fischerei gehörigen Werkzeugen. So wie die verschiedenen Zugvögel nicht alle zugleich nach Norden ziehen, sondern zum Besten der Menschen einer dem andern folgt, so hat auch eine jede Art von Fischen, die eine früher, die andere später, ihre Wanderungszeit, so daß den ganzen Sommer der größte Ueberfluß herrscht. Auch ist Kamtschatka zum **Handel** mit Amerika, China und dem ganzen Stillen Ocean sehr vortheilhaft gelegen und besitzt die besten Häfen. Allein in der herrlichen Awatscha-Bucht, die sehr selten gänzlich zufriert, wäre für alle Kriegsflotten der Welt hinlänglicher und sicherer Raum. Hier liegt **Petropawlowsk** oder der Peter-Paulshafen, der jetzige Hauptort Kamtschatka's. Dennoch zählt ganz Kamtschatka kaum die Hälfte so viel Menschen als Quadratmeilen (4000), und diese überaus geringe Einwohnerzahl concentrirt sich nur an wenigen Punkten, so daß fast die ganze Halbinsel dem Naturzustande völlig überlassen bleibt. Vor der Eroberung des Landes durch die Russen war die Bevölkerung zwanzig Mal größer als gegenwärtig; durch die Grausamkeit der Kosaken und verheerende

Pocken-Epidemieen schmolz sie aber fast eben so schnell zusammen, wie die Einwohnerzahl Cuba's oder San Domingo's nach Ankunft der Spanier.

Die Kamtschadalen sind klein von Statur, stark von Schultern, haben breite, hervorragende Backenknochen, sehr starke Lippen, schwarze Haare. Sehr viele erreichen ein Alter von 70—80 Jahren, gehen und arbeiten bis an ihr Ende und bekommen vor dem 60. Jahre selten graue Haare. Sogar die ältesten Männer haben einen schnellen und leichten Gang. Im Laufen thun sie es allen bekannten Völkern zuvor und werden niemals engbrüstig, wenn sie auch noch so sehr ermüdet sind. Sie haben ein viel größeres körperliches Gewicht als die Jakuten, ohnerachtet diese von lauter Milch und Fleisch und jene von lauter Fischen leben. Viel Bewegung im Freien und viel Wassertrinken trägt gewiß nicht wenig zu ihrer Gesundheit bei. Durch eine instinctmäßige Vorliebe für vegetabilische Säfte entfernen sie den Scorbut: man sieht sie stundenlang an den gelben Scharbocksbeeren oder Maroschken (Moltebeeren) sich sättigen. Ganze Fässer werden davon aufgesammelt; man bereitet Getränk daraus, setzt sie bei allen Mahlzeiten auf und braucht sie zu allerlei Backwerk.

Ackerbau und Viehzucht spielen noch immer in Kamtschatka eine ganz unbedeutende Rolle; die Jagd und Fischerei liefern den Einwohnern alles, was sie brauchen. Mit Pelzwerk bezahlen sie ihre Steuern und erkaufen sie die Luxusartikel der Fremde — Mehl und Thee, Tabak und Branntwein. Außer den eigentlichen Pelzthieren jagen die Kamtschadalen besonders das Rennthier, das wilde Schaf und den Bären. Schwarze Bären kommen auf ganz Kamtschatka in großer Menge vor und würden ohne Zweifel die Bevölkerung längst aufgerieben haben, wenn sie nicht zahmer, friedfertiger und leutseliger wären, als irgendwo in der Welt. Im Frühling kommen sie aus dem Gebirge an die Mündungen der Flüsse, um von den aufsteigenden Fischen ihren Antheil zu erbeuten. Bei reichlichem Fange fressen sie nach Art der Hunde nicht mehr als den Kopf. Gegen den Herbst, wenn die Fische in den Strömen weiter aufwärts steigen, folgen sie denselben allmählig nach dem Gebirge. Das schätzbarste Hausthier auf Kamtschatka ist unstreitig der Hund, der für den dauerhaftesten und geschwindesten in ganz Sibirien gehalten wird. Er hat Aehnlichkeit mit dem Wolfshund unserer Schäfer und ist mit langem, dichtem, gewöhnlich rothfahlem oder gelblichweißem Haare bedeckt. Die kurzen, aufrecht stehenden Ohren geben ihm ein munteres Aussehen. Er ernährt sich von lauter Fischen; vom Frühling bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im Geringsten um ihn, sondern er geht allenthalben frei herum und lauert den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die er sehr behende zu fangen weiß. Wenn er Fische genug hat, so frißt er wie der Bär nur allein die Köpfe. Im October sammelt jeder seine Hunde, bindet sie an und läßt sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fette entledigen, zum Laufen fertiger und nicht engbrüstig werden mögen;

und dann geht mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht durch ein gräßliches Geheul ihr Elend beklagen hört. Es ist dieses die Straßenmusik Petropawlowsk's. Ihre Winterkost besteht aus stinkenden oder verschimmelten, an der Luft getrockneten Fischen. Man kann sich nicht genug über ihre Stärke verwundern. Gewöhnlich spannt man nur fünf Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit 60 Pfd. Gepäck behende fort. Das Pferd wird niemals den Hund als Zugthier verdrängen können, wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, während ein Pferd bis an den Leib einfällt, so wie auch wegen der vielen steilen Gebirge und der zahlreichen Flüsse und Quellen, die entweder gar nicht zufrieren oder doch wenigstens nicht so hart, daß sie ein Pferd tragen könnten. Wegen der schrecklichen und öfteren Sturmwinde hat man auch niemals oder selten einen gebahnten Weg zu hoffen.

Die Schlittenhunde werden sehr frühzeitig zu ihrem künftigen Dienste abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, so daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen. Nach einem halben Jahre spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten und fährt mit ihnen einen kurzen Weg: weil sie nun hunde- und menschenscheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie wieder in die Grube, so lange und so viel, bis sie des Ziehens gewohnt worden und eine weite Reise verrichtet haben. Erst nachdem sie vollständig ausstudirt, genießen sie ihre hündische Sommerfreiheit.

Was die geistige und sittliche Beschaffenheit der Kamtschadalen betrifft, so rühmen Reisende ihre Gutmüthigkeit, ihre Gastfreiheit, ihren natürlichen Witz, ihren Frohsinn. Sanguinischen Temperaments, besteht ihre Lebensphilosophie darin, munter und vergnügt in der Dürftigkeit zu leben und sich keine Sorgen um den folgenden Tag zu machen. Sie zeichnen sich vor ihren Nachbarn durch eine besondere Unreinlichkeit aus. Sie waschen sich weder Gesicht und Hände, noch kämmen sie sich die Haare. Sie essen mit ihren Hunden aus demselben Geschirre, welches nie ausgewaschen wird. Ihre Frauen behandeln sie mit Güte, und während bei den andern wilden oder halbwilden nordischen Völkern das Weib die Sclavin des Mannes ist, gebietet sie im kamtschadalischen Ostrog. Angethanes Unrecht vergessen sie sehr bald, dagegen mangelt ihnen die Dankbarkeit. Der Faulheit sind sie von ganzem Herzen zugethan, nur die Noth zwingt sie zum Arbeiten, sie haben keinen Begriff von Schande, sind widerspenstig und frech, wenn man sie mit Güte behandelt, unterthänig und ergeben, wenn man sie gebieterisch anredet und den Stock dabei schwingt. Sie sind sehr begierig, fremde Sitten anzunehmen, und durch gute Lehren ließe sich viel aus einem so biegsamen, aufgeweckten, phantasiereichen Volke machen. Die Kamtschadalen sind längst zum griechischen Christenthum bekehrt, und doch soll auch hier die Taufe den

Schamanendienst nicht völlig verwischt haben. So werfen sie ihre Todten den Hunden vor, indem sie glauben, daß diese, von ihnen gezogen, leichter ins Jenseits gelangen. Zu diesem Zwecke wird der Leiche ein lederner Riemen um den Hals gelegt und diese aus der Hütte (dem Erdloche) herausgezogen und den lauernden Hunden hingeworfen!

f. Die Aino oder Kurilier.

Die Aino (d. h. „Menschen") oder Kurilier werden als ein eigenthümlicher Menschenschlag beschrieben. Von Statur klein, haben sie ein rundes Gesicht und einen dichten schwarzen Bart. Auch der übrige Körper soll sehr stark behaart sein. Die Farbe der rauhen Haut ist kupferbraun. Die Sitte, das Haar bis auf einen Kranz zu scheeren, scheinen die Aino von den Japanesen angenommen zu haben, ebenso auch die Mode, in den Ohrläppchen Gehänge von Silber zu tragen. Originell ist die Sitte, sich die Lippen zu schwärzen. Der Arm bis an den Ellenbogen wird mit verschiedenen Figuren tätowirt. Ihre Kleider bestehen aus den Fellen verschiedener Thiere, namentlich der Seethiere und Vögel. Im Uebrigen gleichen sie in Kleidung, Wohnung und Bewaffnung den Kamtschadalen; doch zeichnen sie sich durch eine größere Reinlichkeit und Freundlichkeit im Umgange vor diesen aus. Merkwürdig ist die Verehrung des Bären bei den Aino, eine Sitte, die unter den Hyperboreern und den Völkern Nordasiens überhaupt wiederkehrt.

267. Die Daurische Alpen-Landschaft (Südost-Sibirien).

(Nach C. Ritter's Erdkunde und A. Petermann's Mittheilungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die östlichste und bei Weitem größte Gebirgsgruppe des Nordrandes von Hoch-Asien bildet die Daurische Alpen-Landschaft mit einer nordöstlichen Fortsetzung, dem großen Scheidegebirge (Jablonnoi Chrebet), welches die Strom-Systeme des Amur im S. O. von denen der Selenga mit dem Baikal-See und der Lena im N. W. scheidet.

Der Baikal (d. h. reiches Gewässer) ist der größte aller Alpenseen und aller Süßwasser-Seen der Erde. Umgeben von Gebirgen, deren höchste Spitzen die Schneelinie erreichen, erstreckt er sich in der Länge etwa 80 geographische Meilen, bei einer Breite von 8—9 Meilen, so daß seine Oberfläche 600 □-Meilen mißt und an Flächeninhalt der Schweiz (718 □-Meilen), an Länge bei geringerer Breite dem Adriatischen Meere ziemlich gleichkommt, weßhalb er auch von den Anwohnern nicht „See", sondern „Meer" (More) genannt wird, und zwar „heiliges Meer", weil sie Gebete an dasselbe

richten und Opfer geloben, um sich eine günstige Ueberfahrt zu sichern. Das Norduser dieses an Naturschönheiten reichen (bis 200 M. tiefen) Sees, der eigentlich nur eine Fortsetzung des weiten Thales der obern Angara ist, zählt außer vielen ungenannten 40 theils nach ihrer Gestalt oder Farbe, theils nach Pflanzen und Thieren u. s. w. benannte Vorgebirge und eben so viele das Süduser. Diesen liegen größere oder kleinere Buchten zur Seite, die meistens gleiche Namen haben und in welche sich ebenfalls gleichnamige, meistens kurze, aber wilde Gießbäche stürzen, 101 auf der Südseite und etwa 60 auf der Nordseite. Außer diesen Gießbächen nimmt der See drei Flüsse auf: den Bargusin und die Selenga von Süden her und die obere Angara an der Nordostspitze; letztere fließt auf dem Nordwestufer als untere Angara, fast dem Einflusse der Selenga gegenüber, wieder aus dem See. Die Schifffahrt auf dem See ist gefährlich und nur in der guten Jahreszeit möglich; schon im November wird dieselbe wegen der Nebel und der Eispyramiden, die sich auf den Sandbänken ꝛc. zwischen den Felsen bilden, eingestellt und die Eisbahn abgewartet, welche die Ueberfahrt in 2—3 Stunden bewerkstelligt. Der See würde bei der eigenthümlichen Erdkälte Sibiriens schon früher, als Mitte December, zufrieren, wenn nicht die unruhige, sturmbewegte Oberfläche es hinderte; die unabsehbare Eisdecke ruht auf demselben bis Anfang Mai. Die Gestade sind nur schwach bevölkert, wenigstens die festen Ansiedelungen nur sparsam, denn die Kälte macht den Erfolg der Aussaat zweifelhaft; der mongolische Stamm der hier einheimischen und im Sommer in Filzjurten (Hütten), im Winter in Holzjurten lebenden, heidnischen **Buräten** treibt eine lohnende Fischerei und Jagd auf Seehunde und andere Pelzthiere theils auf dem See, theils an den einsamen Ufern desselben.

Den Mittelpunkt des Verkehrs im Baikal-Gebirgslande bildet die am Nordausgange der Alpen-Landschaft liegende schönste Stadt Sibiriens, **Irkutsk**, im Thale der untern Angara, aber noch nicht im Tieflande. Sie hat sich seit beinahe zwei Jahrhunderten aus einer ärmlichen Winterhütte und Post-Station zur Hauptstadt von Ost-Sibirien erhoben. Der Durchzug der chinesischen Waaren hat diesem Mittelpunkt des Handels zwischen China, Ochotsk und Rußland dauernden Gewinn gebracht. Mit den ersten Schneebahnen strömen die Kaufleute aus dem Westen hier zusammen, um die auf der Eisbahn über den Baikal auf unzähligen einspännigen Schlitten und Karren ankommenden chinesischen Producte, namentlich den in Ziegenhäute genähten Thee, in Empfang zu nehmen und schnell nach Westen zu befördern. Hier sammelt sich auch der größte Theil der Pelzwaaren an, um theils nach China, theils nach Nischni-Nowgorod geführt zu werden. Den Wohlstand der Stadt bekunden 12 schön gebaute steinerne Kirchen, höhere und niedere Schulen, Kaufhallen, Arbeitshäuser, Mineralien-Cabinette, Fabrikanlagen und die fröhlichen Winterfestlichkeiten.

Das größte Emporium aber im nordöstlichen Asien bilden vereinigt die

russische Handelsstadt Kiachta an der mittlern Selenga und die chinesische Maimatschin (d. h. Kaufstädtchen). Dieser Verkehr, welcher sich, nachdem die Handels-Karawanen nach Peking aufgehört haben, ungemein schnell entwickelte und 20,000 Menschen beschäftigt, ist bedeutend nicht allein wegen des Werthes der dort umgetauschten Waaren, sondern auch wegen des großen Einflusses, den er auf die Thätigkeit und somit auf die Civilisation der minder cultivirten Völker in den unwirthbarsten Gegenden hat: die ärmsten Völkerschaften des entferntesten Sibiriens finden auf dem chinesischen Markte noch Absatz für die geringsten Pelzwaaren, deren Transport nach Rußland nicht lohnen würde, wogegen sie chinesische Waaren eintauschen: seidene und baumwollene Manufacturwaaren, Porcellan und besonders Thee (700 Sorten oder „Familien"), dessen Consumtion bei den Asiaten nicht minder als bei den Europäern in merkwürdiger Progression zugenommen und den Verkehr aller civilisirten Völker der alten und neuen Welt theils auf dem See-, theils auf dem Landwege an China gekettet hat.

Zwischen dem Baikal- und Lena-System im Norden und dem Amur-System im Süden liegt ein natürliches Scheidegebirge, von den Russen Jablonnoi Chrebet genannt. Dasselbe erstreckt sich als ein schmaler Rücken von der Mongolengrenze bis gegen das östliche Weltmeer und ist nicht allein eine Wasserscheide, sondern auch eine merkwürdige Wetter- und Productenscheide, natürlich zum Vortheile der Südseite. Im Südwesten dieses Scheidegebirges und seinem höchsten Gipfel gegenüber erhebt sich der Gebirgsknoten des Kentei, die Ostgruppe des Altai, an dessen „Sonnenseite" das Grab Tschingis-Khan's angelegt ward. An ihm entspringen die Quellflüsse der Selenga und des Amur, die nach entgegengesetzten Richtungen und Meeren in langem Laufe strömen.

Im obern Amurgebiete, zwischen der Schilka und ihrem Zuflusse Argun, liegt das daurische Erzgebirge, reich an schmelzwürdigen Erzen (einem gold- und silberhaltigem Bleiglanz), die von Verbrechern herausgefördert werden; doch läßt der Mangel an Holz in den dünnen Waldungen und an Lebensmitteln keinen starken Betrieb zu. Daß dieser Bergbau schon von der verschwundenen Nation der Tschuden betrieben worden ist, beweisen die noch vorhandenen, mit vegetabilischer Erde bedeckten Schmelzheerde und Schlackenhalden.

Am ganzen Nordrande Hoch-Asiens, von dem Irtisch (selbst vom Ostfuße des Ural) über den Jenisei, bis zur Selenga und dem Amur-System, in einer Strecke von 400—600 geographischen Meilen, finden sich die sogenannten Tschudengräber, deren außerordentliche Menge beweist, daß in früheren Zeiten Gegenden, die jetzt ohne alle Ansiedelung erscheinen, bevölkert gewesen sein und eine weit dichtere Population gehabt haben müssen, als jetzt. Es sind dies theils Stein-, theils Hügelgräber der verschollenen Nation der Tschuden (Scythen?), die zum Theil wegen ihres kostbaren, kunstreichen In-

haltes längst von zahllosen Schatzgräbern umgewühlt worden sind; diejenigen Hügelgräber jedoch, welche nur kupferne Geräthe aber kein Gold enthalten, sind die zahlreichsten, ihre Todten blieben in Ruhe, da das Aufwühlen bei diesen gemeinen Tumuli nicht als lohnend angesehen wurde.

---

268. Das Amurgebiet im Vergleich mit Sibirien.

(Nach G. Gerstfeldt, Die Zukunft des Amurlandes in Petermann's Mittheilungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Theil des Amurlandes, welcher jetzt Rußland einverleibt ist, bietet Keime zur Entwickelung dar, wie sie Ost- und Westsibirien, auch wenn man deren südlichere Gegenden nur in Betracht zieht und vom eisigen Norden ganz absieht, nie besessen haben.

Das Klima des Landes ist freilich, wie das sibirische, ein durchaus continentales, doch scheint am ganzen Amur die jährliche Menge des atmosphärischen Niederschlages eine größere zu sein, als in Sibirien, wo manche Gegenden, namentlich die in der Nähe der fast regenlosen Gobi liegenden, z. B. Kjachta, beständig an Dürre leiden; die Anzahl der Regentage ist im Allgemeinen größer und der Regen scheint günstiger für das Wachsthum der Pflanzen auf die verschiedenen Jahreszeiten vertheilt zu sein. In Folge seines zum Theil längeren Sommers und seiner größeren Feuchtigkeit ist der Ertrag der Kornfelder sicherer und gleichmäßiger als in Sibirien, wo nicht selten die Getreidehalme verdorren oder doch aus Mangel an Regen so lange unreif bleiben, bis der Frost eintritt. Die Wälder des Amurlandes scheinen unerschöpflich zu sein an Bau- und Brennholz, während in Sibirien, außer dem hohen Norden, auch die Steppen des Westens und die Bergwerksgegenden des Ostens Mangel daran leiden; außerdem sind die Baumarten, namentlich die Laubhölzer, mannichfaltiger und liefern verschiedenartigeres und zum Theil brauchbareres Material. Die Wiesen des Amurlandes sind vortrefflich und stehen den besten sibirischen nicht nach. Der Reichthum seiner Gewässer an Fischen, namentlich an Stören und Lachsarten, und die Zahl der jagdbaren Thiere ist außerordentlich groß. An nutzbaren und edlen Metallen ist kein Mangel (in Daurien, dem Quell-Lande des Amur, sogar Ueberfluß), auch Stein- und Braunkohlen sind (z. B. an der Westküste von Saghalien) gefunden worden, deren Bedeutung, wenn sie in hinreichend großen Lagern und in der erforderlichen Güte vorkämen, wohl die des Goldsandes überwiegen dürfte.

So wird das Amurland, wenn es erst hinlänglich bevölkert und bebaut ist, ein reiches Land sein, nicht aber das Paradies, das Viele schon jetzt aus ihm erblühen sehen. Es wird z. B. nie ein Weinland werden, wie man

wegen des in seinem südlicheren Theile wild wachsenden Weinstocks angenommen hat, denn es hat nicht nur anhaltend strenge Winter, sondern auch, was für die Weincultur am schlimmsten ist, späte Frühlings- und frühe Herbstfröste.

Der größte Vorzug des Amurlandes vor den günstiger gelegenen Theilen Sibiriens bleibt aber immer sein 3000 Werst weit schiffbarer Strom, welcher von beiden Seiten große, ebenfalls schiffbare Nebenströme aufnimmt und sich in ein offenes, d. h. nicht von fast ewigem Eise bedecktes Meer ergießt, das wenigstens die Hälfte des Jahres ungehinderte Schifffahrt gestattet, während alle sibirischen Ströme in ihrem untern Laufe und an ihren Mündungen ebenso fast beständig mit Eis bedeckt sind, wie das Meer, welches sie aufnimmt, so daß bei letzteren an einen nur einigermaßen geregelten Handelsverkehr nicht zu denken ist.

Nikolajewsk am linken Ufer des Amur vor seiner Mündung in die Castriesbai, der Sitz des Gouverneurs des neugebildeten Küstenbezirks, ist von Rußland bestimmt, in commercieller wie in militärischer Hinsicht eine wichtige Rolle zu spielen. In ersterer Beziehung soll es namentlich ein Sammelpunkt für die russischen Walfischfahrer werden und ist dazu durch seine Lage in der Nähe der walfischreichen Ochotskischen See wie der tatarischen Meerenge vorzüglich geeignet. Als Marinestation ist es durch mehrere Batterien gedeckt, die das schwierige Fahrwasser beherrschen. Der Entwickelung der russischen Marine am Großen Ocean werden die herrlichen Wälder am Amur und die reichlichen Lager guter Kohlen sowohl am Amur als auf der Insel Saghalien sehr zu Statten kommen.

Im Amurlande werden Ackerbau und Viehzucht in Aufschwung kommen, Fabriken und Manufacturen jeder Art bestehen können, es ist im Stande, einer dichten Bevölkerung ihren Lebensunterhalt zu gewähren und ihr durch seinen auswärtigen Handel alle Lebensbedürfnisse, die der eigene Boden nicht erzeugen will, zu schaffen. Es ist befähigt, in der künftigen Geschichte der Küstenländer des Großen Oceans, welche erst jetzt sich zu entwickeln beginnen oder ihre tausendjährige Abgeschlossenheit aufzugeben gezwungen sind, eine bedeutende Rolle zu spielen, wenn es auch den ersten Rang dem überaus günstig gelegenen und ausgestatteten Inselreiche Japan überlassen muß. Für Europa unmittelbar und für den Verkehr zwischen Europa und Amerika dagegen wird es nie von so großer Bedeutung werden können, als die ungemessenen Hoffnungen mancher russischer Berichterstatter voraussetzen. Niemals wird der Wasserweg des Amur und die projectirte Eisenbahn durch den nordasiatischen Continent die Hauptverbindungsstraße zwischen Europa und Amerika werden. Die einander gegenüber liegenden Küsten dieser beiden Welttheile sind die bevorzugtesten auf der ganzen Erde, und die Gebiete der hier mündenden Ströme bilden die culturfähigsten und cultivirtesten Gegenden, die wir kennen; das zwischen ihnen liegende Atlantische Meer verbindet sie

eher, als es sie trennt, und sie sind einander näher als die durch große Landstrecken eher getrennten als verbundenen Ost- und Westküsten der Alten und Neuen Welt, jede für sich genommen. Vielmehr wird seit der Vollendung der (5000 Kilometer langen) Pacific-Eisenbahn durch den Nordamerikanischen Continent der Weg von Europa nach Ost-Asien durch Amerika genommen.

b. Ost- und Mittel-Asien.

aa. China.

269. Weltstellung des eigentlichen China.

(Nach Carl Ritter's Erdkunde und der Zeitschrift: „die Gegenwart".)

Das östliche Asien ward von der Natur zur Heimat einer unabhängigen, in sich geschlossenen, großen Menschenfamilie gebildet. Seine Weltstellung ist einzig und wiederholt sich nirgend sonst auf der Erde wieder. Im Norden das unzugängliche Hochland, im Westen und Süden das schwer zugängliche chinesische Alpenland, im Osten der Ocean, der nirgends von der Küste ab- oder wegführt, sondern immer wieder zu ihr zurück. Hier bildete ein von der übrigen Welt abgesondertes Volk sich, wie Insulaner, mit einem sich selbst bewundernden Egoismus auf eine höchst eigenthümliche Weise zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des einzelnen Menschen außerordentlich zurückgedrängt werden mußte. Der Charakter des Gesammten hat den des Individuums verschlungen.

China ist eine Welt für sich, in physikalischer wie in anthropologischer und politischer Hinsicht, wenigstens bis jetzt gewesen, sehr einförmig in sich, sehr genau verbunden unter sich, sehr abgesondert und geschieden von allem Uebrigen, zu Wasser und zu Lande sehr schwer zugänglich für alles Fremde. So einartig, wie die Physiognomie der großen Provinzen des Reiches, so einförmig scheinen Flora und Fauna, Klima und Art des einzelnen Menschen nach Physiognomie, Gestalt und Bildung. Ebenso einartig sind über ein so ungeheures Areal dieselbe Bodencultur verbreitet, dieselben Industriezweige und Fabricate, dieselben Sitten, derselbe Volkscharakter von einer Grenze des Reichs zur andern. Ebenso einsilbig ist ihre Sprache, so beengt und doch in sich vollendet die Entwickelung ihrer Künste, ihrer Wissenschaften, so abgeschnitten und beschränkt ihr ganzer Ideenkreis. Ihre Philosophie besteht nur aus Maximen der Moral und Politik, voll des feinsten Calculs; ihre Religionsparteien können ohne große Differenzen neben einander bestehen. Nicht bloß das Plateau von Hochasien, das sie von drei Seiten umschließt und von der übrigen Welt in der That ganz absondert, auch ihre

Sprache und Schrift bildet eine unzugängliche Barriere zu ihnen. Nur die gewonnene Einheit und Harmonie ihrer Cultur mit ihrer Natur macht es begreiflich, wie sie, in sich befriedigt, in Allem am Alten hängen, alles Neue und Fremde für überflüssig halten, ein stationäres Volk bei einer früh gewonnenen Cultur geblieben sind, wie kein anderes auf der Erde.

Das römische Reich ging unter dem mannichfachen, wiederholten Andrange der Barbaren zu Grunde; seine Religion, seine Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, Sitte, Gesetz und Sprache sind bis auf wenige Reste verschwunden, verkehrt und umgewandelt worden. China dagegen widerstand seit viertausend Jahren und widersteht viel zahlreicheren Barbarenschwärmen, allen fremden, das Land umgarnenden Religionen und Cultursystemen; an seinem unwandelbaren Sinne sind Buddhaismus, Mohammedanismus und Christenthum abgeprallt. Allerdings ward China mehrmals ganz von Mongolen und Mandschu erobert. Die Eroberungen haben jedoch in dem Glauben und der Regierungsweise, in der Sprache und Schrift des Mittelreiches nichts geändert. Die chinesische Cultur ward in diesen Stürmen, wo Alles zu Grunde zu gehen schien, so mächtig befunden, daß sie in wenigen Jahren den wilden Sinn des barbarischen Zwingherrn unterjochen und ihn auf chinesische Weise umgestalten konnte. Mongolen und Mandschu sind bereits in der zweiten Generation Chinesen geworden. Die hergebrachten Einrichtungen wurden beibehalten; die Behörden blieben, es wechselten bloß die Personen; an die Stelle der Einheimischen traten chinesisch gebildete Fremde.

Die Chinesen sind aber auch das größte Colonialvolk Asiens und stehen in dieser Beziehung wie in Hinsicht ihres exclusiven Wesens der angelsächsischen Race am nächsten. Man findet sie allenthalben in den Ländern und auf den Inseln des östlichen und südlichen Asiens. Die Uebervölkerung und die traurigen Zustände des Vaterlandes haben in den letzten Jahrzehnten eine noch größere Anzahl als früher in die Fremde getrieben, die sich zum Theil ganz neue Wohnsitze aufsuchten. So begann schon während der zwanziger Jahre die Auswanderung nach Südamerika, vorzüglich nach Brasilien, wo man vermittels der arbeitsamen Chinesen mancherlei neue Culturen versuchte. Chinesen gingen nach Australien, wo sie bei den zahlreichen Schafheerden Schäferdienste leisteten; sie bevölkerten zum großen Theile Singapore und die Hawaiigruppe, wo der Kleinhandel ganz in ihren Händen ist. Seit 1849 zogen sie in großen Schaaren nach Californien. Die Chinesen gelten hier, wie allenthalben, wo sie sich niederlassen, für die ruhigsten und fleißigsten Ansiedler; sie leben äußerst mäßig und kommen auf diese Weise leicht zu einem Vermögen, was dann neue Ansiedler herbeilockt.

270. Die Zwillingsströme Hoangho und Kiang.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und K. L. Biernatzki in Gumprecht's Zeitschrift für Erdkunde.)

Die Quellen des Hoangho und Kiang entspringen einander benachbart auf einer und derselben Hochterrasse, dem Plateaulande der Sifan. Wie Ganges und Brahmaputra nach Westen und Osten am Südrande, so nehmen diese am Ostrande, nach Norden und Süden, Anfangs einen direct entgegengesetzten Lauf, bis sie in einer Entfernung von 15 Breitengraden, vom Hochgebirge in rechten Winkeln zweimal zurückgeworfen, plötzlich umkehren. Nun treten sie da, wo sie sich bis auf 4 Breitengrade einander genähert, wieder in rechten Winkeln plötzlich aus dem Alpenlande hervor und eilen in convergirender Normal-Direction dem Ocean zu. Nach einem weit längern Laufe als Ganges und Brahmaputra treten sie, längst benachbart, doch nun erst durch Canäle und Arme in Verbindung, ohne sich jedoch aus einem Munde in das Meer zu ergießen. Der Hoangho durchbrach 1851 sein linkes Ufer, nahm seine Richtung gegen Nordosten und mündet jetzt in den Golf von Petschili, 60 Meilen von seiner früheren Mündung in das Gelbe Meer.

Man kann sie mit Recht das dritte Riesenpaar der Zwillingsströme Asiens nennen. Denn die charakteristische Form der Wassersysteme, welche Sud- und Ost-Asien eigenthümlich ist (s. S. 179), wiederholt sich nochmals im Euphrat und Tigris, und bildet in allen dreien die größten Mesopotamien, auf welchen die älteste Culturgeschichte der Reiche in Asien einheimisch geworden. In allen dreien dringt Ebbe und Meeresflut tief landeinwärts und erweitert die Flüsse an flachen Küstenstrichen zu Meeresarmen. So bildet sich hier eine charakteristische Form der Erdoberfläche aus, welche weder rein continental noch rein oceanisch ist, sondern zu beiden Gebieten gehört, ein Mittelglied, das wir oceanischen Küstenstrich nennen können, im Gegensatz zu anderen Meeresküsten, in welche die Natur des Oceans nicht auf gleiche Weise eingreift.

Mit Recht hat man den Kiang den „Gürtel von China" genannt, weil er sämmtliche mittlere Provinzen des großen Reiches mit einander verbindet und gleichsam umschlungen hält. Seine ganze Länge, alle seine zahllosen Windungen mitgerechnet, beträgt wahrscheinlich mehr als 650 Meilen. Und wenn man seine Nebenflüsse, die Menge von Canälen, welche diese untereinander verbinden, die zahllosen, an seinen Ufern gelegenen Städte, den fruchtbaren Boden und die mannichfaltigen Erzeugnisse seiner Gestade, dazu die in den Thälern, Ebenen und hügeligen Landschaften, welche er durchfließt, angesiedelte Bevölkerung in Betracht nimmt, so bildet er ein Netz von Wasserstraßen, wie nirgends auf dem Erdboden ein ähnliches weder an Aus-

dehnung und Umfang, noch an Lebhaftigkeit des Verkehrs anzutreffen ist. Daher ist dieser große Strom auch die Hauptarterie des commerciellen Lebens im Reiche der Mitte, und die seinem Gebiete angehörigen größeren und kleineren Flüsse und Canäle bilden gleichsam das übrige Geäder, durch welches alles Handels- und Verkehrsleben hindurchströmt. Der Amazonenstrom mag durch seine Mündung eine noch größere Wassermenge ins Meer ergießen, der Mississippi auf seinem Laufe von der Quelle bis zur Mündung ein größeres Terrain durchschneiden, beide tragen vielleicht auf ihren Wogen eine größere Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen aus den an ihren Ufern gelegenen Landstrichen; die Menge der Producte, die auf dem Kiang verschifft wird, steht dagegen ganz einzig da. Und im Vergleich zur Dichtigkeit der Bevölkerung, die an den Gestaden des Kiang wohnt, erscheint das Mississippi-Thal wie eine unangebaute Einöde und das des Amazonenstromes wie eine einsame Wüstenei. Nur die Ansiedelungen der Menschen verleihen einem Strome seinen Werth und seine Bedeutung, und in dieser Beziehung hält kein anderer Strom der Erde einen Vergleich aus mit diesem Sohne des Oceans.

Nachdem China wenigstens theilweise dem Verkehre mit dem Abendlande eröffnet worden, rückt der Zeitpunkt immer näher, wo die Wogen des Kiang, zumal wenn erst das Fahrwasser genau sondirt und mit Tonnen und Bojen versehen sein wird, eine Handelsflotille auf ihrem Rücken tragen, die an Reichthum der Ladungen und vielleicht auch an Zahl der einzelnen Schiffe von keiner andern irgend eines Stromes der Welt übertroffen werden wird. Denn China's Producten-Reichthum ist unerschöpflich und alle Welttheile begehren denselben, — die Blume der Mitte ist das Land der Zukunft!

271. Die Chinesen.

(Nach Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, und R. Lechler, Acht Vorträge über China, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Unter den Völkern mongolischer Race steht, sowohl in Bezug auf die Zahl als auch in Betreff der materiellen und geistigen Cultur, das chinesische oben an und kann für die vollkommenste Entwickelung seiner Race gelten, indem es, ohne namhaften Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens, aus sich selbst eine selbständige Cultur erzeugt hat, welche, grundverschieden von jener des Abendlandes, eine eben so große, wenn nicht eine noch größere Zahl von Völkern beeinflußt hat.

Der Typus des Chinesen ist der mongolische. Die Gestalt ist durchschnittlich mittelgroß, die Frauen sind in der Regel klein. Im Ganzen machen die Mongolen den Eindruck des Kindlichen und Sorglosen. Der

schwache, häufig mangelnde Bartwuchs verleiht dem Manne ein etwas weibisches Ansehen, und da wo eine weite Kleidung getragen wird, ist es oft schwer, Männer und Weiber sogleich von einander zu unterscheiden. An Muskelentwickelung steht die mongolische Race der caucasischen nach; ihre Arbeitsfähigkeit ist daher bedeutend geringer. Die Grundzüge des chinesischen Charakters sind Nüchternheit und Ruhe. Der Chinese ist fleißig, mäßig, betriebsam und immer gleichen Muthes. Bei seiner vorwiegenden Entwickelung des Verstandes und seinem Mangel an Phantasie hat er nur Sinn für jene Dinge, welche das tägliche Leben betreffen, was darüber hinaus liegt, ist ihm völlig unbegreiflich.

Die Kleidung des Chinesen besteht in einem Hemd aus Seide, Baumwolle oder Linnen und weiten Beinkleidern aus denselben Stoffen und einem Kamisol (bei den Aermeren) oder einem langen kaftanähnlichen Rocke darüber (bei den Reicheren). Um die Mitte wird ein Gürtel getragen, von dem bei Vornehmen der in einem Futteral befindliche Fächer nebst einem Tabaksbeutel herabhängt. Als Kopfbedeckung dient im warmen Klima und im Sommer ein trichterförmiger Hut aus Bambus oder Reißstroh, im Winter eine halbkugelförmige Kappe aus Sammt oder andern Stoffen mit rund herum aufgestülptem Rande. An den Füßen trägt man Stiefel oder Schuhe von plumper Form, deren Obertheil aus Seide, Nanking oder Linnen gearbeitet ist, während die Sohlen aus dicker Pappe mit einem Lederüberzuge bestehen. Die Frauen tragen lange Röcke aus Baumwolle oder Seide. Beliebt ist bei ihnen die grüne und rosenrothe Farbe, während von den Männern die violette, schwarze und besonders die blaue getragen wird. Gelb ist die Farbe der kaiserlichen Familie, Weiß die Trauerfarbe. Das Haupthaar wird seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644) geschoren, bis auf einen Büschel am Scheitel, welcher in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt. Vor der Eroberung durch die Mandschu war den Chinesen der bei uns sprüchwörtlich gewordene Zopf unbekannt. Das weibliche Geschlecht trägt das Haar bis zur Verheirathung in losen, frei herabhängenden Locken. Nach der Verheirathung wird es in einen Knoten zusammengebunden und mittelst zweier kreuzweise eingesteckter Nadeln am Hinterhaupte befestigt. Reinlichkeit ist keine Eigenschaft des Chinesen. Er trägt das Hemd und die Kleider so lange, bis sie durch den Gebrauch unbrauchbar geworden sind, ohne sie in der Zwischenzeit zu reinigen. Bäder sind ihm vollkommen unbekannt; gleich vielen andern Völkern der mongolischen Race hält er das Baden für der Gesundheit nicht zuträglich und den Göttern nicht angenehm.

Die Wohnungen der Chinesen sind vergrößerte und aus festem (Backstein-)Material aufgeführte Zelte. Namentlich in der Form des Daches tritt dieser an das alte Nomadenleben erinnernde Zug deutlich hervor. Die Häuser sind in der Regel nie über ein Stockwerk hoch, haben kleine Zim-

merchen, und die papierenen Fenster derselben sehen nicht auf die Gasse, sondern in den Hofraum oder Garten. Im nördlichen China mit seinen strengeren Wintern werden die Gemächer geheizt mittelst eines unterirdischen Ofens, aus welchem die Wärme mittelst Röhren in die einzelnen Gemächer geleitet wird. Während das Haus des gemeinen Mannes sich durch eine nüchterne, beinahe an Aermlichkeit streifende Einfachheit auszeichnet, sind die Wohnungen der Reichen und Vornehmen mit einem gewissen Luxus ausgestattet und namentlich mit geschmackvoll angelegten Gärten versehen. Die Anlage der Dörfer und Städte ist überall die gleiche: einige ungepflasterte Gassen und um das Ganze ein Wall aus Erde oder Backsteinen. Die niederen Häuser sind in der Regel hinter dem Walle verborgen. Der Baumwuchs fehlt beinahe ganz, ebenso höhere Gebäude oder Thürme, welche eine Stadt oder ein Dorf für den Anblick aus der Ferne so reizend gestalten.

Das Hauptnahrungsmittel des Chinesen, namentlich des ärmeren, ist der Reiß; auch werden andere Vegetabilien, besonders Kohl, genossen. Von animalischen Nahrungsmitteln genießt der wohlhabende Chinese Alles, selbst Manches, vor dem wir uns ekelnd abzuwenden pflegen, so z. B.: Regenwürmer, halbausgebrütete Eier, Ratten. Ein besonders beliebtes Gericht ist das Fleisch des Schweines so wie auch des Hundes, der in China zu diesem Zwecke gemästet wird. Dagegen wird das Fleisch des Rindes entweder gar nicht oder nur sehr selten genossen, was einerseits auf die Wirthschaftsverhältnisse Chinas (Ackerbau, keine Viehzucht), andererseits auf die Einwirkungen des Buddhaismus zurückgeführt werden muß. So einfach die Mahlzeit des ärmeren Chinesen ist, die nie über Reiß, Schweinefleisch und Fische hinausgeht, ebenso raffinirt und reichhaltig ist sie bei Leuten von Vermögen. Man findet da die seltensten Speisen auf alle mögliche Weise mit reichlichem Zusatz von Gewürzen zubereitet. Statt der Butter, die dem Chinesen unbekannt ist, bedient man sich des Ricinusöles, welches aber rein und frei von jedem Beigeschmack dargestellt wird. Aus den Fischen wird, wie auf Kamtschatka, in Hinterindien und anderen Gegenden durch Verwesung und Gährung eine käsige Masse bereitet, die von Feinschmeckern sehr geschätzt wird. Als Getränk, welches selbst von dem Aermsten genossen wird, dient Thee. Nebstdem kommt ein aus Reiß gezogener Branntwein (Samtschu) vor, der warm getrunken wird. Im Norden kennt man auch mehrere mongolisch-tatarische Getränke, so den Kumis und einen aus Schöpsenfleisch gezogenen Branntwein. Obwohl in China die Weintraube in mehreren vorzüglichen Sorten sich findet, ist dennoch die Bereitung des Weines dem Chinesen unbekannt. Als Reizmittel sind der Tabak und das Opium über ganz China verbreitet. Die Einführung beider geht in den Anfang des 18. Jhrhdts. zurück. Der Tabak wird nicht nur von den Männern, sondern auch von den Frauen geraucht, bei denen er dieselbe Rolle des Zeitvertreibens spielt, wie bei uns der Kaffee.

Im Gegensatze zu den Nomadenstämmen der mongolischen Race, die um den Chinesen herum wohnen, ist er selbst ausschließlich Ackerbauer; Viehzucht in größerer Ausdehnung ist ihm vollkommen unbekannt. Jeder Fleck Landes wird von dem industriösen Sohne des „himmlischen Reiches" nutzbar gemacht; Weideland ist bei der beschränkten Benutzung von Rind und Pferd ohnedies entbehrlich, und zu Leichenhöfen werden nur steinige und unfruchtbare Orte verwendet. Vom Reiß gewinnt man zwei Ernten und bepflanzt obendrein in der Zwischenzeit das Feld mit Kohl oder andern Vegetabilien. Neben dem Ackerbau sind besonders die Seidenzucht und der Baumwollenbau hervorzuheben, deren Producte dem Chinesen den Flachs und das seltene Leder ersetzen. An den Flüssen und Meeresküsten wird Fischerei getrieben.

Was die Familienverhältnisse des Chinesen anlangt, so ist ihm gesetzlich nur eine rechtmäßige Frau, die seinen Namen führt und ihm feierlich angetraut wird, gestattet. Die Verlobungen, welche den Heirathen vorausgehen, werden gemeiniglich schon in der zartesten Jugend von den beiderseitigen Eltern vollzogen. Die förmliche Werbung selbst muß der Sitte gemäß mittelst gewisser Unterhändler geschehen, und den beiden Theilen wird vor der Hochzeit das Horoscop gestellt, nach dessen Ausfall Tag und Stunde des Hochzeitsfestes bestimmt werden. Dieses selbst findet unter einer Reihe von Festlichkeiten Statt, wenn auch die Ceremonie, durch welche die Frau dem Manne angetraut wird, sehr einfach und alles religiösen Charakters entkleidet ist. Sie besteht einfach darin, daß Bräutigam und Braut aus einem Gefäße gemeinschaftlich trinken und eine alte würdige Matrone den Segen über sie spricht. Bei den Heirathen sieht man besonders darauf, daß beide Theile in Rang und Vermögensverhältnissen einander gleich stehen. Ebenso müssen beide Theile Chinesen sein; Heirathen zwischen Chinesen und Fremden sind gesetzlich verboten.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater unumschränkter Herr, gegen den sich aufzulehnen ein todeswürdiges Verbrechen wäre. Vermöge seiner religiösen Anschauungen ist das Streben eines jeden Chinesen darauf gerichtet, einen Sohn zu besitzen. Daher wird die Geburt eines Sohnes in der Familie für ein frohes Ereigniß angesehen, während man die Geburt eines Mädchens als einen Unglücksfall betrachtet. Von den Aermeren werden daher die Mädchen öfter gleich nach der Geburt ausgesetzt. Die Kinder werden frühzeitig zu bescheidenem und sittigem Betragen angehalten und mit den ersten Elementen des Lesens bekannt gemacht. Reichere Leute halten den Kindern eigene Lehrer. Für unbemittelte Leute gibt es öffentliche Schulen, worin gegen ein mäßiges Schulgeld der Unterricht in den Elementarkenntnissen ertheilt wird. In Städten, wo eine größere Arbeiterbevölkerung sich aufhält, existiren auch Schulen, welche während der Nachtstunden offen stehen, damit jene Kinder, welche zur Tageszeit ihren Eltern bei der Arbeit helfen,

die Wohlthaten des Schulunterrichtes nicht ganz entbehren müssen. Im Leben sind die beiden Geschlechter von einander streng geschieden. Die Frauen sind von der Oeffentlichkeit ganz ausgeschlossen und auf die Familie beschränkt.

Der Chinese betrachtet seinen Kaiser nicht als einen Fürsten von Gottes oder Volkes Gnaden, sondern als seinen Vater, dem das Beste seiner großen Familie, des Landes, am Herzen liegt. Begeisterung für eine bestimmte Dynastie und deren Zwecke ist dem Chinesen vollkommen fremd. Daraus erklärt sich der für uns merkwürdige Umstand, daß China seine Dynastie so oft gewechselt hat, und daß jede Dynastie, nachdem sie einmal vom Throne Besitz genommen, gehorsame Unterthanen gefunden hat. Gleich der Familie verfolgt auch der chinesische Staat nur beschränkte Tendenzen. Jeder außerhalb des Staates Stehende gilt dem Chinesen für einen Rechtlosen, gegen den jeder Betrug, jede Uebervortheilung erlaubt ist, während man gegen jeden Mitbürger ein freundliches, gesittetes Benehmen und Ehrlichkeit fordert. Weder Geburt noch Reichthum genießen in China irgend welche Achtung und sind im Stande, dem Besitzer irgend welche Präponderanz zu verschaffen; nur durch Wissen allein wird man der Aemter und Auszeichnungen und in Folge derselben eines persönlichen Adels theilhaftig.

Die Staatsbürger Chinas zerfallen in 4 Classen, nämlich: 1) Gelehrte, 2) Ackerbauer, 3) Handwerker und 4) Kaufleute. Als außerhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes" stehend gelten Henker, Dienstboten, Schauspieler und Vagabunden, d. i. Personen, die kein bestimmtes Obdach haben. Der erste Stand (Gelehrtenstand) bildet den Adel Chinas, dessen Würde rein persönlicher Natur ist. In denselben einzutreten steht jedem Staatsbürger frei. Ueber die Würdigkeit des Candidaten entscheiden Prüfungen, deren es, je nach den Stellen, auf die man aspirirt, eine ganze Reihe gibt.

An der Spitze des Staates steht der Kaiser, der in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Weisen regiert. Eine parlamentarische oder gar republikanische Regierung, das Ideal des 19. Jhrhdts., würde dem Chinesen ebenso absurd erscheinen, wie die Wahl eines Vaters durch die Familie.

Die Militärmacht Chinas ist im Verhältniß zur Größe des Reiches unbedeutend. Die regulären Truppen (Mandschus) belaufen sich nur auf 80,000 Mann, welche in 8 Abtheilungen, jede zu 10,000 Mann, zerfallen. Die übrige Mannschaft, welche wohl gegen 700,000 Köpfe betragen mag, sind nur Milizen, die in ihren Recrutirungsbezirken den gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen. Da die Officiere aus derselben Classe wie die Civilbeamten genommen werden und keine besondere kriegswissenschaftliche Vorbildung haben, so läßt sich der klägliche Zustand des chinesischen Heeres leicht ermessen. Die Waffen des Chinesen bestehen seit alter Zeit aus Bogen und Pfeil und einem breiten Schwerte. Wenngleich mit dem Pulver lange bekannt, hat er es bis auf die Neuzeit meistens nur zu Feuerwerken benutzt.

Die Industrie Chinas steht auf einer hohen Stufe der Entwickelung. Die Erfindung und Cultur mehrerer Industriezweige geht in China ins graueste Alterthum zurück. So z. B. die Gewinnung und Verarbeitung der Seide, die Fabrication des Porzellans, des Papiers, der Tusche u. s. w.

Der Handel Chinas ist vorwiegend Binnenhandel. Einem größeren Aufschwunge des Handels überhaupt stehen mehrere Hindernisse entgegen, namentlich der Mangel an flüssigem Capital. Auch bietet das Land alles, dessen der civilisirte Mensch bedarf, in reichstem Maaße, ja es kann sogar vieles von dem, was es besitzt, an andere abgeben. Der wichtigste Ausfuhrartikel Chinas, der Thee, wäre allein im Stande, dem Reiche der Mitte enorme Summen Baargeldes zuzuführen, wenn nicht das Opium ein dort so stark gesuchter Artikel wäre, daß die Einfuhrsumme des letzteren heut zu Tage beinahe das Doppelte der Ausfuhrsumme des ersteren ausmacht.

Die Heilkunde, obschon sie von zunftmäßigen Aerzten geübt wird, steht auf einer tiefen Stufe. Sie ist noch zu viel mit astrologischen Anschauungen verbunden, und die Jünger derselben widmen sich ihr ohne vorherige theoretische Vorbildung. Bei eingetretenem Todesfalle erscheinen die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen weiß gekleidet (weiß ist die Trauerfarbe), um den Todten zu betrauern. Darauf begibt sich der älteste Sohn oder dessen ältestes Kind mit einem Gefäße, in welchem einige Münzstücke sich befinden, zum nächsten Flusse, um Wasser für den Verstorbenen zu kaufen. Mit diesem Wasser wird er gewaschen, in weiße Gewänder gehüllt und in einen mit ungelöschtem Kalk ausgestreuten Sarg gelegt. Der Sarg wird luftdicht verschlossen und eine Tafel mit dem Namen und den Würden des Verstorbenen auf demselben befestigt. Man stellt ihn 21 Tage hindurch aus, nach deren Ablauf er unter Musikbegleitung und Verbrennen alter duftender Harze bestattet wird. Am Grabe werden die Kostbarkeiten und Kleider des Verstorbenen (aber nur sinnbildlich, aus Papier verfertigt) verbrannt. Die Trauer um den Todten, während welcher man sich weiß kleidet und von allen Belustigungen zurückzieht, dauert 27 Monate. Zwei Mal im Jahre, im Frühling und im Herbst, wird den Verstorbenen auf den Gräbern geopfert.

Die alte Volksreligion der Chinesen bestand — wie die Religion der hochasiatischen Völker überhaupt — in der Verehrung der Naturkräfte, speciell des Himmels, der Erde und des Menschen, d. h. der Geister der Verstorbenen, besonders der alten Kaiser und der Erfinder der nützlichen Dinge. Sie kannte weder Tempel noch Götterbilder, sondern nur Opfer, welche vom Kaiser, seinen Beamten und den Oberhäuptern der Familien dargebracht wurden. Ein bestimmter Priesterstand war nicht vorhanden. Die Lehre Kung-fu-tse's, die ethisch reformirte alte Volksreligion, ist die eigentliche Religion der Gebildeten Chinas, während einzelne Philosophen so wie das gemeine ungebildete Volk zwei anderen Religionen, nämlich der Tao und dem

Buddhaismus, anhangen. Die Tao (der Weg) verdankt ihre Entstehung Lao-tse, einem Zeitgenossen Kung-fu-tse's. Sie ist der mystische Niederschlag der alten Volksreligion. Ihre Anhänger befassen sich mit Vorliebe mit der Magie, Alchymie und andern mystischen Hanthierungen. Der Buddhaismus ist kein chinesisches Erzeugniß, sondern eine importirte Religion, die aber trotz mehrfacher Verfolgungen von Seiten der Regierung in den Gemüthern des gemeinen Volkes, welches die rein auf den Verstand berechnete Lehre Kung-fu-tse's nicht befriedigte, feste Wurzeln geschlagen hat.

Das bürgerliche Jahr des Chinesen ist ein Mondjahr. Es besteht abwechselnd aus zwölf und dreizehn Monaten. Die Woche zerfällt, wie bei uns, in sieben Tage, der Tag, welcher mit 11 Uhr vor Mitternacht anhebt, in 12 Stunden. Ruhetage, an denen die Arbeit eingestellt wird, kennt der Chinese nicht, ebenso ist die Zahl der Feste, welche er feiert, beschränkt auf das Neujahrsfest, das Laternenfest (zur Feier des ersten Vollmondes im Jahre), das Frühlingsfest und das Fest zu Ehren der Verstorbenen (am ersten Tage des siebenten Monats).

Die chinesische Sprache, in welcher ein Drittheil des gesammten Menschengeschlechtes seine Gedanken ausdrückt, ist die einzige in der Welt, welche Jahrtausende hindurch fortbestanden hat und, noch bis auf den heutigen Tag in Wort und Schrift fortlebend, als Einigungsmittel eines großen Volkes dient und wesentlich dazu beigetragen hat, dessen Abgeschlossenheit von andern Zweigen der Menschheit so lange aufrecht zu erhalten. Sie ist ein aus einsilbigen Wörtern bestehendes Idiom. Bildung der Worte aus den Wurzeln derselben, wie in unsern Sprachen, sind dem Chinesen vollkommen fremd. Die bestimmte Bedeutung der Worte im Satze wird durch ihre Stellung, welche strengen Gesetzen unterworfen ist, hervorgebracht. Das Chinesische zerfällt in die Volkssprache (mit sehr zahlreichen und stark von einander abweichenden Dialekten), die Schriftsprache (alte und neue) und die Umgangssprache oder den sog. Mandarin-Dialekt, welcher das Idiom des Hofes, der Beamten und überhaupt der gebildeten Classen Chinas ist. Die chinesische Schrift, deren Erfindung in ein hohes Alterthum zurückverlegt wird, ist aus einer Bilderschrift, der unmittelbaren Darstellung der Anschauungen durch die Gegenstände selbst, hervorgegangen, wie dies noch jetzt in verschiedenen Zeichen (z. B. ☉ für Sonne, ☽ für Mond) hervortritt.

Daß ein Volk, welches eine so frühe Schrift besaß und seit Jahrtausenden sich einer Civilisation erfreute, auch eine reiche Literatur besitzen werde, läßt sich denken. Es existirt ein Katalog der kaiserlichen Bibliothek zu Peking, welcher 12,000 Titel von Werken enthält, die sich über den ganzen Umfang aller Wissenschaften erstrecken. Unter diesen ragten hervor die sog. Classiker oder die heiligen Schriften der Chinesen. Es sind deren fünf, von Confucius gesammelt aus vorhandenen Bruchstücken und zum Theil von ihm selbst verfaßt, weshalb er als der Vater der chinesischen Literatur anzusehen

ist. Das erste ist der Yit-kin, das Buch der Veränderungen, welches die Grundlage der kosmogonischen Weltanschauung der Chinesen enthält, die auf der Idee beruht, daß das Weltall durch die Wechselwirkung von zwei obersten Principien entstanden sei und fortbestehe. Das zweite Buch, der Schu-kin, ist das Buch der Berichte, enthaltend Bruchstücke aus der Geschichte der drei ersten Dynastieen des chinesischen Reiches, mit vielen Reden der alten Kaiser so wie Aussprüchen und Rathschlägen der Minister. Das dritte ist der Schi-kin oder das Buch der Lieder, eine Sammlung von 300 Oden, welche Confucius aus dem ganzen Lande gesammelt hat, um den sittlichen Zustand des chinesischen Volkes zu beleuchten und dadurch sowohl Lehren als Warnungen aufzustellen. Friedrich Rückert hat uns eine deutsche Uebersetzung davon hinterlassen. Das vierte ist der Li-ki oder das Buch der Ceremonien, enthaltend Anweisungen für alle Handlungen des Lebens in Beziehung auf Familie, Staat und Religion. Die Anordnungen betreffen nicht blos das äußerliche Verhalten, sondern beruhen auf einem sittlichen Grunde und verfolgen einen sittlichen Zweck. Die Ceremonial-Gebräuche der Chinesen werden auf 3000 geschätzt, und das Cultusministerium hat das besondere Amt, diese wichtigen Gegenstände zu überwachen. Das fünfte der Classiker ist ein geschichtliches Werk, Tschun-tschin genannt, von Confucius selbst verfaßt, welches die Geschichte und Zustände seiner Zeit schildert. Diese Bücher stehen bei den Chinesen in einem ähnlichen Ansehen, wie die Bibel bei den Juden und der Koran bei den Mohammedanern.

Unter den Werken der **weltlichen Literatur** sind hervorzuheben: die eben so zahlreichen als voluminösen Geschichtswerke, welche hauptsächlich die Begebenheiten am Hof und die Schicksale der einzelnen Dynastieen berichten, während die Geschichte des Volkes keine Aufzeichnung gefunden hat. Auch die meisten anderen Wissenschaften so wie verschiedene gewerbliche Zweige sind in einer Reihe von Werken behandelt, denen, wie den Schriften zur schönen Literatur (besonders Dramen und Romanen), der Charakter des chinesischen Volksgeistes deutlich aufgeprägt ist, nämlich Nüchternheit und eine ins Einzelne gehende Genauigkeit, gepaart mit einem Mangel an Schwung und an echt künstlerischer Gestaltung. Das Studium dieser Alles umfassenden Literatur, sowohl nach Form als nach Inhalt, ist die Hauptaufgabe der chinesischen Erziehung und Bildung. Alles was die Alten erdacht haben, genau zu kennen und zu commentiren, ist das Endziel der chinesischen Gelehrsamkeit.

Am besten wird der Zustand der chinesischen **Wissenschaften** durch die Eintheilung derselben charakterisirt. Man theilt sie nämlich nach den drei Gesichtspunkten: Himmel, Erde und Mensch, in himmlische, irdische und menschliche. Zu den himmlischen gehört das Bischen Astronomie, welches die Chinesen von den Arabern und Europäern gelernt haben; zu den irdischen etwas physikalische Geographie, gleichfalls fremden Ursprungs, und unter die menschlichen alle übrigen Fächer, wie Geschichte, Kalenderkunde, Architektur,

Landwirthschaft, Politik, Naturwissenschaften (welche rein medicinischen Zwecken dienen), Münzkunde u. s. w. Eine ächt chinesische Eintheilung!

272. Die chinesische Mauer und der Kaiser-Canal.

(Nach der Zeitschrift: Das Ausland und Karl von Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichische Expedition nach Siam, China, Japan, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

China hat zwei Riesenwerke menschlicher Anstrengung und Ausdauer aufzuweisen, die große Mauer, als eine Schutzwehr gegen die räuberischen Einfälle der Nomaden auf der Grenze des Culturlandes und der Wüste, und den Kaiser-Canal, welcher den untern Lauf aller bedeutenden nach Osten fließenden Ströme Chinas zu einer großartigen Communicationslinie zwischen der Nordresidenz Chinas (Peking) und den Provinzen seiner Mitte und seines Südens verbindet oder vielmehr ehemals verband.

Der chinesische Hof dünkte sich in seiner Unwissenheit von der Seeseite her so sicher, daß weder in dem Golf von Petschili noch auf dem Peiho eine Abtheilung der kaiserlichen Kriegsschiffe stationirt wurde. Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung war seit den ältesten Zeiten des Staates bloß gegen Norden gerichtet, um den Andrang der tatarischen Völkerschaften, Mongolen, Türken und Tungusen, zurückzuhalten. Denn gleich wie Cimmerier und Teutonen immerdar sich bestrebten, aus den nördlichen Gegenden Europa's gegen Süden vorzudringen, um von dem Schweiß des cultivirten Südländers sich ernähren zu lassen, so drängten die in Müßiggang und Kriegen sich gefallenden Nomadenvölker des nördlichen Asiens hinab in die südlichen Reiche, China, Hindostan und Persien. Die Wälle und Schutzmauern, welche von den Chinesen, Römern und den Persern*) gegen Tataren, Deutsche und Caucasier errichtet wurden, vermochten jedoch den Andrang dieser wilden kriegerischen Horden, sobald es an moralischer und Körperkraft gebrach, nur auf kurze Zeit zurückzuhalten.

Der (300 Meilen) „lange Wall", wie die Bewohner des Mittelreiches die äußere große Mauer nennen, bildet eine zusammenhangende Reihe von Befestigungen, welche über Bergketten (bis 1600 M. hoch), durch Thalgründe und über Flüsse fortgeführt, an manchen Stellen zwei- und dreifach angelegt und fast von hundert zu hundert Schritten mit Thürmen und Bastionen versehen ist. Derselbe beginnt im District Sutschéu gegen Westen

*) Eine Mauer bei Derbend war bestimmt, die caucasischen Völker von den Ländern Persiens und des byzantinischen Reiches abzuhalten.

und zieht sich in nordöstlicher Richtung auf einer Strecke von 9 deutschen Meilen bis zum Bach Tscharlai, wo die Berge allein, in deren Pässen Castelle errichtet sind, zum Schutz dienen. Jenseit derselben beginnt die Mauer von Neuem und läuft dann, wiederholt von Berggruppen unterbrochen, in einer wellenförmigen Linie bis hin zur Berg- und Meerespforte am östlichen Meere, auf der Grenze zwischen den Provinzen Petschili und Schingking. „Sie bezeichnet", sagt Alex. v. Humboldt, „im eigentlichen Verstande eine natürliche Grenze, und eine trefflichere Wahl des Ortes als politische Grenze war gar nicht zu treffen. Alles war todt in der Steppe, und nur einen Schritt weiter, so stand der Reisende an dem jähen Absturze Hochasiens, wo ihm das üppigste Leben entgegenlächelte." Der Absturz zeigt Vorsprünge und Golfe, als wenn die See einst ein steiles Ufer abgenagt hätte. Die östlichen Provinzen Chinas sind daher ein junges angeschwemmtes Land. Die westliche Hälfte der großen Mauer, vom gelben Flusse bis nach Sutschéu, ward zu den Zeiten der Ming-Dynastie (reg. 1366—1644) ganz neu auferbaut und soll sich noch in ziemlich gutem Zustande befinden; die östliche, vom gelben Flusse bis zum Meer, ist aber jetzt großentheils eingestürzt und nur noch an einzelnen Stellen gut erhalten. Es bedurften nämlich die Mandschu, nachdem sie selbst die Herrschaft errungen hatten, natürlich keine Wälle mehr gegen ihre eigenen, mit Wohlthaten überhäuften Landsleute und unterließen deßhalb alle Ausbesserungen. Verschieden von der äußern ist die innere große Mauer, nördlich von Peking. Sie befindet sich noch jetzt, da man an den schadhaften Stellen immer wiederum mit neuem Mauerwerk nachhalf, in sehr gutem Zustande. So wenig aber ehemals diese Schutzwälle das Mittelreich vor der Verwüstung und der Herrschaft tatarischer Horden bewahrten, so wenig werden zu unserer Zeit, trotz aller kriegerischen Anstrengungen, die tatarischen Gebieter ihre chinesischen und mongolischen Unterthanen der Oberherrlichkeit des Westens und dem umgestaltenden Einflusse seiner Cultur entziehen können.

Der berühmte Kaiser-Canal, welcher die Gewässer des Peiho (und durch diese die Hauptstadt Peking) mit jenen des gelben Flusses, des Yang-tse-Kiang und den Flüssen der Tschiliang-Provinz verbindet, war früher die wichtigste Verkehrsader zwischen dem Norden und Süden des Reiches; heute gibt dieser Riesenbau, welcher sich 600 engl. Meilen lang über die große Ebene hinzieht, nur noch Zeugniß von einstiger Größe und gegenwärtigem Verfall. Der veränderte Lauf, welchen der gelbe Fluß genommen (s. S. 197), verursachte den ersten großen Schaden an den Canalbauten und der Theil nördlich von dem alten Bette des gelben Flusses befindet sich in ganz verwahrlostem Zustande. Aber auch die südliche Strecke geht, bei der Sorglosigkeit der Regierung, rasch ihrem Verfalle entgegen. Bereits werden die westlichen Uferbauten, durch welche der Canal von dem Kaogu-See getrennt wird, durch den Anprall der Wellen theilweise abgetragen; erfolgt nun, was nicht un-

wahrscheinlich ist, der Einsturz eines Theiles des westlichen Dammes, so ist die Ueberschwemmung eines der herrlichsten Landstriche Chinas, welcher unter dem Wasserspiegel liegt, unvermeidlich. Trotz dieser drohenden Gefahren verhält sich die chinesische Regierung ganz theilnahmlos und weist die von den Fremden gemachten Vorschläge mit Geringschätzung zurück.

273. Peking.

(Nach Alexander Freiherrn von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Peking, d. h. Nordresidenz, wurde mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut und war der Mittelpunkt des Königreichs Yen, nach dessen Auflösung (222 vor Chr.) es zum Range einer Provinzialstadt herabsank und erst 1421 zum zweiten Male Hauptstadt des Reiches wurde. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Alles ist hier kolossal: die Stadtmauern sind 16—20 M. hoch, 12—16 M. breit und ihr Umfang beträgt mehr als 20 englische Meilen! In der Phantasie der asiatischen Völkerschaften ist Peking die Stadt der Städte, das irdische Paradies, der Mittelpunkt der Welt! Für unsere Anschauung ist es das Urbild der altbiblischen Städte: ein Babylon, ein Ninive.

Peking besteht aus zwei Städten von ziemlich gleichem Umfange, beide in Gestalt eines Parallelogramms: die nördliche heißt bei den Europäern gewöhnlich die Tatarenstadt, die südliche die Chinesenstadt. Noch vor nicht gar langer Zeit entsprach diese Benennung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männern aus dem Norden und den Chinesen. In unseren Tagen haben sich viele der letzteren in der Tatarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmählich, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Antagonismus zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der Tatarenstadt liegt der Palast des Kaisers, auch „die kaiserliche oder verbotene Stadt", von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Auch die Wohnsitze der Reichen entziehen sich durch hohe, schmucklose Mauern den neidischen Blicken der Vorübergehenden, und die Häuser, welche man sieht, sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Handel und Industrie vorzugsweise ihren Sitz haben, gibt es ganze Straßen, welche nur Kaufläden enthalten, reichlich mit Landeserzeugnissen, aber sehr spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabak-Magazine fallen auf durch die kolossalen Schilder, welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thür aufgepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind und wie die Coulissen eines Theaters aussehen. In den

die Tatarenstadt von Norden nach Süden durchziehenden, unabsehbaren Gassen schreitet man bald zwischen elenden Lehmhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern, hinter denen sich Paläste verstecken; abwechselnd sieht man die Wohnsitze des Elendes und die des Ueberflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich.

Ein Spaziergang durch Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferde hat man keine Zeit, viel um sich zu sehen, und doch, wenn nicht Alles schön, so ist doch Alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, nur das Nothwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor Allem muß man den zweihöckerigen Kameelen aus dem Wege gehen, die in langen Reihen einherziehen, geführt von stämmigen mongolischen Burschen; auch die zahlreichen Fiaker versperren überall den Weg; es sind dies ein- oder zweispännige Karren, bedeckt mit einem Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz, welches nur Standespersonen von gewissem Range den Gebrauch der Sänften vorbehält, die von Kulis getragen werden, hinter ihnen ein Dutzend Bediente in schmutziger, abgenutzter Livree. Dazwischen nun noch eine Bürgerhochzeit, deren ganzes Personal sich in Fiakern befindet, oder eines der kostspieligen Leichenbegängnisse, deren übertriebener Aufwand manche Familie zu Grunde richtet: der Leichnam unter einem ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei; vor dem Sarge in einem weißverbrämten leeren Wagen die Seele des Verstorbenen (!), hinterdrein die Familie in Fiakern; zu beiden Seiten Männer mit Fahnen, karmoisinrothen oder blauen Sonnenschirmen und vergoldeten oder lackirten Lanzen; in gemessener Entfernung Bursche in närrischem Anzuge mit Wämsern und enge anliegenden Hosen, die auf den Gong (Pauke) schlagen, und Musikanten, die die Luft mit unharmonischem Getöse erfüllen.

Der Tempel des Himmels mit seinem Park von Cedern und anderem Nadelholz und mit den von Mauern und Gräben umschlossenen Höfen hat zwei engl. Meilen im Umfang. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich der polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Drei übereinander gestellte Dächer, in Gestalt eben so vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken verbunden, tragen eine mit Pilastern geschmückte Galerie, auf welcher eine Kuppel ruht, vielleicht die einzige in China. Weder ein Götzenbild noch sonst etwas erinnert daran, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen diesen prachtvollen Kiosk betreten, der würdig ist der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt. In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene Altar, auf dem die Jahresopfer gebracht werden, eine kreisrunde Plattform von weißem Marmor, 10 M. hoch.

Am Nordost-Ende der Tatarenstadt befindet sich der Tempel des Con-fucius und unmittelbar neben demselben die Akademie des Confucius, wo in einem kleinen Hofe sämmtliche Werke dieses Moralphilosophen, so wie andere classische Werke, in schwarze Marmorplatten gegraben, zum Gebrauche der Literaten ausgestellt sind. In einem hübschen Saale läßt der Kaiser, alle 10 Jahre einmal, auf dem reich geschnitzten und vergoldeten Throne sitzend, sich einige Bruchstücke der Classiker vorlesen.

In der Tatarenstadt gibt es auch viele katholische Kirchen und eben so viele Pfarreien (mit 8000 Christen), welche sämmtlich von Lazaristen versehen werden. Die sog. portugiesische Cathedrale, ein imposantes, mit Verzierungen überladenes Gebäude aus dem 17. Jahrhundert, entging bei den zwei letzten Christenverfolgungen nur dadurch der Zerstörung, daß die Chinesen glaubten, beim Abtragen von Gebäuden böse Geister aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben, die dann die Nachbarschaft heimsuchen. Als die beiden Thürme der neuen französischen Kirche, eines schönen gothischen Baues, eine gewisse Höhe erreicht hatten, verlangte die Regierung, daß der Weiterbau unterbleibe, weil, sagte sie, man von der Spitze derselben in die Höfe und Gärten des kaiserlichen Palastes sehen könne. Das war vielleicht nur ein Vorwand, der wahre Grund aber — die Geister. Hier (bei der französischen sog. „Nordkirche") befindet sich auch die Residenz des apostolischen Vicars, das erste Haus der Lazaristen in China und ihr Seminar mit einem Naturaliencabinet, einzig in seiner Art, namentlich einer schätzbaren ornithologischen Sammlung. Der „portugiesische Kirchhof", zwei engl. Meilen westlich von Peking, verdankt seine Erhaltung neben dem Schutze des russischen Hofes vielleicht auch abergläubischen Befürchtungen der Chinesen. Ungefähr 200 Gräber umschließen die Reste der Väter der Gesellschaft Jesu, welche im Laufe zweier Jahrhunderte in diesem Theile des Reiches wirkten und hier gestorben sind.

Einen ganz andern, feierlichen, aber traurigen Eindruck empfängt man beim Besuche der Gräber der Ming-Dynastie, deren jedes hinter einem Tempel liegt und mit diesem von einer Ringmauer eingeschlossen wird. Am Zugange sind kolossale, roh gemeißelte Statuen: Könige, Pferde, Elephanten, Löwen, Kameele paarweise einander gegenüber aufgestellt. Tiefes Schweigen herrscht über dieser großen Nekropole.

---

274. Nanking.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Nanking, d. h. Süd-Residenz, ist die größte und berühmteste Stadt des südlichen China's, weil in ihr die einheimischen Herrscher des Südreiches häufig ihren Hof hielten. Die Chinesen nennen sie „die schönste Stadt der

Welt". Zwei Reiter, am frühen Morgen zu demselben Thore hinaus in Galopp, aber nach den entgegengesetzten Seiten, um die Stadtgrenze reitend, sollen erst am späten Abend wieder zusammen kommen. Der Flußhafen von Nanking war einst berühmt wegen der Tiefe und Breite des Kiang-Stromes in der Nähe der Stadt. Die Hauptmacht der Dynastie der Song bestand hier in ihren Flotten auf dem Kiang, mit denen sie lange Zeit den Mongolen-Eroberern Widerstand leisteten. Als das Kaiserhaus der Song in den Meereswellen ersäuft war (1280), versuchten noch die Ueberreste der Marine, die unter Anführung von See-Corsaren sich an der Kiang-Mündung, auf der Insel Tsongming, einen Waffenplatz, Schiffswerfte und Admiralität schufen, wiederholt dieses Hafens von Nanking sich zu bemächtigen, und dem damals furchtbaren Seehelden Tschintschilong gelang es, mit 800 Segeln auch noch einmal bis zu demselben vorzudringen, um die große Stadt Nanking zu belagern. Seit der Zeit scheint es Politik der Nordherrscher geblieben zu sein, diese Verbindung zu hemmen, den Hafen zu sperren, wodurch er sich auch verstopft zu haben scheint; gegenwärtig läuft wenigstens kein Schiff ein. Im April und Mai ist die Zeit der großen Fischereien im Kiang, nahe der Stadt; die köstlichsten Fische können dann noch in Barken, oben mit Eis belegt, frisch durch die Provinzen des Reiches versandt werden, was zumal in bedeutenden Ladungen nach Peking geschieht, wohin mit Schiffs-Relais der Weg auf der kürzesten Canalfahrt in 8 bis 10 Tagen zurückgelegt werden kann.

Die Stadt war einst eine Kaiserstadt, seit der Mandschu-Eroberung ist sie in Verfall, Paläste und Tempel sind zerstört und nicht wieder aufgebaut; ein Drittheil liegt innerhalb ihrer Mauern in Wüste. Eine starke Mandschu-Garnison hält sie im Zaum; sie ist der Sitz des Vicekönigs der Provinz. Ihre Straßen sind weit enger, wie die in Peking, größere öffentliche Gebäude, Plätze u. s. w. fehlen ihr, ungeachtet sie noch ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Tempeldienstes, des Handels und der Fabriken ist. Die größten Bibliotheken, die besten Buchhandlungen, die Druckereien, welche die schönsten Drucke auf dem besten Papiere liefern, sind in Nanking. Die chinesischen Tusche (ihre Dinte), deren vorzüglichste Qualität im Süden der Hauptstadt zu Hoeitscheou fabricirt wird, hat in Nanking ihren Hauptmarkt und Vertrieb in allen Größen und Formen für das ganze Reich und das Ausland, eben so die Erzeugnisse der Seidenstühle, der Blumenfabriken und unzählige andere eigenthümliche Fabrikate.

Im Auslande ward Nanking vorzugsweise durch den geschmacklosen, achteckigen Porzellan-Thurm berühmt, welcher im 15. Jahrhundert aus Backsteinen 9 Stockwerke hoch aufgeführt, mit Porzellan ausgelegt und von außen mit Schellen behangen wurde.

275. Canton.

(Nach Karl von Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan, und W. Heine, Reise um die Erde nach Japan, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Bedeutung des Hafens von **Canton** am Perlflusse (etwa 90 engl. Meilen von dessen Mündung entfernt) für den europäischen Handel ist seit der Gründung von Hongkong (s. S. 217) in steter Abnahme begriffen. Nicht nur das Importgeschäft in allen seinen Zweigen wurde den in Canton etablirten Europäern von den Eingeborenen abgerungen, sondern die Stadt hat auch als Transitplatz für den **Importhandel** an Wichtigkeit eingebüßt, indem ein großer Theil der von den Chinesen in Hongkong gekauften Waaren mittelst chinesischer Djonken direct nach ihrem Bestimmungsort in das Innere des Landes geht. Dagegen hat der namhafte **Exporthandel** dieses Theiles von China noch seinen Hauptsitz in Canton, und diesem allein verdanken die europäischen Häuser daselbst ihre Existenz. Als **Industriestadt** nimmt Canton unter allen Städten China's den ersten Rang ein, wie denn überhaupt die Provinz Kwangtung, deren Hauptstadt Canton ist, als der gewerbfleißigste Theil des südlichen China's bezeichnet werden darf. Insbesondere haben in Canton ihren Hauptsitz die Seidenweberei und Seidenstickerei, das Glasblasen, die Glas- und Steinschleiferei, die Lackwaaren- und Papierfabrikation, die Holz- und die Elfenbeinschnitzlerei und die Möbeltischlerei. In den umliegenden Dörfern hat die Porzellanindustrie ihren Sitz, während gegen 100,000 Personen zur Zeit der Zuckerrohr-Ernte in den Zuckermühlen in der Umgebung von Canton beschäftigt sind.

Die Stadt hat keine sehr große Ausdehnung, aber eine sehr starke Bevölkerung (1 Mill.?), meist Eingeborene der südlichen Provinzen, die in China selbst für roher gelten, als jene an der Ostküste und im Binnenlande. In den schmalen, zum Schutze gegen die Sonne mit Strohmatten überdeckten Gassen sind Wagen unmöglich, daher unbekannt, — Canton ist die Stadt der Fußgänger und der Tragstühle. Ein magisches Halbdunkel herrscht in den eleganten Gassen der „westlichen Vorstädte". Die Aushängeschilder, hier, wie überall in China, lange, schmale, reich lackirte und vergoldete Bretter, hängen senkrecht vor den Läden und sehen aus wie die Coulissen eines Theaters. Die Farbenpracht wäre überwältigend ohne die mildernde Wirkung der künstlichen Dämmerung.

Hunderttausende von Chinesen leben auf dem Flusse selbst. Tausende von kleinen Fahrzeugen, deren jedes einer Familie als Wohnung und Heimat dient, liegen längs dem Ufer hin, an Pfählen befestigt, zum Theil mit Brücken verbunden, welche von einem Dache zum andern führen, und bilden, in regelmäßige Straßen abgetheilt und unter scharfer politischer Aufsicht, die sog.

schwimmende Stadt. Die ärmlichsten derselben sind aus Bambus erbaut, mit Bambus gedeckt, die Fugen mit einer Art von Cement ausgefüllt. Diese Boote werden meistens von armen Fischerfamilien bewohnt. Im Stern des Bootes steht gewöhnlich die Frau und steuert mit einem langen Ruder, im Vordertheile hilft der Mann mit einem ähnlichen Ruder, das er gelegentlich bei Seite legt, um sein entweder aus Rohr oder Fäden von der Schale der Kokosnuß geflochtenes Netz auszuwerfen. In der Mitte befindet sich die Küche, zugleich der Aufenthaltsort der Kinder, von denen jedoch das jüngste entweder auf dem Rücken der Mutter oder dem eines der älteren Geschwister festgebunden ist. Sogar für einen kleinen Hausaltar mit einer brennenden Lampe davor ist ein Plätzchen vorhanden. Die großen Handels-Djonken liegen mehr gegen die Mitte des Flusses, bunt bemalt und vergoldet, das Deck mit einem großen Strohdache versehen. Die ungemein dicken Masten haben an der Spitze eine Rolle, durch die ein schweres Seil läuft, um das schwerfällige Mattensegel, gespreizt durch Bambusstangen, aufzuhissen. Das Vordertheil hat rechts und links oft kolossale Glotzaugen, die ihnen das Ansehen von Riesenfischen geben, um Drachen und See-Ungethüme, die nach chinesischem Glauben das Wasser bevölkern, hinwegzuscheuchen. Gewöhnlich haben die großen Handels-Djonken eine oder ein paar Kanonen, wegen der ihr häufig vorkommenden Fluß-Piraterien. Etwas näher gegen die Stadt zu lagern neben einem in der Mitte des Flusses erbauten Fort auch einige bewaffnete Kriegs-Djonken. Die Mannschaft ist mit Luntenflinten, Lanzen, Schilden und Säbeln bewaffnet, doch tragen Viele auch noch Bogen und Pfeile. Die Befestigungen am Cantonfluß sind mit Hunderten riesiger Geschütze besetzt und haben ein furchtbares, drohendes Aussehen, doch ist der Ruf ihrer Unbezwinglichkeit längst dahin, denn sie sind bereits mehrere Male von den Engländern genommen worden.

Wer Canton nicht sah, hat China nicht gesehen. Peking ist seinem Wesen nach ein Feldlager, das Zelt des Nomaden auf einem Ruhepunkte. Canton ist China, Peking die Mongolei.

---

276. Shanghai.

(Nach Karl von Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde auf der Fregatte Novara, und Alexander Freiherr von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Shanghai, von den Eingeborenen Zong-hé ausgesprochen (d. h. vom Meere aufwärts), am westlichen Ufer des Wusungflusses 14 engl. Meilen von dessen Mündung in den Yang-tse-kiang gelegen, hat sich als Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den Theedistricten im Süden, dem mittlern Bin-

nenlande und den nördlichen Kreisen Schantung und Petschili im Zeitraume eines Vierteljahrhunderts von einer Stadt dritten Ranges zu einem der wichtigsten Stapelplätze des chinesischen Reiches emporgeschwungen. Die ganze Schifffahrt auf dem Wusungflusse, so wie jene des 1000 englische Meilen für Dampfschiffe fahrbaren Yang-tse-kiang, des Mississippi Ost-Asiens, concentrirt sich in Shanghai, welches in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit Neu-Orleans in Louisiana hat.

Die alte, von hohen Wällen eingeschlossene, nur an drei Stellen zugängliche Chinesenstadt hat sehr enge, außerordentlich schmutzige Gassen, die zuweilen kaum so breit sind, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können, daher erinnern sie an die schmalen Gäßchen Venedigs oder die häßlichen „Lanes" in London. Nur mit Mühe vermögen in diesem Gedränge die vielen Lastträger durch beständiges Schreien und Stoßen sich Bahn zu brechen. Die 1—2 Stock hohen Häuser haben im Erdgeschoß größtentheils Verkaufsläden mit riesigen Aufschriften und Aushängeschildern, welche, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden noch mehr zu fesseln, häufig quer über der Gasse angebracht sind.

Weit bequemer und eleganter als die Chinesenstadt sind die an der Nordseite gelegenen Fremden-Viertel, wo europäische und nordamerikanische Kaufleute ihre Wohnungen und Magazine nach europäischem Zuschnitt haben. Das europäische Viertel zerfällt wieder in eine englische und eine französische Niederlassung; die deutschen Kaufleute (vorzugsweise aus Bremen und Hamburg), welche hier durch mehrere angesehene Firmen vertreten sind, haben es noch nicht zu einer besondern Niederlassung gebracht.

Der für die Industrie und den Handel Europa's wichtigste Ausfuhr-Artikel Chinas ist Seide. Die weit ausgedehnten Wälder von Maulbeerbäumen ernähren eine solche Menge Seidenraupen, daß die Gegenden, in welchen dieser Culturzweig gepflegt wird — und dies sind alle Provinzen China's außer den nördlichen — nicht nur ganz China mit trefflicher Seide versehen, sondern auch noch eine bedeutende Menge nach fremden Ländern, besonders nach England, ausführen. Die Seide wird in China nicht durch großartige Etablissements und bedeutende Grundbesitzer gewonnen, sondern, ähnlich wie in der Lombardei, durch unzählige kleine Landwirthe. Die großen Kaufleute der Hauptstädte senden zur Zeit der Ernte eigene Agenten nach allen Theilen des Landes, um diese kleinen Quantitäten, die natürlich auch von verschiedenen Qualitäten sind, zusammen zu kaufen und nach gewissen Lagerplätzen abzuliefern, wo dieselben nach ihrer Güte sortirt werden. Schiffbare Flüsse und Canäle machen den Verkehr dieser Lagerplätze mit dem Seehafen Shanghai ungemein leicht und billig und erheben denselben zu einem Centralpunkte für den Seidenhandel.

Der zweite Hauptgegenstand der Ausfuhr ist der Thee, der als Ge-

tränk seit dem Ende des 6. Jhrhdts. in China allgemein in Gebrauch kam und schon um die Mitte des 10. Jhrhdts. sich zum allgemeinen nationalen Getränke aufschwang. Am zuträglichsten scheint dem Theebau die Region vom 27—30° n. Br. zu sein, wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 14—16° (R.) schwankt und wo auf starken Regenfall während des Südwestmonsuns heiteres Wetter und Hitze folgt, das Eine ebenso nöthig zum üppigen, raschen Wachsthum der Blätter, wie das Andere für die Güte der Qualität. Die in Europa gewöhnlich als „grüner" und „schwarzer" Thee verkauften Sorten rühren nicht von zwei verschiedenen Species her, sondern der Unterschied beruht nur auf der Behandlung, je nachdem beim Trocknen rasch verfahren wird oder derart, daß inzwischen eine Gährung des Blattsaftes eintreten kann. So ist man im Stande, aus den Blättern einer beliebigen Theesorte sowohl schwarzen als grünen Thee für den Handel zu bereiten. Die beliebteste Sorte schwarzen Thees ist der Congou, ein Name, der aus der Corruption der chinesischen Worte Kung-fu (d. h. Thee, an dem Arbeit verwendet wurde), wie Pekoe, eine Corruption von Peh-hau (d. h. Milchhaar), für die feinste der schwarzen Theesorten gebräuchlich wurde, die aus den feinsten, von den im Frühling noch knospenden Blättern gepflückten Blattspitzen besteht. Das weiße, flaumige Aussehen der Blätter dieser feinsten Sorte wird im Handel „Blume" genannt, wahrscheinlich, weil man diese flaumigen Blätter für die Blüten des Thees gehalten hat. Die jährliche Theeausfuhr aus China übersteigt gegenwärtig 150 Millionen Pfund (im Werthe von 6—7 Millionen Pfd. Sterling), wovon über 130 Millionen nach Großbritannien gehen. Der Hafen von Futschau nimmt für diesen Export die erste, Shanghai die zweite Stelle ein. Der glänzende Erfolg der Thee-Cultur in China veranlaßte in neuerer Zeit Anbauversuche mit dieser Pflanze auf Java, in Ostindien, Brasilien und selbst in den Südstaaten der nordamerikanischen Union. Den meisten Erfolg versprechen diese Versuche im nördlichen und nordwestlichen Indien, in Java scheinen klimatische und geognostische Verhältnisse die Ursache zu sein, daß die Qualität, trotz der sorgfältigen Pflege der Pflanzen und der Bereitung der Blätter durch chinesische Arbeiter, mit den Theesorten aus dem „Reiche der Mitte" nicht concurriren kann. In Süd- und Nordamerika sind durch die Höhe des Arbeitslohnes die Erzeugungskosten zu bedeutend. Wie so manche andere Nutzpflanze, wird auch der chinesische Thee im Handel (besonders in Großbritannien) verfälscht, namentlich durch Beimischung von gefärbten Blättern des Schlehdorns, der Ulme, der Esche u. s. w., obwohl in England ein solches Verfahren mit einer Strafe von 6—12 Monaten Gefängniß geahndet wird. Ungemein zahlreich sind die Surrogate, deren sich, ihrer größeren Wohlfeilheit wegen, die ärmeren Volksclassen in den verschiedenen Ländern der Erde statt des chinesischen Thees bedienen.

Wenn die Lage Shanghai's in einer flachen sumpfigen Ebene nichts

Anziehendes hat und das Klima nicht in gutem Rufe steht, so ist die Kühnheit und Ausdauer, die erfindungsreiche, unermüdliche Thätigkeit des anglo-sächsischen Genius um so mehr zu bewundern, welcher den Gedanken fassen konnte, hier eine Stadt zu gründen, und sie wirklich gegründet hat mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, welche die Natur, der versteckte Widerstand der chinesischen Regierung, die Eifersüchteleien zwischen den Einwanderern verschiedener Nationalität so wie Zerwürfnisse im Schooße der britischen Gemeinde darboten. Man betrachte diese Stadt von Palästen, man zähle, wenn man kann, die Masten, die ihren Hafen in einen Wald verwandeln, man sehe diese Ungeheuer des Dampfes den Fluß herauf- und hinabziehen, man lese in den Zoll-Tabellen die Resultate dieses Verkehrs und man wird sich übermannt fühlen von Bewunderung für die frische, pulsirende Lebenskraft der jugendlichen Beherrscherin des Yang-tse-kiang, der Königin des Gelben Meeres, man wird erkennen, wie fest gewebt das Band ist, welches Europa, Amerika, Australien fortan mit dem Reiche der Mitte verknüpft.

Wie S. Francisco und Melbourne, so ist auf Shanghai eine Schöpfung von Individuen, von großen Kaufherren (merchant-princes) und nicht der Regierungen; aber jene Hauptstädte von Californien und Victoria erstanden und erwuchsen auf vaterländischem Boden; Shanghai ist eine exotische Pflanze, die in freier Luft, allen Winden ausgesetzt, ohne die Pflege des Gärtners, sich selbst überlassen, emportreibt, von ihrem eigenen Safte lebt, mit eigener Kraft dem Boden die nöthige Nahrung entzieht. Sein kurzes Dasein — kaum mehr als 30 Jahre — ist eine Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und Prüfungen, von Thorheiten und Verirrungen, alsbald gut gemacht durch neue Kraftentwickelung und gelohnt durch neue Erfolge.

Wenn auch die Eröffnung des Yang-tse-kiang für die fremde Schifffahrt die Bedeutsamkeit Shanghai's als Thee-Niederlage einigermaßen vermindert hat, weil drei an den Ufern des blauen Stromes gegründete Factoreien den Thee direct ausführen, so bleibt doch Shanghai die größte Niederlage der in China verbrauchten englischen Artikel, die es nach den Centralprovinzen des himmlischen Reiches über Suchow, nach Peking und in die nördlichen Provinzen über Tientsin versendet. Es concurrirt, unwillkürlich, mit dem europäischen Handel im Süden, nämlich mit Honkong, welches es bereits weit überflügelt hat, mit Canton, das nur noch einen Schatten seiner ehemaligen Größe bewahrt hat, mit Macao, das nur mehr von seinen heroischen Erinnerungen zehrt, von seinem Kulihandel und den Spielhöllen für die Matrosen lebt.

---

277. Macao und Hongkong.

(Nach W. Heine, Reise um die Erde nach Japan, und Karl v. Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde auf der Fregatte Novara, bearbeitet vom Herausgeber.)

Macao, dessen Lage, an der Mündung des Cantonflusses, durch eine schmale Landzunge mit dem Continent verbunden, in mannichfacher Beziehung an jene von Cadix erinnert, bildet einen seltsamen Contrast zu Canton. Zur Zeit der Blüte Portugals war es ein Hauptstapelplatz des chinesischen Handels, und in Folge dessen erhielt die auf einer Halbinsel der Insel auf drei Hügeln gelegene Stadt schnell eine bedeutende Ausdehnung. Die beherrschenden Höhen sind mit Forts gekrönt und für den Zustand des Befestigungswesens in jener Zeit ihrer Erbauung jedenfalls stark zu nennen. Eine Menge Kirchen, Klöster und andere hervorragende Gebäude, meist sehr pittoresk gelegen, zieren die Stadt, deren geräumige, gut gepflasterte und reinlich gehaltene Straßen den Eindruck großer Behäbigkeit machen. In Allem jedoch, was die Vorzüge eines Handelsplatzes und Hafens der Neuzeit betrifft, entspricht Macao den Bedürfnissen nur auf höchst unvollkommene Weise. In dem sog. innern Hafen an der Westseite der Stadt müssen des seichten Wassers wegen selbst die kleineren Schiffe viel weiter vom Lande abliegen, als in Hongkong, alle Kauffahrer 6 englische Meilen von der Stadt; die Güter müssen in kleinen Djonken verladen werden, um ans Land zu gelangen, was die Geschäfte um so mehr erschwert, als noch dazu der Ankergrund gänzlich ungesichert gegen Winde ist und so die Arbeit des Aus- und Einladens oft Tage lang unterbrochen wird. Die schönen Tage, wo die Portugiesen nach Macao kamen, um reich zu werden, sind längst vorüber. Niemand gedeiht hier außer die Kulihändler und die Eigenthümer von Spielhäusern. Wollte man die letzteren schließen, so würde das Gras in den Straßen wachsen. Die Ursache des Verfalles sind die chinesische Concurrenz und die Eröffnung der Treaty-Ports.

Hongkong, an der östlichen Seite der Mündung des Canton- oder Perlflusses, scheint dem Handel von Macao den letzten Todesstoß zu versetzen. Die Insel nämlich kann, wie alle von den Engländern in der Neuzeit in Besitz genommenen Häfen, kaum günstiger gewählt sein. Als Sitz der englischen Verwaltung, als Station für die britische Kriegsflotte, als Anlegepunkt für die von Europa kommenden Schiffe, um commercielle Nachrichten einzuholen, Ordres zu empfangen oder Ausbesserungen vorzunehmen, als ein Markt für Schiffsprovisionen und ein Entrepôt für europäische Waaren, hat die Insel rasch eine solche Bedeutung erlangt, daß, wie durch einen Zauberschlag, an der Nordseite eine europäische Stadt mit breiten Straßen, schönen Häusern und eleganten Villen entstanden ist, welche zum Unterschied

von der Insel und dem Hafen (gleich vielen andern britischen Stationen in fremden Ländern, mehr patriotisch als praktisch) den Namen Victoria erhalten hat. Die Berge, welche das Hafenbassin umgeben, gewähren genügenden Schutz gegen den im Herbst und Winter in diesen Gewässern große Verheerungen anrichtenden Typhun. Eben so vortrefflich ist die Lage in Bezug auf Vertheidigung; einige wenige Landbatterien im Verein mit einigen Kriegsschiffen, Kanonenbooten oder schwimmenden Batterien in den beiden Einfahrten reichen vollkommen hin, um jedweden Angriff zurückzuweisen.

Hongkong vermittelt hauptsächlich den Handel mit den südlichen Provinzen des himmlischen Reiches, ähnlich wie Shanghai mit den nördlichen. Früher waren die kaufmännischen Häuser in Hongkong meistens nur Zweiggeschäfte der Firmen in dem nur 90 englische Meilen entfernten Canton. Aber die Unsicherheit für Personen und Eigenthum in der einst so blühenden, aber in neuester Zeit an Macht und Ansehen bedeutend gesunkenen Handelsstadt Canton haben die daselbst angesiedelten europäischen Kaufleute veranlaßt, ihre Wohnsitze dauernd nach Hongkong zu verlegen, welches im Falle eines Krieges oder einer politischen Umwälzung in China selbst vorzugsweise geeignet scheint, allen in jenem Reiche angesiedelten fremden Kaufleuten eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren.

In Folge einer der Stipulationen des Vertrages von Nanking (1860) ist auch (1861) die Victoria gegenüberliegende Halbinsel Cowloon oder Kaulung (d. h. neun Drachen) in den Besitz der britischen Krone übergegangen, um eine Dependenz von Honkong zu bilden. Dahin konnten nun verschiedene öffentliche Anstalten, wie Spitäler für Matrosen, Arsenale, Schiffswerfte u. s. w., verlegt werden, wodurch Hongkong mehr Raum für Privatbauten gewonnen und in gesundheitlicher Beziehung, namentlich in der Zeit von Epidemien, unschätzbaren Vortheil gewonnen hat.

278. Die Wüste Gobi.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der östliche Theil der im Vergleich zu ihrer Umgebung, also relativ wüsten Scheitelfläche des Hochlandes von Hinter-Asien heißt bei den Mongolen Gobi, bei den Chinesen Scha-mo oder das Sandmeer. Doch paßt diese letztere Benennung eigentlich nur auf die Mitte; denn das Ganze ist keineswegs eine absolute Wüste, sondern zerfällt nach seiner natürlichen Beschaffenheit und in Folge dessen auch nach seiner Bevölkerung in drei Abtheilungen: a) eine nördliche, weidenreiche und selbst mit sparsamen Waldbäumen (Fichten, Birken, Pappeln, Ulmen) gesegnete Steppen-Zone gegen

die sibirische Seite hin, bewohnt von den Khalka-Mongolen; b) eine mittlere Zone mit breiten und tiefen Einsenkungen, welche vorherrschend mit gelben Sandmassen, Sandhügeln, Sanddünen bedeckt ist, namentlich gegen Westen hin große Anhäufungen beweglichen Sandes enthält, der zwar durch Feuchtigkeit und Kälte minder beschwerlich wird, als jener in der afrikanischen Sahara, aber doch Lastthieren den Durchzug ungemein erschwert; c) eine südliche Steppen-Zone gegen die chinesische Seite hin, in welcher noch Hirse gedeiht, bewohnt von den Tsakhar-Mongolen.

Jene mittlere, tiefe Zone, der Wohnsitz der ärmsten Mongolenstämme, ist das so gefürchtete, eigentliche Sandmeer der Chinesen, 7—10 Tagereisen lang in der Richtung von Osten nach Westen, in verschiedener Breite und Verzweigung, mit einzelnen inselgleichen, weidenreichen Oasen. Der Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln, die während des ganzen Jahres herrschende im Winter unerträgliche Kälte, die durchdringenden kalten Nordwinde, welche den Winter oft bis Ende Juni verlängern und zu gewaltigen Stürmen anwachsen, machen die Gobi zu jeder bleibenden Ansiedlung unfähig, und selbst der Durchzug durch dieselbe wäre unmöglich, wenn man sich nicht des Kameels bediente, und hier und da Heerden so wie in gewissen Distanzen gegrabene Brunnen fände, in welchen sich jedoch das Wasser kaum 3 M. tief sammelt. Trotz der kärglichen Naturgaben ist hier, wenn irgendwo, noch die Heimat der Kameele und Pferde in ihrem wilden oder dem Wildleben ganz nahen Zustande. Diese wilden Kameele oder Bactriane mit zwei sichtbaren Buckeln sollen so schnell sein, daß die bestberittenen Jäger sie nur selten mit ihren Pfeilschüssen erreichen können. Sie durchwandern mit geringerer Beschwerde als jedes andere Thier die dürre Kieswüste der Gobi, obgleich sie bei jedem Schritte mit ihrer Last in den tiefen Sand einsinken, aber auch das wildeste Kameel wird durch die Beschwerden der Wüste gebändigt und erliegt denselben endlich. Anfangs lassen diese Lastthiere sich nur sehr schwer zäumen und bepacken; schon nach den ersten Tagemärschen werden sie geduldiger und nehmen dabei einen raschen Gang an; nach anhaltenden Märschen von 10—14 Tagen ohne Wasser, fast ohne Futter und in Stürmen legen sie sich auf dem Wege ganz erschöpft nieder und stehen endlich nicht wieder auf; überall sind Gerippe derselben an den Wegen zerstreut. So ist das Bactrian nicht nur das Schiff der Wüste, sondern auch, indem es Ansiedlungen auf Zwischenstationen überflüssig macht, der Erhalter der Wüste.

Das Pferd, dieser treueste Gefährte des Nomaden durch das Hochland, übertrifft noch das Kameel an Nützlichkeit in der Gobi durch seine Ausdauer. In der Geschichte und den Gesängen der Mongolen spielt das Pferd eine Hauptrolle; wie in Homer's und Ritter Roland's Zeit werden die Pferde mit ihren Namen, Thaten und Tugenden gleich historischen Personen aufgeführt. Der Mongole geht eigentlich nie, er ruht oder er reitet; er ist wie verwachsen mit seinem Pferde, ein wahrer Centaur, und verläßt es nur

im höchsten Nothfall. Der Kaiser imponirt ihnen mehr durch die Menge seiner Pferdeheerden als durch Scepter und Schmuck. Die kostbarsten Gaben der Mongolen an Kaiser und Vornehme sind Pferde, zumal Schimmel. Ihre Pferde sind klein, aber stark, ausdauernd und sehr feurig.

Außer diesen beiden Hauptthieren machen Schafheerden den größten Reichthum der Mongolen in der Gobi aus, da sie ihnen die allgemeinste Nahrung und Kleidung geben, Milch, treffliches Fleisch und Pelze.

279. Tibet.

(Nach Robert v. Schlagintweit in A. Petermann's Mittheilungen und der Zeitschrift: Das Ausland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Gebirgsland Hochasiens besteht aus 3 großen Hauptgruppen: dem Künlün im Norden, dem Karakorum in der Mitte und dem Himalaya im Süden. Zwischen dem Südabhange des Karakorum und dem Nordabhange des Himalaya-Systems liegt Tibet, im Allgemeinen ein dem Himalaya parallel laufendes Längenthal, dessen östlichen Theil der Dihong, ein Zufluß des Brahmaputra, durchzieht, seinen westlichen der Indus und der Satlej. Die Wasserscheide zwischen beiden Theilen besteht nicht aus einer Gebirgskette, sondern aus einer allmählichen, die beträchtliche Höhe von 5000 M. erreichenden Anschwellung der sehr breiten Thalsohle. Diese bei einem Thale so ungewöhnliche absolute Höhe ist die Hauptursache, daß Tibet so lange, aber ganz mit Unrecht, für ein Plateau gehalten wurde.

In Osttibet liegt in einer Höhe von etwa 3200 M. L'Hassa, die Residenz des Dalai-Lama, des geistlichen Oberhauptes der Buddhaisten, umgeben von vier nach den verschiedenen Weltgegenden liegenden buddhaistischen Klöstern, den größten unter den 3000 Klöstern, die man in Tibet aufzählt. Namentlich trägt der Berg Botala in der Nähe von L'Hassa eine ganze Gruppe von Tempel-, Kloster- und Palastgebäuden. Auf einem seiner drei Gipfel liegt der (angeblich schon um 630 n. Chr. erbaute) Palast oder vielmehr das Kloster des Dalai-Lama mit einem Tempel, dessen Höhe 120 M. beträgt und dessen Dach vergoldet ist, im Innern zählt man 10,000 Zimmer voll Idole und anderer kostbarer und heiliger Dinge. Der Prachtsaal dieses buddhaistischen Vaticans, in welchem die Tibetaner ihre Gebete um Sündenreinigung verrichten, enthält Wandgemälde historischen Inhalts und wahrscheinlich auch die chorographischen Tafeln, auf welchen alle einzelnen Provinzen Tibets genau abgemalt waren. Das Seltsamste, was man zu L'Hassa während der Neujahrsfeste sieht, ist das sog. L'Hassa-Moru, d. h. der Gesammteinbruch unzähliger Schaaren von Lamas (Priester) in die Stadt und

ihre Umgebungen. Alle buddhaistischen Klöster öffnen ihren zahlreichen Bewohnern die Thore, und man sieht auf allen nach L'Hassa führenden Straßen große Schaaren von Lamas zu Fuß, zu Pferd, zu Esel und auf brummenden Stieren mit ihren Gebetbüchern und Küchengeräthschaften tumultuarisch heranziehen. Die Stadt ist bald auf allen Puncten mit diesen Schaaren von Lamas angefüllt. Die, welche in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden kein Unterkommen finden, bilden Lager auf Plätzen und Straßen oder schlagen ihre kleinen Reisezelte auf dem Felde auf. Das L'Hassa-Moru dauert sechs Tage; während dieser Zeit sind die Tribunale geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit aufgehoben. Die ganze Macht der Regierung ist gleichsam dieser furchtbaren Armee von buddhaistischen Mönchen überlassen. Ihr Zweck ist, den Segen des Dalai-Lama anzuflehen und eine Pilgerfahrt zu dem berühmten Buddhaistenkloster Moru, das im Innern der Stadt liegt, zu machen. Daher kommt auch der Name L'Hassa-Moru, den man diesen Festtagen gegeben hat. Das Moruklostor zeichnet sich durch die Pracht und den Reichthum aus, der in seinen Tempeln zur Schau gestellt ist. Westlich vom Haupttempel ist ein ungeheurer, von einem Säulengange umgebener Garten. Hier befinden sich die typographischen Anstalten. Zahlreiche Arbeiter sind täglich beschäftigt, Platten zu graviren und buddhaistische Bücher zu drucken, was nach dem chinesischen Verfahren geschieht. Die Lamas, welche jährlich zu dem Feste des L'Hassa-Moru kommen, benutzen die Gelegenheit, ihre Bücherankäufe zu machen.

Die Hauptstadt von Hochtibet, Gartok, die nur im Sommer bewohnt wird, zeigt zur Zeit des Marktes ein bunt bewegtes Leben. Da sie alsdann viel zu klein ist, um allen Handelsleuten der verschiedenen Nationalitäten Unterkunft zu gewähren, so entsteht eine zweite, weit größere, nur aus Zelten bestehende Stadt von buntscheckigem Ansehen: die rauhen, aus schwarzen Haaren von wilden Ochsen verfertigten Zelte der Tibetaner stechen ab gegen die blendend weißen Zelte der Hindus; die warmen dicken Filzzelte der Turkistaner zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen durch oft kunstvoll eingewebte Farben und Muster aus. Gartok ist wohl der höchste Ort der Erde, wo Menschen des Handels wegen sich zusammenfinden.

Ein nicht minder wichtiger Handelsplatz ist Leh, die Hauptstadt von Ladak (3500 M. über dem Meere), 1 Stunde entfernt vom rechten Ufer des Indus. Sie ist die größte Stadt des westlichen Tibet, der Knotenpunct für den Handel nach Kashmir und Centralasien. Dieser wird durch Karawanen betrieben, welche an Zahl fortwährend zunehmen und gegenwärtig Gegenden durchziehen, von denen man kaum glauben sollte, daß sie in Folge ihrer Höhe und anderer höchst ungünstiger Verhältnisse jemals von Menschen besucht würden. Besonders gefährlich ist der Uebergang über die hohen Pässe, die gewöhnlich an ihren Abhängen mit großen, an Spalten und Moränen reichen Gletschern bedeckt sind. Außerdem bieten besonders die

Flüsse den Karawanen Schwierigkeiten aller Art, da über die wenigsten derselben eine für Lastthiere passirbare Brücke führt.

280. Die Halbinsel Korea im Vergleich zu Italien.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die verschiedenen großen Länderformen wiederholen sich auf der Erdoberfläche nicht häufig. Die meisten haben ein sehr individuelles Gepräge für sich. Und doch sucht man so gern nach einer Parallele, weil durch Vergleichung die aufgestellten Behauptungen in ein helleres Licht gestellt werden können. In Europa gibt es keinen zweiten solchen Land-Arm oder „Stiefel", wie es Italien ist. Nur im Nordosten von Asien bietet die Halbinsel Korea durch ihre Configuration, Größe, Bodenbeschaffenheit, Hydrographie, Bevölkerungsweise und zum Theil auch durch ihre Geschichte eine frappante Parallele zu den Verhältnissen Italiens.

Die Halbinsel Korea (mit 4000 □-Meilen Oberfläche) ist beinahe so groß wie die italienische. Sie tritt, wie Italien, aus einem größeren Continente ins Meer gegen Südosten hinaus vor, und ihre Configuration und Küsten-Umrisse zeigen fast genau die Proportionen Italiens. Wie dieses, ist sie von Norden nach Süden langgestreckt und von Westen nach Osten verhältnißmäßig schmal. Nur da, wo sie ihre Wurzeln im Festlande hat, dehnt sie sich, wie Italien im Norden, zu einem breiten Fundament aus. Daselbst ist sie von ihrem Continent, wie Italien von dem seinen, durch ein hohes, schneebedecktes Gebirge geschieden. Die von diesem Gebirge herabströmenden Gewässer sammeln sich in zwei großen Strömen, die ost- und westwärts dem Meere zufließen und sich dem Po vergleichen lassen. Wie an die Alpen die Apenninen, der Rückgrat Italiens, so setzt sich auch in Korea an das nordische Quer-Gebirge ein anderer langer Gebirgszug an, der von Norden nach Süden durch die ganze Halbinsel geht. Er theilt dieselbe, wie die Apenninen Italien, in zwei ungleiche Theile, indem er sich wie diese hart zur Ostküste hält und von der Westküste entfernter bleibt. Die von ihm abfallenden Gewässer sind daher auf der Ostseite alle besonders kurze, bloße Bergströme. Auf der Westseite dagegen sind sie länger und in der Mitte der Längen-Erstreckung der Insel befindet sich der längste und bedeutendste von allen, der allein schiffbare Hang-Kiang. Es ist die Tiber Korea's. Die Halbinsel Korea hat längs ihrer Küste viele Inseln, die meisten, wie Italien, auf der Westseite. Auch sind, wie bei Italien, auf eben dieser Westseite die besten Häfen des Landes. Es ist die eigentliche Lebens- und Cultur-Seite Korea's. Das Japanische Meer im Osten ist für Korea von geringerer Be-

deutung als das stets von Flotten und Begebenheiten belebte Chinesische oder Gelbe Meer, eben so wie für Italien das Adriatische Meer minder wichtig war als das Tyrrhenische. Im Süden ist Korea durch eine breite Straße von Japan getrennt, wie Italien von Afrika.

Wie alle diese geographischen Verhältnisse, so bietet demnach auch die politische und Cultur-Geschichte beider Halbinseln manche ähnliche Züge dar. Wie die Germanen und Gallier in Italien, so sind die Mantschu-Tataren sowohl als auch die Chinesen häufig in Korea eingebrochen und haben sich über die ganze Halbinsel ergossen. Und wie in Italien die Afrikaner (Karthager, Saracenen) von Süden her oft Einfälle und Eroberungen gemacht haben, so haben in Korea das Gleiche die Japanesen aus Süden gethan. Häufig ist durch diese Einbrüche Korea im Verlaufe seiner dreitausendjährigen Geschichte bald ganz, bald theilweise jetzt dem einen, dann dem andern seiner Nachbarn unterthan geworden. Doch hat es immer seine Unabhängigkeit und auch seine Einheit als ein einziges, die ganze Halbinsel begreifendes Königreich wieder hergestellt.

Seiner geographischen Lage entsprechend, bildete Korea von je her die Brücke zwischen China und Japan. Seitdem es später gelungen ist, mit chinesischer Hülfe die japanische Herrschaft abzuschütteln, beschränken sich die Beziehungen zu Japan auf seltene diplomatische Mittheilungen, welche jedes Mal durch besondere Gesandtschaften vermittelt werden. Von allen ihren früheren Besitzungen auf der Halbinsel ist den Japanern nur noch eine Handelsniederlassung zu Thauliang-hai an der Südostküste geblieben, wo sie unter ähnlichen Beschränkungen leben, wie früher die Holländer auf Desima. Umgekehrt sind auch die Koreaner zum Verkehr in Japan nicht zugelassen, sondern dürfen sich nur in geringer Anzahl zu Nagasaki aufhalten. Freundlicher und lebhafter ist der Verkehr mit China, wie schon daraus hervorgeht, daß der König von Korea eine ständige Gesandtschaft am Hofe zu Peking unterhält. Die von China behauptete Tributpflichtigkeit des koreanischen Reiches besteht jedoch nur in der Einbildung der Chinesen. Wenigstens hat China auf die Besetzung des Thrones von Korea keinen Einfluß, und der gegenseitige Handel ist auf bestimmte Märkte in der chinesischen Grenzstadt Fung-huang-tsching beschränkt, während sonst beide Völker von einander getrennt sind durch den breiten und völlig wüsten neutralen Landstrich, der vertragsmäßig weder von Koreanern noch von Chinesen besetzt werden darf.

Die Koreaner, welche in ihrer äußern Erscheinung sehr viel Aehnlichkeit mit den Chinesen aus der Umgegend von Chefoo besitzen, sind ein großer und kräftiger Menschenschlag von offenbar mongolischer Abstammung, was außer der Hautfarbe und dem Bartwuchs namentlich die Stellung der Augen und die hervorragenden Backenknochen verrathen. Die Religion soll dieselbe wie in China sein, also Buddhaismus, der im Laufe der Zeit mannigfache Zusätze und Veränderungen erfahren hat. Die Sprache, ursprünglich Mon-

golisch, ist mit dem Chinesischen stark vermengt. Als Schriftsprache bedient man sich ausschließlich der chinesischen Schrift, die in fast allen Ländern Ost-Asiens gelesen wird; sie ist nämlich nicht an den Laut einer bestimmten Sprache gebunden, vielmehr drückt jedes Zeichen einen Begriff aus, etwa wie unsere Zahlreihen. Auch die Zeitrechnung haben die Koreaner von den Chinesen angenommen, und zwar richtet man sich genau nach dem chinesischen Kalender, der jährlich durch eine außerordentliche Gesandtschaft von Peking geholt wird.

Das Klima der Halbinsel gestattet an der rauhen Nordostküste nur den Anbau von Gerste, auf der durch hohe Gebirge gegen Norden und Osten geschützten Westseite dagegen gedeihen auch Reis, Hirse, Tabak, Baumwolle und Hanf. Das Innere des Landes ist mit dichten Waldungen bedeckt, in denen sich ein reiches Thierleben entfaltet. Fasanen, Pelzthiere aller Art, Rehe, Wildschweine, Tiger und Leoparden gibt es in großer Zahl. Die Küstengewässer sind reich an Fischen; in den Flüssen leben Krokodile und die von den Koreanern heilig gehaltenen Schildkröten. Von Metallen wird nur Eisen gewonnen; bedeutende Steinkohlenlager sind mit Sicherheit zu vermuthen.

Die Einfuhr in Korea besteht aus Porzellan, Metallwaaren und Seidenstoffen von China und Reis von Japan her. Ausfuhr-Artikel sind Papier, Leinwand, Zobelfelle und namentlich Ginsengwurzeln, ein in China sehr geschätztes Medicament. Außerdem wird ein lebhafter Schmuggelhandel durch chinesische Djonken betrieben, welche die holzarme nordchinesische Küste fast ausschließlich mit koreanischem Bauholz versorgen.

Das Kriegswesen der Koreaner steht auf einer wo möglich noch niedrigeren Stufe, wie das der Chinesen. Eine eigentliche Kriegsflotte besitzen sie nicht. Die Landtruppen scheinen in der Nähe der Hauptstadt concentrirt zu sein und vorkommenden Falles besonders hinter Festungen ihre Verwendung zu finden, da die Cavallerie nur unbedeutend ist und Feld-Artillerie gar nicht existirt.

Unter den wenigen Reichen, denen es bisher noch immer gelungen ist, allen internationalen Handelsbeziehungen ihre Grenzen zu verschließen und sich von jedem Einfluß der civilisirten Nationen unabhängig zu erhalten, ist Korea jedenfalls das wichtigste, sowohl in Rücksicht auf Zahl und Intelligenz der Bevölkerung, wie auf die günstige Lage, die leichte Zugänglichkeit, den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes. Kaum wird es auf die Dauer dem immer gewaltigeren Andrängen der civilisirten Völker widerstehen können. Ist einmal der Verkehr eröffnet, was sich nach den bisherigen Erfahrungen viel leichter auf diplomatischem Wege als durch Waffengewalt wird erreichen lassen, so wäre nur zu wünschen, daß Korea nicht ein so theures Lehrgeld bezahlen muß, wie das stammverwandte Nachbarland Japan.

bb. Japan.

281. Die japanischen Inseln und ihre Bewohner.

(Nach Wilhelm Heine, Reise um die Erde nach Japan, Die Preußische Expedition nach Ost-Asien, und Emil Schlagintweit, Japan u. A., bearbeitet vom Herausgeber.)

Während der Große oder Stille Ocean in seiner südlichen Hälfte mit Inseln gleichwie mit Perlen übersäet ist, bildet der nördliche Theil desselben eine beinahe ununterbrochene Wasserfläche, die östlich begrenzt wird von der erst in der jüngsten Zeit zu einiger Bedeutung gelangten Westküste Nord-Amerika's (Oregon, Californien) mit einer sehr dünnen Bevölkerung, westlich von der Ostküste Asiens mit einer äußerst dichten Bevölkerung (im Chinesischen Reiche). Die Verbindung beider Festländer wird durch eine fortlaufende Kette von Inseln hergestellt, deren bedeutendste, Nipon, ihrer geographischen Lage sowohl als ihrem Flächeninhalte nach auf der östlichen Halbkugel eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die britischen Inseln auf der westlichen. Von einer regsamen, intelligenten Bevölkerung bewohnt, würde diese Insel unfehlbar eine ebenso dominirende Stellung im Großen Ocean einnehmen, als Britannien in der Atlantis, wäre sie nicht durch ein consequent durchgeführtes Absperrungssystem beinahe außer alle Berührung mit dem Reste der Welt gekommen.

Das äußerste Reich am Rande der alten Welt, welches von den Europäern gewöhnlich Japan (corrumpirt aus dem Chinesischen: Ji-pun-kwo) genannt wird, oder besser Nipon, „das Land der aufgehenden Sonne", besteht aus dem eigentlichen Japan oder den drei ausschließlich von Japanern bewohnten Inseln Nipon, Kiusiu und Sikok nebst vielen (3850?) in ihrer Nähe gelegenen Inseln und Klippen, so wie aus verschiedenen andern, entweder von japanischen Colonisten oder von andern Volksstämmen bewohnten Inseln. Zu den von japanischen Colonisten angesiedelten Inseln gehört Jezo, nördlich von Nipon, während die südlichen Kurilen von dem halbwilden Volksstamme der Ainos (s. S. 190) bewohnt sind. Der Archipel der Liukiu-Inseln, welche schon längst die japanische Oberherrschaft anerkannten und einen Tribut zahlten, ist seit 1872 dem Japanischen Reiche als Provinz einverleibt und wird von einem Vicekönig regiert, den der Kaiser von Japan ernennt.

Die Natur selbst scheint das schöne Land zur Isolirung bestimmt zu haben: die Küsten sind steil; unzählige Klippen, Felsen und Riffe, reißende Strömungen und Fluten, ungestüme wechselnde Winde, im Herbste gewaltige Orlane, die in Folge ihrer rotirenden Bewegung Cyclone oder Drehstürme

genannt werden, machen die Annäherung gefährlich. So ist Japan nicht nur den Griechen und Römern, sondern selbst den Geographen der Araber bis auf den Namen unbekannt geblieben, obwohl arabische Schiffe schon in den ersten Jahrhunderten der Hegira den indischen Ocean nach allen Richtungen befuhren und selbst einzelne chinesische Häfen besuchten. Die erste Erwähnung des Reiches geschieht im Berichte des Venetianers Marco Polo (1298), der auf seinen Reisen von einer Insel Zipangu (=Nipon) als von einem goldreichen Wunderlande vernommen hatte.

Japan hat auf den Namen eines Gebirgslandes den gerechtesten Anspruch. Nipon, die Hauptinsel, wird in seiner ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, welche viele, zum Theil noch jetzt thätige, Vulkane enthält und ihre Gewässer südlich in den Pacific, nördlich in die japanische See entsendet. Der bedeutendste dieser Vulkane ist der 4000 M. hohe und einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Fusi-Yama. Den Nachrichten der Japaner zufolge entstand er in einer Nacht, 285 v. Chr., und in derselben Nacht versank eine gewaltige Landstrecke in der Nähe von Miako, den See Mitsoo (das große Wasser) bildend. Ein Ausbruch im Jahre 799 n. Chr. dauerte 34 Tage. Die Flüsse gelangen, selbst auf der großen Insel Nipon, zu keiner bedeutenden Entwickelung wegen der geringen Breite der japanischen Inseln, die in ihrer Längenrichtung von Gebirgsketten als Wasserscheide durchzogen werden und wegen des im Allgemeinen schroffen Abfalles des Landes von seiner mittlern Erhebung zu den Küsten hin.

Das Klima Japan's ist eines der glücklichsten der Erde und weit gemäßigter als unter gleichen Breiten in anderen Erdtheilen. Während der östliche Continent von Asien unter den Extremen von Hitze und Kälte leidet und z. B. Peking unter der Breite von Minorca noch den Winter von Upsala, den Sommer von Kairo hat und im Mai und Juni glühende Wüstenwinde aus dem Innern über die Küstengegend streichen, werden Japan's Gestade im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter aber von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die Ebenen nordöstlich von Yedo bis zum 38. Breitengrade sind so fruchtbar, daß sie die Kornkammer Yedo's benannt werden, und auf beinahe der ganzen Südostküste von Nipon, Sikok und Kiusiu reift das Zuckerrohr und trägt der Reis zwei Aernten. Neben dem herrlichen Klima hat der Fleiß der Bewohner Japan zu einem der fruchtbarsten Länder der Welt gemacht. Die steilsten Bergabhänge, in Terrassen abgetheilt und sorgfältig bewässert, geben noch eine reiche Aernte, und wo kaum Platz zum Fußfassen vorhanden ist, stößt das Auge auf kleine Feld- und Gartenstücke. Das Bewässern der Felder wird von besonders dazu bestimmten Personen sorgfältig überwacht, die einem Jeden nach Verhältniß der zu bestellenden Felder eine entsprechende Quantität Wasser aus den Canälen ablassen; nichtsdestoweniger würde der Boden den Anforderungen der großen Bevölkerung kaum genügen können,

wenn nicht die frugale Lebensweise der Japaner unglaubliche Nahrungs-Quellen in den scheinbar unfruchtbarsten Gegenden fände. Die Seen, Sümpfe, Wälder und öden Gegenden bieten ihnen nicht nur Mittel, ihren Hunger zu stillen, sondern selbst Delicatessen werden aus ihren Producten bereitet. Fische, Krebse, Schaalthiere, sowie viele Arten von Seetang oder Seegras bilden Hauptbestandtheile eines japanischen Mahles, und besonders geben letztere, gehörig zubereitet, manche sehr schmackhafte Suppen, Salate, Gemüse und Confecte.

Während die Vegetation der meisten Inselländer mit der der benachbarten Continente übereinzustimmen, aber ärmer an Gattungen zu sein pflegt, daher als von der continentalen abstammend betrachtet wird, scheint die japanische Flora eine ursprüngliche und reicher als die des benachbarten Festlandes zu sein. Sie enthält Elemente aus allen Zonen. Während der Monate Februar, März und April stehen schon 8—10 M. hohe Büsche der Camelia japonica in vollster Blüthe und bilden im Verein mit den üppig grünen Weizen- und Reisfeldern einen lieblichen Contrast zu den mit Schnee bedeckten Gebirgen. Im Mai wetteifert die Thätigkeit der Menschen mit der schaffenden Urkraft der Natur, und ein lachendes Grün erfrischt und entzückt das Auge, das im Juni, tiefer und voller sich färbend, den Sommer verkündet. Das Bambusrohr, die Palme und der Bananenbaum breiten ihre zierlichen Zweige aus, und die Orangen und tausend andere süßduftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juli wird die erste Aernte heimgebracht, und die gleich darauf eintretende Regenzeit bereitet den Boden für die zweite Saat.

Die große Liebe der Japaner für eine schöne Natur läßt diese sich nicht mit den herrlichen Gehölzen von Kastanien, Eichen und der wundervollen japanischen Kiefer, zwischen denen bunte Blumen blühen, begnügen, sondern selbst in den bevölkerten Städten müssen sie etwas Vegetation haben, und sogar das kleinste Haus hat ein Gärtchen, sei es auch nur einige Fuß groß, mit Zwergpflanzen. Die Japaner sind Meister in der Baumzucht und vielen andern Zweigen des Feld- und Gartenbaues und haben sich zu allen Zeiten bemüht, fremde Nutzpflanzen in ihrem Lande zu acclimatisiren, so den Theestrauch, den Tabak, den Maulbeerbaum.

Weniger mannichfaltig ist die japanische Thierwelt, der überall verbreitete Anbau hat dieselbe beschränkt. Die Fauna ist im Allgemeinen die der gemäßigten Zone. Raubthiere aus dem Katzengeschlechte fehlen, wie bei uns, fast ganz. An Fischen und Seethieren haben die japanischen Gewässer einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit, wie wenige andere; kalte und warme Meeresströme führen den Küsten die Bewohner fast aller Zonen zu. Ueberaus reich ist Japan an werthvollen Mineralien. Die Bergwerke liefern Gold, Silber, Blei- und Eisenerze, vor allen aber goldreiches Kupfer in großer Menge — es soll das feinste und geschmeidigste der Welt sein.

Steinkohlen finden sich an vielen Orten, und Schwefel liefern die zahlreichen Vulkane und Solfataren.

Ueber den Ursprung der **Japaner** herrscht noch Unklarheit; die gegenwärtige Bevölkerung ist ein Gemisch von Urbewohnern und Einwanderern, die zu verschiedenen Zeiten aus Süd und West hier einzogen. Sie sind von mittlerer Statur, im Ganzen weniger stark gebaut als die Chinesen, aber muskulös und in ihren Bewegungen lebhaft und gewandt. Die Männer haben meist eine merklich gelbe Gesichtsfarbe, eng geschlitzte Augen und hervorstehende Backenknochen; merkwürdig ist, daß die Gesichtsfarbe des japanischen Weibes meist röthlich weiß ist und daß ihre viel regelmäßigeren Gesichtszüge nicht den ausgeprägten Typus der Mongolen und Malaien haben. In Bezug auf die **intellectuellen Anlagen** sind sie den Chinesen ziemlich ähnlich, nur fassen sie leichter auf; die Schulen werden von Knaben und Mädchen fleißig besucht, illustrirte Werke spielen bei der Volksbildung eine wichtige Rolle; das Schreiben der Schriftzüge, welche den chinesischen nachgebildet sind, geschieht mit in Tusche getauchtem Pinsel. Ihrem Charakter nach sind die Japaner heiter und Freunde der Lustbarkeiten; die fünf großen Feste (Neujahrs-, Puppen-, Fahnen-, Lampen- und Blumenfest) werden unter Umzügen und Scherzen aller Art begangen; sie sind naiv und witzig, leicht erregt und sollen sich, verglichen mit den Chinesen, zu diesen etwa verhalten wie die Franzosen zu den Engländern. Ihre **Nahrung** ist fast ausschließlich eine vegetabilische; Reis und Gemüse, besonders Erbsen- und Bohnenmuß, sind die Hauptgerichte; des Fleisches enthält man sich aus religiösem Vorurtheile.

Die Japaner lieben Gastmähler, allerdings sehr frugaler Natur, zu veranstalten und kleine Partieen nach schönen Punkten, wo sie im Schatten sitzen und schmausen; Theetrinken und Rauchen sind eine beliebte Unterhaltung und Erholung. Als Reizmittel dient ihnen Saki, ein aus Reis bereitetes berauschendes Getränk (Reisbier), das nach Maßgabe hinzugefügter Ingredienzien verschiedenen Geschmack annimmt, vom arakähnlichen bis zu dem eines leichten Muscatellerweines. Man trinkt sich gegenseitig Gesundheiten zu und ißt, gleichwie in China, mit kleinen Stäbchen, zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten. Die Gerichte werden schon in der Küche in kleine Stückchen geschnitten, auf kleinen lackirten oder porzellanenen Schaalen auf einem lackirten Präsentirteller vor jeden Gast gestellt, und dabei befindet sich eine Schaale mit Reis und ein Gefäß mit Saki. Die Suppen und Saucen werden aus Näpfen geschlürft. Bei großen Festen sucht der Wirth besonders seinen Reichthum in Porzellan und lackirten Geschirren zu entfalten; ebenso ist die Decoration des Saales eine Hauptsache, das Mahl selbst mehr Nebensache.

Die Japaner sind ferner große Liebhaber der Musik. Sie besitzen verschiedene Arten von Instrumenten: Lauten, Zithern, Flöten sehr einfacher

Art und Pauken. Die Laute wird mittelst einer Art von Spatel aus Horn gespielt, um einen rhapsodischen oder melancholischen Gesang zu begleiten. Der Tanz wird ausschließlich von Frauen ausgeführt, wobei die Männer die Zuschauer bilden, und derselbe ist mehr pantomimischer Art. Karten und Würfel sind verboten; Schach ist jedoch sehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter diesem Namen bekannten Spiele wesentlich ab. Ballspiel, Fliegen von Drachen, Bogenschießen nach dem Ziele und Pfänderspiele sind sehr in Gunst; Gondelfahrten auf den Seen und Flüssen, oft beim Scheine bunter Laternen, gleichfalls; es sollen sich jedoch alle Unterhaltungen durch die Beobachtung eines großen äußeren Anstandes auszeichnen.

Die Kleidung des Japaners hat verschiedene Modificationen, je nach dem Stande der Person. Das unterste Kleidungsstück ist allgemein ein weiter, bis auf die Waden reichender Kaftan, im Sommer von Nesseltuch oder leichtem Baumwollenstoff, im Winter mit Watte gefüttert. Die niederen Classen tragen oft nur dieses eine Kleidungsstück, dessen sie sich selbst im Winter bei der Arbeit oft entledigen. Um die Lenden tragen Alle eine Schärpe, die bei den Vornehmen von Seide, bei den Geringeren von gewöhnlichem Stoff ist. Soldaten und Leute der Mittelclasse tragen eine eng anliegende Hose, in welche die unteren Enden des Kaftans gesteckt werden. Das oberste Kleidungsstück ist ein zweiter kürzerer Kaftan mit weiten Aermeln, deren untere Enden, zusammengenäht, eine Art von Tasche bilden. Auf den Aermeln, Schultern und dem Rücken sind Wappenschilder, je nach Umständen die des Kaisers, des Landesfürsten oder Edelmannes, in dessen Gefolge der Träger sich befindet, wenn er nicht selbst ein Edler ist. Die Sandalen sind meist von Stroh und durch die feine Arbeit oft ein Luxusartikel; bei sehr feuchtem Wetter jedoch bedient man sich hölzerner, die mit darunter befindlichen Klötzchen, kleinen Stelzen gleichend, den Fuß vor Schmutz und Nässe bewahren. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die dazu berechtigten Personen sehr weite Beinkleider, oft von sehr kostbaren Brocaten, mit Gold und Silber durchwirkt und unten mit Sammt besetzt.

Die Frauen tragen einen langen Kaftan bis an die Knöchel, die der höheren Stände auch wohl bis auf die Erde schleppend, und durch einen Gürtel gehalten. Nach Befinden der Witterung werden zwei, drei oder mehr solche Gewänder, eines über dem andern, getragen, jedes von seinem besondern Gürtel gehalten. Der letzte und äußerste Gürtel ist oft ein Gegenstand des Luxus, aus reichem Seidenstoff gewirkt und auf dem Rücken in eine gewaltige Schleife gebunden. Das Haar, welches meist schwarz und glänzend ist, wird nach dem Scheitel zusammengezogen, wo es in weite phantastische Flechten gelegt und mit Bändern von lebhafter Farbe, Kämmchen aus Schildkrötenschalen und bunten Nadeln geschmückt wird. Eine kleine Stelle von der Größe eines Thalers auf dem Scheitel ist rasirt, und um das Haar reicher erscheinen zu lassen, wird dasselbe manchmal über ein leichtes

Gestell von Draht gelegt. Man schminkt sich sowohl weiß als roth bis zum Exceß, und die Lippen werden von verheiratheten Frauen mit Safranroth bemalt, welches ihnen auf die Länge der Zeit eine blaue Farbe gibt, was das Non plus ultra japanischer Schönheitsbegriffe zu sein scheint. Am Verlobungstage entstellt sich die Braut durch Ausrupfen der Augenbrauen und Schwarzfärben der Zähne, um keinem Andern mehr schön zu erscheinen und ihrem Gatten nur durch innere Vorzüge zu gefallen; die Sinnlichkeit soll so symbolisch aus der Ehe verbannt werden.

Die Häuser sind meist aus Holz erbaut und im Innern durch mit Papier überzogene Rahmen, die in Falzen sich hin- und herschieben lassen, entweder in mehrere Gemächer getheilt oder nach Befinden der Umstände in einen einzigen großen Raum zusammengezogen. Der Fußboden ist mit feinen Matten überdeckt, und statt der Fenster dienen mit durchsichtigem Papier überzogene Blenden, wie denn das Papier überhaupt eine große Rolle in Japan spielt, wo es selbst zu Taschentüchern und gefirnißt zu Regenmänteln und zum Ueberziehen von Regenschirmen gebraucht wird. Im Winter wird ein Kohlenbecken in die Mitte des Zimmers gestellt, so wie auch das Kochen auf einem offenen Heerde verrichtet wird. Das leichtentzündliche Material des Hauses so wie die wenige Vorsicht, mit welcher man mit Feuer umgeht, verursachen oft Feuersbrünste, welche vor Zeiten die Städte heimsuchten und bei einer Gelegenheit sogar den größten Theil Yedo's in Asche legten. Jeder Mann von Stande soll zwei Häuser in verschiedenen Stadttheilen besitzen, um, wenn das eine brennt, nicht in Verlegenheit zu gerathen.

Im Einklange mit der anständigen Behaglichkeit der Wohnung steht auch die körperliche Reinlichkeit der Japaner; die meisten baden täglich, sei es im oder (auf dem Lande) vor dem Hause in Wannen, sei es in den öffentlichen Badehäusern, deren es in allen Straßen gibt. Während andere Asiaten nach nothdürftig gethaner Arbeit stundenlang schläfrig auf ihren Fersen hocken, rauchend, Betel kauend oder in völliger Apathie in die Luft starrend, ist die Erholung der Japaner immer eine thätige. Jedes Alter, jeder Stand hat seine Vergnügungen, deren Reiz in der Entwickelung von Geistesgegenwart, Spannkraft und Gewandtheit liegt.

Die Verwaltung hat noch immer den Charakter der Bevormundung in allen Verhältnissen; dem Bauer wird vorgeschrieben, eine wie große Fläche er mit Reis, dem Hauptnahrungsmittel, bebauen muß, wie er zu melioriren hat; die Seidenraupenzüchter und alle Classen von Handwerkern stehen unter fortwährender Controle. Die Verwaltung ist aber im Ganzen gerecht, besonders sind die Erpressungen und Bedrückungen des niedern Beamtenpersonals fern gehalten, sonst der Krebsschaden in asiatischen Reichen. Die Landesgesetze gegen Räuber, Diebe &c. sind sehr streng und werden mit Ernst gehandhabt; das Gerichtsverfahren trägt aber, wie überall in Asien, noch so ziemlich das Gepräge wie in Europa im 16. Jahrhundert; selbst in den

Hafenorten hat der europäische Einfluß die Praxis nur scheinbar gemildert, wie sich bei den qualvollen Todesarten zeigte, denen 1872 die Christen in Nagasaki wieder unterworfen wurden. Eine durchgreifende Reform ist zwar beabsichtigt; die Uebersetzung des Code pénal ist begonnen, die allgemein gültigen Gesetze in Justiz und Verwaltung werden immer zahlreicher; aber die Gleichgültigkeit des Asiaten gegen Leiden wirkt dazu mit, einen bedeutenden Culturfortschritt in dieser Richtung noch fern zu halten; ist ja doch in Indien die Folter aus den Gefängnissen noch nicht verschwunden, so viele Mühe sich die Engländer seit länger als 50 Jahren dort geben.

Für alle Männer der Adelsclasse wird das Bauchaufschlitzen (Harakiru) zur Nothwendigkeit, sobald ihnen Schande droht. Der Krieger entleibt sich, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, der Beamte, wenn sich unter seiner Verwaltung Ungehöriges zugetragen hat, gleichviel ob er es verschuldet oder nicht; er rettet dadurch seinen Nachkommen Ehre, Vermögen und die erbliche Würde, deren sie durch seine schimpfliche Bestrafung verlustig gegangen wären. Nur in zweifelhaften Fällen scheinen Männer von Rang das Urtheil des Taïkun abzuwarten, und dann gilt es als Gnade, wenn das Harakiru befohlen wird. Dieses wird mit großer Feierlichkeit vollzogen; Männer von Stande führen das für solchen Fall vorgeschriebene weiße Sterbekleid auf allen Reisen und Ausgängen bei sich. Oft wählt man zum Sterben die Terrasse eines schön gelegenen Buddha-Tempels, wo dann die Priester gleich für die Bestattung sorgen. Alle Verwandten und Freunde werden zu der Feierlichkeit eingeladen. Das Schlachtopfer trinkt mit den Seinen die Abschiedsschale, sagt ihnen feierlich Lebewohl, ergreift das zum Harakiru bestimmte kleine Schwert bei der Klinge und bringt sich, geneigten Hauptes auf der Matte sitzend, mit der Spitze einen Querschnitt in den Leib bei. Sein vertrautester Diener ist unterdessen hinter ihn getreten und schlägt mit einem Hiebe seinen Kopf herunter. Die Herzhaftesten sollen sich den Leib kreuzweise aufschlitzen und dann noch mit eigener Hand die Hals-Arterien durchhauen. Das Kopfabschlagen durch Andere gilt als eine Neuerung unseres verweichlichten Jahrhunderts. In den Annalen des 13.—15. Jahrhunderts sind solche Schlächtereien mit lebhaften Farben geschildert, bei erstürmten Städten fanden die Sieger alle Tempel und Paläste voll blutender Leichen. Auch gefallene Günstlinge entleibten sich nach ihrem Sturz mit Hunderten von Anhängern; Freunde gaben und hielten sich das Wort, einander nicht überleben zu wollen. Die Jahrhunderte des Friedens haben die Sitten sehr gemildert, auch die Gesetzgebung hat die Fälle beschränkt, doch soll das Harakiru noch immer häufig vorkommen.

282. Cultur der Japaner.

(Nach J. G. Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, und Emil von Schlagintweit, Japan, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Japaner haben sich durch eigene Kraft zu einer bedeutenden Stufe der Gesittung emporgeschwungen und sind niemals einem andern Volke unterthan gewesen, die Entwickelung der Cultur und ihres staatlichen Lebens erlitt niemals eine Unterbrechung von außen. Die Europäer wurden im 16. Jhrhdrt. mit offenen Armen aufgenommen, die lernbegierigen Japaner griffen mit Lust nach den neuen Elementen der Bildung, das Christenthum fand Eingang bei allen Ständen. Sobald aber die staatliche Selbständigkeit des Reiches dadurch gefährdet erschien, verbannten die Herrscher die vermeintlich schädlichen Gäste, rotteten deren Lehre aus und sperrten das Land gegen die Fremden ab. Während das chinesische Reich durch die tatarische Invasion in den tiefsten Verfall gerieth, erlangte die Nationalität der Japaner Festigkeit und Kraft in mehrtausendjähriger ungestörter Fortbildung, wie sie kaum ein anderes Volk gehabt hat.

Die ursprüngliche Religion der Japaner bezieht sich wie die Religion der anderen hochasiatischen Völker auf die Verehrung der Naturkräfte und ist zugleich, wie die chinesische ein Heroen-Cultus. Alle Andachtsübung scheint auf Erhebung der Seele an wunderbaren Naturkräften und menschlicher Größe hinauszulaufen. Diese eigentliche Staatsreligion oder der Sinto ist mit den Einrichtungen in Familie und Volk bei den Japanern verbunden und kennt weniger eigentliche Glaubenssätze als zahlreiche sittliche Vorschriften für das Leben, wie Erhaltung des reinen Feuers, als Sinnbild der Reinheit und Werkzeug der Reinigung; Sorge für Reinheit der Seele und des Leibes durch Gehorsam gegen die Gebote der Vernunft und die Landesgesetze und durch Enthaltung von allem Unreinen; Beobachtung der festlichen Tage; Wallfahrten und die Verehrung der Kamis (vermittelnde Gottheiten) sowohl in den Tempeln als zu Hause, wo jede Familie das Bild eines Kami in einer Hauscapelle oder in einem sonstigen Behältnisse aufbewahrt. Unrein wird man durch den Umgang mit unreinen Menschen, durch Anhörung gottloser oder schändlicher Reden, durch den Genuß der Hausthiere, durch die Befleckung mit Blut und die Berührung todter Körper. Die Unreinheit währt am längsten nach dem Tode eines nahen Verwandten. Während der Unreinheit ist der Besuch der Tempel und überhaupt jede Religionshandlung verboten; auch das Haupt muß stets bedeckt sein (bei den Männern mit einem Strohhut, bei den Frauen mit einem weißen Schleier), damit die Sonnenstrahlen, wenn sie darauf fallen, nicht ebenfalls verunreinigt werden; Thüren und Fenster der Wohnung bleiben geschlossen, außen zeigt eine Tafel den Zustand der Unreinheit an. Dieser Zustand

hört nicht mit dem Ablauf der bestimmten Zeit von selbst auf, sondern es müssen zur Wiedererlangung der Reinheit auch religiöse Mittel angewandt werden, worunter vornehmlich Fasten, Beten und einsames Lesen geistlicher Bücher gehören. Der Entsündigte kehrt endlich im Festgewande, nachdem er sich Bart und Haupthaar wieder nach Landessitte geschoren hat, in die Gemeinschaft seiner Verwandten und Freunde zurück und nimmt wieder Antheil an den Festen der Landesgötter. Die Wohnungen, wo Jemand gestorben ist, werden durch Feuer gereinigt.

An den zahlreichen Festtagen begibt man sich, ehe die feierlichen Processionen beginnen, in denjenigen Tempel, welcher dem Kami dieses Tages gewidmet ist. Vor dem Eingange desselben ist ein Gefäß mit geweihtem Wasser für die vorgeschriebenen Waschungen aufgestellt. Der Betende hat sein Feierkleid angelegt und kniet in der Vorhalle vor einem Gitterfenster nieder, durch welches er in den heiligen Metallspiegel (das Sinnbild vollkommener Seelenreinheit) auf dem Altar sehen kann. Hier verrichtet er sein Gebet und bringt sein Opfer dar, welches in Reis, Früchten, Fischen, Thee, Saki und dergleichen besteht. Zum Schluß wirft er einige Kupfermünzen vor den Altar und entfernt sich. Zu Hause wird in ähnlicher Weise in dem Gartentempel (Mija) gebetet. Auch jeder Mahlzeit geht ein Gebet vorher.

Die von den Tempelbesuchern geopferten Gaben an Geld und Früchten sind zum Unterhalt der Priester bestimmt. Die Priester heißen Kaminusi, d. h. Götterwirthe. Ihre Wohnungen bei den Tempeln sind nämlich Gasthäuser, wo Reisende beherbergt und andere Gäste bewirthet werden können. Die Priester sind verheirathet und ihre Weiber sind ebenfalls Priesterinnen, reinigen und segnen die Hallen, verrichten ausschließlich die Einsegnung der Neugeborenen und führen in Gemeinschaft mit Priestern und Laien die heiligen Gesänge auf.

Die wichtigste religiöse Handlung des Sinto ist die Wallfahrt. Jeder Japaner, auch der Bekenner der Buddha-Religion, weß Standes und Geschlechtes er sei, muß wenigstens einmal im Leben nach dem Sonnentempel zu Isei, auf der Insel Nipon, wallfahrten. Nur die Priester und Priesterinnen so wie der Siogun (Vice-Kaiser) und einige der größten Fürsten sind von dieser Verpflichtung entbunden. Letztere senden, so wie der Siogun, jährlich gewisse Stellvertreter hin. Die Pilger können nach ihrem Gefallen reisen, aber für besonders verdienstlich gilt es, wenn der Wallfahrer zu Fuß geht, als Bettler sich fortbringt und nur eine Decke zum Schlafen und ein hölzernes Trinkgefäß mit sich führt. Niemand, der unrein ist, darf eine Wallfahrt unternehmen, und jeder Pilger muß sich auf der ganzen Reise sorgfältig vor Verunreinigung hüten.

Die vornehmste der anderen Religionen ist der Buddhismus. Der erste buddhistische Priester kam aus Korea im J. 552 und wußte der Buddha-Religion, die schon mehrere Jahrhunderte lang heimliche Anhänger in Japan

gehabt hatte, dadurch öffentliche Anerkennung zu verschaffen, daß er die Sonnengottheit als eine Verkörperung des Buddha (oder vielleicht den Buddha als eine Verkörperung der Sonnengottheit) und den ältesten Sohn des damaligen Mikado als die Verkörperung eines Kami darstellte. Letzterer fand sich dadurch so geschmeichelt, daß er, nachdem er zur Würde eines Mikado gelangt war, mehrere buddhistische Tempel gründete und nach seiner Abdankung als Priester bei dem vornehmsten derselben sein Leben beschloß. Im japanischen (vom ursprünglichen indischen sehr verschiedenen) Buddhismus ist das ganze Weltall mit heiligen Wesen erfüllt, die theils wunderbare Naturkräfte und besondere Eigenschaften der Gottheit versinnlichen, theils vergötterte, um ihr Geschlecht verdiente Menschen darstellen.

Nächst dem Buddhismus gibt es noch eine dritte Religion, Siutu, oder der „Weg der Philosophen" genannt. Es ist dies bloß ein Lehrgebäude der Moral, in welchem die Ausbildung des sittlichen Princips im Menschen als das Höchste gilt; seine Lehren gründen sich auf die schon im Anfange unserer Zeitrechnung in Japan eingeführten Schriften des Confucius (Kung-fu-tse). Einige mit dem Buddhismus verwandte mystische Ideen über die Unsterblichkeit der Seele sind beigemischt; übrigens ist dieses System ohne allen äußern Cultus. Diese Religion ward Anfangs öffentlich geduldet; aber zu der Zeit, wo das Christenthum in Japan Wurzel zu schlagen begann und dieses von der Regierung verfolgt und ausgerottet wurde, schöpfte man Verdacht, daß der Siutu-Glaube ebenfalls ein heimliches Christenthum sei, oder doch zu demselben führen könne. Der Buddhismus dagegen wurde vorzugsweise begünstigt und im 17. Jhrhdrt. zur Staatsreligion erhoben, weil man ihn als das sicherste Bollwerk gegen das Christenthum betrachtete. Gegenwärtig sind die niederen Volksclassen Buddhisten, die höheren Stände, besonders die Gebildeteren, heimliche Siutuisten, welche sich aber öffentlich zum Sinto bekennen und den Buddhismus und dessen Priester ungescheut verachten, und zwar nicht so sehr wegen der Glaubenslehren, als weil sie nicht, gleich dem gemeinen Haufen, ein Gegenstand plumpen Betruges sein wollen, in welchen der öffentliche Gottesdienst der buddhistischen Secten vielfach ausgeartet ist. Dabei haben sie die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit des Buddhismus für das Fortbestehen der Verfassung und überhaupt der alten Ordnung.

Die japanische Sprache hat man lange Zeit für eine Mundart des Chinesischen gehalten, etwa wie Spanisch und Italienisch unter sich oder mit dem Lateinischen verwandt sind. Wahrscheinlich verleitete dazu der Umstand, daß die Japaner chinesische Schriften und Bücher lesen können, während andererseits die Chinesen Japanisch verstehen, wenn es mit chinesischen Zeichen geschrieben ist, was sehr häufig vorkommt. Das Chinesische aber ist eine einsilbige, das Japanische eine mehrsilbige Sprache. Man schreibt beide in senkrechten Zeilen, von oben nach unten und von der Rechten zur Linken.

Die **Buchdruckerkunst** ist schon seit Jahrhunderten in Japan eingeführt und gleicht im Wesentlichen der chinesischen; es werden nämlich, statt beweglicher Typen, die Schriftzeichen auf Holztafeln eingeschnitten.

Die **Literatur** umfaßt wissenschaftliche Werke verschiedener Art, Geschichte, Biographie, Poesie und Drama. Auch über Arzneikunde und Sternkunde, die beiden Wissenschaften, welche in Japan am meisten betrieben werden, erscheinen nicht bloß Originalwerke, sondern auch Uebersetzungen europäischer Schriften (d. h. Uebersetzungen holländischer Werke). Die Heilmittel der Japaner sind meistens aus dem Thier- und Pflanzenreich genommen. Die chemischen Kenntnisse der Aerzte sind zu oberflächlich, als daß sie es wagen sollten, mineralische Arzneien anzuwenden. Ein großes Hinderniß ärztlicher Fortschritte ist der Aberglaube. Die Verunreinigung, welche mit der Berührung der Leichname verbunden ist, steht hauptsächlich der Verbreitung anatomischer Kenntnisse im Wege.

Ganz eigenthümlich ist die **Jahresrechnung** und **Zeiteintheilung** der Japaner. Ihr Jahr ist ein Mondjahr und besteht, wie das chinesische, abwechselnd aus 12 (354 Tagen) und 13 Monaten (384 Tagen). Tag und Nacht zerfallen in je 6 Stunden, die nach der Jahreszeit kürzer oder länger sind. Streng genommen sollte diese Länge von Tag zu Tag verschieden sein. Man begnügt sich jedoch mit einer nur viermaligen Abänderung im Jahre, welche alle drei Monate eintritt. Außerdem hat aber auch die Benennung und das Zählen der Stunden etwas ganz Eigenthümliches, und Beides steht in Verbindung mit den Sternbildern des japanischen Thierkreises. Trotz der Eintheilung in 12 Stunden wird nur bis **neun** gezählt. Mittag und Mitternacht sind **neun Uhr**, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang **sechs Uhr**. Wenn man fragt, wie neun Uhr in zwölf Stunden zwei Mal vorkommen kann, so wird geantwortet, daß diese arithmetische Unmöglichkeit dadurch gehoben wird, daß man die ersten und die letzten drei Zahlen wegläßt und mit 4 beginnt, mit 9 aufhört. Das Ganze stellt sich nämlich in folgender Weise dar. Neun (Mittag oder Mitternacht) ist der Punkt, von dem das Zählen ausgeht oder die erste Stunde. Zwei Mal 9 ist 18; die Decimalziffer 1 abgezogen, bleibt 8 als die zweite (Tag- oder Nacht-) Stunde oder **acht Uhr**. Drei Mal 9 ist 27; die 2 abgezogen, bleibt 7 als die dritte (Tag- oder Nacht-) Stunde oder **sieben Uhr**. So geht es fort bis: 6 Mal 9 ist 54, wo man durch Abziehen der Ziffer 5 die vierte Stunde oder **vier Uhr** erhält, auf welche nun abermals 9 Uhr folgt. Jede Stunde wird durch Glockenschläge in den verschiedenen Tempeln angezeigt, und zum Abmessen der Stunden hat man Pendeluhren. Auch werden brennbare Stoffe von einer bestimmten Größe angezündet, um nach deren Brennen die Zeit zu messen.

Die Japaner verstehen sich auch auf Meßkunst, selbst Trigonometrie, und sind gute Baumeister. Sie besitzen Canäle, hauptsächlich zur Bewässe-

rung der Felder, und mancherlei Arten von Brücken. Sie haben gelernt, mittels des Barometers die Höhen der Berge zu bestimmen, und in neuer Zeit sehr gute Landkarten gezeichnet. Auch besuchen Japaner in wachsender Zahl das Ausland, namentlich junge Leute aus den vornehmsten Familien die Universität in Berlin und andere höhere Bildungsanstalten daselbst. Ueberhaupt ist Japan in den letzten Jahren auf verschiedenen Gebieten europäischer Cultur den übrigen Ländern Asiens vorangeeilt.

Der Verkehr mit allen Theilen des Reiches wird durch das Vorhandensein von Straßen einiger Maßen erleichtert. Der breite, sorgfältig unterhaltene Tokaido oder die Kaiserstraße, welche die Insel Nipon (s. S. 238) durchzieht, vermag mit den besten Straßen Europa's den Vergleich auszuhalten. Grundlos sind dagegen die Seitenstraßen nach den abseits der großen Route gelegenen Dörfern. Der Japaner reist gern, und bei dem ungemein lebhaften Frachtverkehr sind die Hauptlandstraßen mit Menschen und Thieren belebt wie sonst in großen Städten. Privatgesellschaften haben schon seit Langem eine Botenpost eingerichtet, aber der Dienst war ein so langsamer, daß Briefe zur Beförderung auf 180 deutsche Meilen volle 30 Tage brauchten. Seit 1872 ist zwischen den Hauptpandelsplätzen Nagasaki und Yokohama (Entfernung 180 deutsche Meilen) ein täglicher Postverkehr nach europäischem Muster eingerichtet. Telegraphen zwischen den Nachbarstädten Yedo-Yokohama und Osaka-Hiogo sind schon länger in Betrieb; ihre Leitung ist Eingeborenen anvertraut, der Verkehr kann in japanischer oder englischer Sprache geschehen. Eine Seegürtelbahn soll sämmtliche Handelshäfen an der Westküste der Hauptinsel Nipon unter sich verbinden; die 3½ deutsche Meilen lange Strecke Yedo-Yokohama ist bereits eröffnet. Inzwischen vermittelt eine große Anzahl von Privatdampfern den Waarenverkehr zwischen diesen Städten. Zwei Gesellschaften unterhalten einen regelmäßigen halbmonatlichen Verkehr mit Europa und eine Gesellschaft mit America. Japan steht auch in directem Telegraphenverkehr mit Europa, und zwar mittels des russischen Telegraphen (das unterseeische Kabel nimmt im Hafen Peter's des Großen seinen Anfang), so wie über Indien und China.

Seit der Wiedereröffnung Japans im J. 1854 ist der Handel in stetem Steigen begriffen. Mehr als drei Viertel des auswärtigen Handels vollzieht sich in Yokohama, dem Hauptsitze des Seidenhandels mit Europa. Nagasaki im Südwesten des Reiches ist eine der ältesten Handelsstädte Japans (vergl. Nr. 285). Für den binnenländischen Verkehr ist Osaka seit Jahrhunderten der hervorragendste Platz, der durch verhältnißmäßig gute Land- und Wasserstraßen mit den industriereichsten Provinzen in Verbindung steht. Hier befinden sich die Banken der Eingeborenen sowie die großen Handels-Etablissements des Adels (der Daimios). In allen diesen Häfen nimmt die chinesische Bevölkerung in überraschender Weise zu und tritt als höchst unangenehmer Concurrent der europäischen Kaufmannschaft auf. Fleiß,

Ausdauer und Sparsamkeit, vereint mit nicht allzu großer Gewissenhaftigkeit, ermöglichen ihr die Entfaltung einer die größten Vortheile erzielenden Thätigkeit.

Erst in der neuesten Zeit wurde das mystische Dunkel aufgeklärt, welches bisher über die Existenz eines geistlichen und weltlichen Herrschers in Japan schwebte und zu so vielen irrigen Vorstellungen Veranlassung gegeben hat. Bis gegen Ende des 12. Jhrhdrts. unserer Zeitrechnung war, ähnlich wie in China und Tibet, alle geistliche und weltliche Gewalt in der Hand des Kaisers oder Mikado vereinigt, welchem göttliche Ehren erwiesen wurden und der in seinem heiligen Nimbus nur von den Höchsten seiner Umgebung gesehen werden durfte. Erst in einer Zeit großer innerer Bewegung wurde ein kaiserlicher Prinz (Yoritomo) vom Mikado mit außerordentlichen Vollmachten betraut, und dieser brachte nicht nur fast alle weltliche Macht unter dem Namen eines Schugun (richtiger als „Teikun", aus „Tei" und „kun" d. h. großer Fürst) d. h. eines Generalissimus der Armee, in seine Hände, sondern vererbte dieselbe auch auf seinen Nachfolger. Obwohl er absolut regierte, nahm er doch kluger Weise niemals einen höheren als den vierten Rang unter den Würdenträgern des Reiches für sich in Anspruch. Viele Mikados, die nur noch nominell die Ehren des Kaisers und Himmelssohnes in sich concentrirten, widmeten ihr Leben den schönen Künsten und erhoben Miako, ihre Hauptstadt, zum Centrum der Wissenschaft im ganzen Reiche, während Kriegsruhm und militärischer Ehrgeiz in Yedo, dem Sitze des Schugun, ihre Stätte fanden.

In den letzten Jahren hat nun in Japan eine gewaltige politische Umwälzung Statt gefunden: die Würde eines Schugun wurde gänzlich abgeschafft und der Mikado wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Doch scheint er die bisherige Feudalherrschaft (der Daimios oder Feudalherren) in die moderne Regierungsform einer constitutionellen Erbmonarchie verwandeln zu wollen. Denn der Regierung des Mikado, der auch von Miako nach Yedo übergesiedelt ist, stehen zwei Kammern berathend zur Seite, welche von den großen Städten (Fu), von den von der Regierung direct verwalteten Districten (Ken) so wie von den früheren Territorien der Daimios (Han) beschickt werden sollen. Ob dieses Ausdrängen einer Constitution, wofür ein Volk, das als ein orientalisches von oben herab regiert zu werden gewohnt ist, kein Verständniß und Bedürfniß hat, nicht wenigstens verfrüht erscheint, muß die Zeit lehren.

283. Yedo.

(Nach Alexander Freiherrn v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, und „Die Preußische Expedition in Ost-Asien", bearbeitet vom Herausgeber.)

O-Yedo, das „große Yedo", wie es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptstadt gegenüber nennt, von den Männern

des Fortschritts mit dem neuen Namen Tôkei (d. h. Ost-Hauptstadt) benannt, bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London (85 □-Kilometer ?). Es erhebt sich in einer wellenförmigen Ebene, die im Süden von dem seichten Wasserspiegel des Golfes begrenzt, im Osten und Norden von dem breiten Strom Sumidagava, welcher nach einer scharfen Wendung südwärts ins Meer fließt, bespült wird. Ungefähr in der Mitte der Ebene, aber näher am Golf erhebt sich ein isolirter Hügel mit einem Schloß, welches seit einigen Jahren die Residenz des Mikado ist. Den Strom vergleicht man mit der Themse; den Ufern entlang reiht sich Haus an Haus, im Strome selbst, zu beiden Seiten, eine drei- bis vierfache Reihe von Schiffen aller Art.

Yedo besteht aus vier Quartieren: a) dem Jiro mit dem kaiserlichen Schloß, von dem nur die Ringmauern aus polygonischen Blöcken sichtbar sind, denn die vor beinahe 300 Jahren vom großen Tailo-Sama gepflanzten Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort, welchen heute „der Sohn der Götter" bewohnt. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hierzu Berufenen, überschreitet die Schwellen des Palastes. Nur bei seltenen Audienzen haben die fremden Minister Zutritt. Rings um den Jiro erstreckt sich b) der Sotojiro, welcher die Paläste der Hofwürdenträger, der Staatsminister und der Daïmios enthält, die ehemals die Hälfte des Jahres in Yedo zubringen mußten. Der östliche Theil dieses Quartiers, welcher sich bis an den Fluß erstreckt, ist der Mittelpunkt des Handels, die City, wie sie die Engländer mit Recht nennen. Die schönen und reichen Kaufläden, das Treiben der Menge in den Straßen bilden einen grellen Gegensatz zu den meist geschlossenen Palästen, zu der Stille und Einsamkeit des aristokratischen Viertels. Nördlich, westlich und südlich am Sotojiro entfaltet sich c) der Midzi oder die eigentliche Stadt; mehrere Brücken stellen die Verbindung mit dem Sotojiro her; über die „japanische Brücke" läuft die große Kaiserstraße, welche die Insel Nipon von ihrem südlichen Ende (gegenüber der Insel Kiusiu) bis zur Nordspitze (gegenüber von Hakodate auf Jezo) durchzieht. Dieses Quartier ist ein buntes Gemisch volkreicher und verlassener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln und heiligen Hainen. Südlich, am Meeresufer, in geringer Entfernung von der Mündung des Stromes, entstand in den letzten Jahren das Fremden-Viertel, von Canälen umgeben und durchschnitten, ohne Gärten und baumlos, wo sich die Consulate und die Wohnhäuser der Europäer und Amerikaner befinden. Oestlich vom Strome liegt d) die große Vorstadt Hondjo mit ihren vielen Theehäusern.

Vier Elemente wiederholen sich bis ins Unendliche und verleihen der Physiognomie von Yedo ihren eigenthümlichen Charakter: die (meist buddhistischen) Tempel, welche durch die ganze Stadt verstreut sind; die Paläste, welche sich hauptsächlich in der Nähe des kaiserlichen Schlosses zusammendrängen, niedere, weitläufige Parallelogramme mit langen, einstöki-

gen Façaden und kleinen, gewöhnlich durch schwarze Holzgitter geschlossenen Fenstern, deren äußere Theile die Wohnungen für die Dienerschaft, die Ställe und Arbeitsschuppen enthalten, während die Wohngebäude der Herrschaft und ihres Gefolges im Innern liegen, von Höfen und Gärten umgeben. Nur uneigentlich kann man diese Gebäude von kasernenartigem Aussehen Paläste nennen. Das dritte Element bildet ein Meer von untereinander vollkommen ähnlichen kleinen Bürgerhäusern, und das vierte, in Sotojiro, die niederen, schwarzen, feuerfesten (d. h. hölzernen und mit Cement überstrichenen) Waarenthürme.

Die langen, schmalen, aber wegen der geringen Höhe der Häuser breit scheinenden Straßen sind belebt von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Ständen — denn die vornehme Dame zeigt sich selten oder nie —, von Kindern, von Blinden in entsetzlich großer Anzahl, von Kulis, welche an dicken Bambusstöcken theils offene, theils geschlossene Körbe tragen, endlich von erst seit Kurzem eingeführten zweirädrigen Fuhrwerken mit lackirten Kasten und einem Dache von Segeltuch, nicht von Zugthieren, sondern von einem Kuli gezogen, der in kurzem Trabe 3—4 Meilen die Stunde zurücklegt. Solche Fuhrwerke folgen oft in ununterbrochener Reihe aufeinander, gefüllt mit Tänzerinnen, Sängerinnen, die am übertriebenen Haarputze erkennbar sind. Reiten darf nur der Samuraï (der Zweischwertmann); jedem Pferde läuft, es mag auch noch so schnell gehen, wenigstens ein Stallknecht voraus, welcher mit lautem Jauchzen die Menge zum Ausweichen auffordert. Höhere Beamte lassen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei sich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Insignien ihrer Würde, vorauftragen. Die höchsten Staatsbeamten und die Daïmios erscheinen nur bei Feuersbrünsten zu Pferde auf der Straße, sonst werden sie in Sänften getragen. Form, Farbe und Größe der Sänften, besonders auch die Wölbung des Tragbalkens und die Zahl der Träger und Begleiter (oft mehrere Tausend), zeigen den Rang des Besitzers an. Hinter der Sänfte geht das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kisten und Kasten, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeservice, Küchen- und Reisegeräth, kurz, Alles enthalten sollen, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um standesgemäß aufzutreten. Bei sehr hoch gestellten Personen folgen mehrere Leibpferde und ihre ersten Beamten in Sänften oder zu Roß, auch diese wieder von ihren Pikenträgern und Dienern begleitet. Der ganze Zug bewegt sich in lautloser Stille und darf von Niemanden durchbrochen werden; das Volk weicht ehrfurchtsvoll aus, ohne sich sonst viel um die Großen zu kümmern. Man begegnet solchen Zügen in Yedo täglich, denn die Sitte fordert das große Cortége bei jeder Entfernung aus dem Hause, selbst bei jedem Besuche in der Nachbarschaft; nur wenn sie

incognito ausgehen, haben die Großen ein minder zahlreiches Gefolge. Auf den Reisen von und nach ihren Besitzungen werden die Lehensfürsten von vielen tausend Menschen begleitet und ihre Züge bedecken die Landstraße Meilen weit.

Besonders belebt sind die Straßen von Yedo an Festtagen, deren die Japaner viele und von mannichfacher Bedeutung haben. Jede Oertlichkeit besitzt ihren Schutzpatron, jeder Fluß, jede Kluft ist einem Heiligen gewidmet. Die ihnen geltenden Feste geben Anlaß zu theatralischen Vorstellungen, zu geräuschvollen Aufzügen und bunten Mummereien. Komische Masken durchziehen dann die Straßen, bettelnd und musicirend; bis tief in die Nacht jubelt das Volk in den Theehäusern. Kein Tag vergeht, an dem nicht irgend einem der Localgötzen gehuldigt würde, für Jedermann eine willkommene Veranlassung, den Tag über nichts zu thun. — In den reicheren Stadtvierteln, wo die mögliche Beute die Diebe anzieht, gibt es zahlreiche Thorwege und Straßengitter, welche Nachts geschlossen werden ohne all zu großen Nachtheil für die Strolche. Nur mit besonderer Erlaubniß und wichtiger Ursachen halber dürfen die Europäer ihre Viertel nach Sonnenuntergang verlassen. Die Regierung hat diese Anordnung zur Sicherheit der Fremden getroffen; Raubanfälle sind zwar nicht zu besorgen, aber ein Paar vom Saki erhitzte Zweischwertmänner könnten sich berufen fühlen, den ersten Europäer, dem sie begegnen, niederzuhauen. Der Wahlspruch der Revolution von 1868 war noch Wiedereinsetzung des Mikado in seine alte Macht und Ausrottung der fremden „Barbaren"! Selbst das diplomatische Corps hat schon seine Opfer geliefert: Heusken, der Secretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, wurde bei hellem Tage mitten in Yedo ermordet; Sir Alcock, der letzte englische Gesandte, wurde im Tempel, den die Gesandtschaft bewohnte, Nachts überfallen, zwei Diener getödtet und der Legationssecretär Oliphant gefährlich verwundet. Sir Harry Parkes, der gegenwärtige Gesandte Englands, dessen Anwesenheit in Kiyôto, der heiligen, den Fremden ganz besonders unzugänglichen Stadt, einen Aufstand erzeugte, entging nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode (1869), indem der Mörder, ein fanatischer Samuraï, als er den Arm zum Todesstoße erhob, über einen bereits verwundeten Reiter strauchelte und fiel. Daher Ehre den Männern, welche vor so gefahrvollen Stellungen nicht zurückscheuen, welche sie mit Hingebung ausfüllen, die Interessen ihrer Landsleute mit Eifer und Einsicht vertreten, die Kenntniß der Sitten und der Sprache Japans erweitern und verbreiten, der Wissenschaft neue Bahnen brechen und die Fahne des Vaterlandes hoch tragen im fernsten Osten!

---

284. Yokohama.

(Nach Alexander Freiherrn v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Yokohama, gegenwärtig der wichtigste Hafen von Japan, ist die Schöpfung der ersten englischen Kaufleute, die gleich nach Abschluß der Verträge von 1858 hierhin kamen, um in dem bis dahin hermetisch verschlossenen Reiche der aufgehenden Sonne ihr Glück zu suchen. Dieselben bemächtigten sich in der Nähe des Fischerdorfes Yokohama (d. h. „den Strand entlang") einer verlassenen Stelle am Strande und erbauten dort einige Magazine und Häuser. Die Stadt war kaum entstanden, als sie ein Raub der Flammen wurde (20. Nov. 1866). Heute ist jede Spur des Brandes verschwunden. Durch seine Lage in der Nähe der bedeutendsten Productions- und Consumtionsgebiete Japans hat sich die Stadt schnell zu einem Centralpunkte des fremden Handels mit Japan erhoben.

Yokohama bildet ein längliches Viereck, welches drei große Hauptadern von Ost nach West und mehrere Quergassen von Süd nach Nord durchziehen. Dem Meere entlang entfaltet „der Bund" seine schöne Häuserreihe. Oestlich vom europäischen liegt das japanische Viertel. Der Palast des kaiserlichen Gouverneurs steht an der Ecke der Curiostreet, in welcher schöne Kaufläden der Eingebornen moderne Lackwaaren, Bronzen, Porzellan und andere Curiositäten feil bieten. Im Westen der Stadt erheben sich die berühmten Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo die Wohnsitze mehrerer britischer und amerikanischer Residenten und einiger fremden Legationen im Schatten prachtvoller Bäume liegen und eine reizende Aussicht genießen, nordwärts nach dem Vulkan Fujiama, gegen West und Süd nach dem „Stillen" Weltmeer; ostwärts nach dem langen, niedern, bewaldeten Vorgebirge und nach der weißen Häuserreihe von Kanagawa. Am Fuße der Bluffs steht die französische Kaserne, am Scheitel die englische. Denn als während des Bürgerkrieges der japanische Gouverneur erklärte, er könne nicht länger für die Sicherheit der Europäer bürgen, da ließ der französische Admiral (Jaurès) seine Marinetruppen ausschiffen und der englische Gesandte ein Linienregiment von Hongkong kommen. Beiderlei Besetzung dauert aus guten Gründen noch fort.

Die untere Stadt ist der Betriebsamkeit gewidmet: hier befinden sich die großen Banken, die Comptoire der Handelshäuser, die Bureaux der Dampfschifffahrtsgesellschaften, die Waarenlager, die Kaufläden und eine Unzahl Trinkbuden. An Anstrengungen, die kaum entstandene Factorei zum Range einer großen Handels-Metropole zu erheben, hat es nicht gefehlt, aber die schönen Tage raschen und fabelhaften Gewinnes scheinen schon vorüber zu sein, theils in Folge des fortwährenden Zuströmens europäischer und ameri-

kanischer Kaufleute und der stetigen Zunahme der chinesischen Concurrenz, theils in Folge der Ueberschätzung des Bedürfnisses eines großartigen Austausches zwischen europäischen und japanischen Erzeugnissen. Bei den einfachen Sitten und der großen Frugalität der Japaner fühlen diese kein Bedürfniß nach europäischen Industrie-Artikeln, mit Ausnahme der englischen Cattune; andererseits findet der japanische Thee in Europa keinen Absatz, und seitdem die besten Eier des Seidenwurms von lombardischen Handelsreisenden aufgekauft werden, haben die japanischen Seidenstoffe an Qualität bedeutend verloren. Die Einfuhr in den 5 offenen Häfen betrug 1870 das Doppelte der Ausfuhr. Zu Wasser und zu Lande steigt und verbreitet sich die Thätigkeit der Deutschen, die sich bisher hauptsächlich auf die Küstenfahrt zwischen Yokohama, Hiogo, Nagasaki und Schanghai beschränkten; neben den Chinesen sind sie die gefährlichsten Nebenbuhler des britischen Handels und der britischen Schifffahrt. Die Amerikaner führen aus Californien und Oregon Bauhölzer und Mehl ein und laden, als Rückfracht, Thee, welcher in den pacifischen Staaten in immer steigenden Quantitäten verbraucht wird.

Uebrigens haben die Verträge (von 1858) Japan nicht eröffnet. Nur in den 5 Häfen, welche die Engländer trade- oder treaty-ports nennen, Yokohama, Hiogo, Nagasaki, Niigata und Hakodate, so wie in den beiden Großstädten Yedo und Osaka ist den Europäern Handel und Niederlassung gestattet. Das übrige Land bleibt nach wie vor hermetisch verschlossen. In der Umgebung jedes Vertragshafens ist ein kleines Gebiet von einigen Quadratmeilen dem Zutritte der Fremden geöffnet. Die Grenzpfähle tragen in japanischer und englischer Sprache die Aufschrift: „Vertragsgrenzen". Jenseits beginnt das verbotene Land. Den Häuptern der Gesandtschaften und den Generalconsuln allein haben die Verträge das Recht gesichert, im Innern zu reisen, andern Fremden gestattet man höchstens auf besonderes Verlangen der Gesandtschaften und in Begleitung von untergeordneten Officieren den Besuch der Heilquellen von Mianôschita und Altami oder die Ersteigung des Vulcans Fujiama, zu welchem zur Jahreszeit der Wallfahrten Pilger in großer Anzahl von allen Seiten herbeiströmen. Ein gut erhaltener Pfad mit 8 Stationen, wo man die Nacht in Hütten zubringen kann, führt zum Rande des erloschenen Kraters. Die Aussicht ist zwar weit, aber nicht gerade interessant, da die benachbarten Höhenzüge sich nicht über 1000 Meter erheben, man sieht aber Yedo, Yokohama und die zahlreichen Ortschaften des Kuanto (Collectiv-Namen von 5 Provinzen). Bei der bevorstehenden Revision der Verträge wird die Absperrung Japans wohl zur Sprache kommen. Wenn die Gesandten die Minister über diese heikle Frage sondiren, erhalten sie gewöhnlich die ausweichende Antwort: „so lange die Samuraï (aus der Kriegerkaste) bewaffnet sind, müsse im Interesse der Fremden das Verbot aufrecht erhalten werden, da letztere sonst der größten Lebensgefahr ausgesetzt wären; die Frage der Entwaffnung sei aber eine innere Angelegenheit,

die sie nicht mit fremden Gesandten verhandeln dürften! Wie viele Mordthaten seien bereits sogar auf dem den Fremden zugänglichen Gebiete begangen worden? Was würde erst im Innern des Reiches geschehen? Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich nichts einwenden.

---

285. Nagasaki.

(Nach Alexander Freiherrn v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, und der Zeitschrift: „Das Ausland", bearbeitet vom Herausgeber.)

An der Westküste der Insel Kiusiu gelegen und dadurch der Wachsamkeit der mehrere hundert Meilen entfernten Regierung von Yedo entrückt, war Nagasaki zwei Jahrhunderte hindurch der einzige dem fremden Handel geöffnete Seeplatz des geheimnißvollen Landes. Die Lage desselben ist eben so vorzüglich als prächtig. Nähert man sich der Bai von Nagasaki, so thürmen sich im Hintergrunde die Bergmassen der Insel Kiusiu, und man befindet sich in einem Archipel kleiner Felseilande, an deren Wänden sich selbst bei ganz stillem Wetter die Wogen brechen, schäumend hinansteigen und mit dumpfem Gebrülle in den vom Meere gebohrten Grotten und Höhlungen verschwinden. Eine der Insel ist Firando, wo einst der h. Franciscus Xaverius wirkte, eine andere der Papenberg, über dessen Felswand im J. 1638 viertausend Christen in das Meer gestürzt wurden und damit die wirkliche Civilisation Japans in der Wiege ertrank.

Als nämlich die Portugiesen, als die ersten Europäer, welche im Reiche der aufgehenden Sonne erschienen, in den Häfen der Insel Kiusiu Anker warfen, landete gleichzeitig Franciscus Xaverius, und es begann eine 90jährige Epoche (1549—1638) sowohl der glänzendsten Geschäfte in den portugiesischen Factoreien als der massenhaften Bekehrungen zum Christenthum; selbst in Kiyôto, am Sitze des Mikado, ward das Kreuz gepredigt. Aber der Haß der einheimischen Bonzen, der verletzende Uebermuth der plötzlich reich gewordenen Kaufleute aus Lissabon und Porto, hauptsächlich aber die Umtriebe der Holländer, damals die bittersten Feinde und gefährlichsten Nebenbuhler der Portugiesen, bewirkten einen Umschwung: den neuen Glauben trafen gesetzliche Beschränkungen, dann theilweise Verfolgung und zuletzt absolutes Verbot. Die portugiesischen Residenten wurden vertrieben, die Holländer auf der nur wenige Schritte breiten Insel Deschima aufgenommen, die Ausrottung des Christenthums mit der Hinschlachtung der Missionare und der Ertränkung mehrerer Tausend eingeborener Martyrer besiegelt. Von jenem Tage an bis zur Ankunft des nordamerikanischen Geschwaders, also während mehr als zweihundert Jahren (1638—1844), blieb Japan hermetisch verschlossen. Während dieser langen Epoche übten die auf

ihrer winzigen Insel wie in einem Gefängnisse lebenden holländischen Kaufleute das sehr einträgliche Monopol des Handels mit Europa, bis die Regierung der Vereinigten Staaten, deren Schifffahrt im nördlichen Theile des Großen Oceans an Bedeutung gewann, die Eröffnung von zwei Häfen erzwang; die europäischen seefahrenden Nationen erhielten ähnliche Zugeständnisse und zuletzt den Zutritt zu 5 Häfen: Hakodate, Kanagawa (Yokohama), Nagasaki, Hiogo, Niigata.

Die Stadt Nagasaki liegt amphitheatralisch in dem grünen Rahmen hoher, mit der üppigsten Vegetation bedeckter Berge; das Meer sieht hier wie ein Landsee aus, jedoch belebt von mehreren Kriegs- und Kauffahrteischiffen so wie von zahlreichen Djonken. Der Hafen ist nicht nur der beste Japans, sondern einer der schönsten der Erde. Sein Verkehr hat seit der Eröffnung der östlichen Märkte wesentlich an Bedeutung eingebüßt. Das europäische Viertel, zu dem der Boden dem Meere mit großen Kosten abgerungen wurde, befindet sich am östlichen Gestade der Bai; auf einer Anhöhe steht die katholische Kirche, welche von Priestern der missions étrangères de Paris versehen wird, auf einem andern Hügel das stattliche britische Consulatsgebäude. Im Hintergrunde der Bucht liegt die ehemalige holländische Factorei Deschima (s. oben) und jenseit dieses kleinen Eilandes die Stadt der Eingeborenen.

Von je her bestand einiger Verkehr zwischen Japan und China. Die Halbinsel Korea (s. Nr. 280), dem Namen nach der Oberherrlichkeit des chinesischen Kaisers unterworfen, aber mehrmals von japanischen Heeren besetzt, bildete das geographische Band zwischen den beiden großen Nationen mongolischer Abkunft. Von China über Korea drang sowohl der Buddhaismus nach Japan ein, als die Moralmaximen des Confucius. Später wurden sog. chinesische Schriftzeichen angenommen, ein neuer und großer Schritt der Annäherung. Je mehr die Kenntniß der japanischen Sprache, Literatur und Zustände vorschreitet, desto mehr offenbart sich der in diesem Lande stets bedeutende Einfluß des Reiches der Mitte. Bei Nagasaki besitzen die Chinesen, auf Grund alten Uebereinkommens, auf den benachbarten Höhen ihre eigenen Tempel und bilden eine abgeschlossene Gemeinde, die sich allem Anscheine nach ohne Einfluß der einheimischen Behörden verwaltet — eine selbständige kleine Handelsrepublik, die nicht aus den besten Elementen des chinesischen Volkes zu bestehen und in ihren vier Pfählen ziemlich gesetz- und sittenlos zu leben scheint; daher sich auch nicht leicht ein Europäer in die Einzäunung wagt.

Nagasaki eigenthümlich scheint das Laternenfest vom 13.—15. des 7. Monats zu sein. Es ist seiner Bedeutung nach eine Todtenfeier, wahrscheinlich aus China dahin verpflanzt. Diese beginnt mit Abholung der abgeschiedenen Seelen: die ganze Bevölkerung wallfahrtet am ersten Tage nach den Friedhöfen und glaubt dann von den Seelen der verstorbenen Bluts-

verwandten nach Hause begleitet zu werden, wo man ihnen auf grünen Binsenmatten eine Mahlzeit von Reis, Gemüsen und Früchten vorgesetzt. Lichte und Laternen brennen die ganze Nacht. Am zweiten Tage werden wieder Mahlzeiten bereitet und am Abend vor allen Gräbern Laternen angezündet, daneben Becher mit grünen Zweigen, Schüsseln mit Leckerbissen und Rauchkerzen gestellt. Früh um drei den folgenden Morgen packt man die Lebensmittel mit bunten Leuchten, Rauchkerzen und Geldmünzen (der Reisezehrung) auf strohgeflochtene Schiffchen mit Papiersegeln und läßt diese ins Wasser. In den Häusern wird zugleich großer Lärm durch alle Gemächer und Winkel gemacht, damit ja kein Seelchen zurückbleibe und Spuk treibe — sie müssen ohne Gnade hinaus. Die Straßen der Stadt sind die ganze Nacht erleuchtet, die Glocken läuten, die Priester singen Litaneien; Jeder lärmt auf seine Weise, so laut er kann. Auf dem Wasserspiegel der Bucht tanzen unzählige Lichtchen und ein Strohschiffchen nach dem andern geht in hellen Flammen auf; arme Leute stürzen sich schaarenweise in das Meer und es entsteht dort ein Kampf um die Lebensmittel und die Geldmünzen.

Nagasaki wird als sicherer Hafen, als Kohlenstation und bequemer Ausrüstungspunkt stets für die nach dem nördlichen China bestimmten Schiffe von Wichtigkeit sein; aber es wird nie die Bedeutung Yokohama's erreichen, denn es entbehrt eines bedeutenden Hinterlandes und ist zu weit von den großen Centren der Bevölkerung und des Reichthums, wie von den Thee- und Seidedistricten entfernt.

c. Süd-Asien.

286. Die drei Halbinseln Süd-Asiens im Vergleich zu den drei Halbinseln Süd-Europa's.*)

(Nach Carl Ritter, Erdkunde, und Christian Lassen, Indische Alterthumskunde.)

Wie die drei südlichen Gliederungen Europa's, die iberische, die italische, die griechische Halbinsel, in gleichen Breiten, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen einander vielfach verschwistert, auch die frühesten Keime europäischer Civilisation auf ihrem Boden entwickelten, deren reiche Saat dann durch das mittlere und nördliche Europa ausgestreut ward: so erhielt auch die natürliche Gestalt Süd-Asiens ihre 3 großen, vom indischen Weltmeere umspülten Halbinseln, die arabische, die indische und die indo-chinesische. Diese beiden Gruppen der Halbinselländer des Mor-

*) Vergl. Band I. S. 72.



gen- und Abendlandes sind die größten Bereicherungen beider Erdgestalten: es sind ihre am schönsten und mannichfaltigsten ausgerüsteten, ihre am meisten entwickelten Glieder und Organe des Verkehrs, die, zwischen dem 10. bis 40.° N. Br. ausgebreitet, von Ost gen West ein Dritttheil der Erde umlagern und dem Süden zu ihre Fühlhörner ausstrecken. Zu ihnen gehören sechs der verschiedensten Ländersysteme, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet. Diese merkwürdigsten Halbinseln des Orients und des Occidents, in zweierlei Gruppen, mit ihren Nordenden verschiedenen Erdgestalten, der europäischen und asiatischen, angehörend, sind mit ihren Gestadeverhältnissen auf ganz verschiedene Oceane angewiesen, auf den Indischen und östlichen, wie durch das Mittelländische Meer auf den atlantischen West-Ocean: beide daher im Fortgange der Weltgeschichte ganz verschiedenen Cultur-Regionen und Cultur-Epochen zugewiesen. Beide sind durch den syrischen Isthmus von einander geschieden, aber durch die peninsulare Brücke Klein-Asiens, die sich nach Europa als äußerstes Glied des Hochlandes hinüberstreckt, auch wieder verbunden. Die Westgruppe ist etwas hoher in die gemäßigte Zone hinaufgerückt als die mehr tropische Ostgruppe Süd-Asiens, die jedoch nirgends die Linie des Aequators mit ihren südlichsten Vorgebirgen erreicht. Beider Geschichtsgang entspricht der klimatischen Stellung im schwülen und gluthheißen Süden der Inder und Araber wie in dem klaren und warmen Himmel Griechenlands und Italiens.

In der Mitte dieser asiatischen Ostgruppe liegt Indien, gleichsam das Italien des Orients. Daher mußte es am natürlichsten der Mittelpunkt der Verbindungen dieser Nachbarländer und der weiter an sie grenzenden werden; es konnte am leichtesten nach beiden Seiten hin verkehren, von beiden Seiten besucht werden. Ebenso begünstigt erscheint den beiden andern Halbinseln gegenüber Indien in Beziehung auf seine inneren Vorzüge und die Erzeugnisse, welche den Kaufmann heranziehen. Arabien wird zwar, wie Indien, etwa in der Mitte vom Wendekreise durchschnitten; aber nur der Süden Arabiens ist fruchtbar; das Innere ist arm, gleichförmig und bildete nie einen zusammenhangenden, mächtigen Staat; im südlichsten Arabien konnte sich wohl ein vermittelnder Punkt des Handels zwischen Indien und der Westwelt bilden, es konnte aber Indiens Erzeugnisse nicht für die Westwelt ersetzen, nur aus Indien sie holen. Sehr reich von der Natur ausgestattet ist dagegen die östliche, hinterindische Halbinsel und liegt mit dem Schwesterlande in gleicher Breite; aber in vier große Meridianthäler getheilt und gesondert, erschuf Hinterindien nie einen mächtigen Centralstaat, der die rohen Urbewohner zu einem geordneten Zusammenleben und höheren Bestrebungen nöthigte; die Cultur siedelte sich nur spät und einzeln an, das Land blieb ein untergeordnetes, geistig nur empfangendes, und konnte das vordere Indien keines Theils seiner Wichtigkeit berauben. Es bot aber auch im verwahrlos'ten Zustande eigenthümliche werthvolle Erzeugnisse dar, um

den Kaufmann anzulocken; es öffnete dem kriegerischen Abenteurer wie dem Missionar ein weites Feld für seine Unternehmungen.

Wie Inseln zugänglicher sind als große Festlande, so haben auch die Indien benachbarten Inseln (Sumatra und in noch viel höherem Grade Java) den Indern ein großes Feld der Thätigkeit eröffnet. Es bot sich hier eine zwar verwandte, doch vielfach ganz eigenthümliche neue Natur dar. Die leichte Verbindung mit dieser reichen Inselwelt und die dadurch erweiterte Sphäre der Thätigkeit sind wichtige Begünstigungen, welche Indiens Lage am Meere ihm brachte.

So erscheint Indien als ein Mittelland, in dem sich der Westen, Norden und Osten Asiens begegnen; es treffen in ihm die Karawanenwege aus allen diesen Richtungen zusammen, seine Küsten liegen den Schiffern aus Aegypten, Afrika, Babylonien, Persien, Hinterindien, den Inseln und China offen, in neuerer Zeit auch denen aus Europa und Amerika; es ist der Ausgang eines großen Weltverkehrs. Es zieht die Eroberer, als das glänzendste Ziel ihrer Thaten, aus dem innern Asien, aus Iran, aus Europa heran. Es stoßen hier die verschiedensten Völker zusammen, die Mongolen, Chinesen und Malaien mit den Iraniern und Semiten, mit Europäern und Afrikanern. Was den Kaufmann und Eroberer so mächtig anzog, war der Ruhm seiner eben so mannichfaltigen als kostbaren Erzeugnisse; es war das Land der Edelsteine, der Gewürze, der feinen Stoffe, welche die Prachtliebe des Morgenländers so sehr schätzt und sein verweichlichendes und heißes Klima ihm zum Bedürfniß macht.

So sehr nun auch Indien Zielpunkt des Verkehrs, der fremden Ansiedelung und Eroberung war, verblieb es doch durch den Schutz seiner Lage und seine zusammengedrängte Masse ungestört und selbständig genug in seinem Innern, um sich nach seiner Bestimmung eigenthümlich entwickeln zu können. Seine religiöse und politische Verfassung hat wenigstens in ihrer äußerlichen Gestalt den heftigsten Angriffen bis jetzt widerstanden; es ist die Wiege von Lehren gewesen, welche sich aus diesem Mittelpunkte verbreiteten und einen großen Theil Asiens bis auf diesen Tag beherrschen.

aa. Hinterindien.

287. Stellung der sog. indo-chinesischen Reiche.

(Nach K. Neumann im „Ausland“, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Länder innerhalb zweier großer Cultursysteme ermangeln in der Regel einer selbständigen Bildung und Geschichte; die Einflüsse mächtiger Nachbarn

gestatten kein besonderes Leben. Selbst der Name jener weitgestreckten Gaue, welche auf drei Seiten vom Meere und im Norden von Alpen umgeben sind, die theils zum Reich der Mitte, theils zu Hindostan gehören, steht schwankend da in der Weltgeschichte. Sie werden bald Hinterindien genannt, bald auch, eben der zwiefachen Einwirkung wegen, indo-chinesische Länder, und deren Bewohner indo-chinesische Völkerschaften. Dasselbe gilt von einzelnen Reichen und Städten, sie führen nicht selten doppelte oder gar dreifache Namen, wie Birma auch Awa (nach der Hauptstadt), Siam auch Thai oder Schan, Annam auch Cochinchina genannt wird.

Die Halbinsel Hinterindien ist durch sechs Meridianketten in eben so viele Längenthäler gespalten, jedes von einem Strome durchflossen, welche die staatlichen Verhältnisse und geschichtlichen Ereignisse bestimmen. Dieser natürlichen Beschaffenheit gemäß zerfällt sie bald in sechs, bald auch in weniger Reiche; es hat sich bald in diesem, bald in jenem Thale dieser und jener Stamm, diese und jene Familie zur herrschenden emporgeschwungen. Man findet jedoch in den meisten Jahrhunderten, vermöge dreier Hauptrinnsale, der, gleichwie die Cultur, außerhalb Landes entspringenden Flüsse — des Irawadi, des Menam und des Mekong — drei größere Reiche: Annam, Siam und Birma. Alle diese Reiche sind jetzt bereits von einer europäischen Macht umgeben. Großbritannien beherrscht im Süden die Gestade-Landschaften der malaiischen Halbinsel. Und mit kluger Berechnung hat Frankreich seinen ältesten, aber wenig einflußreichen Niederlassungen in Vorderindien, seiner zukunftreichen Colonie auf Réunion, seiner einflußreichen Stellung auf Madagascar, endlich seinen in neuester Zeit gegründeten Niederlassungen auf den Tahiti- und Nukahiva-Archipelen so wie auf Neu-Caledonien einen neuen, höchst wichtigen Besitz hinzugefügt, welcher durch seine geographische Lage ihm eine dauernde Herrschaft über einen großen Theil Hinterindiens, gleichzeitig aber einen zukunftreichen Einfluß auf den Handel im indischen Ocean sichert (s. Nr. 289).

Die schönen Flüsse gewähren den beiden rivalisirenden europäischen Mächten einen ungehinderten Binnenhandel nach allen Richtungen; die Anzahl und Vortrefflichkeit der Häfen bietet Gelegenheit für jeglichen Weltverkehr nach Indien und China, nach Australien und Afrika.

Das continentale Hinterindien, an dem Südostende Asiens, hat die Gestalt eines dreifach getheilten, vielfach eingeschnittenen Lotosblattes und weiset mit der äußersten lang gestreckten Südspitze hinüber auf die sundische Inselgruppe und durch diese auf sein Verhältniß zur Australwelt. Es trennt die chinesischen Gewässer im Osten von den bengalischen im Westen, der sundische Archipelagus liegt ihm im Süden vor; im Norden steht es unmittelbar in Verbindung mit dem Südrande des gemeinsamen Hochlandes, und dieses sendet seine vielfachen Gliederungen, sei es in Berg- wie in Strom-Systemen, durch diese Halbinsel aus in parallelen oder radienartig

auseinander gehenden Richtungen gegen Süden und Südosten. Hierdurch, verbunden mit ihrem Hinausragen aus der Continentalwelt in die maritime wie durch ihre klimatische Verbreitung aus dem subtropischen durch das tropische Gebiet bis zur Aequators-Nähe erhält die Halbinsel ihren geographischen Charakter.

288. Die Gliederung Hinterindiens.

(Nach H. Berghaus, Geo-hydrographisches Memoir von Hinterindien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Vier von Süden gegen Norden tief in den Continent einschneidende Golfe des indischen Weltmeeres, der Golf von Tongking, der von Siam, der von Martaban und der Bengalische Meerbusen, sind es, welche Hinterindien theilweise vom Festlande ablösen, es wieder in sich in drei Haupttheile, von der maritimen Seite her scheiden, von der andern Seite aber die etwa 7—8 Stromsysteme, die alle von Norden gegen Süden ziehen, aus der Mitte des Continentes gleichsam hervorlocken. Die durch dieses Eindringen der Golfe bewirkte Gestade-Entwickelung gibt dem Halb-Eilande eine Seegrenze von etwa 1500 Längenmeilen, wovon die kürzere Küstenlinie (540 M.) den Bengalischen Golf begrenzt oder die Westküste der Halbinsel einnimmt, die längere aber (etwa 900 M.) die chinesische See vom Cap Romania nordostwärts bis zur Grenze China's umläuft. Kaum 20 geogr. Meilen nimmt die Südküste der Malaka-Halbinsel gegen die Malakastraße ein.

Das cochin-chinesische Küstengebirge, die östlichste der Meridianketten, welche die Halbinsel von Norden nach Süden durchstreichen, scheidet die östliche Gestade-Landschaft Cochinchina's von dem Binnenlande, das vom Mekong durchströmt wird und in dessen oberen Laufe zu Laos gehört, im untern Kambodja heißt.

Das Scheidegebirge zwischen Laos-Kambodja im O. und Siam im W. ist das zweite große Meridiangebirge der Halbinsel im Parallelismus mit dem vorigen, welches aber das Längenthal des Kambodjastromes (Mekong) im Osten von dem Längenthal des Siam-Stromes (Menam) im Westen trennt. Uebrigens setzt es sich keineswegs südwärts bis zur Kambodja-Spitze fort, sondern senkt sich schon viel weiter nordwärts in die ebene Landschaft von Tschantabon zum Siam-Golf herab, von welcher südostwärts eine wohl 100 Meilen lange Niederung, das ebene Mündungsland oder der kornreiche Deltaboden Kambodja's, dem Berglande als Alluvialboden vorgelagert erscheint. Der große Hauptstrom von Siam (der Menam) ist in seiner ganzen Länge der westliche Begleiter dieses Gebirgszuges bis zum innersten Winkel des Golfes von Siam, wo Bangkok, die Residenz, liegt.

Das Siamesische Gebirge, oder das Scheidegebirge zwischen Siam

im O. und Awa im W., oder zwischen dem Menam und dem Strom von Martaban, ist das dritte große Meridiangebirge der Halbinsel. Dasselbe setzt keineswegs als zusammenhangende Kette sich weiter südwärts durch die malaiische Halbinsel fort, sondern diese bildet für sich ein eigenes Gebirge.

Das Scheidegebirge von Awa, zwischen dem Saluaen und dem Irawadi, ist das vierte große Meridiangebirge, mit vorherrschender Richtung von Norden gegen Süden. Der große Strom von Awa, der Irawadi, der sechste der merkwürdigen Parallelströme, aber unter den kolossalen Formen derselben (dem Kambodja-, Siam- und Martaban-Strome) der vierte (falls er aus Tibet kommen sollte, der wahre Riesenstrom Asiens und nur dem Kiang vergleichbar), begreift das in seinem untern und mittlern Laufe genauer durch die Expeditionen der Briten gegen die Birmanen erforschte, historisch merkwürdigste Stromsystem des ganzen Halb-Eilandes. Gehen wir zur Westseite des Irawadi über, so tritt uns hier

in den Küstenketten von Arracan das fünfte der großen von Norden nach Süden streichenden Meridiangebirge entgegen, welches vom Cap Negrais am Südende nordwärts sich in mehreren Parallelzügen, die gegen Westen anfänglich unmittelbar zum Meere abstürzen, dann aber zum Thale des Arracan-Flusses fallen, an das Bergland von Munipur und Nora anschließt. Der Strom von Arracan, Koladyng, der siebente der Parallelströme, gehört zwar nur den kürzeren unter denselben an, ist aber darum doch nicht ganz unbedeutend.

289. Cochinchina.

(Nach Karl v. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Franzosen haben in Asien nie eine Rolle von Bedeutung gespielt. In Ostindien, wo sie gleichzeitig mit den Briten festen Fuß faßten, wurden sie durch diese alsbald weit überflügelt. Während England in Vorderindien ein mächtiges Reich schuf und damit den Grund zu seiner Handelsgröße legte, blieb dort den Franzosen nur Pondichéry und Chardenagor, ein Besitz von wenigen Quadratmeilen. Was in Vorderindien unmöglich geworden, wollte Frankreich in Hinterindien versuchen, um sich dadurch für die geringen Erfolge in Vorderindien schadlos zu halten.

Die Hinrichtung mehrerer Missionare in Annam (1858) rächte der französische Admiral Rigault de Genouilly durch die Zerstörung der Citadelle auf der Halbinsel Turon und die Eroberung der Stadt und Provinz Saigon. Im raschen Siegeszuge bemächtigten sich die Franzosen auch der wichtigen, das Mekong-Delta beherrschenden Stromstadt Mytho, der Stadt

Bien-hoa und der **gleichnamigen Provinzen**, die zufolge eines Friedensschlusses mit Annam (zu Saigon 1862) im Besitze Frankreichs verblieben. Um das mit verhältnißmäßig geringen Opfern erworbene Gebiet abzurunden und zu erweitern, richteten sie, nach dem Beispiele der so erfolgreichen Annexions-Politik der Engländer in Vorderindien, ihre Blicke zunächst auf **Kambodja**, dessen Besitz als Hinterland der drei eroberten Provinzen für die Entwickelung, ja für das Bestehen des französischen Cochinchina eine wesentliche Bedingung war. Es gelang auch wirklich, Kambodja, welches bis dahin von Siam abhängig war, zur Annahme des französischen Protectorats zu bestimmen, so daß dieses Königreich jetzt als französischer Schutzstaat und als integrirender Theil der französischen Besitzungen in Hinterindien zu betrachten ist. Die fortwährenden Aufstände in den westlich vom Mekong gelegenen Provinzen, angeblich vom Hofe zu Hué hervorgerufen, noch mehr aber die Nothwendigkeit der Beherrschung des ganzen Fluß- und Canal-Netzes, welches der Mekong bei seiner Annäherung an das Meer bildet, veranlaßte die Franzosen im J. 1867 auch die **drei westlichen Provinzen Cochinchinas** in Besitz zu nehmen und sie den früher eroberten Ländereien einzuverleiben.

Wenn auch das französische Cochinchina nicht die mannichfaltigen Vortheile für Handel und Schifffahrt bietet, die sich bei Singapore (s. Nr. 292) und bei Hongkong (s. Nr. 277) in so glücklicher Weise vereinigen, so ist doch dieser Besitz Frankreichs in den Gewässern Ost-Asiens immerhin eine wichtige Position und deren Lage zwischen dem malaiischen Archipel, Siam, China und Japan so günstig, daß dem Hafen von Saigon auch neben jenen beiden Plätzen noch eine erhebliche Bedeutung gesichert bleibt, welche sich noch mehr steigern kann, wenn die gegenwärtig ausschließlich militärische Regierung einer einsichtsvollen Civilverwaltung Platz macht. Gleichwie Algerien der französischen Landarmee untergeordnet ist, welche es mehr als Uebungslager der Truppen denn als Niederlassung betrachtet, eben so ist Cochinchina eine Colonie der französischen Kriegsmarine. Alle Aemter der Colonialverwaltung sind in den Händen von See-Officieren, welche in den seltensten Fällen genug Verständniß für die von ihrem eigentlichen Beruf so abweichenden Aufgaben besitzen und daher auch nicht den Interessen einer auf Production und Handel angewiesenen Colonie dienen können. Sind die wohlhabenden Classen der Franzosen überhaupt wenig geneigt, auszuwandern und für die Entfaltung ihrer Thätigkeit Colonieen aufzusuchen, so kann das heutige Cochinchina mit seiner strammen Militärverwaltung noch weniger einladend für die freien Kräfte des Mutterlandes sein. Daher überlassen die Franzosen dieses Gebiet den sie an Unternehmungsgeist und Rührigkeit weit überragenden **deutschen** und **englischen** Kaufleuten, in deren Händen der größte Theil des Verkehrs, namentlich des Exportgeschäftes, sich befindet.

Das französische Cochinchina bildet eine weite, wohl bewässerte Ebene,

zum Theil sumpfiges Niederland, im W., N. und O. von waldigem Hügelland begrenzt. Die Hauptflüsse der Colonie, der Mekong und der Donai, verzweigen sich in ihrem Laufe in zahlreiche Nebenarme und bilden ein vielfach verschlungenes Canal- und Wassernetz, welches sowohl der Schiffsfahrt als auch der Bodenbewässerung dient. In seinem obern Laufe ist der Mekong ein zu ungeberdiger Sohn der Wildniß, reich an Wasserfällen und Stromschnellen, als daß er zu einer regelmäßigen Wasserstraße für die Beförderung der Producte des Hinterlandes nach Saigon nutzbar gemacht werden könnte.

Das Klima (unterm 8—12.° n. Br.) ist überaus heiß und für Europäer nicht leicht erträglich; daher auch das europäische Element in der Bevölkerung schwach vertreten ist. Der Charakter der tropischen Zone spiegelt sich in allen Zweigen der Production wieder; Reis ist das Hauptproduct und gibt als Exportartikel dem Handel der Colonie die vorzüglichste Bedeutung. Große und fruchtbare Landstrecken — meist Staatsdomänen — harren noch der Bearbeitung und der Ausbeute; von Seiten der Regierung geschieht so viel wie nichts, um eine Steigerung der Production herbeizuführen und um neben dem Reis dem Handel auch die andern Producte der Tropenwelt zuzuwenden. Dieser Handel concentrirt sich in Saigon, dem Sitz der Colonialregierung und der Consulate, am Donai oder Saigonflusse, welches von den Mandarinen bei ihrem Rückzuge größtentheils zerstört, aber nach der Besitznahme wieder aufgebaut wurde.

Unter den 1¼ Million Einwohnern der Colonie sind 1,100,000 Annamiten, ein leichtsinniges, lebhaftes, tapferes Volk mit chinesischer Civilisation, von dem die in der Colonie lebenden Franzosen selbst behaupten, daß es unter allen Asiaten am meisten französische Eigenschaften besitze. Die Kambodjianer, die ehemaligen Herren des Landes, sind das arbeitsamste Volk Hinterindiens, dessen untergegangene uralte Cultur, nicht minder bedeutsam und interessant als jene Aegyptens, einst ganz Hinterindien beherrschte.

290. Siam und die Siamesen.

(Nach Karl von Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan, und Georg Finlayson, Gesandtschaftsreise nach Siam, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Siam, in der Sprache der Eingeborenen „Muang-Thai" oder „das freie Königreich" genannt, gehört zu den am wenigsten gekannten Ländern Ost-Asiens, obwohl es durch die Fülle und Mannichfaltigkeit seiner Producte so wie durch seine eigenthümlichen Staatseinrichtungen, Gesetze und Gebräuche als eines der merkwürdigsten Länder Hinterindiens betrachtet werden muß.

Siam ist reich an Flüssen. Unter den drei Strömen, welche, von Norden kommend, in die Nordküste des gleichnamigen Golfs in fast gleicher Entfernung von 10 deutschen Meilen münden, ist der schiffbare Menam der wichtigste, weil er die Hauptverkehrsader und die Quelle der Fruchtbarkeit des Landes ist, welches er, alljährlich aus seinem Bette tretend, in segenbringender Weise mit seinen Fluten tränkt. Der südliche Theil seines weiten Flußgebietes bildet eine an Reisfeldern überaus reiche, von Wasseradern und Canälen nach allen Seiten durchschnittene, dicht bevölkerte Ebene, in welcher die Hauptstadt Bangkok (s. Nr. 291) an beiden Ufern des Menam liegt. Sein nördliches Flußgebiet so wie das seiner vielen Nebenflüsse bildet eine Reihe breiter Thäler, welche durch Bergzüge von nur mäßiger Höhe getrennt sind. Noch weiter schließt sich das waldreiche Plateau der kleinen Laos-Fürstenthümer an die längs der chinesischen Grenze sich abdachenden, heute noch unerforschten Ausläufer des Himalaya.

Das tropische Klima des Landes, unterstützt von so günstigen Boden- und Bewässerungsverhältnissen, schafft in verschwenderischer Fülle die mannichfaltigsten Producte der Pflanzenwelt zu Tage; insbesondere gedeiht der Reis auf dem Inundationsgebiete des Menam in vorzüglicher Qualität, weshalb er sowohl das Hauptnahrungsmittel des Volkes als den wichtigsten Export-Artikel des Landes bildet. Aber eine Reihe von Schwierigkeiten und Uebelständen vereinigen sich, um die Wohlfahrt des Landes zu beeinträchtigen. Durch den ausschließlichen Genuß von Reis, Obst und Fischen ist die kleine Statur des Siamesen muskelarm und in Folge des heißen Klimas träge und indolent. Wenig tüchtig zur Arbeit, ungebildet und unfähig zur Speculation, bekümmert sich der Siamese nur um die Herbeischaffung der täglichen Nahrung, höchstens um die Erlangung kleiner Luxusgegenstände, so wie um Befriedigung seiner leidenschaftlichen Spielsucht. In Folge dessen ist Alles, was Capital, Arbeit und Speculation erfordert, in die Hände der chinesischen Einwanderer übergegangen, welche sich dermalen in dem fast monopolmäßigen Besitz aller dieser Vortheile befinden. Ein weiteres Hemmniß für den wirthschaftlichen Fortschritt ist die in Siam herrschende Leibeigenschaft, in welcher der dritte Theil des Volkes (in Folge von Kriegsgefangenschaft oder von Schulden) sein Leben fristet, die socialen Classen-Unterschiede zwischen Freien und Sclaven, so wie zwischen Freien und Adligen. Denn das System der Hörigkeit verurtheilt überall, wo es geherrscht hat oder noch herrscht, die Landwirthschaft zur Stabilität, zur Beschränkung auf das unmittelbare Consumtions-Bedürfniß. Als ein noch größeres Hinderniß für die Entwickelung der Boden-Cultur muß die buddhistische Religion betrachtet werden, welche nicht allein durch zahlreiche Feiertage, Wallfahrten u. s. w. das Volk seiner Thätigkeit entzieht, sondern die Arbeit selbst wie jede körperliche Anstrengung geradezu verdammt, „weil dadurch die Seele der Frommen der Beschaulichkeit entzogen wird". Dazu kommt noch eine schwerfällige Verwaltung durch

ein arbeitsscheues Beamtenheer und ein veraltetes drückendes Steuersystem. Außerdem wird das Volk, ohne Rücksicht darauf, ob es Sclavendienst leisten muß, auch noch zu Frohndienst gezwungen, zum Bau der zahlreichen Canäle, der Paläste der Könige und Großwürdenträger, der Pagoden und Klöster. Endlich hindern noch immer hohe Ausfuhrzölle wesentlich die Entwickelung dieses weit mehr auf den Export als den Import angewiesenen Landes.

Die Bevölkerung Siam's wird auf 6 Millionen Menschen geschätzt; davon sind 2 Millionen eigentliche Siamesen, je 1 Million Chinesen, Malaien, Laoten (Eingeborene der Laosländer), ½ Million Kambodjianer. Die Siamesen bilden ein besonderes, durch physische Beschaffenheit, Sprache und Cultur für sich bestehendes Glied der mongolischen Race. Die Gesichtsform des Siamesen ist am meisten charakterisirt durch die breiten, weit vorstehenden Backenknochen, wodurch das schöne Oval der abendländischen Völker verschwindet und die Rhombusgestalt der ostasiatischen Physiognomie hervortritt. Besonders eigenthümlich ist ihm die weite Verbreitung der behaarten Haut in das sonst glatte menschliche Gesicht, so daß es die Schläfen ganz bedeckt und über die Augenbrauen herabhängt. Die Zähne werden schon in früher Jugend glänzend schwarz gebeizt, die Lippen roth gebeizt durch beständiges Kauen von Betel und Kalk. Ihre Hautfarbe ist hellbraun, ihre Physiognomie im Ganzen düster und ohne Anmuth wie ihre träge, schwerfällige Haltung. Sie gehen meist halb nackt, auch die höheren Stände tragen weniger Kleidung, als irgend ein anderes civilisirtes Volk im Osten; ein Stück Seide oder Baumwolle von schwarzer oder doch dunkler Farbe (weiß ist ihre Trauerfarbe oder die der Tempeldiener) lassen sie bis auf die Kniee herabhangen. Ein ganz kahl geschorener Kopf ist der Hauptschmuck; denn Putz kennen sie wenig, doch muß auf der Krone ein großer Haarbüschel struppig stehen bleiben. Das Kauen von Areka (eine Nußart) und Betel ist allgemein, Tabak wird gekaut und geraucht; nicht leicht sieht man den Siamesen ohne Cigarre im Munde oder hinter dem Ohre.

Im Charakter der Siamesen finden die Europäer mehr Schatten als Licht. Die sclavische Unterwürfigkeit unter ihre Obern und die eingeführten servilen Gebräuche entfremden sie von jedem aufrichtigen, männlichen Betragen, jedem Heroismus, der die kriegerischen Stämme ganz West-Asiens auszeichnet. In der ersten Audienz bei dem Minister zu Bangkok fiel den Briten die knechtische Unterwürfigkeit seiner Leute auf, die in seiner Gegenwart nur zu Boden vor ihm lagen und ihre Antworten, kaum den Kopf emporhebend, leise wisperten; nur auf den Knieen rutschend durften sie vor dem Minister die Stühle und Tische herbeibringen, und doch war es nur ein Minister vom fünften Range. Selbst in der Familie kriecht der Sohn vor dem Vater, die zweite Frau vor der ersten, so daß ein Familienleben nach unsern Begriffen nicht denkbar ist. Bei ihrer sclavischen Unterwürfigkeit und dem allgemeinen Verbot, Waffen zu tragen, können sie keine Helden sein;

ihre Feigheit ist mit Grausamkeit gegen den Feind gepaart. Im Kriege machen sie Alles nieder oder führen die Gefangenen in Sclaverei. Unter den Siamesen selbst gibt es keine inneren Fehden, keine Selbstrache; jede Beleidigung zeigen sie bei der Obrigkeit an. Dieser Mangel blutiger Rachgier ist nur Folge ihrer Charakterschwäche. Alle ihre Tugenden sind negativer Art, wie die Mäßigung, Friedfertigkeit, Enthaltsamkeit, Gehorsam u. a. m.

Die Hauptlehre des Buddhaismus, die der Seelenwanderung, mußte den größten Einfluß auf das Leben gewinnen, daher auch der ausgebildete Todten-Cultus der Siamesen und ihr Glaube an eine Art von Unsterblichkeit, an eine Vergeltung nach dem Tode. Die Guten kommen nach einer Anzahl von Transmigrationen in einen der 22 Himmel, wo sie Gautama und die Heiligen finden; die Bösen aber kommen an einen der 8 Höllenorte. Sie kennen kein höchstes, ewiges Wesen, keinen Schöpfer und Erhalter der Welt. Der Religions-Cultus ist ihnen nur Unterhaltung; den einzigen Ernst zeigen sie den Todten. Deren Behandlung ist nach dem Range sehr verschieden. Die Leichen der Aermsten werden ohne alles Ceremoniel in das Wasser geworfen, die Wohlhabenderen werden verbrannt, den Rest ihrer Gebeine bleicht man in den Feldern oder gibt sie den Raubthieren preis. Jede männliche Person muß einmal, wenn auch nur temporär, in den Priesterstand treten selbst der König muß auf 2 oder 3 Tage Talapoine sein, die er dann zum Almosensammeln verwendet. Die Minister müssen es einige Monate sein, und es wird als eine Art spiritueller Firmung angesehen. Der Mann kann in den Priesterstand ein- und wieder austreten, wie und wann er will. Zur Einweihung gehören die Tonsur, die Absolution; die Talapoine leben zu 10 bis zu mehreren Hunderten beisammen in Klöstern, die einem der zahlreichen Tempel angehören. Sie sind nach 6 Rangordnungen getheilt und haben ihre vollständige Disciplin. Sie müssen ehelos leben, alle weltlichen Geschäfte ganz unterlassen, so daß sie zum Nichtsthun verurtheilt sind, sich des Tödtens alles Lebendigen enthalten, sich der Meditation ergeben, Almosen einsammeln, Gebete, Hymnen, Predigten in den Capellen halten u. s. w. Ihnen muß Alles gehorchen; sie zahlen keine Abgabe; bei Weitem die meisten Talapoine kehren, nach einigen Monaten oder Jahren ihres Lebens im Orden, in das Weltleben und zur Ehe zurück.

Der Haupttempel zu Bangkok, in dessen Centralgebäude ein Buddha-Koloß steht, füllt sich an Festtagen mit Volk aller Art, aus Siam, Cochinchina, Kambodja u. s. w., die, in fröhlicher Conversation begriffen, ihre Weihrauchkerzen anzünden, dabei selbst ihre Cigarre rauchen, ihre Opfer bringen, seidene und andere Stoffe, Schleier den Idolen anhängen, ihr Goldpapier verbrennen, ein Liedchen auf einer Pfeife blasen u. a. m., und dann wieder abziehen.

Die sanfte Buddha-Religion, deren Verbot des Blutvergießens im rohen mongolischen Norden allein schon Versittlichung herbeiführen konnte, hat hier

keine Humanisirung des Volkes bewirken können. Gleich ihren Nachbarn in Pegu und Awa gehören sie zu den grausamsten Völkern des Orients, und nirgends wird das Leben des Menschen verächtlicher behandelt als bei den Siamesen, die das niedrigste Thier zu tödten für sündlich halten. Doch hat der Volkscharakter in den Provinzen weniger Schattenseiten als in den Residenzen. Im Gegensatz zu den Großen ist das Volk wohlwollend, treu, redlich gegen seine Gäste, die es mit Eifer bedient; es ist zuvorkommend, mittheilend, höflich, zeigt selbst manche liebenswürdige, aufrichtige Seite und lebt unter sich friedlich.

291. Bangkok.

(Nach Georg Finlayson, Gesandtschaftsreise nach Siam, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Bangkok, die moderne Capitale des Königreichs Siam, mit 450,000 zur Hälfte chinesischen Einwohnern, ist zu beiden Seiten des Menamstromes erbaut, welcher durch seine jährlichen Ueberschwemmungen das Land befruchtet und ungemein ergiebige Reisernten bewirkt. Zahllose Thürmchen, Spitzen, Pagoden voll vergoldeter Pyramiden und Ornamente, zwischen denen die niederen Wohnungen und Hütten der Städter in Palmwäldern und Obstgärten, von Bananen überschattet, liegen, geben dem Ganzen ein überraschendes Aeußere. Zweistöckige Wohnhäuser fehlen gänzlich, weil man es gegen die Etiquette hält, angeseheneren Personen über dem Kopfe zu wohnen; alle Wohnungen auf dem Lande sind auf Pfählen gebaut. Die belebtesten Straßen der Stadt sind Canäle, auf denen zu beiden Seiten die Reihen der Häuser schwimmen. Starke, aus Bündeln von Bambusrohr gebildete Flöße tragen die einander sehr ähnlichen, übrigens nur kleinen und einfachen Häuser und werden nur mit Stricken an dazu eingerammte Pfähle festgebunden. Die gewerbtreibende Bevölkerung lebt fast nur in solchen schwimmenden Häusern, und ein lebhafter Verkehr kleiner Fahrzeuge aller Art füllt die schmalen Wasserstraßen, die sich auch auf dem breiten Fluß fortsetzen und dort an einigen Stellen einen ganzen Complex schmaler Gassen bilden. Die wohlhabende Bevölkerung wohnt nur am Lande, aber auch immer am Wasser. Man sieht sehr hübsche Häuser von Holz und Bambus und steinerne Häuser reicher Chinesen; vornehme Siamesen haben zum Theil ganz europäisch eingerichtete Wohnsitze. Unzählige kleine Canoes, mit einem Ruderer, durchkreuzen nach allen Richtungen die Stadt, und Buddha-Priester mit ihren Glatzen, in gelber Ordenstracht, schiffen dazwischen herum und sammeln Almosen ein. Die Tempel nehmen mit ihren Umgebungen sehr große Räume ein. Den Haupttempel bildet gewöhnlich ein langes weißes Gebäude mit hohen, spitzen

Giebeln und überfallendem Dache mit einem Säulengange auf jeder Seite. Die große Anzahl Tempel, welche man in Bangkok antrifft, hat ihren besondern Grund. Ueber die zu Asche verbrannten Gebeine des reichen Siamesen errichten seine trauernden Nachkommen oder Erben einen Tempel; je reicher der Verstorbene war, desto schöner sind die Gebäude, jedes ein Complex von Priesterwohnungen, Betsälen, Thürmen, Capellen und Tempelhöfen, letztere mit einer Vorrichtung, um die Leichen der Verstorbenen zu verbrennen. Die Umgebung besteht in einem Complex kleiner Pagoden, geschweifter Gallerieen, steinerner Ungeheuer und Riesen als Thorhüter. Alle diese geschnörkelten und phantastischen Formen sind in Gelb und Grün gedeckt, so daß das Ganze, namentlich aus einiger Entfernung, ein höchst bizarres Aussehen hat. Der königliche Palast enthält mehrere in ähnlichem Stile, wie die Tempel, gebaute Wohnungen mit luftigen Veranden und Terrassen. Die verschwenderische Pracht, welche sowohl der König als die hohen Würdenträger entfalten, deuten an, wie reich das Land ist. Dasselbe liefert treffliches Schiffbauholz in großer Menge, und in Bangkok selbst wird der Schiffbau von eingebornen Zimmerleuten unter Aufsicht von europäischen Werkführern lebhaft betrieben.

292. Singapore.

(Nach F. Jagor, Singapore, Malaka und Java, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Insel Singapore, welche vor der südlichen Spitze der malaiischen Halbinsel — also vor dem südlichsten Punkte Asiens — liegt und von dem Festlande nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist, war bis zum J. 1819 von dichtem Urwald bedeckt, ein Zufluchtsort der gefürchtetsten Seeräuber. Etwa 700 Jahre früher war von Palembang aus eine Stadt Singa-pura (Löwenstadt) auf der Insel gegründet worden, die aber später von den Siamesen (?) zerstört wurde. Seit Jahrhunderten war Alles wieder mit dichtem Walde bedeckt. Als nun die Holländer 1815 ihre von den Engländern während der französischen Kriege eroberten Besitzungen zurückerhielten und durch Besitznahme neuer Gebiete und durch Verträge mit einheimischen Fürsten, die ihnen große Vorrechte vor andern Nationen einräumten, ihren Einfluß über jene Meere immer weiter ausbreiteten, wußte Sir Stamford Raffles ihr Monopol in jenem Meere zum Vortheile Englands zu brechen. Mit eben so viel Kühnheit als Geschick und Beharrlichkeit schuf er durch neue Gründung der Stadt Singapore einen Stützpunkt für den britischen Handel in demselben Augenblicke, als die Engländer durch die vertragsmäßige Rückgabe Malaka's an die Holländer den letzten Quadratfuß Landes

in jenen Gegenden verloren. Der Grund des schnellen Aufblühens der Colonie liegt theils in den freien Institutionen, theils in der günstigen geographischen und meteorologischen Lage. Die völlige Freiheit von allen Abgaben und aller Controle einerseits gegenüber den drückenden Monopolen, die bis dahin alle in jenen Meeren herrschenden europäischen Nationen zur Ausschließung fremder Flaggen aufrecht erhalten hatten, andererseits die Sicherheit der Person und des Eigenthums gegenüber der Rechtlosigkeit und Lebensgefahr in den Staaten der einheimischen Fürsten, machten Singapore bald zum Stapelplatz der Producte des ganzen indischen Archipels sowohl, als zu dem der europäischen, namentlich englischen Waaren, die von hier aus ihre Weiterverbreitung nach allen Inseln und benachbarten Küstenländern fanden. Dieses und die geographische Lage der Insel als einer Station in der Mitte zwischen Indien und China und am Ausgangspunkte der die ganze Schifffahrt Ostasiens beherrschenden Monsune, verbunden mit einer milden Temperatur und einer gesunden Luft, lockte alsbald die Chinesen an, deren massenhafter Zuzug die englische Regierung begünstigte, da sie als fleißige Arbeiter, den trägen Völkern Hinterindiens gegenüber, willkommen waren. Alsbald ward Singapore auch eine wichtige Station für die Verproviantirung, wenn nicht der Segelschiffe, die in ununterbrochenem Laufe die ganze Reise zwischen Yokohama und London zurücklegen, so doch für die Dampfschiffe, die hier Kohlen einnehmen, und wenn es Kriegsschiffe sind, zugleich ihren zahlreichen Mannschaften in dem gesunden Klima Erholung und Stärkung zu gewähren verpflichtet sind. Endlich ist Singapore noch außerordentlich günstig gelegen und wichtig geworden als Poststation zwischen Europa, Ostasien und Australien. — Die Stadt bildet ein Kreis-Segment, dessen Sehne der Strand ist und dessen Bogen von einer Reihe hoher Hügel begrenzt wird. Ein kleiner Fluß theilt dieselbe in zwei an Charakter und Physiognomie sehr verschiedene Hälften, eine größere, nördliche und eine kleinere, südliche. Jene enthält die meisten öffentlichen Gebäude, viele Wohnhäuser reicher Kaufleute und Beamten. Auf der Südseite ist das Geschäftsleben concentrirt. Diese vertritt die „City", jene das „Westend"; letztere liegt aber östlich. An beiden Ufern des kleinen Flusses sieht man eine fast ununterbrochene Reihe von Lichterschiffen und andern kleinen Booten, welche Waaren aus- und einladen, die von stämmigen chinesischen Kulis weitergeschafft werden. Eine kleine Bucht in geringer Entfernung westlich von der Stadt, die von allen Seiten umschlossen und so tief ist, daß die größten Schiffe sich an die Bollwerke legen können, erscheint mit ihren grünen hügeligen Ufern wie ein stiller Landsee, nur die mächtigen Schiffe lassen die Nähe des Meeres ahnen. Hier, in „Newharbour", hat die Peninsular and Oriental Steam navigation Company — deren langen Namen die Engländer „the P and O" aussprechen — eine Niederlassung gegründet mit Depots englischer, australischer und Borneo-Kohlen, mit großen Magazinen für Schiffsbedarf

und allen zur Ausbesserung von Schiffen und Maschinen erforderlichen Anstalten.

Das bunte Treiben in den Straßen entspricht dem, was die Schiffe auf der Rhede erwarten lassen. Die Stadt ist der Sammelplatz aller Völker des fernen Ostens. Die verschiedenen Racen wohnen in gesonderten Stadttheilen; man kann daher fast eben so viele Stadtviertel als Racen unterscheiden. Weitaus überwiegend an Zahl (80,000) und Bedeutung sind die langzopfigen Chinesen, welche den größten und belebtesten Theil der Stadt einnehmen.

Nördlich an das Chinesenviertel schließt sich das der Hindus an und in dem alten Fischerdorfe Singapore wohnt die malaiische Bevölkerung, welche sich zum Islam bekennt; mehr vereinzelt erscheinen zwischen ihnen Araber, Perser, Armenier, Siamesen, Birmanen, Annamiten, Juden. Besonders auffallend ist im Straßenleben die fast gänzliche Abwesenheit der Frauen. Die Chinesen, die mit der Absicht kommen, nachdem sie ein kleines Vermögen erworben, in ihr Vaterland zurückzukehren, bringen keine Frauen mit. Von den wenigen hier ansässigen Frauen werden die meisten, der Sitte des Orients gemäß, im Hause gehalten. Nie geht eine Frau neben ihrem Manne oder gar von ihm geführt; die malaiischen Familien gehen gewöhnlich Einer hinter dem Andern: zuerst die Kinder, dann die Mutter, dann der Vater und die Erwachsenen. Auch Männer gehen immer nur hintereinander, der Vornehmste voran, die Andern folgen genau nach ihrem Range. Sie haben die Gewohnheit wohl in der Heimat angenommen, wo nur schmale Pfade durch den Wald führen und befolgen sie hier auch in den breitesten Straßen. Derselbe Gebrauch ist auch unter den Indianern in Amerika allgemein.

Den interessantesten Anblick gewährt die Stadt Abends zwischen 8 und 10 Uhr. Die Straßen, in welchen die Geschäftshäuser der europäischen Kaufleute liegen, sind dann öde und finster, aber in den anderen Stadttheilen, besonders im Viertel der Chinesen, sind alle Läden offen und mit großen, bunten Papierlaternen, die zugleich als Firmaschilder dienen, beleuchtet, alle Werkstätten noch in Thätigkeit, denn die Chinesen — wohl das fleißigste Volk der Erde — betreiben alle Handwerke, die Geschick und Ausdauer verlangen; vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sieht man sie in offenen Läden oder auf der Gasse selbst arbeiten. Mit Ausnahme des Neujahrsfestes gibt es für sie keinen Feiertag. Alles, was an Producten des indischen Archipels nach Europa kommt, geht erst durch Vermittlung der Chinesen an die Exporteure über, ebenso wie die meisten europäischen Waaren erst durch ihre Hände zu den Eingebornen gelangen. Noch ehe ein einheimisches Schiff Anker geworfen hat, ist schon ein Chinese an Bord, der mit dem Patron Bekanntschaft macht, ihm Geld vorschießt, seine Schwächen erlauscht und ausbeutet und schließlich Eigenthümer der Ladung wird.

Eine große Rolle spielen in Singapore die Tiger. Auf dieser kleinen Insel, die nur ein Drittel größer ist als die Insel Wight, sollen jährlich

350—400 Menschen von Tigern zerrissen werden (auf ganz Java nur 148!). Alle Versuche, das Thier auszurotten, werden, trotz der hohen Prämien für das Einfangen und Tödten desselben, wohl fruchtlos bleiben, so lange nicht die ganze Insel von Straßen durchschnitten und gleichmäßiger bewohnt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie über die Meerenge schwimmen, angelockt durch die bequeme, reichliche Beute. Dennoch verachtet man die Gefahr, weil die Ueberzeugung von der Feigheit und Menschenfurcht dieser Thiere fest eingewurzelt ist, und wirklich fallen ihnen fast nur die Chinesen zum Opfer, wenn sie auf den Pflanzungen von terra japonica im dichten Gebüsch hocken, um die Blätter zu pflücken; dann beschleicht der Tiger den fast nackten Kuli und tödtet ihn gewöhnlich mit einem Biß in den Nacken, verzehrt aber nur einen kleinen Theil des Körpers, ein Bein, einen Arm, häufig nur den Kopf.

Nicht minder spielt eine Hauptrolle das Opium, denn an keinem Orte der Welt wird im Verhältniß zur Kopfzahl so viel Opium geraucht als in Singapore. Der Grund davon scheint in den hohen Löhnen und in der überwiegend chinesischen Bevölkerung zu liegen. Wohlhabende rauchen ihr Opium zu Hause, Aermere bei den Krämern in einem besondern Raume, auf Bambuspritschen ausgestreckt, indem sie den Rauch aus einem birnförmig gestalteten Pfeifenkopfe mit langen Athemzügen einsaugen, ihn einige Zeit bei sich behalten und dann ausblasen. Die große Gefahr einer chronischen Vergiftung liegt, wie bei Spirituosen, in der unwiderstehlichen Gewalt, die sein Reiz über die Willenskraft erlangt, in der Nothwendigkeit, die Dosis allmählich zu steigern, um gleiche Empfindungen hervorzubringen. Unmäßige Opiumraucher gehen einem raschen Verfall der körperlichen und geistigen Kräfte entgegen und nehmen ein ähnliches Ende wie Säufer. Es soll viel leichter sein, sich den Trunk abzugewöhnen als das Opium, wenn es einmal zur Leidenschaft geworden ist; Viele halten es für unmöglich.

Erwägt man, daß China mit einer Bevölkerung von mehr als 400 Millionen, Japan mit 35 Millionen, Cochinchina, Annam, Siam und Birma mit wenigstens 25 Millionen hermetisch verschlossen waren und erst jetzt in den allgemeinen Verkehr hineingezogen worden sind, daß Rußland an der Mündung des Amur eine Colonie errichtet hat, daß die Spanier auf den Philippinen ihre Tarife ermäßigt nnd neben Manila, dem einzigen bisher den Ausländern zugänglichen Hafen, vier neue Häfen eröffnet haben, daß die reichen Kohlenlager auf der Nordwestküste von Borneo und auf Labuan erst jetzt im Großen ausgebeutet werden und zur Vermehrung der Dampfschifffahrt beitragen, daß endlich Australiens Bedeutung mit der den Goldländern eigenen Schnelligkeit wächst — so wird man geneigt sein, anzunehmen, daß dem Handel, der Schifffahrt und der Bevölkerung Singapores noch eine unberechenbare Zunahme bevorstände. Dies hat sich aber in der Wirklichkeit im letzten Decennium nicht bewährt. Die Veränderungen, welche in den

commerciellen Beziehungen von Singapore sich bereits zu äußern beginnen, sind ganz naturgemäß und in der Entwicklung des malaiischen Handels begründet. Zahlreiche Häfen auf der malaiischen Halbinsel, auf Borneo und Sumatra, in Siam und Cochinchina, welche früher ihre Producte ausschließlich nach Singapore zu Markte brachten, haben allmählich versucht, sich unabhängig zu machen; Bevölkerung wie Kaufleute finden es gewinnbringender, ihre Producte im Lande selbst zu verkaufen und dafür ihre Bedürfnisse an fremden Erzeugnissen einzutauschen, als Seereisen zu unternehmen, welche bei der Kindheit, in der sich die Schifffahrt der malaiischen Völkerschaften befindet, oft viele Monate in Anspruch nehmen und nur in gewissen Zeiten, unter bestimmten Windverhältnissen, unternommen werden können. In dem Maße, als andere Häfen im Archipel, wie Rangun, Bangkok, Saigon u. s. w. an Bedeutung zunehmen, muß die commercielle Anziehungskraft Singapores sich vermindern und seine Entwicklung einen gemäßigteren Schritt einhalten.

bb. Der indische Archipel.

293. Die Gruppe der Sundainseln.

(Nach Christian Lassen, Indische Alterthumskunde, und E. H. Röttger, Briefe über Hinterindien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Im indischen Archipel befinden wir uns in einer neuen Welt; statt der großen Festlande der Halbinseln haben wir nur Inseln, obwohl einige beinahe wie Festlande groß sind, und neben den größeren Eilanden füllt eine Unzahl kleinerer und ganz kleiner das Meer. Wir sind im Archipel mit geringer Ausnahme beinahe stets dem Erdgleicher nahe und stets unter den Tropen; ganz eigenthümliche Erzeugnisse des Bodens treten uns hier entgegen, und auch das Geschlecht der Menschen und Sprachen ist ein eigenthümliches. Es ist eine Welt für sich, aber zugleich ein vermittelndes Gebiet für die nahen Festlande; die nordöstlichste Inselreihe reicht nahe an die südlichste Küste China's, die nordwestlichste erstreckt sich hoch in den Bengalischen Meerbusen hinauf und erreicht beinahe die Südwestspitze Pegu's; die östlichsten liegen solchen nahe, welche zur Inselwelt des Großen Oceans zwischen Asien und Amerika gehören.

Dieser Archipel ist eine für sich geographisch abgeschlossene Welt, obwohl er überall offene Durchgangsstraßen darbietet. Zwischen den Inselgruppen und den größeren Inseln ist an fünf Stellen offenes, freies Meer, gleichsam Binnenseen; sie werden daher auch Seen genannt. Diese sind die Chinesische See zwischen Hinterindien, Malaka und Borneo, die jedoch außer-

halb des Archipels liegt; die Javasee zwischen Java und Borneo, auch Sundasee genannt; die See zwischen Celebes im Norden und der Grenzkette im Süden, Bandasee genannt; die vierte, im Norden von Celebes, im Osten von Borneo, im Süden von den Suluinseln und Mindanao, heißt Celebessee; die fünfte ist eingeschlossen von Mindanao, den mittleren Philippinen, dem Nordostttheil Borneos und im Süden von den Suluinseln; die letzten geben ihr den Namen. Diese Seen bilden einen wichtigen Charakterzug des Archipels; auf ihrem stets ruhigen Wasser können die Bewohner mit den regelmäßig wechselnden Winden leicht von einem Theile ihres Gebietes zum anderen hinüberschiffen. Die sicheren Winde begünstigen auch die Fahrten aus dem Archipel nach den nahen Festlanden; in 3 Tagen erreicht man von der Ostküste China's die nordöstliche Gruppe der Philippinen, in 10 die Mitte des Archipels; in 15 gelangt man von Vorderindien eben dahin; nur drei Wochen werden erfordert, um vom südlichen Arabien Sumatra und Malaka zu erreichen. Nicht weniger glücklich ist die Lage für den erweiterten Verkehr der jetzigen Zeit; vom Vorgebirge der guten Hoffnung und der Westküste Amerika's erreicht man durch ein offenes Meer mit regelmäßigen Winden leicht und sicher den indischen Archipel. Es müßte sich hier ein Mittelpunkt des Welthandels bilden, selbst wenn die Inseln diesem nicht viele der gesuchtesten und einige der seltensten und kostbarsten Waaren darböten.

Die Bemerkung, welche schon Strabo bei Gelegenheit von Sicilien gemacht hat, daß die Inseln die am reichsten ausgestatteten Theile der Erde seien, bestätigt sich bei dieser Inselgruppe von Ceylon an bis Neu-Guinea so vollständig, daß jeder derselben gleichsam ein individueller, charakteristischer Naturschatz für den großen Entwicklungsgang des Weltverkehrs in der Aequatorialzone mitgegeben erscheint. Denn diese Inseln prangen, als das Paradies der Erde, mitten im großen Weltmeere, mit den kostbarsten und seltensten Naturproducten, und man möchte sagen, hier sei die Auswahl der Schöpfung mit Allem, was die bildende Kunst Schönes, Kräftiges, in die Sinne Fallendes in endloser Mannigfaltigkeit hat, in einer mehr als königlichen Schatzkammer zusammengeflossen. Auf Java übertrifft der Manga und die Mangostane die wohlschmeckendsten Früchte von Europa, und der verwöhnte Gaumen, der in unaufhörlich abwechselnden Dingen Befriedigung sucht, kann seinen Reiz stillen an Ananas, Pisang u. s. w. Hölzer von festem Bau und Dauer streben hier in den Wäldern in majestätischer Höhe empor. Das erhabene Geschlecht der Palme, der Könige des Pflanzenreiches, streckt seinen schlanken Stamm über alle andern Bäume hinauf und steht mit seinen gefiederten Kronen in majestätischer Pracht da. Der Boden unter unserm Fuße hat in seinem Schooße Reichthümer und Schätze, wovon wir bis jetzt nur erst einen kleinen Theil kennen und besitzen; und die Oberfläche des Bodens enthält einen noch größeren Reichthum von Gewächsen. Auf diesen sehen wir die schönsten Vögel, deren Federn einen Glanz haben, als wären

sie mit vielfarbigem Golde übergossen und in den Purpur der Morgenröthe getaucht.

Die übrigen holländischen Besitzungen in Ostindien stehen der Insel Java an Reichthum der Producte wenig nach. Borneo besitzt bedeutende Goldminen und Diamantendistricte, deren Ausbeute durch chinesische Anzöglinge gewonnen wird; Sumatra ist reich an Zinn, Gold, Kupfer und Edelsteinen und trägt eine Pflanzenwelt von äußerster Ueppigkeit; die nahe gelegene Insel Banka ist an Fülle des Thier- und Pflanzenlebens ungleich sparsamer bedacht, besitzt dafür aber eine so bedeutende Ablagerung von Zinnerz dicht unter seiner Oberfläche, daß die Ausbeutung dieses Metalls Holland einen größeren Vortheil abwirft, als jede andere seiner ostindischen Besitzungen, mit Ausnahme von Java. Billiton liefert ebenfalls Zinn und viel Eisen. Dieselben Metalle finden sich auf Celebes, dessen Ertrag an Reis und Baumwolle ihren Besitz besonders werthvoll macht. Unter den Molukken ist Amboina die gewürzreichste. Auch die kleinen Sundainseln lohnen den Fleiß des Menschen mit reichen Ernten. Von Handels- und Hafenstädten sind Palembang auf Sumatra, Batavia auf Java, Bandjer-Massing auf Borneo, Vlaardingen an der Stelle des zerstörten Macassar auf Celebes, Ambon auf Amboina die bedeutendsten. Von großer Wichtigkeit ist auch der von den Holländern auf der Insel Riouw angelegte Freihafen, weil die Straße von Riouw, Singapore und Malaka die befahrenste der Welt ist. Sie ist der Mittelpunkt zwischen Vorder- und Hinterindien. Fast alle Schiffe aus Europa, Amerika, Australien, Vorderindien und China, alle Fahrzeuge von Java, Bali, Celebes, Borneo kommen, mit Ausnahme derer, die nicht weiter gehen als Java, durch diesen Canal, weshalb derselbe die Hochstraße des orientalischen Handels genannt werden kann.

294. Die Malaien.

(Nach Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie.)

Unter dem Ausdrucke „malaiische Race" begreifen wir die lichtgefärbte, schlichthaarige Bevölkerung der Inseln des indischen Archipels und der Südsee von Sumatra mit den umliegenden kleineren Inseln im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von Formosa und den Sandwichinseln im Norden bis Neu-Seeland im Süden. Zu ihr sind auch die Bewohner der Küsten der Halbinsel Malaka, so wie, wenigstens nach der Sprache und andern ethnologischen Momenten, die herrschende Bevölkerung der hart an der afrikanischen Küste gelegenen Insel Madagascar zu rechnen.

Vom linguistischen und culturhistorischen Standpunkte aus zerfällt die malaiische Race in zwei große Abtheilungen, eine westliche und eine östliche,



oder in die Malaien im engeren Sinne und in die Polynesier, zu denen wir ethnologisch auch die der Papua-Race angehörenden Melanesier zählen. Die ersteren sprechen Sprachen, welche für bedeutend entwickelt gelten können und auch nicht unbedeutende Literaturen erzeugt haben, die letzteren dagegen reden Idiome, an welchen man die lautliche und formelle Armuth alsogleich wahrnimmt und welche es nie zu irgend bedeutenden literarischen Leistungen gebracht haben. Die ersteren haben einerseits selbständig, andererseits durch Aufnahme fremder Elemente eine ziemlich hohe Cultur erzeugt; die letzteren sind im Großen und Ganzen über die Anfänge menschlicher Gesittung nicht hinausgekommen.

Der Grundzug des Charakters der malaiischen Race sind Verschlossenheit und Härte, die sich äußerlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Der Malaie liebt es nicht, daß man ihm zu nahe trete, aber auch er beobachtet ängstlich die Schranken, welche die Idee der freien Individualität und des Standes ihm dictirt. Eine Folge dieses psychischen Grundzuges sind die Wildheit und Unbändigkeit so wie der unmenschliche Blutdurst, durch welche der Malaie von allen Racen sich unterscheidet. Die Sitte des Cannibalismus herrscht nicht nur bei allen Bewohnern der Südsee, sondern auch bei mehreren civilisirten Stämmen des Westens, wie z. B. bei den Battak auf Sumatra, welche eine geschriebene Literatur besitzen, und bei denen der Cannibalismus sogar in einzelnen Fällen gesetzlich vorgeschrieben ist.

Charakteristisch für den Malaien ist der Umstand, daß er durchwegs ein guter, unerschrockener Seemann ist, der sich unbedenklich einem schwankenden Boote anvertraut, das ein anderer kaum besteigen würde, um in demselben weite Reisen zu unternehmen. Der Malaie ergreift gerne jede Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu sehen, er hat große Beobachtungsgabe, ist fremden Ideen in der Regel leicht zugänglich und nimmt daher rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an. Eine Folge dieser kosmopolitischen Charakterrichtung ist die verhältnißmäßig geringe Entwicklung jener Gefühle und Tugenden, welche sich auf das Familienleben beziehen. Die Familienbande sind, namentlich im Osten, ziemlich locker. Kindesmord kommt oft vor, hülflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Eltern haben über die Kinder nur geringe Autorität. Die Hoffnung auf Gewinn ist eine Leidenschaft, welche des Malaien ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zu Liebe begeht er mit der größten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Lüge u. a. Nicht so sehr das beleidigte Ehrgefühl als vielmehr die Hoffnung auf Beute verleiten ihn zum Kriege. Auf den Inseln des indischen Archipels gilt die Seeräuberei für ein ehrenvolles, ritterliches Handwerk. Als Krieger ist der Malaie tapfer, er tritt mit kühner Todesverachtung dem Feinde entgegen. Andererseits scheut er sich aber nicht, seine Waffen zu vergiften und spitze Bambuspflöcke im hohen Grase in die Erde einzurammen.

Die geistigen Anlagen der malaiischen Race sind nicht unbedeutend. Wenn man bedenkt, daß der Malaie, auf kleine Inseln verschlagen, ohne andere Thiere als das Schwein, das Huhn und den Hund, es zu einer nicht unbedeutenden Cultur gebracht hat und auch gegenwärtig für die Cultur des Abendlandes sich äußerst empfänglich zeigt, so kann man nicht umhin, auf eine gewisse geistige Energie zu schließen, wie sie nur wenigen Racen eigenthümlich ist.

Von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Malaien haben sich nur bei einzelnen Stämmen Spuren erhalten; dahin scheint der Glaube zu gehören, daß die Geister der Abgeschiedenen häufig in Thiere, besonders Tiger, übergehen, welche daher für heilig gelten. Doch wurden diese Vorstellungen frühzeitig vom Brahmaismus und Buddhismus überwuchert, was aus der großen Anzahl von indischen Götternamen hervorgeht; seit dem 13. Jahrhundert hat der Islam an den meisten Orten beinahe alle Spuren des alten Glaubens vernichtet. Daher laufen im gewöhnlichen Leben und in der Dichtung alle diese drei Elemente unverstanden durch einander, und namentlich das Capitel über Zaubereien weist die ergötzlichsten Mischungen der disparatesten Vorstellungskreise auf.

---

295. Java und Sumatra.

(Nach Franz Junghuhn, Java, seine Gestalt, Pflanzenkunde und innere Bauart, ins Deutsche übertragen von J. K. Haßkarl, und nach Andern bearbeitet vom Herausgeber.)

Während ein continentales Land, mag man seine Begrenzung nach Flüssen oder Gebirgen, nach Sprachen oder politischen Verträgen annehmen, immer nur der Theil eines Ganzen bleibt, bildet die Insel etwas in sich Abgeschlossenes, das in seinen natürlichen Verhältnissen, in seiner Bodengestalt, seinen Pflanzen und Thieren wie in dem Typus der Bewohner und in der Culturentwicklung selbständig erscheint. Dies gilt insbesondere von den großen Culturinseln der Erde, deren es nur wenige gibt. Unter diesen steht obenan Großbritannien als die einzige Insel, die sich zur Weltmacht entwickelt hat. Ausgedehnter und volkreicher, aber im Vergleich zu Großbritannien ohnmächtig und bedeutungslos, ist Japan, und als drittes Glied in der Reihe erscheint Java mit seinen 16 Millionen Bewohnern, seiner imposanten Kette thätiger Vulkane und seiner blühenden Bodencultur. Hinter diesen dreien stehen alle andern größeren Inseln weit zurück, selbst das wunderbar fortschreitende Neu-Seeland wird noch viele Jahrzehnte brauchen, ehe seine Bevölkerung dicht genug ist, um auch nur mit Java, dem Hauptsitze der holländischen Macht im Osten, wetteifern zu können.

Java zerfällt hinsichtlich der Bodengestaltung in zwei verschiedenartige Hälften, eine östliche, in welcher sich die meisten isolirten Kegelberge erheben, und eine westliche, wo Hochflächen von großer Ausdehnung vorkommen, von kegelförmigen Gipfeln umringt. Dieser westliche Theil Java's gleicht daher dem nordwestlichen Theile Sumatra's nicht nur in seiner äußern Form, in der großen Masse seines Volumens, in der bedeutenden Höhe, worin er sich ausdehnt, sondern auch in der Beschaffenheit des Klima's, welches von jener Form und Höhenentwicklung abhängt, in der gemäßigteren Temperatur, die ihm eigen ist, und der reichlichen Regenmenge, die seine Urwälder durchnäßt. In allen diesen Verhältnissen bildet der östliche Theil Java's mit dem südwestlichen dieser Insel und dem nordwestlichen Theile Sumatra's (den Batta-Ländern) einen schroffen Gegensatz.

Während sich dieser Theil Sumatra's in einer beträchtlichen Höhe ausbreitet und Tafelländer bildet, die bis 1500 Meter ansteigen, wo die hohen Kegel der Berge mehr und mehr verschwinden, hat das östliche Java auch weit ausgedehnte Ebenen, aber von geringer Höhe, die sich ungeachtet ihrer centralen Lage mitten in der Insel kaum 60—80 Meter ü. d. M. erheben und zu den reichsten Culturlandschaften gehören, wo in den Sawahs (überschwemmten Fluren) der Reisbau die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Aus jenen Ebenen erheben sich, wie Inseln aus dem Meere, Kegelberge von 3000—3600 Meter Höhe, aus deren isolirten Spitzen sich die Dämpfe der Krater ins stille Luftmeer ergießen. Die einzige Insel Java enthält noch jetzt eine größere Anzahl entzündeter Vulkane, als die ganze südliche Hälfte von Amerika.

In beiden, in den niedrigen Ebenen von Java und in den Hochebenen von Sumatra, hat seit vielen Jahrhunderten sich die Bevölkerung zusammengedrängt und den Waldwuchs, der ursprünglich diese Flächen bedeckte, vernichtet.

Wie in der Höhe des ganzen Landes, der Basis, worauf die Gipfel sich erheben, in der Zahl und Vertheilung der Kegelberge ein bedeutender Unterschied zwischen Java und Sumatra besteht, so unterscheiden sich auch die Thäler und Bergketten auf beiden Inseln von einander. Sumatra zeichnet sich in seinen Centralgegenden aus durch große, canalförmige, lange Thäler, die auf jeder Seite von einer Bergkette eingefaßt sind, aus deren Kämmen sich Vulkane als kegelförmige Gipfel erheben und deren Böden die schönsten Landschaften bilden. Im Gegensatze zu jenen Doppelketten zeichnet sich Java durch das häufige Vorkommen einfacher Bergketten aus, und die Vulkane erheben sich nicht aus deren Kamme, sondern liegen denselben zur Seite. Während die Kegelberge auf Sumatra durch Bergketten mit einander verbunden sind, bildet der Zwischenraum zwischen den meisten Vulkanen auf Java entweder geneigte Ebenen, gebildet von den entgegengesetzten Abhängen der Vulkane selbst, welche, bei einer Höhe von nur 60—100 Meter,

zu den reichbevölkertsten Sawahlandschaften der Insel gehören, oder bei größerer Nähe der beiden benachbarten Vulkane bilden sie sattelförmige Bergpässe, über welche Wege aus einer Landschaft in die andere gebahnt sind und deren Paßhöhe gewöhnlich zwischen Thee- und Gemüsegärten hindurchgeht.

Die verschiedene verticale Erhebung der Ebenen auf beiden Inseln zeigt ihren Einfluß natürlich auch in der Lufttemperatur und dem Anbau des Bodens. Auf Java bringt im Laufe des Tages nur der kühle Seewind einige Erquickung, der sich gegen die Mittagsstunde erhebt; er rauscht dann durch die Wipfel der Kokos- und Pinangpalmen, die zu Tausenden die friedlichen Hütten der Eingebornen beschatten und kleine Wäldchen bilden; alle diese Wäldchen sind Dörfer, die unzählbar, wie Oasen, in den Reisfeldern zerstreut liegen. In Sumatra säuselt der Wind durch Fichtenwälder, die auf den Anhöhen rund um die Hochebene wachsen, und kein Baum beschattet dort die Fläche, deren Einförmigkeit durch keinen Hügel unterbrochen wird. Nur kleine, mit einem Bambusdickicht umzäunte Dörfer liegen einsam auf dem Plateau von Tobah, im Innern von Sumatra, das, in eine Grasflur verwandelt, als Weideland für Pferde und Rinder dient. Die Wohnungen ruhen auf Pfählen und müssen mittelst einer Leiter erstiegen werden; der untere Raum dient als Stall für die Hausthiere.

Java schreitet unter den milden und billigen Gesetzen der indischen Regierung in Anbau und Blüte immer mehr voran; mit der Zahl der Bevölkerung wächst von Jahr zu Jahr der Wohlstand. Im Westen der Insel wohnen die Sundanesen, ein Volk, welches als Mittelglied zwischen den Malaien, Javanen und Battak (s. unten) gelten kann, auf der Ostseite die Javanen, das gebildetste Volk der ganzen malaiischen Race, welches durch die Einflüsse des bedeutendsten östlichen Culturvolkes — der Inder — aus seiner Rohheit herausgerissen wurde und uns die Stufe der Cultur zeigt, bis zu welcher die malaiische Race sich entwickeln kann, wenn sie auch über die Nachahmung des Fremden nicht hinausgekommen ist. Seit dem 15. Jhrhdt. ist der Brahmaismus und der Buddhismus, welche im 6. Jhrhdt. von Indien aus dorthin verpflanzt worden waren, durch den Islam verdrängt worden. Doch sind den Javanen mehrere indische Culturelemente bis auf den heutigen Tag geblieben; so, außer den zahlreichen Sanskritelementen innerhalb ihrer Sprache und deren reicher Literatur, das altjavanische Schattenspiel (Wayang) und die Musik. Auch die herrlichen Tempelruinen, sowohl die brahmanischen als die buddhistischen, stammen aus der Zeit der Blüte indischen Glaubens auf Java. Aber gerade darin, daß die alte Cultur mit dem Aufhören der Verbindung mit Indien alsogleich verfiel, zeigt sich die Beschränktheit malaiischer Geistesbegabung.

Die Malaien auf Sumatra, mit Ausnahme der Battak auf der Hochebene von Tobah im Innern der Insel und der Bewohner der westlichen

Hälfte derselben, insbesondere die Bevölkerung der Hauptstadt Palembang, bekunden eine unverkennbare Beimischung von javanischen Volkselementen, sowohl in ihrer Sprache wie in manchen Sitten und Gebräuchen, besonders in der Haus- und Hofhaltung ihrer Großen. Man hält sie für grausam, verrätherisch, rachsüchtig, sinnlichen Genüssen sehr ergeben und zugleich für träge und arbeitsscheu. Ihnen zugefügte Beleidigungen vergeben sie niemals, und die Verpflichtung, dieselben zu rächen, erbt auf Kinder, Kindeskinder und alle Verwandten.

---

296. Batavia.

(Nach F. Epp, Schilderungen aus Holländisch-Ostindien, bearbeitet vom Herausgeber.)

In holländischem Geschmack liegt hinter Kokosbäumen versteckt, in niederer Fläche, das ostindische Amsterdam: Batavia. Der aus dem Innern ab- und von der See angespülte Boden ist ein fetter Morastgrund, zur Flutzeit theilweise noch überschwemmt, zur Zeit der Ebbe theilweise trocken, üppig mit Sumpf- und Wasserpflanzen bedeckt und von einer Anzahl niedriger Thiere bewohnt, auf welche Reiher, Pelikane, wilde Enten, Krokodile und Schlangen Jagd machen. Die Ungesundheit der Stadt ist jedoch nicht allein in der niedrigen Lage und der morastigen Umgebung begründet, sondern auch in der unzweckmäßigen Bauart der Häuser. Der alte Batavер wollte sein holländisches Stillleben hierhin verpflanzen, daher die nicht viel über den Grund erhöhten Wohnungen ohne breite Gallerieen, mit Guillotinefenstern, welche den freien Luftstrom verhindern und eine drückende, beengende Luft in den Gemächern erhalten, dazu enge, schmale Hausfluren und finstere Schlafgemächer. Die stinkenden, giftigen Dünste aus der morastigen Umgebung lagern sich wie ein grauer Nebel über die Stadt und weichen erst der aufgehenden Sonne; eine kalte Feuchtigkeit überzieht Nachts alles im Freien Liegende. Der chinesische Kirchhof mit seinen unter Wasser gestellten Gräbern trägt auch zur Ungesundheit der Stadt bei.

Je mehr man sich vom Strande entfernt, desto zahlreicher und prachtvoller erheben sich die Wohnungen der Europäer, die von niedlichen Gärten umgeben sind, bis sie zuletzt in ununterbrochener Reihe geschaart stehen und herrliche Vorstädte bilden. Alle diese meist zweistöckigen Wohnungen sind blendend weiß, ruhen auf Säulen und sind mit Gallerieen umgeben, die den Luftzug begünstigen und die grelle Hitze mäßigen. Bei der Anlage dieser Vorstädte war man um Raum nicht verlegen, und so mag es gelten, daß manche Schriftsteller der Hauptstadt des niederländisch-ostindischen Archipels einen Umfang von 10 Stunden beilegen, wenn sie alle die weit ausgedehnten

Campongs dazu rechnen, die sich über die europäischen Viertel hinausziehen. Auf dem ganz unverhältnißmäßig geräumigen Königsplatze in der Vorstadt Weltevreden kann eine ganze Armee manövriren. Derselbe ist nicht allein von den schönsten Häusern umgeben, sondern an demselben steht auch die schönste (protestantische) Kirche, eine Rotunde, die nicht wenig zur Zierde von Weltevreden beiträgt. Höhere Bildungsanstalten, von der Regierung unterhalten, gibt es nicht, wie denn überhaupt für die Pflege von Kunst und Wissenschaft wenig geschieht. Bis zum J. 1848 nöthigte man die Eltern, ihre Kinder auf höhere Bildungsanstalten nach Holland zu schicken, wenn sie sich um ein höheres Amt bewerben wollten. Die Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zählt zwar viele Mitglieder, aber wenig Mitarbeiter; im Museum ist zwar Vieles gesammelt, aber Weniges geordnet.

Die Bevölkerung von Batavia ist außerordentlich gemischt. Den bessern Theil der eigentlichen Stadt bewohnen die Chinesen und die Portugiesen. Die Chinesen sind gleichsam Ostindiens Juden; ihr einziges Streben ist darauf gerichtet, Geld zu gewinnen; bei allen öffentlichen Versteigerungen suchen sie möglichst Vieles um geringen Preis an sich zu bringen, um es mit ansehnlichem Gewinne wieder loszuschlagen. Sie sind aber auch die fleißigsten Handwerker und als Maurer, Zimmerleute, Tischler und Schmiede den Europäern unentbehrlich. Dem Klima zum Trotze arbeiten sie von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang.

Die Portugiesen Batavia's gleichen keineswegs ihren Ahnen, unter deren starkem Arm Ostindien sich beugte. Reine Portugiesen mögen diese Sinios freilich nicht sein, und gewiß fließt mehr ostindisches als europäisches Blut in ihren Adern. Sie sind wahre Jammerbilder und zeigen evident, wie sehr die tropische Zone körperliche und geistige Anlagen vernichten kann. Sie bewohnen die ungesundesten Plätze der Stadt und ernähren sich kümmerlich, meist als Schreiber in den Bureaux, in der Nähe des Hafens. Die Malaien sind zwar zu allen Arbeiten sehr anstellig, aber größtentheils durch den Verkehr mit den Europäern verdorben. Wie die Amphibien, träge in ihren Lebensäußerungen, lassen sie sich nicht leicht durch Affecte aus ihrer Gemüthsruhe bringen; nur ungerechte Beleidigung rächen sie blutig (vgl. Nr. 295 am Ende). Sie sind zwar stets bewaffnet, aber hier nicht gefährlich. Nach Sonnenuntergang dürfen sie sich ohne Licht nicht auf der Straße blicken lassen, und lange Reihen von Fackeln bezeichnen ihre Züge.

Zahlreiche bewaldete Eilande schließen die meilenweite Rhede ein, auf der ein Wald von Masten an Sonn- und Festtagen die Flaggen aller Seemächte wehen läßt. Boote und Prauwen (inländische Fahrzeuge) winden sich mit ihren breiten Strohsegeln zwischen den größeren Schiffen hindurch und laufen pfeilschnell in den Hafenkopf der Stadt, indem sie die schweren Ladungen von und zu den Schiffen bringen; oder es sind

Fischerboote oder die Gigs der Capitäne, die von handfesten Ruderern unter Chorgesang in Bewegung gesetzt werden.

297. Borneo und seine Bewohner.

(Nach Oscar Kessel, Reiseskizzen aus Borneo, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die fast 13000 □-Meilen große Insel Borneo mit ihren theilweise noch unbekannten Volksstämmen bildet einen mächtigen Contrast zu den übrigen großen Sundainseln. Während in diesen meist nur cultivirte Malaien wohnen, blühende Reisfelder und Plantagen sich mehr und mehr ausbreiten, Kunststraßen nach allen Richtungen das Land durchziehen und eine gut eingerichtete Verwaltung davon Zeugniß gibt, daß die niederländische Herrschaft hier festen Fuß gefaßt hat, erscheint Borneo nur als ein großer, ununterbrochener Urwald, durch welchen sich zahlreiche, zum Theil ansehnliche Ströme den sumpfigen Küsten zuwälzen, als die alleinigen Straßen des Landes, auf denen die Küstenbewohner mit ihren größeren Fahrzeugen Waaren ins Innere führen und die Daijaken (d. h. Heiden) in ihren kleinen Nachen von Dorf zu Dorf rudern.

Die (mohammedanischen) Malaien sind die Herren des Landes und bilden 30—40 größere Staaten unter eigenen Fürsten. Sie haben ungefähr zwei Drittel der ackerbautreibenden, halbcultivirten daijakischen Stämme unterworfen, welche ihnen einen großen Theil ihrer Ernte abliefern, auch Frohndienste leisten müssen. Mit den noch freien wilden Daijaken, die als Nomaden im Mittelpunkte der Insel umherschweifen, fast nur von Jagd und Fischfang lebend, stehen sie in Handelsverbindungen. Jeder Malaie, vom Fürsten bis zum ärmsten Manne, ist Händler, und da die Daijaken durchaus keine Gelegenheit haben, ihren Bedarf an Salz, Tabak, Eisen, grobem chinesischen Geschirr u. s. w. aus einer andern Quelle zu beziehen, indem sie ihre Flußgebiete nicht verlassen dürfen, und eben so wenig fremde Kaufleute zugelassen werden, so sind sie genöthigt, die willkürlichen Preise zu zahlen, welche die Malaien ihnen stellen. Nicht selten herrscht in den daijakischen Districten Hungersnoth, und auch diese benutzt der Malaie zur Ausbeutung der Unterthanen, indem er ihnen Darlehen gegen ganz enorme Procente (z. B. 1000 Maß Reis für empfangene 50) bewilligt, so daß die Daijaken nicht im Stande sind, die Schuld zurückzuzahlen und dadurch in eine, allerdings wenig harte, Sclaverei verfallen. Diese Sclaven müssen während der Handelsreisen ihrer Herren rudern, häusliche Arbeiten verrichten, auch nach Gold und Diamanten suchen; im Uebrigen aber werden sie fast wie Glieder der Familie behandelt.

Die Daijaken an der Süd- und Ostküste, so wie im Innern von Borneo sind ein kriegerisches, wenn auch nicht besonders tapferes Volk, was schon aus der Ausrüstung der Krieger, welche nach den einzelnen Gegenden verschieden ist, sich erkennen läßt. Dieselbe besteht im Ganzen aus einem Helme, einem Halsband aus Zähnen wilder Thiere, einem aus Leoparden- oder Bärenfell, Baumrinde oder geflochtenen Schnüren verfertigten Panzer, einem Schild aus Baumrinde oder Holz, der in der Regel mit grotesken Malereien versehen ist, Arm- oft auch Beinringen, einem Schwert, einer 2 Meter langen Wurfstange mit Widerhaken und andern Stücken, die theils zum Aufputz, theils zum Angriff und zur Vertheidigung (z. B. das Blasrohr, Bogen, Pfeil) dienen. Die Spitzen der kleinen Pfeile, die mittelst des Blasrohres abgeschossen werden, sind mit Gift bestrichen.

Den häufigsten Anlaß zu den Kriegen, in denen die Stämme der Daijaken beinahe unaufhörlich leben, bietet die bei ihnen allgemein verbreitete Sitte des Kopferbeutens. Dieselbe wird theils aus religiösen (um ein Opfer für einen Verstorbenen zu bereiten), theils aus kriegerischen Motiven (um sich eine Kriegstropäe zu erwerben) geübt. Dieses Kopferbeuten besteht aber nicht in einem offenen Kampfe, sondern in einem aus dem Hinterhalte unternommenen Meuchelmorde. Der des Kopfes beraubte Leichnam (ganz gleichgültig, ob Mann, Weib, Kind) wird zurückgelassen und der Kopf von dem auf seinen Muth stolzen Krieger, in dem mit Feindeshaaren geschmückten tornisterartigen Körbchen aus Bambus im Triumphe nach Hause getragen. Das glückliche Ueberbringen des Kopfes nach Hause gilt für ein großes Fest, welches von den Dorfbewohnern mit einem Schmause, wobei mehrere Schweine geschlachtet werden, gefeiert wird. In einzelnen Gegenden werden die Stirnhaut und das Herz des Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie dadurch muthig und tapfer zu machen. Der Sieger, der den Kopf glücklich nach Hause gebracht, darf eine Tropäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Angang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an.

Zu den Vertheidigungsmitteln, womit die Daijaken ihre Dörfer gegen die Angriffe ihrer Feinde zu befestigen trachten, gehören die auf den Sundainseln allgemein verbreiteten kleinen Bambuspfähle, welche im hohen Grase in kleinen Abständen von einander verborgen werden. Der Feind ist dadurch gezwungen, äußerst langsam vorzurücken und kann dem eigentlichen Angriffe nicht seine Aufmerksamkeit schenken, während der Vertheidiger ihm wirksamer entgegenzutreten vermag.

Unter den Beschäftigungen ist bei den Männern das Schmiedehandwerk besonders beliebt. Die Daijaken sind in der Regel ausgezeichnete Schmiede, welche mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter verfertigen. Die von ihnen gearbeiteten Klingen sollen sehr hart und dennoch sehr elastisch sein; man kann mit ihnen, ohne die Schneide zu verletzen, einen

eisernen Nagel von mäßiger Stärke durchschlagen. Sie graben und schmelzen das Eisen selbst, aus dem sie nebst ihren Waffen noch Ketten, Ringe und andere Artikel verfertigen.

Trotz dem Reichthum Borneo's an verschiedenem Wild sind die Daijaken keine passionirten Jäger. Sie tödten das Wild lieber durch sogenannte Selbstschüsse, welche aus einem horizontal zurückgebogenen Aste mit einem an der Spitze desselben im rechten Winkel befestigten zugeschärften Pflocke aus Bambus bestehen.

Zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Daijaken gehört der Glaube an die Geister der Verstorbenen. Man bringt ihnen kleine Speiseopfer dar, bestehend aus gekochtem Reis mit etwas Fisch oder Fleisch. Als Aufenthalt der mächtigen Geister werden die hohen Berge betrachtet und ihnen dort Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Bei besonders wichtigen Unternehmungen pflegt man drei Tage und Nächte auf solchen Bergen, fastend und den Schutz der Geister anrufend, zuzubringen. Viele Stämme im Osten verehren Sonne, Mond und Sterne. Sonst kommen bei den einzelnen Stämmen ganze Reihen verschiedener Gottheiten vor, bei denen es schwer zu unterscheiden ist, wie viel Einheimisches und wie viel Fremdes (Buddhistisches) in ihnen steckt. Daß in früherer Zeit der Buddhismus auch in Borneo, wie auf Java und Sumatra, vorhanden war, dies beweisen die Ruinen von Buddha-Tempeln und die Inschriften, welche sich an einzelnen Orten noch heutzutage vorfinden. Dem heutigen Daijaken ist jedoch alle Erinnerung an diese fernen Zeiten abhanden gekommen.

Dieser Periode dürften die bei den Daijaken so hoch geschätzten und heilig geachteten antiken Gefäße, genannt Tapayan, angehören. Es sind dies Vasen ohne Henkel, mit verschiedenen Abbildungen, meistens Blumen und Drachen. Je nach dem Alter, das von den Daijaken nach gewissen Zeichen erkannt wird, stehen sie hoch im Preise; oft werden für ein einzelnes Exemplar 4000 bis 5000 Gulden in Goldstaub bezahlt. Diese Gefäße werden im täglichen Leben nicht gebraucht, sondern je nachdem sie einzelnen Familien oder dem ganzen Dorfe angehören, in der Wohnung oder im Gemeindehause sorgfältig aufbewahrt. Man führt ihretwegen oft blutige Kriege; zu einzelnen besonders alterthümlichen Exemplaren werden von weit und breit förmliche Wallfahrten unternommen, um von Krankheiten und Bezauberungen befreit zu werden. Da diese Gefäße auch auf Java und Sumatra vorkommen, so ist es beinahe sicher, daß es nichts anderes als buddhistische Reliquienkrüge sind und von den Daijaken als Ueberbleibsel des ihnen unverständlichen alten Cultus hoch in Ehren gehalten werden.

Die nach Borneo eingewanderten (150,000?) Chinesen, besonders im Nordwesten der Insel, beschäftigen sich hauptsächlich mit Goldsuchen, nur ein kleiner Theil mit dem Anbau von Zuckerrohr und Früchten. Fällt der Golderwerb nicht so aus, wie sie hoffen, so machen sie Schulden, und die

Malaien nehmen ihnen die Kinder eben so ab, wie den Daijaken. — Bis zum J. 1855 hatten die Holländer nur einige Küstenpunkte von Borneo besetzt, seitdem haben sie auch Versuche gemacht, im Innern des Landes festen Fuß zu gewinnen.

298. Die Philippinen.

(Nach F. Jagor, Reisen in den Philippinen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenige Länder der Erde sind so unbekannt und werden so selten besucht, wie die Philippinen, und doch findet der Naturforscher kaum irgendwo eine größere Fülle ungehobener Schätze, als in diesem verschwenderisch ausgestatteten Inselreiche. Seitdem die östlichen Gestade des Großen Oceans sich bevölkern und mit beispielloser Schnelligkeit ihrer großen Zukunft entgegengehen, werden auch die Philippinen nicht länger in ihrer bisherigen Abgeschlossenheit verharren können; denn für die Westküste Amerikas liegt wohl keine tropische Colonie Asiens so günstig; auch für Australien kann ihnen nur in einigen Beziehungen Niederländisch-Indien den Rang streitig machen. Mit Hongkong, in dessen Hafen sich die Schiffe aller Nationen drängen, besteht eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung, ohne welche man dort kaum vermuthen würde, daß in so großer Nähe ein Inselstaat liegt, der durch seine Lage, seine glückliche Gliederung und seine Fruchtbarkeit mehr als irgend ein anderer begünstigt scheint.

Der philippinische Archipel liegt zwischen Borneo und Formosa und trennt den nördlichen „stillen" Ocean von der südchinesischen See. Weder im Süden noch im Norden reicht die spanische Herrschaft in Wirklichkeit bis an die äußersten Grenzen, so wie sie auch nicht überall bis in das Innere der größeren Inseln (Luzon und Mindanao) vorgedrungen ist. Die Ausdehnung des Inselstaates über 16 Breitengrade (5—21) gewährt ihm eine Mannichfaltigkeit des Klimas, welcher sich die niederländisch-indischen Besitzungen, bei ihrer Hauptrichtung von Westen nach Osten, nicht in solchem Maße erfreuen und welche durch seine verticale Gliederung noch gesteigert wird, so daß die Producte der heißen und der gemäßigten Zone, die Palme und die Fichte, die Ananas und die Kartoffel, dort gedeihen.

Die größeren Inseln enthalten, außer tief in das Land eindringenden Buchten, ausgedehnte Binnenseen und ansehnliche, auf weite Strecken schiffbare Flüsse. Der Archipel ist reich an sicheren Häfen und unzähligen Zufluchtsorten für Schiffe. Ein Umstand aber, der aus dem Anblicke der Karte nicht sichtbar wird und doch eine der glücklichsten Eigenschaften dieser Inseln ausmacht, ist die endlose Zahl kleiner Flüsse, die von den Bergen herabströmen und sich, bevor sie das Meer erreichen, zu breiten Aestuarien

erweitern, in denen Küstenfahrer von geringem Tiefgange bis an den Fuß der Berge gelangen können, um ihre Ladung einzunehmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist unermeßlich; Salz- und Süßwasser wimmelt von Fischen und Schalthieren; im ganzen Archipel gibt es kaum ein reißendes Thier.

Die Philippinen kennen nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse. Den den Süd- und Westwinden offen liegenden Gebieten bringt der Südwest-Monsun in unseren Sommermonaten die Regenzeit; an den Nord- und Ostküsten fallen die reichsten Niederschläge in unseren Wintermonaten, während des Nordost-Monsuns. Durch die Zerrissenheit des Landes und die hohen Berge werden diese allgemeinen Verhältnisse örtlich vielfach verändert. In Manila dauert die trockene Jahreszeit vom November bis Juni (N. O.-Monsun), die Regenzeit während der übrigen Monate (S. W.-Monsun). Die Monsunwechsel sind, oft von furchtbaren Stürmen begleitet.

Für die Regierung ist der Tabak das wichtigste aller Landesproducte. Derselbe wurde bald nach Ankunft der Spanier durch Missionäre eingeführt, welche den Samen aus Mejico mitbrachten. Der Boden, das Klima, der Anklang, den sein Genuß bei den Eingebornen fand, wirkten zusammen, um ihm schnell eine große Verbreitung zu verschaffen und die Güte und Menge des Productes würde noch beträchtlich zunehmen, wenn die auf die Production begründeten Gewerbe frei wären. Aber die spanische Regierung hat, in grellem Widerspruche mit ihrer oftmals gerühmten Milde in der Behandlung der Colonie, den Anbau der Pflanze, deren Verarbeitung und Debit zum Gegenstande eines umfassenden, rücksichtslos geübten Monopols gemacht und zieht daraus einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte. Sie nimmt den Bauern ohne Entschädigung die Aecker, die sie zum Anbau nothwendiger Nahrungsmittel urbar gemacht hatten, zwingt sie durch harte Körperstrafen, auf dem confiscirten Eigenthum ein Product zu bauen, das sehr viele Mühe verlangt und unsichere Ernten gibt; sie classificirt die gewonnenen Blätter willkürlich und zahlt dafür im günstigsten Falle einen von ihr selbst festgestellten Preis, den sie aber regelmäßig Jahre lang schuldig bleibt. Sie belohnt Denuncianten, die ihr zum Tabakbau geeignete Felder nachweisen, indem sie die Spione an Stelle der Eigenthümer in den Besitz der denuncirten Ländereien setzt. Wie sehr die Production durch Freigebung des Gewerbes zunehmen würde, zeigt das Beispiel von Cuba. Zur Zeit des Regierungsmonopols reichten dort die Ernten höchst selten zur Deckung des innern Bedarfs hin, während sie gegenwärtig, hauptsächlich in Folge des regen Wetteifers der Fabricanten, die von der Regierung keinen andern Schutz als den ihrer Fabrikzeichen erhalten, alle Märkte der Welt versehen.

Die Gesammtbevölkerung wird auf ungefähr 5 Millionen geschätzt. Trotz des langen Besitzes hat sich die Sprache der Spanier fast keinen Eingang verschafft; es herrscht eine große Verschiedenheit der Sprachen und Mundarten.

Mehr noch als an Größe (2000 □-Meilen) überragt Luzon alle übrigen Inseln dieses Archipels an Bedeutung und mag wohl, wie behauptet wird, durch Fruchtbarkeit und andere natürliche Vorzüge die schönste der gesammten Tropenwelt sein. Die Hauptstadt Manila, welche Lapérouse die vielleicht am glücklichsten gelegene Stadt der Welt nennt, liegt zu beiden Seiten eines kleinen Flüßchens (Pasig), eine Seite dem Meere zukehrend, ein heißer Ort vom Ansehen einer spanischen Provinzialstadt; auf dem linken, südlichen Ufer des Pasig öde, voll Klöster, Stifter, Kasernen, Regierungsgebäude; auf dem nördlichen Ufer (in Binondo) ist der Sitz des Groß- und Kleinhandels, wo die Fremden wohnen. Zwischen beiden Theilen findet wenig Verkehr Statt. Haß und Neid herrscht zwischen Spaniern und Kreolen, zwischen Weißen und Mestizen. Die Ausländer (in Binondo) haben fast keinen Umgang mit den Spaniern, welche die Fremden beneiden und deren im Lande gemachten Erwerb fast wie einen an ihnen, den Eigenthümern, begangenen Raub ansehen. Die anspruchslosen, in ihrer Art zweckmäßigen Häuser von Brettern oder Bambus und Palmblättern stehen der Feuchtigkeit wegen auf Pfählen, jedes für sich; das Erdgeschoß, gewöhnlich durch ein Gitter eingefaßt, ist meist unbewohnt und wird zu Magazinen, Stallungen u. s. w. benutzt. Das größte Vergnügen der Eingebornen sind die für den Europäer in hohem Grade widerwärtigen Hahnenkämpfe. Fast alle Indier halten sich Kampfhähne. Viele gehen nie aus, ohne ihren Liebling im Arm zu tragen und überhäufen ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Die Hähne sind mit einem sehr scharfen, sichelförmigen, 3 Zoll langen Messer bewaffnet, das tiefe Wunden reißt und immer den Tod des einen oder beider Hähne durch grausame Verletzungen herbeiführt. Ein Hahn, der aus Feigheit davonläuft, wird lebendig gerupft. Im Verhältniß zu den Mitteln der Spieler werden unglaublich hohe Summen verwettet. Viele werden durch die Leidenschaft des Spieles zu Wucherschulden, Unterschlagungen und Diebstahl verleitet; auch die eben so zahlreichen als kühnen Land- und Seeräuberbanden, welche am Lande Menschen rauben und als Sclaven verkaufen, zur See aber ungestraft Schiffe kapern, sollen zum großen Theile aus ruinirten Spielern bestehen.

Am 3. Juni 1863, als ganz Manila mit den Vorbereitungen zu dem Frohnleichnamsfeste beschäftigt war, bebte nach einem Tage drückender Hitze um 7½ Uhr Abends plötzlich die Erde; die festesten Gebäude bewegten sich, und der Zeitraum von einer Minute war hinreichend, um die ganze Stadt mit allen (46) öffentlichen und (510) Privatgebäuden in ein Ruinenfeld zu verwandeln, vierhundert Einwohner lebendig zu begraben, zweitausend meist schwer zu verletzen. Alle großen Gebäude wurden „vorläufig" durch Holzbauten ersetzt und die Häuser sind mit Rücksicht auf die eben so häufigen als verhängnißvollen Erdbeben nur einstöckig. Höchst unzweckmäßig aber erscheinen unter solchen Verhältnissen die schweren

Ziegeldächer, welche wohl wegen der häufigen und furchtbaren Feuersbrünste beibehalten werden.

---

cc. Vorder-Indien.

299. Die horizontale und vertikale Gliederung Vorder-Indiens.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Der merkwürdigen Weltstellung Vorder-Indiens (s. Nr. 286) entspricht die bedeutende Ausbreitung seines Flächenraumes (zwischen 5° bis 35° n. Br. und 85° bis 110° ö. Länge). In dieser Ausdehnung, mit dem Gebirgslande des Himálaya-Systemes, welches die wasserreichen Quellarme der indischen Hauptströme überall zahlreich durchbrechen, gleicht die Halbinsel Vorder-Indiens, welche die verschiedensten Stufen von Hochland und Tiefland vereinigt und die Erscheinungen der Tropen wie die der Polarwelt darbietet, ungefähr einem Trapeze oder einem verschobenen Rhombus, der sich leicht in zwei fast gleichschenkelige Dreiecke zerfällen läßt, wenn man vermittelst ihrer gemeinsamen Grundlinie, zwischen Indus- und Ganges-Mündung, die ganze Breite Hindostans von Westen nach Osten durchschneidet, eine Ausdehnung von 330 geographischen Meilen, gleich der in Europa zwischen Bayonne und Constantinopel.

Die beiden dadurch gebildeten, an Flächenraum nicht sehr verschiedenen Triangel-Länder ragen mit ihren spitzen Winkeln gegen Nord bis Ladakh am obern Indus und gegen Süden bis zum Cap Comorin vor; sie breiten sich von der gemeinsamen Basis nach entgegengesetzten Richtungen auf eine ähnliche Weise aus, als die continentalen und maritimen Hälften der indischen Landschaft im Norden und Süden. Die Höhe des großen, nördlichen Triangels, der Nord-Indien bildet, ist nur etwas geringer als die des südlichen, der den Süden Indiens oder die eigentliche Halbinsel Dekhan ausmacht. Die gesammte Höhe beider, oder die ganze Ausdehnung Indiens, vom äußersten Süden bis zum äußersten Nordende am Indusstrome, ist gegen 400 geographische Meilen, gleichweit wie von Bordeaux bis Moskau oder von Neapel bis Archangel. Die Schenkel des südlichen Triangels streichen von dem gemeinsamen Winkelpunkte am Cap Comorin, gegen Nordwesten und Nordosten, als Küstenlinie von Malabar und Koromandel bis zum 22. und 23. Breiten-Parallel, innerhalb dessen der Nerbuda, der gefeierte Scheidestrom des Südens und Nordens der indischen Welt, seinen wenig gekrümmten, fast allen anderen Strom-Systemen der Halbinsel entgegengesetzten Lauf von Osten nach Westen gewinnt.

Die Schenkel des nördlichen Triangel-Landes werden von hohen Gebirgsketten und wildem Hochgebirgs-Lande durchzogen, die Mitte desselben aber von weiten, tiefliegenden Niederungen und Ebenen erfüllt: ganz entgegen der Beschaffenheit des südlichen Dreiecks, in dessen Schenkeln nur schmale, aber tiefe, niedrige, flache Küstenstriche liegen, schmale Meeressäume, das Littorale Indiens, dessen Mitte dagegen von hohen Gebirgsketten und dem erhabenen Tafellande Dekhans erfüllt ist. Der Norden und Süden Hindostans zeigen also nicht bloß astronomische Unterschiede in ihren Breitenabständen von dem Aequator, sondern sie bilden in der plastischen Gestaltung ihrer Oberflächen, in ihren Erhebungen und Vertiefungen, also nach vertikalen Dimensionen, die für alle physikalischen und historischen Verhältnisse der Länder so unendlich einflußreich sind, vollkommene Gegensätze.

Die mächtigste vertikale Erhebung findet sich im Norden, das Gebirgsland des Himálaya-Systems (s. Nr. 300), welches mit seinen Staunen erregenden Massen und dem Wunderreichthum seiner Erscheinungen den Norden Hindostans umsäumt. Aber auch im Westen des Indusstromes streichen, von Nord-Nordost gegen Süd-Südwest, ebenfalls bedeutende Gebirgsketten, die Soliman-Gebirge, als Naturgrenzen von Hindostan vorüber. Sie gehören nicht mehr zu Hindostan, sie senden ihm keine Thäler und Ströme zu, sie bilden nur dessen öden, klippigen und felsigen westlichen Grenzwall.

Die zweite größere Massenerhebung Hindostans ist das Tafelland von Dekhan oder das Plateauland der südlichen Halbinsel; es wird nicht durch bloße langgedehnte, wenn auch noch so beschwerlich zu ersteigende Gebirgszüge gebildet, deren bedeutendste die Ghats im Westen sind, sondern es dehnt sich in fast eben so großer Breite als Länge durch die weite Mitte der Halbinsel aus, als aufsteigendes Tafelland oder als erhabene Berglandschaft, ohne zwischenliegende Tiefthäler, welche sich über den Spiegel der Meeresfläche zu beiden Seiten um einige tausend Fuß höher als ihre Umgebungen in eine kühlere Region emporhebt. Diese beiden großen Hochländer Indiens im Norden und im Süden, mit der kleinern abseits gegen Westen abgerückten, gebirgigen, isolirten Halbinsel Guzurate's (von ähnlicher Größe wie Ceylon) nehmen zusammen die größere Hälfte Indiens, einen Flächenraum von nahe an 38,000 □-Meilen, ein.

Alles Uebrige, also die geringere Hälfte Indiens, ist Niederung, tiefliegende Ebene oder niederes Hügelland, von den beiden großen Strom-Systemen des Indus und Ganges mit ihren Zuflüssen reichlich bewässert, oder flacher Küstensaum. Diese tiefliegenden Länderflächen sind im Contrast jener hochliegenden dem ganzen Einflusse der schwülen Tropennatur ausgesetzt, indeß jene, von kühleren Luftschichten und Berglüften gefächelt, der Gluthitze durch ihre höhere Lage, wenn auch nicht ganz, doch den größern Theil des Jahres entrückt sind und auf den unteren Stufen mildere Frühlings-

Temperatur genießen, auf den hohen selbst Winterkälte haben, ja, auf den höchsten in die ewige Schneeregion hinein ragen, wenn sie schon nicht sehr weit entfernt vom Wendekreise des Krebses, der über den Mündungsländern des Indus und Ganges hinwegzieht, im subtropischen Gebiete des Erdtheils liegen.

Alle diese großen Naturformen der indischen Landschaft werden von einer unzähligen Menge strömender Wasseradern in Tausenden von Bergklüften, Felsspalten, Thalgründen, von den größten Höhen bis zu dem flachen Strande der entgegengesetzten Meeresgestade durchzogen. In dem nördlichen Indien sammeln sich alle Wasser nur zu zwei alpinen Strom-Systemen, die mit ihren weiten Quellgebieten und Stufenländern, von denen sie ihre Schneewasser aus den Höhen zu den Tiefen wälzen, zu den größten der Erde gehören. Sie eilen alle in weiten Bogenlinien oder Zickzackläufen den beiden Strömen des Indus und Ganges zu, deren Gefälle von gemeinsamen, nahe beisammenliegenden Quellhöhen ihre reichen Wasserschätze zu Mündungen einander entgegengesetzter Meeresbuchten forttreibt.

Das südliche Indien oder Dekhan wird dagegen durch eine weit größere Anzahl freilich geringerer, jedoch selbständig sich zum Meere mündender Ströme bewässert, deren Länge und Wasserfülle, von Norden gegen Süden gerechnet, in gleicher Proportion wie die Halbinsel an Breite sich verengt, immer mehr und mehr abnimmt, so, daß die südlichsten nur zu kurzen Küstenflüssen werden. Die beiden nördlicheren, Nerbuda und Tapti, haben die Sonderbarkeit, daß sie, der allgemeinen Senkung entgegen, von Osten gegen Westen in geradlinigen, unter sich parallelen Erdspalten zur Malabar-Küste eilen, indeß die Quellen der übrigen insgesammt ganz dicht an der Malabar-Küste, dem Ostabhange der Ghat-Gebirge, entquellen, und dann erst mit vielen Krümmungen und nördlichen wie südlichen Zuflüssen die weiten Plateauebenen gegen Osten durchziehen, ehe sie an der flachen, niedern Koromandel-Küste in das bengalische Meer einmünden.

---

300. Der Himálaya.

(Nach Emil Schlagintweit in „Unsere Zeit", Robert Schlagintweit in „A. Petermann's Mittheilungen" und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Orographie.

Drei Gebirgsketten vereinigen sich, um das große Gebirgsland im Norden Indiens zu bilden: der Himálaya, der Karakorum und der Künlün. Der Himálaya (d. h. Aufenthalt des Schnees) ist die südlichste dieser drei Gebirgsketten Hoch-Asiens. Dieselbe besteht aus einer Reihe von Parallel-

ketten mit mehr oder weniger gleicher Richtung, unter sich verbunden durch Seitenkämme, von den Gebirgsknoten sich abzweigend und durch Gipfel von ungewöhnlicher Höhe gekrönt, die gruppenförmig beisammen stehen. Die Richtung der Parallelkämme geht in der östlichen Hälfte genau von West nach Ost, während sie westlich von der höchsten Erhebung (unter 87° östlicher Länge von Greenwich) gegen Nordwesten umbiegt; hier haben auch die Verzweigungen eine größere Ausdehnung als im Osten, ähnlich wie bei den Alpen im Osten.

Dem Südfuße des Himálaya ist ein eigenthümlicher Landsaum als erste Stufe vorgelagert, eine mit Geröll angefüllte, von Grundwasser wie vom Wasser der durchfließenden Gebirgsbäche bis fast an die Oberfläche getränkte Thalmulde, die Tarai (im Sanskrit Tarayani), deren größte Breite (50 Kilometer) der größten Erhebung gegenüber (in Nepal) ist. Nach beiden Seiten hin nimmt die Breite ab: im O. in Folge des bessern Abflusses der Gewässer in das nahe Flußbett des mächtigen Brahmaputra, im W. erstreckt sich das Salzgebirge von den Vorbergen von Kabul bis an den Dschilum. Die Tarai ist gegen die indische Ebene sanft geneigt, ein Aufenthalt zahlreicher Heerden von Elephanten, Rhinocerossen, Schakalen, Ebern, schwarzen Bären und (doch selten) Tigern, welche sich während der trockenen Jahreszeit in die Gebirge zurückziehen, aber in der nassen wieder hervorbrechen und die Reisfelder verwüsten. Der Lauf sämmtlicher Gewässer, welche vom Gebirge herabstürzen und diesen grünen Gürtel durchströmen, wird hier gebändigt, wie der der europäischen Alpenströme in den Seen, welche den Fuß dieses Gebirges umkränzen; aber zur Zeit der Regen und der Schneeschmelze treten sie aus, sammeln sich in weite, stehende Wasser, werden schnell mit Wassergewächsen und Rohrwäldern bedeckt, deren wuchernder Wuchs bald alle angefangene Cultur erstickt und nur durch weitlaufende Feuerbrände gezügelt werden kann. Die Ausdünstungen dieser Sumpfwaldungen unter dem Tropenklima verpesten die Luft und machen dadurch aus dieser Zone eine unbewohnbare, selten und nur rasch von Reisenden durchzogene Wüste. Die Anwohner derselben, ein elender, verkrüppelter, armseliger Menschenschlag, wahrscheinlich Ureinwohner Hoch-Asiens, sind dem Cretinismus unterworfen, der überall vom Brahmaputra bis Hurdwar am Ganges vorherrscht. Diese Wüste, ein Jagdrevier der Gebirgsfürsten, ist stets für die Eroberer, welche in die indischen Ebenen hinabstiegen, Verderben bringend gewesen.

Die zweite Stufe oder die subtropische Region ist mit dichten Waldungen aus den mannichfaltigsten Bäumen bewachsen (worunter besonders viele Mimosen und höher hinauf die breitblätterigen Nadelholzarten), zwischen denen sich die verschiedenartigsten Schlinggewächse an den Stämmen und Aesten hinaufranken, und belebt durch unzählige Vögelschaaren. Nur die Längenthäler sind hier cultivirt, die Querthäler durchaus waldige Einöden.



Die dritte Stufe oder die Waldregion, welche besonders im Quellengebiete des Ganges prachtvoll entwickelt ist, bildet einen breiten Gürtel von vielfach verzweigten Bergketten und Gebirgsthälern, mit den mannichfaltigsten Abstufungen von der Höhe zu den Tiefen, ein Alpenland im größten Stile, überall mit Alpengebirgsscenen, ja, mit einer Cordilleren- oder Andes-Natur erfüllt. Im Allgemeinen streichen die verschiedenen Gebirgsketten dieser Zone im Parallelismus mit der Hauptmasse von Nordwesten gegen Südosten; an verschiedenen Stellen hat man deren 6—7 unterschieden. Sie sind beschattet mit Wäldern von ungeheuren Cedern, Birken, Fichten, Kastanien, Haselsträuchen und andern dem Auge eines Europäers bekannten Baumarten. Der Winter beginnt schon im November und hält 6 Monate an, mit einer in den europäischen Klimaten gleicher Breite unbekannten Strenge. Im Mai aber kehrt der Frühling wieder und entwickelt schnell ein unvergleichlich schönes Grün, zu welchem die mit hohem Schnee bedeckten Berggipfel einen grellen Contrast bilden.

Die vierte Stufe bildet die hinterste und höchste Kette des Himálaya, das erhabenste Schneegebirge der Erde, welches mit seinem Nordfuße auf tibetanischen Hochflächen ruht. Sie zog von jeher die Aufmerksamkeit der einheimischen Bewohner auf sich, durch deren Mythologie sie nach Würde verherrlicht wird, denn selbst in einer Ferne von 30 bis 40 geogr. Meilen, von Bengalen und vom iranischen Plateau aus, sieht man den Kranz ihrer silberreinen Schneegipfel sich aufthürmen über die heißen Ebenen des Ganges und Indus. Daher sind sie den Hindus die reinen Quellhöhen ihrer heiligen Ströme, der Wohnsitz Brahma's, des Urvaters, und seiner ihm untergeordneten Götter. An den sichtbaren Ursprüngen jener Ströme haben die Hindus ihre Opferstellen, ihre Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsorte errichtet, zu denen jährlich viele Tausende wallen. Und nicht nur einige kalte Quellen, besonders in Kaschmir, sind Gegenstände der Verehrung, sondern auch fast alle heißen Quellen, in deren Nähe stets Tempel erbaut sind. Für einen religiösen Frevel aber halten die Hindus die Annäherung an die Gipfel der Berge, da diese nach ihrer Ansicht von unnahbaren Gottheiten bewohnt werden. Sowohl vor dem Beginn einer Berg- oder Paßbesteigung als auch nach Beendigung derselben werden Thiere (gewöhnlich Schafe) mit strenger Beobachtung großen Ceremoniels geschlachtet und geopfert, Theile ihres Fleisches und ihres warmen Blutes werden in die verschiedenen Weltgegenden geschleudert.

Der Himálaya gipfelt in zwei unter sich parallelen Ketten, einer südlichen und einer nördlichen. Die zahlreichen hohen Bergspitzen östlich des Satledsch — also im Mittel-Himálaya —, deren Höhe von weiter Entfernung her mittelst trigonometrischer Messungen bestimmt werden konnte, liegen sämmtlich in der südlichen Hauptkette: der Gaurisankhar (8837 M.), der Kindschindschunga (8579 M.); der erstere heißt auch Mount Everest und erreicht

die größte bekannte Höhe der Erde; der andere wird übertroffen von dem Dapsang (8616 M.) in der Karakorumkette und ist somit erst der dritte höchste Berg der Erde. Die nördliche Hauptkette ist noch weniger bekannt, weil ihre Gipfel von einem Terrain, das englischen Beamten zugänglich ist, nicht sichtbar sind und daher nicht trigonometrisch gemessen werden konnten. Welche große Zahl von Gipfeln seither schon bestimmt wurde, zeigt ein Verzeichniß der Messungen westlich vom 80½° östl. L. (von Greenwich), welches 450 Gipfel über 6000 Meter aufzählt.

Hydrographie.

Während der Karakorum und der Künlün in bedeutender Höhe eine große Anzahl Seen enthalten, sind im Himálaya selbst kleine Wasserbecken selten und finden sich fast nur in dem Zwischenraume zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette, wo das Gefälle noch gering ist. Denn dieser Mangel an Seen hängt zusammen mit dem starken Gefälle und der bedeutenden Erosion der Flüsse, die sich bei hohem Wasserstande im Frühjahre tief in festes Gestein und in Alluvialboden eingegraben, dadurch die Seen entleert und in den Hauptthälern alle Wasserfälle beseitigt haben. Auch die Gletscher, deren Existenz man im Himálaya erst seit 1847 nachgewiesen hat, sind zahlreich zwischen jener südlichen und nördlichen Hauptkette und kommen im Westen selbst auf dem Südabhange der ersten Hauptkette vor; einzelne Gletscher scheinen bis zu 4000 Meter Höhe herabzureichen.

Zahllose Bäche, Flüsse und Ströme haben auf dem Himálaya ihren Ursprung. An der Nordseite, in Tibet, entspringen im Westen der Indus, in der Mitte der Satledsch, im Osten der Brahmaputra. Alle übrigen Hauptströme des indischen Tieflandes nehmen ihren Ursprung zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette; ihre Zuflüsse werden zum Theil von ihrem ursprünglichen, nach Süden gerichteten Laufe durch die Parallelkette der Vorberge abgelenkt und vereinigen sich in Folge davon noch innerhalb des Gebirges mit dem Hauptquellflusse. Hierdurch wird die Zahl der als große Ströme aus dem Gebirge austretenden Flüsse auf 13 (oder mit den vorgenannten drei in Tibet entspringenden auf 16) beschränkt; die übrigen zahlreichen Flüsse zweiten Ranges, welche das indische Tiefland bewässern, kommen sämmtlich nur aus den regenreicheren Vorbergen.

Producte.

Der Himálaya ist arm an edlen Metallen, nur Nepal und das westliche Kaschmir haben reiche Lager an Eisen und Kupfer, Tibet Gold- und Steinsalzlager. Zahlreich sind heiße Quellen, welche meist den Gegenstand abergläubischer Verehrung bilden und im westlichen Himálaya zeitweise Tausende von gläubigen Pilgern an ihrem Ursprunge vereinigen.

In der Flora sind drei Vegetationszonen zu unterscheiden: a) Die tropische und subtropische Zone (bis 1200 Meter hinan) mit ihren dichten, dunkelgrünen Waldungen von Palmen, Feigenbäumen u. s. w., zu denen jüngst auch die Anpflanzung des wegen seines dauerhaften Holzes so geschätzten Teakbaumes hinzugekommen ist. b) Die Wald- und Culturregion (von 1200—3000 Meter reichend), deren Südrand an Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit des Wachsthums seines Gleichen sucht. Laubbäume erreichen im regenreichen Osten, mit Nadelholz vermischt, noch Höhen von 4000 Meter, im Westen aber sind hochstämmige Laubbäume bei 2000 Meter schon eine große Seltenheit; Nadelholz ist im Osten noch bei 4000, im Westen bei 3300 Meter häufig, verschwindet aber überall wenige Hundert Meter höher, so daß als mittlere oberste Baumgrenze 3600 Meter angenommen werden kann. Obstsorten und Weinreben gedeihen nur im westlichen Himálaya (bis zur Höhe von 2800 Meter); die Trauben werden nicht gekeltert, sondern getrocknet. Mit außerordentlichem Erfolge haben die Engländer den Anbau der Theestaude eingeführt, der jetzt etwa 10000 Menschen beschäftigt und bis zu Höhen von 1800—2000 Meter mit Erfolg betrieben wird. c) Die Gras- und Weidenregion erinnert zwar in der Landschaft und in den Farbentönen vielfach an die Alpen, aber der Himálaya und besonders die Region zwischen den beiden Hauptkämmen ist auffallend arm an Gramineen, selbst im Osten, wo des größern Niederschlags wegen die Vegetation noch üppig emporschießt. Vollständig erstirbt das organische Leben erst in Höhen von mehr als 6000 Meter. Ruhepunkte, wie unsere Alphütten, gibt es nicht; die höheren Weiden werden von Wanderstämmen benutzt, welche Zelte mit sich führen, und die einzige Spur vorübergehenden menschlichen Aufenthaltes ist stellenweise eine Windmauer, aus Steinen aufgethürmt, hinter welcher das Zelt aufgeschlagen wird.

Bis zu einer Erhebung von 3200 Meter ist der Himálaya mit Thieren aller Art belebt: Affen schaukeln sich auf den breiten Blättern und den spitzen Nadeln der Bäume nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, wenn die Landschaft ringsum mit Schnee, wenn auch nicht mit tiefem, bedeckt ist; dunkle Waldungen, Schluchten und Höhlen dienen Bären, Leoparden und Tigern zum Aufenthalt; an kahlen Felsen wie im erwärmten Ufersande der Flüsse sonnen sich Schlangen, zum Theil giftige; Tausende von bunten Schmetterlingen und Insecten durchflattern an klaren Frühlings- und Sommertagen die reiche Blumenvegetation; die Gewässer enthalten trotz ihrer Kälte und ihres reißenden Laufes zahlreiche Fische und Amphibien; die Wälder durchflattern herrlich gefiederte Fasanen und geschwätzige Papageien. In den höhern Regionen (über 4000 Meter) erscheint der Charakter der Fauna eben so verändert wie die Landschaft: die Stelle der Tiger und anderer Raubthiere vertreten scheue Antilopen, Gazellen und Moschusthiere; Vögel, mit Ausnahme der Geier und Adler, werden immer seltener, weil es

an Insecten fehlt; wilde Pferde, wilde Ochsen und mehrere Arten von großen wilden Schafen durchirren schaarenweise die breiten Thäler und die unbewohnten Plateaux bis zur Grenze des ewigen Schnees, um, ungestört von den Verfolgungen der Menschen und der Raubthiere, spärliches Futter zu finden.

Bevölkerung.

Der ganze Himálaya, mit Ausnahme von Bhutan, Sikkim und Kaschmir, wird von verschiedenen Hinduracen bewohnt, in Tibet wohnt ein mongolischer Menschenschlag, der eine eigene Sprache redet und sich, mit Ausnahme der Bewohner Balti's, zum Buddhismus bekennt. Der westliche Theil steht unter der Herrschaft der Engländer (Kaschmir nur mittelbar, unter einem ziemlich selbständigen Könige), der östliche ist den Chinesen unterworfen, welche bisher ihre völlige Unabhängigkeit in Betreff dieser Länder gegen jede europäische Nation zu wahren wußten.

301. Der Indus und der Ganges.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Ganges- und Indusquellen, aus demselben Gebirgssystem, durchsetzen, mit ungleicher Länge, entgegengesetzter Richtung und charakteristisch ganz verschiedener Verzweigung, also mit verschiedenartiger Stromentwicklung, dieselben Breitenparallele. Der Ganges erhält seine Wasser aus dem Himálaya- und Vindhya-Systeme, der Indus nur allein aus dem Himálaya-Systeme. Beides sind subtropische Ströme, deren Mündungen sich nur so eben in der Tropennähe entladen; beide schwellen jährlich in einer bestimmten und in der gleichzeitigen Periode an; beide zeigen sowohl in ihrem untern Laufe in den Ebenen, als besonders in ihrem mittlern und obern im Gebirge, im Himálaya und in Tibet, die den großen tropischen Flüssen eigenthümliche Erscheinung der Erosion, d. h. allmähliche Ausspülung und daher zunehmende Vertiefung ihres Bettes, auf das Höchste und Allgemeinste entwickelt.

Schon die größere Länge des Induslaufes von Manasarowara an, wo zwei Hauptquellen, der obere Indus und der Ssatadru, entspringen, lassen ein absolut größeres Wasserquantum als im Ganges erwarten. Der Indus durchsetzt ein vergleichungsweise dürres, ödes, dünn bevölkertes Stromgebiet; der Ganges breitet sich in Lauf und Geäder weit mehr aus und segnet sein Uferland mit den reichsten Ernten. Der Indus, selbst in seiner Ueberschwemmungszeit, bleibt stets in sein steileres Bett, innerhalb engerer Ufer, eingeschlossen; selten ist er über ½ engl. Meile breit. Er hat darin mehr

die enggeschlossene Nilnatur. Der Ganges dagegen breitet sich in manchen Gegenden seines Laufes wie ein See oder Süßwassermeer aus, den chinesischen Strömen vergleichbar, so daß von dem einen Ufer das andere nicht sichtbar ist. Die Ausdünstung und Consumtion seiner Wasser im Boden wie in der Atmosphäre muß also unendlich größer als beim Indus sein. Die Sandländer am Indus saugen auch dessen Ueberschwemmungswässer schnell ein, um desto eher zieht sich derselbe in seine engeren, festen Ufer wieder zurück.

Der Ganges erhält, nebst seinen Zuströmen, nur den atmosphärischen Niederschlag von dem Südgehänge des Himâlaya-Systemes, der Indus aber nicht nur von diesem, sondern auch von dessen Nordgehänge und aus den Schneeablagerungen der hohen Plateaumasse. Seine Wasser wachsen lange Zeit vor der Regenzeit an, durch die Eis- und Schneeschmelzen, ungeachtet der außerordentlichen Länge ihres Laufes.

Obgleich das Bett des Ganges das des Indus an grandioser Entwicklung und Ausweitung um Vieles zu überbieten scheint, so hat doch der Ganges mehr nur die Natur eines Gebirgsstromes beibehalten, wogegen der Indus das ganze Jahr hindurch, unausgesetzt, in gleich großer Wasserfülle sich zum Ocean hinabwälzt. Gegen diese gleichmäßigere Entwicklung des Indusstromlaufes (welche an die des Rheinlaufes erinnert) bietet der Gangeslauf mehr Contraste und theilweise Begünstigungen dar, die von dem reichern Regenniederschlage über seinem Stromgebiete, und von dem tiefern Eindringen der Meeresflut Statt finden, welche beide Verhältnisse in dem mehr westlicher gestellten Indusgebiete, schon außerhalb der Monsunherrschaft, von geringerer Bedeutung sind.

Die Einwirkung der Meeresflut dringt im Indus nicht einmal bis Tatta vor; ob wegen der größeren Süßwassersäulen, welche dem Anwogen der Meereswasser durch die Flutenwelle bessern Widerstand leisten und ihre entgegenrollende Wirkung vernichten, oder weil die großen Mündungen selbst ungünstig oder ungleich gegen das tiefere Eindringen der Flut gestellt sind? Gewiß ist es, daß die Flut im Indus mit unglaublicher Raschheit ihren Verlauf hat, und diese je näher zur Mündung zunimmt. Höchst wichtig sind diese Resultate für den Versuch einer wieder zu eröffnenden Indusschifffahrt. Selbst für Dampfschifffahrt haben sich die Aussichten auf dem Indus als möglich erwiesen, seitdem man oberhalb Attock, nur 16 Stunden fern von dieser Feste, in den Bergen von Cohat, reichhaltige Steinkohlenlager entdeckt hat, also am Nordende aller möglichen Schiffbarkeit des Indus wie in der Nähe seiner Mündung in Kutsch am Südende.

Etwa 44 Meilen vom Meere beginnt die Stromscheidung des Ganges in mehrere Arme oder sein Deltaland. Der westlichste Arm nimmt einen zweiten Arm auf und bildet mit ihm den Hugly, den einzigen der Gangesarme, welcher gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden kann, obgleich

seine Wassermasse nur $^{1}/_{4}$ so groß als die des östlichen Armes ist. Der Hugly durchströmt die Stadt Kalkutta, seine Mündung bildet den Hafen derselben. Der östlichste Gangesarm, welcher den Namen Ganges beibehält, theilt sich wiederum in unzählige andere, welche viele hundert Inseln einschließen und bis auf den östlichsten unschiffbar sind, früher aber schiffbar waren. Der östlichste Arm nimmt, 8 Meilen vom Meere, den Brahmaputra auf; beide vereint bilden unter dem Namen Padda oder Megna das größte Süßwassermeer der alten Welt. Der Ganges ist periodischem Anschwellen unterworfen, welches durch die Schneeschmelze im Himálaya und besonders durch die während der nassen Monsune fallenden Tropenregen hervorgebracht wird. Es beginnt im Monat Mai; Ende Juni ist die bengalische Ebene zwischen Ganges und Brahmaputra in ein großes Süßwassermeer verwandelt, aus welchem die Dorfschaften und Städte mit ihren durch unzählige Dämme geschützten Umgebungen wie Inseln hervorragen. Mitte August erreicht der Strom seine größte Höhe, welche 9—10 Meter über dem gewöhnlichen Wasserstande beträgt. Mit Anfang Octobers, wenn die Regen aufhören, beginnt das Sinken des Stromspiegels, und im November ist er wieder auf seine gewöhnliche Höhe gefallen. Die Schiffbarkeit des Ganges beginnt schon 40 Meilen oberhalb Benares; sie belebt den so wichtigen Binnenhandel des centralen Hindostan, welcher in Behar und Bengalen allein über 30,000 Matrosen bei der Binnenschifffahrt beschäftigt. Mit der Flut segeln die Seeschiffe 50 Meilen landeinwärts. Der Ganges ist der heiligste Strom der Hindus: mit seinem Wasser treibt man einen beträchtlichen Handel durch ganz Hindostan; und jeder Mensch, der sich vor seinem Tode in dem Ganges gebadet oder mit dessen Wasser gewaschen hat, wird für glücklich gehalten.

302. Die Hindus im Vergleich zu den Europäern.

(Nach W. Koner, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Was die Race angeht, so sind die Hindus als zur sogenannten kaukasischen gehörig betrachtet worden und sogar zu derselben Familie dieser Race, wie die Weißen Europas. Aber die einzigen Puncte, in welchen sich eine Aehnlichkeit zwischen Europäern und Hindus entdecken läßt, sind die ovale Form des Gesichtes, die Gestalt des Kopfes und Spuren von einer gewissen Gemeinsamkeit der Sprache. In jeder andern Rücksicht sind die Gegensätze unvergleichlich mehr durchgreifend, als diese Aehnlichkeit. Der Europäer ist weiß, der Hindu dunkelgefärbt. Der Europäer, und er allein unter allen Racen, zeigt eine unendliche Mannigfaltigkeit der Farbe

des Haares vom Flachsfarbenen bis zum Schwarz, und eine große Verschiedenheit in der Farbe der Iris, vom Hellblau oder Grau bis zum Dunkelbraun; beim Hindu dagegen ist die Farbe des Haares stets schwarz und die Farbe des Auges stets dunkelbraun. Der Europäer ist größer als der Hindu, kräftiger und mehr ausdauernd. Selbst in den ersten Stadien der Civilisation hat der Europäer eine Festigkeit, Ausdauer und einen Unternehmungsgeist gezeigt, welcher auffallend mit dem schwachen, langsamen und unentschlossenen Charakter des Hindu contrastirt. Drei indische Seeleute werden kaum die Arbeit Eines englischen Matrosen thun, und drei Bataillons Sipahis würden nicht ein einziges Bataillon von Europäern ersetzen. Wenn man gar die Geschicklichkeit in Anschlag bringt, welche zu irgend einer besondern Beschäftigung erforderlich ist, so sieht man den Europäer befähigt, sich mit verbesserten Instrumenten zu helfen, während der Hindu dies weder kann noch will, und dann scheint die Verschiedenheit noch größer. Rücksichtlich der physischen Kraft und der ausdauernden Arbeit steht ohne Frage der Hindu nicht nur dem Europäer nach, sondern auch dem Araber und Perser und namentlich dem Chinesen.

Im Allgemeinen aber besitzt der Hindu mehr Beweglichkeit als der Europäer, und seine Schnelligkeit wird durch die Leichtigkeit seines Körpers unterstützt. Die Hindus sind, bis zu einem merkwürdigen Grade, die besten Läufer, Ringer und Kletterer in ganz Asien. Darin können Araber, Perser und Chinesen nicht mit ihnen verglichen werden. Daraus folgt, daß sie als gemeine Matrosen weit geschickter und auch nützlicher sind, als irgendwelche aus einer andern Nation; indeß ein gewisser Mangel an Festigkeit und Geistesgegenwart macht, daß sie sich eben so wenig zu Officieren eignen als zu Steuermännern, und in letzterer Beziehung sind z. B. die Eingeborenen aus den Philippinen ihnen so vorzuziehen, daß dieselben, wo sie irgend zu haben sind, stets mit Ausschließung aller Hindus verwendet werden. Einen Hindu kann man nicht für eine längere Zeitdauer zu irgend einer körperlichen Anstrengung treiben, ohne daß Mißlingen oder Erschöpfung die Folge wäre.

Obwohl die gemeinsamen Grundzüge der physischen und intellectuellen Eigenthümlichkeit unter den Hindus im Allgemeinen deutlich hervortreten, so bestehen doch viele Varietäten, ja, vielleicht mehr als unter den Völkern Europa's. Dieses Abweichen hat man der Verschiedenheit der geographischen Breite und dem Klima sowie der Nahrung zugeschrieben, und namentlich behauptet, daß die Bewohner des Südens, deren Hauptnahrung in Reiß besteht, kleiner und schwächer als die des Nordens seien, deren hauptsächliches Brodkorn Weizen und Hirse ist. Die Erfahrung zeigt aber, daß diese Meinung unbegründet ist. Die Quantität und nicht die Qualität der pflanzlichen Nahrung ist es, was in Indien von größerem Einflusse ist; und man darf sagen, daß in Hindostan im Allgemeinen in der physischen Entwickelung ein größerer

Unterschied zwischen den wohlhabenderen Classen und den Armen besteht, als in irgend einem andern Lande. Die Hindus der höheren und bevorzugten Classen sind fast durchweg größer, stämmiger und hübscher, als die armen und niederen Classen. Selbst der unachtsamste Beobachter muß bemerken, daß die militärische, mercantile und namentlich die priesterliche Kaste über der gemeinen arbeitenden Bevölkerung steht. Es ist eine allgemeine aber irrige Ansicht, daß die Hindus fast nur von Pflanzenkost leben; die in der Diät strengsten Hindus genießen viel Milch und Butter; Fische werden in der Nähe der Seeküsten und der Flußufer überall in Menge gegessen; und kein Indier hält diese Ernährungsweise für verwerflich, außer den Bewohnern des Innern, welche sich diese nicht verschaffen können. Selbst Fleisch wird von den meisten Hindus gelegentlich gegessen, und sie enthalten sich desselben mehr wegen Mangels an Mitteln, als wegen ihrer religiösen Bedenken. Wo die Nothwendigkeit zwingt, gestattet auch die Religion jede Art von Nahrung, und in einer Hungersnoth wird selbst ein Brahmine Hundefleisch essen.

In Betreff der intellectuellen und moralischen Eigenschaften der Hindus kann man die besser erzogenen Classen, und nur aus dem Charakter dieser darf man einen einigermaßen gültigen Schluß ziehen, ohne Bedenken ein böses, schlaues und scharfsinniges Volk nennen. Rücksichtlich des gesunden Menschenverstandes stehen sie offenbar unter den Chinesen; rücksichtlich der Kraft und Männlichkeit der Seele unter den Arabern, Persern und den tatarischen Mohammedanern, durch deren Heere sie überfallen und besiegt worden sind. Mit den europäischen Völkern sind sie gar nicht zu vergleichen, weil der Abstand zu groß ist, um irgend eine Parallele zuzulassen. Die Gebiete, in denen ihre intellectuellen Fähigkeiten am vortheilhaftesten erscheinen, und für die sie am geeignetsten sein mögen, sind die Verwaltung der Justiz und der Finanzen, sowie solche Handelszweige, zu denen nicht umfassende Kenntnisse und kühner Unternehmungsgeist erforderlich sind.

Der moralische Charakter der Hindus ist ein Ergebniß von vielleicht Tausenden von Jahren der Anarchie und Unterdrückung. In einem solchen Zustande erstirbt jede Spur von Biederkeit, Rechtschaffenheit oder Freimüthigkeit, und daher kann man diese Eigenschaften unter den Hindus kaum nachweisen. Raubsucht, Gewaltthätigkeit, Betrug und Ungerechtigkeit charakterisiren den eingeborenen Herrscher; und das Volk ist reichlich versehen mit den üblichen Waffen der Vertheidigung, nämlich mit Falschheit, Kunstgriffen, Rechtsverdrehung und List. Richterliche Ungerechtigkeit ist in Indien vielleicht in ausgedehnterer Weise üblich als in irgend einem Lande der Welt. Sir William Jones, welcher oft ihr entschiedener Lobredner ist, sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß eidliche Aussagen über jede denkbare Thatsache in den Straßen und Märkten Kalkutta's eben so leicht zu haben seien wie jeder andere Handels-Artikel; und in Betreff der Eide fügt er hinzu, daß, wenn man selbst die allerbindendste Form für die Gewissen der Menschen finden

könnte, doch wenige Hindu-Gewissen durch dieselbe gebunden werden würden. Zu den besseren Eigenschaften der Hindus kann man Mäßigkeit, Geduld, Gelehrigkeit und selbst Fleiß zählen.

Die Hindus unterscheiden 4 Hauptkasten: Brahminen, Kschatrijas, Vaiçjas und Sudras, von welchen jede verschiedene Neben- oder Zweigkasten hat. Die Brahminen entsprangen dem Munde Brahma's — ein untrügliches Zeichen ihrer geheiligten, erlauchten Abkunft! Sie bilden die Priesterkaste. Die Kschatrijas gingen aus dem Arme, die Vaiçjas aus den Schenkeln und die Sudras aus den Füßen des Gottes hervor. Zu ersteren gehören König, Statthalter, Krieger; zu den Vaiçjas die Ackerbauer und die Handel- und Gewerbetreibenden, und zu den letzteren, den Sudras, alle noch niedrigeren Unterkasten, die Knechte der andern. Unter diesen 4 Kasten steht noch die zahlreiche Kaste der Parias, der „Auswurf der Menschheit, die Menschen der Schande und Erniedrigung" nach Hindubegriffen, mit denen keiner der übrigen zu schaffen haben will, deren bloße Berührung schon einen Kastenbruch zur Folge hat.

Brahma, der große Vater, der Herr der Geschöpfe, der „Schöpfer", wird als ein Mann mit 4 Köpfen und Armen, auf einem Schwane reitend, dargestellt. In einer Hand hält er einen Theil der heiligen Gesetzbücher, in der andern ein Gefäß mit Wasser, die dritte ist schützend aufgehoben und die vierte gebend ausgestreckt. Wischnu wird als ein blauer Mann, auf einem Fische reitend, dargestellt. Er hält in seinen 4 Händen eine Keule, eine Muschel, ein Schwert und eine Wasserlilie. Er wird als der „Erhalter" des Weltalls verehrt. Shiwa, der „Zerstörer" der Menschheit, erscheint als ein silberfarbiger Mann mit 5 Köpfen und 8 Händen. Er hat ein drittes viereckiges Auge auf der Stirn, Schlangen in den Ohren und ein Halsband von Schädeln. Am Ende jeder der 4 Yoogas ertränkt er die Erde und gestaltet sie von Neuem, weßhalb er auch „Wiedergestalter, Wiedererzeuger" genannt wird. Diese drei haben 330 Millionen anderer Gottheiten erzeugt, von welchen viele in kaum geringerer Verehrung stehen als die Schöpfer selbst.

303. Kalkutta.

(Nach C. von Sydow, Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Kalkutta (d. i. die Wohnung der Göttin Kali) erstreckt sich 1½ Meile an dem linken Ufer des Hugly, eines Armes des Ganges (s. S. 284), da, wo noch im J. 1717 nur zwei Dörfer zwischen Sümpfen und Wäldern standen. Gegenwärtig wird von Kalkutta aus fast ganz Indien und überdies die öst-

liche Küste des Meerbusens von Bengalen beherrscht. In zweistündiger Fahrt gelangt man aus dem „weißen" Stadtviertel, der eigentlichen Stadt der Paläste, durch die Bazarstadt in unabsehbare dorfartige Vorstädte mit Bambus und Palmhütten. Zuletzt werden diese Hütten und die in den Gärten versteckten Landhäuser immer sparsamer und endlich führt eine breite Allee von Teak, Tamarinden u. s. w. durch ein üppiges Land, in welchem hohe Mais- und Ricinusfelder, einzelne Reisfelder und Betel-Plantagen mit Kokos- und Areka-Palmen wechseln, zu dem Park von Barrakpur und dem Sommerhause des Gouverneurs.

Die Wohnungen der Europäer sind sehr geräumig und nach europäischen Ansprüchen bequem eingerichtet; aber die Wände entbehren fast allen Schmuckes in Bildern, zunächst deswegen, weil sie durch die Feuchtigkeit sehr leiden, wie in Bombay; selbst Bücher sind oft nach mehreren Jahren von Insecten und Würmern durchbohrt. Um die freie Luft im Schatten genießen zu können und zugleich das Einfallen der Sonnenstrahlen in die Zimmer möglichst zu beschränken, läuft um jedes Haus, meist in jeder Etage, jedenfalls aber an der obersten, die „Verandah" (aus dem hindostanischen bara mahda, d. h. großer Gang, große Passage). Ungeachtet der bedeutenden Gehalte der Beamten und der günstigen geschäftlichen Verhältnisse ist Kalkutta eine Stadt ohne besondern Reiz des Aufenthaltes, ohne Theater, Concertsaal, Park u. s. w. Das mörderische Klima hat daran einen nicht geringen Antheil. Da das Aufblühen der Stadt verhältnißmäßig sehr neuen Datums ist, so fehlt auch alles indische Monumentale; die Hindutempel und die Moscheen sind klein, nur für die Bewohner der nächsten Umgebung bestimmt. Von Interesse dagegen sind die Bazars durch die Mannichfaltigkeit indischer Producte, die sich hier anhäufen. Auch die Oberfläche des Hugly-Stromes ist stets mit Tausenden von Fahrzeugen bedeckt, die vorzüglich Marktgegenstände und Getreide bringen. Bei solchem Verkehr sind die hier vorkommenden Stürme, Cyclone, besonders durch den Einfluß der Ebbe und Flut, so verderblich, daß z. B. bei einem Sturme 1867, und zwar bei großentheils tiefer Ebbe, 400 Fahrzeuge verloren gingen und über 600 Menschen auf dem Flusse um's Leben kamen.

In hohem Grade lehrreich ist der Besuch des sehr starken Forts, dessen volle Vertheidigung auf 25,000 Mann und 619 Geschütze berechnet ist, der Geschützgießerei, des Artillerie-Depots, der Münze, des Museums, des botanischen Gartens und verschiedener Lehr-Anstalten, Alles mehr oder minder Schöpfungen der Neuzeit, aus denen die Klugheit und Macht der britischen Herrschaft, nicht aber die Nationalität des indischen Volkes und seiner großen Vergangenheit spricht. Diese zeigt sich in dem bunten Treiben des Bazars oder an dem Hugly-Strome, den ein Mastenwald von Kriegs- und Handelsschiffen aller Nationen der Welt bedeckt, den Tausende kleiner, graziös gebogener Boote durchschneiden, oder der in der Frühe von Badenden wimmelt

und Abends nach dem schnellen Untergang der Sonne auf dem Corso, dem Rendezvous der ganzen haut-volée, oder in der minder schönen Native-town, wo der Eingeborene das halbe Leben auf den flachen Dächern seiner ein- oder zweistöckigen Häuser in patriarchalischem Familienvereine zubringt oder sich an Musik, Tanz und harmlosen Scherzen ergötzt. Das Moharrem-Fest der Mohammedaner zeigt die belebtesten Scenen eines heiteren Volksfestes.

304. Benares, die Brahmanenstadt.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Benares, Varanaschi im Sanskrit, von den zwei Flüßchen Varna und Naschi, die hier zum Ganges münden, ist die große Brahmanenstadt, welche Kasi, d. i. die Glänzende, in dem Ramayana heißt und wirklich für eine der schönsten Städte Indiens gelten kann. Wie einförmig und arm ist im Vergleich damit Kalkutta, welches von den Engländern so oft gepriesen wird, weil man dort Alles, was zum heimatlichen Comfort gehört, zur Genüge finden kann! Benares ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges bildet, die heiligste Stadt der Hindus, der uralte Sitz der Brahmanenschulen, die früher über 5000 Studenten zählten. Ungeachtet Kaiser Aurengzeb in der Mitte der Stadt am heiligen Ganga durch stolzen Aufbau einer Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über das Gesetz Manu's zu feiern versuchte, so blieb der niedere Mahadeotempel mit den zahllosen geweihten Stellen seiner Umgebungen doch der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt, der früher jährlich, zumal an den hohen Festen, von Hunderttausenden bewallfahrtet worden sein soll. Gegenwärtig gehören für jeden Pilger 15 Tage dazu, um alle Ceremonieen, wie an der Kaaba zu Mekka, so im Tempel des Mahadeo vorschriftsmäßig zu vollenden und vollkommene Reinheit von Sünden zu erlangen. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Reiche und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden und zahlen die größten Spenden und Almosen an die Heiligenschreine, die Priester und Arme. Viele Rajas, noch regierende, oft nur appanagirte und verarmte, unter denen auch der Raja von Benares selbst aus dem Timuriden-Hause, haben hier Klöster für Brahmanen und Fakirs angelegt, unterhalten auch Gesandte, die an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer erfüllen, um selbst selig zu werden. Daher sind die Gangesufer in Benares überall mit Prachttreppen aus Marmorquadern versehen, um bequem zum Strombade hinabzusteigen, mit Gärten und Alleen bepflanzt, für Pilger und Brahmanen zur Haltung der Gebete, zu Almosenvertheilung, zu Opfern und Abwaschungen. Kein Ufer ist wie dieses so mit unzähligen Prachtwerken zur Ehre der Götter bebaut, voll Tempel, Pagoden, Hallen,

Badeplätzen, Pavillons u. s. w. Alle Ländereien sind je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer, oft von ungeheuren Preisen, weil die Prinzen und Reichen manchmal vor ihrem herannahenden Tode sich noch beeilen, durch einen Prachtbau hier eine Stelle im Himmel zu erringen. Die gelehrten Priestercollegien und Schulen, in denen das Brahmanengesetz im Sanskrit gelehrt und commentirt wird, sind wichtig für die Bewahrung der einheimischen Kenntnisse und Literatur. Die Künste und Wissenschaften Indiens haben hier ihren Hauptsitz, Gewerbe mancherlei Art, zumal Gold- und Silberarbeit, feine Weberei und solche von kostbaren Gold- und Silberstoffen, die weit verschickt werden, dann der Handel, dem die Messen und das Pilgerwesen in allen Weltgegenden so günstig waren, sind hier blühend. Die Stadt ist außer den einheimischen Großen auch der Sitz vieler fremden Fürsten und Reichen mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, die auf geweihtem Boden dem Ende ihres Lebens entgegensehen, wie die Juden in Jerusalem. Aber noch größer ist die Zahl der Glücksritter, Abenteurer, Büßer, der Lahmen, Blinden, Aussätzigen, Krüppel, der frechsten und unverschämtesten Bettler aller Art, von dem Brahmanen an bis zu den niedrigsten Kasten, welche die Straßen und geweihten Orte förmlich belagern und ihrer Zwecke bei den großen Almosenspenden so vieler reichen Sünder gewiß sind.

Uebrigens ist Benares als Stadt in seinen Gassen so eng und winkelig gebaut, daß Europäer, die nur in Sicri, einer der Vorstädte, wohnen, mit ihren Equipagen in derselben keinen Eingang finden können, kaum daß der Reiter sich durch das Gedränge des Volkes, der Bettler, Kranken und Pilger, die vor unzähligen Fakirshäusern mit fratzenhaften Idolen und Klingklang schlechter Musik haufenweis stehen, hindurchwinden kann, während Affenschaaren, die man als heilige Thiere gewähren läßt, die Dächer bespringen, und heilige Stiere, denen kein Leides in ihrer Freiheit geschieht, überall die an sich schon engen Gassen durch ihren langsamen, feierlichen Schritt noch mehr beengen. In diesen engen Gassen erheben sich die Häuser, um kühl und schattig zu sein, bis zu fünf und sechs Stock Höhe mit den seltsamsten Architekturen, Vorsprüngen, vielen zierlich in Holz geschnitzten Galerieen, welche alle Stockwerke umlaufen, oben mit Terrassen, unten aus großen Quadern massiv und schön aufgebaut und reich bemalt, überall wo die (12,000) hohen, massiven Häuser stehen, wohlhabend, aber in den Quartieren mit den (16,000) Häusern, die nur aus Erde mit Palm- und Rohrdächern aufgerichtet sind, von ärmlichem Ansehen. Die Zahl der Moscheen ist ein Drittel von der der Hindutempel, doch sollen gar manche bei dieser Angabe wegen ihrer versteckten und isolirten Lage übersehen sein.

305. Lucknow.

(Nach E. von Sydow, Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien, und W. Hoffmeister, Briefe aus Indien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das in hohem Grade fruchtbare, nur 1100 □-Meilen große Königreich Audh, von 3 Millionen Menschen bewohnt, wurde bis 1856 von einer Königsfamilie mohammedanischen Glaubens beherrscht, welche bereits seit 1819 im selbständigen Regimente so beschränkt ward, daß sie nur noch in dem pomphaften Titel „Vater des Sieges", „Wiederhersteller der Religion", „Beschützer der Sterne" u. s. w. und in dem ausschweifendsten Luxus Ersatz suchte, bis denn die vollständige Annexion auch der Schatten-Regierung ein Ende gemacht hat. Obgleich man in Lucknow (die Engländer sprechen: Lackno) beim Betreten der von Lehmhütten gebildeten Straßen keinen Unterschied gegen andere indische Städte gewahrt, so öffnet sich doch ein ganz anderes Bild, wenn man mehrere Thore, stattliche Reihen zweistöckiger Backsteinhäuser und endlich das Hauptthor passirt hat. Hohe, im hellsten Stuck glänzende Häuser europäischer Construction umfassen breite, von buntem Volksgewühl belebte Straßen, zahlreiche Moscheen mit zierlichen Minarets und vergoldeten Kuppeln wechseln mit Palästen arabischen Stils, feenhafte Gärten mit Schlössern und Tempeln reihen sich bis in weite Ferne hin an den reichen neuen Stadttheil und zeigen ihn unstreitig als die schönste Stadt ganz Indiens. — Längs des von einer eisernen und einer großen steinernen Brücke überspannten Gumty-Flusses führt eine Straße durch drei große „Rumie-Durwaza", d. h. römische Thore, in den reichsten Stadttheil, und hier ist es vor Allem das Grab des ersten unabhängigen Herrschers Asoph ud Daulah (1775—1797), welches — von ihm selbst erbaut — die Blicke auf sich zieht durch das einfache Weiß seiner Wände, die Proportionen seiner Thürme und die Anmuth seiner Minarets und Säulengänge. Denn auf die Gräber verwenden die reichen Moslems große Summen. Die Wohnungen der Lebenden mögen schmutzig und unwohnlich sein, wenn nur die der Todten prächtig ausgestattet sind. Durch den von Karawanserais und zwei schönen Thoren eingeschlossenen, mit duftenden Garten-Anlagen und plätschernden Fontainen in Marmorbassins gezierten Vorhof tritt der Staunende zu einer breiten Treppe, welche zu dem Plateau des Hauptgebäudes führt. Dasselbe wird umfaßt von einer gewölbten Vorhalle, welche zwei über einander liegende Säulenhallen trägt und in den Ecken von luftigen Minarets und Thürmchen überragt wird. Aus der Vorhalle tritt man in den gewölbten Hauptsaal. In dessen Mitte strahlt in Gold und Silber das prächtige Grabmal. Dieser innere Raum hat bei dem maßlosen Aufwande von edlem Metall, Perlen, Edelsteinen und Allem, was nur Morgen- und Abendland an Kostbarkeiten liefern kann, doch mehr das Ansehen eines Bazars als einer Ruhestätte für Todte. Die verschiedenartigsten Glaskuppeln, Kronleuchter aus buntem

Glase u. s. w. stehen bunt durcheinander, dazwischen Tropäen von Schwertern und andern Waffen zusammengestellt; ein paar Tiger aus grünem Glase sind ein Geschenk des Kaisers von China; ein silbernes Pferd mit Flügeln, einem Pferdekopfe und einem Pfauenschwanze wird für das Pferd ausgegeben, welches dem Propheten vom Himmel herabgeschickt wurde. Unter den vielen Vasen, Bronzefiguren, Marmorstatuen, Plänen der Stadt und der Paläste, auf Goldgrund gemalt, und tausenderlei Spielereien findet man mit Mühe die Gräber des Königs und seiner Gemahlinnen heraus, an denen ein Ueberfluß von Filigranarbeit großer und kleiner Edelsteine und Perlen verschwendet ist. Die großen Nebensäle sind quadratisch mit Kuppeln und Balcons versehen, und einer derselben enthält ein Modell vom Grabe des großen Propheten, in Gold und Silber gearbeitet. Zur Rechten des Hauptgebäudes erheben sich leichte Vorbaue mit Thürmen und Säulengängen, und eine Moschee mit zwei Minarets und drei Kuppeln beschließt den überraschenden Eindruck, wenn auch Einzelheiten die Harmonie durch Fremdartiges und Lächerliches stören, wie das fast bei jedem indischen Prachtbau anzutreffen ist.

Der König residirte abwechselnd in den verschiedenen Palästen, und in seinem aus mehreren Gebäuden unregelmäßig zusammengestellten Hauptschlosse entfaltete sich Reichthum und Pracht in unübersehbarer Fülle, ja, der von Gold und Edelsteinen blitzende Thron hatte einen Werth von mehr denn 4 Millionen Thalern. Das Jagdschloß des Königs erhebt sich in arabisch-englischem Stile, aber seine lustigen Zimmer sind ebenso überladen mit europäischen Bildern, Möbeln und Luxus-Artikeln aller Art, wie die leichten Lusthäuser in dem blumen- und wasserkunstreichen Padischah- oder Sultans-Garten. Die Wasserkünste sind auf eine höchst geschmacklose Weise modernisirt, da sieht man Soldaten in rother Jacke, Schäfer, Hunde, Löwen auf die wunderbarste Weise zum Wasserspeien angewendet. Großartig dagegen waren die königlichen Ställe für 200 der kostbarsten Pferde, für die Elephanten und zu den Thierkämpfen bestimmten Rhinocerosse, während in andern Gebäuden, zu Kampf oder Jagd bestimmt, Tiger, Löwen, Gazellen, Hyänen, Leoparden, Luchse und vielerlei anderes Gethier untergebracht waren. Ein schauderhaftes, aber bei Damen und Herren nichts destoweniger beliebtes Schauspiel sind die Thierkämpfe. Der letzte König von Audh hielt 16 starke Tiger in seiner Menagerie, bestimmt zu Kämpfen mit Büffeln und Bären aus dem Himálaya. Auf einer weiten Ebene am kleinen Gumty-Flusse ist ein Kampfplatz eingerichtet, auf welchem Schafböcke, Antilopen und Elephanten als Kämpfer auftreten. Der Elephantenkampf ist der großartigste von allen. Die Thiere werden durch Gewürze und Branntwein in einen Zustand der Wuth versetzt, dann zwei gegen einander geführt. Nachdem sie lange einander gegenüber gestanden, nehmen sie einen kurzen Anlauf, fahren mit fürchterlicher Heftigkeit gegen einander und schieben sich in einem gewaltigen Ringkampfe mit den Zähnen und den verschlungenen Rüs-

feln auf und nieder, daß der Boden zittert. Der Stärkere drängt den Schwächern rückwärts, treibt ihn zuletzt in die Flucht, verfolgt den Flüchtigen in vollem Trabe und beißt ihm oft, wenn er ihn erreicht, den Schwanz ab, wenn nicht, um das zu verhindern, Raketen und Schwärmer zwischen sie geworfen werden. Es kommt vor, daß der Flüchtling zuletzt eine rasche, unvermuthete Wendung nach dem Flusse nimmt, und die Zuschauer, die nicht mehr entfliehen können, sich ins Wasser retten. Auch Kameele werden in Wuth versetzt und zum Zweikampf gereizt; ihr Ringen mit Hals und Beinen soll höchst lächerlich anzusehen sein; es gelingt aber nicht immer, sie dazu zu vermögen, trotz alles Hin- und Herzerrens mit Stricken. Die Kämpfe der Antilopen, wobei die zierlichen Thiere mit den Hörnern sich gegenseitig den Kopf seitwärts zu drehen suchen, benutzt man auch, um vermittelst der zahmen Antilopen die wilden zu fangen, indem man an den Hörnern des zahmen Bocks eine Schlinge mit Bleigewicht befestigt. Bei dem Kampfe verwickeln sich die Hörner des wilden darin; der zahme aber steht still, sobald er merkt, daß die Schlinge zugezogen ist und hindert die Flucht der gefangenen Antilope.

---

306. Delhi, die Mogulresidenz.

(Nach E. von Sydow, Reise des Prinzen Waldemar von Preußen, und W. Hoffmeister, Briefe aus Indien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die einst größte Stadt Hindostans, der Neid der Welt, liegt auf felsiger Hügelreihe ausgebreitet, am rechten Ufer der Djumna. Die heutige Stadt Delhi steht auf den Trümmern von Indraprastha, der Hauptstadt des alten, vor mehr als 3000 Jahren gegründeten Reiches Kuru, welches die Volkssage als den Ursitz des Hindustammes bezeichnet. Als Residenz der Moguls zählte Delhi einst zu den größten Städten der Erde und hat gegen Ende des 17. Jhrhdts. London an Größe und Einwohnerzahl bedeutend übertroffen; heute ist die Einwohnerzahl auf 162,000 herabgesunken. Schah Allum II. war der Letzte in der Reihe der regierenden Groß-Moguls; seit 1803 ward sein Regiment auf den engen Kreis der Burg und des Palastes beschränkt, der bedeutungslos gewordene Titel „König der Könige" aber als Entschädigung gewährt. Die Ereignisse des J. 1857 (ein Aufstand der Sipahis) veranlaßten aber die Einziehung auch des Titels eines Mogul-Kaisers. So sehr wie nun auch Delhi's Glanz verblaßt ist, so ist es doch noch der Sitz vieler Großen und Reichen des Landes und ein wichtiger Mittelpunkt für Handel und Industrie, und aus den weiten Flächen zerstreuter Schutthügel ragt noch manches Denkmal aus der Blütezeit hervor. Es gibt hier Monumente reichlich eben so interessant, als die Pyramiden. Noch steht die

von Schah Jehan (1627–1656) errichtete, 1½ Meile lange, 9 Meter hohe Stadtmauer mit den sieben kolossalen, prächtigen Thoren, von den Engländern mit Bastionen versehen; noch steht am Nordende der Residenz-Palast Jehanabad, auf drei Seiten mit 18 Meter hohen Mauern aus rothen Sandsteinquadern und tiefem Wassergraben umgeben; in einer Marmorhalle des dritten Hofes stand ehemals der Pfauenthron des Groß-Moguls. Noch erhebt sich unter der Last prachtvoller Verzierungen in der Mitte der heutigen Stadt die Djumna-Moschee, als großartigste der vierzig Moscheen Delhi's, und noch strebt, als höchste Säule der Erde, der (1193–1220 errichtete) Kutab Minar bis zur Höhe von 80 Meter empor. Dieses großartige Monument erhebt sich in vier Stockwerken, eingefaßt von einer kunstvoll durchbrochenen Galerie; der kannelirte Schaft von rothem Sandstein und weißem Marmor ist mit Koran-Sprüchen bedeckt und hält unten 19 Meter im Durchmesser, und den Kopf bildet ein kleiner, auf acht Säulen ruhender Dom, zu welchem eine Wendeltreppe von 387 Stufen hinauf führt. Der Kutab steht zwischen den Resten einer riesenhaft angelegten und deshalb unvollendeten Moschee, so wie inmitten uralter Buddhisten- und Brahmanenbauten. In einem der Höfe steht ein mit Sanskrit-Inschriften versehener und aus Metall gegossener Pfeiler, 13 Meter über der Erde und eben so tief darin vergraben: ein Denkmal des grauesten Alterthums. Timur Lenk ließ eine Kanone dagegen abfeuern; die Kugel ließ eine Spur zurück, ohne die Säule zu verletzen. Nach einer anderen Sage soll der Zerstörer Schah Nadir in seinem Zorn die tiefe Beule mit der Axt geschlagen haben. Von der eisernen Galerie des Kutab aus überschaut man mit einem Blick das bis zum Horizont ausgedehnte Ruinenfeld dieses indischen Roms, wo einst die Moscheen, Paläste, Pavillons, Bäder, Lustgärten und Mausoleen der Kaiser, ihrer Gemahlinnen und der Großen ihres Reiches prangten, und unter diesen Trümmern zählt man noch heute nicht weniger als 160 Kuppeln und Thürme. Die Stadt Delhi mit ihren blendend weißen Marmordomen und die dahinten im grünen Thalgrunde strömende Djumna begrenzten das düstere Bild.

Die Herstellung eines meilenlangen Aquäducts, um Delhi mit Trinkwasser zu versehen, mag wohl vom Frohndienst und von Anwendung geraubter Schätze unzertrennlich gewesen sein; jedenfalls verdient die Art der Ausführung hohe Anerkennung. Sie beginnt 70 engl. Meilen oberhalb der Stadt und ungeachtet großer Niveauverschiedenheiten, die durch Felsendurchbrüche und gemauerte Aquäducte zu überwinden waren, wurde der Stadt ein Strom von 8 Meter Breite und 6 Meter Tiefe zugeführt.

307. Nepal.

(Nach E. von Sydow, Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien.)

Nepal oder **Nipal**, ein reiner Gebirgsstaat der südlichen Himálaya-Terrassen vom Kali- bis nahe zum Tista-Flusse, bildet in jeder Beziehung eine Uebergangsstufe zwischen indischer und tibetanischer Natur, zwischen hindostanischen und tibetanischen Völkern und den Bekennern des Brahma oder Buddha; es hat aber auch seiner abgeschlossenen Lage eine eigene Geschichte und gewisse Selbständigkeit zu verdanken. Im Jahre 1815 ging Alles westlich des Kali an die Briten verloren; in dem nun beschränkten Nepal aber erhielt sich die Dynastie der Gorkhas bis heute in Selbständigkeit, wenn auch in der Anwesenheit eines britischen Bevollmächtigten am Hofe von Katmandu, unter dem Schutze einer Compagnie britischer Soldaten, eine gewisse Ueberwachung nicht zu verkennen ist.

Das Thal von **Katmandu** zählt auf kaum 16 □-Meilen in 250 Ortschaften allein 270,000 Einwohner, also beinahe 17,000 auf einer □-Meile, während in den Nachbarthälern zusammen genommen auf größerem Raume nur 150,000 Menschen leben. Fast in seiner Mitte liegt die schöne Stadt mit ihren bunten Tempeln, zierlichen Häusern und prächtigen Gärten voll Orangen-, Pflaumen- und Kirschbäumen und rund herum der majestätische Gürtel hoher Waldberge, über denen die riesigen Häupter des Himálaya mit weit leuchtender Schnee- und Eisdecke thronen. Die Menge Tempel mit ihren ausgeschweiften Dächern und tausenderlei Schnörkeln tragen schon chinesisches Gepräge, und am großartigsten verräth sich die Mischung von indischem und chinesischem Geschmack an dem Durbar, an dessen massigen Mauern dicke, kegelförmige Säulen lehnen, während die Ecken in chinesische Thürmchen auslaufen und Alles von Bild- und Schnitzwerk in den phantastischsten Formen überladen ist, auch die Drachen-Figuren schon eine hervorragende Rolle spielen. Eine freistehende Säule im Garten des Ministers, deren domförmige Krone auf 222 Stufen erstiegen wird, gewährt einen unvergleichlich schönen Blick auf das Thal, welches, in eine Menge niedriger Cultur-Terrassen zerlegt, den Eindruck eines großartigen, grünenden und blühenden Amphitheaters macht. Dicht bei Katmandu steht auf terrassirtem isolirtem Berge der Tempel von Sambunath, eine ganze Burg nach einander zusammengebauter Heiligthümer. Dreihundert in den Fels gehauene Stufen führen zur höchsten Spitze und zu dem ältesten Buddha-Tempel, auf dessen glockenförmiger Backsteinmasse ein vergoldeter Aufsatz weithin strahlt.

Das vier Meilen breite und eben so lange Thal von Katmandu liegt 1300 M. hoch und zeigt besonders europäische Culturen in fast allen europäischen Küchengewächsen, doch bei reicher Bewässerung, im Schutze hohen Bergkranzes, kommen auch Baumwolle, Reis und Zuckerrohr, Batate, Banane,

Orange und Ananas zur Reife. Die Winter-Residenz des Königs von Nepal, Noakôt, liegt tiefer wie Katmandu und in milderem Klima, so daß Reis und Zuckerrohr, Guave, Banane und Mango gedeihen. Einen schönen Vordergrund des Trisul-Ganga-Thales bildet der hohe Noakôt-Berg, von dessen Gipfel, an der Straße nach Tibet, die vergoldeten Dächer des Tempels der Mahamaya oder Bhawans weit in die Ferne leuchten. Den erhabensten Genuß aber gewährt der Weg nach Noakôt: denn wenn der 2300 Meter hohe Kaulia-Paß erstiegen ist, so liegt die 50 Meilen ausgedehnte Hochkette des mittleren Himálaya mit dem Dhawalagiri vor den Blicken ausgebreitet.

308. Das Dekhan im Vergleich zu Hindostan.

(Nach Chr. Lassen, Indische Alterthumskunde.)

Dekhan ist das Land im Süden des Vindhja-Gebirges, vom Meere im Osten und Westen umflossen; die Mitte ein Tafelland zwischen den beiden Ghat, unter welchen auf beiden Seiten ein schmaler Küstensaum liegt. Es zeigt die indische Natur in einer neuen Phase; wir sind hier ganz unter den Tropen, innerhalb deren schon der größte Theil des Vindhja liegt. Cap Comorin im Süden ist nur 8° vom Erdgleicher entfernt, die Südspitze Ceylons nur 6°. Aber die Hitze der tropischen Sonne wird an der Küste durch die frische Luft des Meeres gemildert, das vorherrschende Hochland genießt vielfach derselben Begünstigung durch seine Erhebung über dem Meere. Es tritt namentlich gegen das tiefe Hindostan ein bedeutender Unterschied der Natur hervor.

Die westlichen Ghat erstrecken sich vom Cap Comorin im S. durch das ganze Dekhan in einer Länge von beinahe 200 Meilen, mit der einzigen Unterbrechung, wo (unter 11° n. Br.) der kleine Panianifluß zur Westküste hindurchfließt. Ihre Entfernung von der Küste ist im Durchschnitt etwa 8 Meilen, nur selten ziehen sie sich bis auf 14 zurück, mitunter springen sie bis an die Küste vor. Sie bilden den Westrand des zwischen 600 bis 1000 Meter hohen Tafellandes, über welches sie noch um 300 bis 600 Meter emporragen. Sie stemmen sich wie ein Bollwerk gegen die Wolken der S.W.-Monsune und bringen dadurch die Verschiedenheiten in der Regenzeit der ihnen im Westen oder Osten liegenden Gebiete hervor. Sie sind meist reich an Tealwäldern. Ihr steiler Abfall gegen die Westküste bietet nur wenige Pässe dar; kurze Ströme stürzen sich von ihnen herab und durch den schmalen Küstenstrich zum Meere. Ihre Ostseite senkt sich dagegen allmählich auf ein zwar nicht ebenes, doch ziemlich gleichförmiges Plateau-Land, das von niedrigen Ketten durchzogen wird.

Die Kette der Ostghat ist nicht so hoch wie die westliche; in der Breite von Madras, wo ihre höchste Erhebung ist, erreicht sie die Höhe von 1000 Meter und das dahinter gelegene Hochland im Durchschnitt ebenso viel. Aus dem Tieflande führen steile und beschwerliche Pässe auf das Tafelland hinauf, welches von dem Ostfuße der Westghat stets eine sanfte Neigung nach Osten hat; die Ostghat bilden seine östliche Umwallung, durch welche die Flüsse zum Küstenlande hindurchströmen. Die östliche Kette ist jedoch offener und durchbrochener als die westliche. Die Ostghat bilden überhaupt nicht eine einzige steile Mauer gegen das Tiefland, wie die westlichen, sondern mehrere parallele, aber oft unterbrochene Gebirgszüge und geben dem östlichen Tieflande ein breiteres Uferland am Meere. Dieses ist im S. etwa 30 Meilen breit; nördlicher wird es schmaler, sobald die Ostghat mehr Zweige nach Osten abwerfen. Damit steht in gleichem Fortschritte das stetige Breiterwerden des innern Hochlandes gegen Norden, das Längerwerden des Laufs seiner Flüsse.

Das Dekhan ist zwar nicht durch hohe Bergzüge in seinem Innern getheilt und im Ganzen ein gleichförmiges Land; die Stromgebiete verursachen jedoch eine Theilung, die sich auch historisch in der vorherrschenden Trennung in kleinere Staaten ausspricht. In seinem größern Theile hat das Dekhan noch seine ursprüngliche Bevölkerung bewahrt, namentlich im Innern, wo nur die Nordwestecke arische Bevölkerung in sich aufgenommen hat. Und wie groß sind nicht im Dekhan die Gebiete, die sich von brahmanischen und mohammedanischen Einflüssen ganz oder beinahe ganz frei erhalten haben! Aus dieser Stellung erklärt es sich auch, daß im Dekhan sich manche Einrichtungen des Lebens und Bestimmungen des Gesetzes ungetrübter durch alle politischen Umwälzungen Indiens fort erhalten konnten, daß hier in den civilisirten Theilen sich indische Urstämme mit brahmanischer Cultur finden, während in Hindostan das arische Geschlecht nicht nur alle Niederungen erfüllt hat, sondern auch in die Alpenthäler und in die Berglande des nördlichen Vindhja's eingedrungen ist, und wo es nicht die älteren Bewohner ganz verdrängt, diese seinen Gesetzen und seiner Sprache unterworfen hat.

Ein weiterer, großer Contrast der beiden Theile Indiens ist der, daß Hindostan außer den Tropen, obwohl nahe an dem nördlichen Wendekreise liegt, das Dekhan unter den Tropen liegt. Das tropische Klima des Dekhans erleidet aber manche Milderung durch die Höhe über dem Meere; seine Küstengebiete im Westen werden erfrischt durch die kühlenden Luftströme des Weltmeeres, die auf der Ostküste erfreuen sich in geringerem Grade dieser Wohlthat. Es entsteht so ein reicher Wechsel zwischen den einzelnen Theilen, und Indien ist in seinem Innern ein viel mannichfaltigeres Land, als geglaubt wird.

Das Dekhan bot sich den europäischen Kriegs- und Handels-Flotten

zuerst dar, die Eroberer und Kaufleute konnten hier auf weit ausgedehnten Küsten ihre Ansiedelungen zum Handel, ihre Festen zum Schutze am leichtesten vervielfältigen, die abgeschlossenen und in ihrer Trennung vom innern Lande schwachen Staaten konnten nur einen geringeren Widerstand leisten; an der Gangesmündung lag ein mächtiges Reich dahinter, der Indus führte nicht gerade in das reiche, innere Indien hinein; es mußten sich die Europäer zuerst vorzüglich im Dekhan festsetzen und hier zuerst die Schule indischer Kriegsführung, Diplomatie und Ländererwerbung machen.

309. Madrás.

(Nach Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hoch-Asien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ungeachtet seines für den Handel so ungünstig gestalteten Meeresufers ist Madrás doch schon längst einer der Hauptsitze europäischer Herrschaft in Ostindien. Um 1620 erhielt die Ostindische Compagnie das Privilegium, ein Fort zu errichten; dieses Fort, St. George (erbaut 1641), wurde schon 1654 der Regierungssitz einer Präsidentschaft, zu der auch Kalkutta noch bis 1701 gehörte. Die Wohnhäuser der europäischen Civil- und Militärbeamten sind hier wie in Bombay sehr zahlreich, aber nicht, wie dort, niedrige Bángalos, sondern palastähnliche Villen; besonders bietet die Benutzung des festen indischen Kalks unerwartete Zierden, da er durch Glanz und Härte einen marmorähnlichen Effect erhält. Der Luxus der häuslichen Einrichtungen ist in Madrás und in Südindien im Allgemeinen nächst Kalkutta der größte; hier sind überdies die geräumigen Gebäude häufig mit Parken und Gärten umgeben, was in Kalkutta fehlt. In der Richtung von Norden nach Süden beträgt die Länge, über welche die Häuser sich verbreiten, nahezu 9 englische Meilen, die Breite an vielen Stellen über 2 Meilen.

Eine der werthvollsten Anlagen für die Bewohner von Madrás ist der Corso längs des Meeresufers, wo jeden Abend die Gesellschaft aller Stände auch aus den fern gelegenen Theilen sich vereint; es ist dies fast die einzige Gelegenheit größerer geselliger Vereinigung. Eine eigenthümliche Zierde des Corso während der Abend-Promenade bilden die Tausende leuchtender Insecten, welche während eines großen Theiles des Jahres alle Gesträuche und Bäume umschwirren. Diese leuchtenden Thiere am Lande sind nicht, wie die Infusorien des Meeres, mikroskopisch klein, sondern oft sind es Insecten von bedeutender Größe; sie leuchten nach Willkür; Geräusch macht sie verdunkeln. Ihr Licht ist so hell, daß man es ganz deutlich auch bei Tage sehen kann, und zwar zeigen sich dann auch die leuchtenden Flächen scharf begrenzt. Daß man sie bei Tage gewöhnlich nicht leuchten sieht, hängt damit

zusammen, daß sie es bei Tage unterdrücken, sofern sie nicht etwa durch eine Fruchtsäure, wie z. B. Citronensaft, gereizt werden. Auch Pflanzen gibt es, die leuchten, und zwar nicht allein durch Verwesung, wie unter günstigen Verhältnissen der Temperatur und durch Feuchtigkeit fast alle Holzarten thun, sondern während ihrer vollen kräftigen Entwicklung. — Sehr belästigend sind in Madrás und an der ganzen Koromandelküste die Muskitos, und zwar während des ganzen Jahres; im Innern der Halbinsel nimmt ihre Zahl mit der Feuchtigkeit ab. Daher sind die Betten stets von gazeartigen Vorhängen eingeschlossen, die oben eine Decke bilden und längs der vier Seiten unter die Matratze gesteckt werden (wie in Venedig). Auffallend ist, wie ungleich verschiedene Personen von den Muskitos leiden. Der längere Aufenthalt in den Tropen bewirkt, daß man nicht nur gegen die Bisse der Muskitos etwas weniger empfindlich wird, sondern daß auch die Verletzungen weniger wirken, wie sich sehr deutlich nach dem Grade der Röthung und der Geschwulst der Haut beurtheilen läßt. Im Sommer fühlt man schon in Europa bisweilen die Last schwüler Nächte sehr drückend; hier währt dies Monate lang; im Mai bis Juli ist die Luftströmung so vorherrschend Landwind, daß die Europäer während der ganzen Nacht einen kolossalen Fächer (Panlha), d. h. einen mit steifem Zeuge bedeckten, rechtwinkligen Holzrahmen (3—5 Meter hoch), der von der Decke an Seilen herabhängt, durch einen Kuli in schwingende Bewegung setzen lassen. Bei Tage werden die Pankhas fast überall in Indien während des ganzen Jahres benutzt. Auch hängt man zur Kühlung befeuchtete Matten von wohlriechendem Khaslas-Gras in die Thür- und Fensteröffnungen. Durch das Verdunsten des Wassers wird Wärme gebunden; je trockener daher die Luft, desto lebhafter ist die Verdunstung und desto größer auch die hervorgebrachte Kühlung. Dieser Effect wird in den nordwestlichen Provinzen Indiens, wo die Hitze allerdings noch größer ist, noch erhöht durch Radkasten, die in Bewegung gesetzt werden, um einen Luftstrom gegen die Khaslas-Matte zu führen.

Das Ungünstigste für Madrás ist der Mangel eines Hafens; er wird sehr unvollkommen durch eine seichte Rhede ohne allen natürlichen und künstlichen Schutz ersetzt. Bei etwas bewegter See werden größere Schiffe meilenweit vom Ufer fern gehalten, und man muß sich der flachen, aber geräumigen Boote der Eingebornen bedienen, deren Bretter nicht zusammengenagelt, sondern sehr sorgfältig und dicht mit Stricken von Cocusnuß-Fasern verbunden sind, damit sie durch Nachgeben gegen die gewaltigen Schläge der Brandung das Aufprallen auf dem flachen Uferrande leichter aushalten. Die größten haben 8—10 Ruderer und können an 20 Passagiere aufnehmen. Ist das Benutzen dieser Boote nicht mehr möglich, so wagen sich die Eingebornen auf einem Floß, welches aus drei Cocusnußstämmen zusammengefügt ist und nur einen Ruderer mit einem Doppelruder trägt, noch weit

hinaus. Auch kommt es bei mäßig windigem Wetter vor, daß die Passagiere der Dampfschiffe, Herren wie Damen, den Eingebornen auf den Schultern sitzend, eine gute Strecke weit hinausgetragen werden, ehe sie die Boote erreichen können. Während des Nordost-Monsuns, vom October bis December, wo selbst Orkane und Drehstürme nicht selten sind, ist die Küste völlig unnahbar. Daß Madrás sich trotzdem zu einer Stadt von so großer commercieller Bedeutung emporgeschwungen hat, ist nur dadurch erklärlich, daß sich an der ganzen Koromandelküste keine Stelle findet, die der Schifffahrt nicht gleich große Hindernisse bieten würde.

Gefährlicher als die Wellen sind an dieser Küste die zahlreichen Haifische. Diese harren an Orten, wo sie Beute erwarten, in einer ganz ruhigen Stellung, den Körper tief nach abwärts gerichtet, nur mit einem kleinen Theile des Kopfes und den oberen Flossen aus dem Wasser emporragend. Aus dieser Lage vermögen sie dann mit überraschender Eile und aus ziemlicher Entfernung hervorzuschnellen.

310. Bombay.

(Nach Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hoch-Asien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bombay, der Gouvernementssitz der gleichnamigen Präsidentschaft, ist bereits seit Jahrhunderten der wichtigste Handelsplatz auf der westlichen, Europa zugewendeten Seite Indiens. Die Eisenbahnverbindungen, die auch in Indien allmähliche Ausbreitung gefunden, werden den Verkehr in diesem unvergleichlich schönen Hafen noch bedeutend erhöhen. Die Stadt liegt an dem südlichen Ufer der Insel gleichen Namens. Der Hafen, der zwischen der Insel und dem Festlande liegt, hat, mit Ausnahme der seichteren Stellen am obern Rande, über 50 englische □-Meilen, die den größten Handelsschiffen zugänglich sind; auch noch ein paar Nachbarinseln tragen wesentlich dazu bei, den Hafen gegen die Seite des freien Meeres zu schützen; diese sind durch natürliche schmale Dämme verbunden, die, wie ein Wehr, bei niederem Wasser trocken liegen und zu passiren sind. Im Hintergrunde erheben sich die Ghat-Ketten, die in steilen, etwas unregelmäßig gestalteten Profilen einen schönen Schluß nach der Seite des Festlandes bilden.

Nach einer Volkszählung am 1. Februar 1864 hat sich eine Zahl von 816,562 Einwohnern der Insel ergeben; mehr als die Hälfte davon sind Anhänger des Hindu-Cultus. Als die beiden größten städtischen Häusergruppen treten zuerst das Fort und die Black-Town, die Stadt der Schwarzen (der Eingebornen), hervor. Der Anblick des Forts, dessen Felsenboden sich wenig über das Niveau des Meeres erhebt, bietet doch von jeder Seite



Profile stattlicher Häusergruppen, meist mit Magazinen versehen und deshalb sehr hoch gebaut, während westlich vom Fort die Bangalos der europäischen Beamten und Geschäftsleute nur niedrige Häuser sind, die oft nur aus einer Reihe von Parterrezimmern bestehen. Die Stadt der Eingeborenen ist, wie überall, eng und schmutzig. Man ist häufig überrascht, die Bewohner der kleinsten Hütten mit schwierigen, in ihrer Art sehr geschmackvollen Arbeiten beschäftigt zu sehen; viele der Gewebe und der schönen, aus massivem Holze ornamental geschnitzten Möbel, mit welchen auf der Pariser Ausstellung (1867) Bombay besonders gut vertreten war, sind in solchen niederen Räumen der schwarzen Stadt entstanden und in den zahlreichen Bazars derselben ausgestellt.

Die Insel Elephanta im Hafen von Bombay, benannt nach einem aus einem Felsen ausgehauenen Elephantenbilde am Landungsplatze, ist ausgezeichnet durch ihre in die Felsen eingehauenen Tempel, welche durch die Schwierigkeit der Ausführung, den schönen Stil der Architektur und die edlen Formen der Göttergestalten mehr Bewunderung erregen als durch ihre Ausdehnung, die beim ersten Eintreten durch das Halbdunkel noch vermindert erscheint. Der Hauptraum, in den man durch eine von der Bergmasse überragte Eingangspforte eintritt, ist mit geringer Abweichung ein Quadrat von 40 Meter Seite. Säulenreihen, die sich rechtwinklig kreuzen, scheinen die Decke zu tragen. Das größte Götterbild, dem Haupteingange gegenüber, ist eine dreiköpfige Gestalt, in passender Höhe über dem Boden als Brustbild von etwa 6 Meter Höhe ausgehauen, mit Einschluß der hohen, Tiaren ähnlichen Kopfbedeckung. Es sind sehr verschiedene Deutungen desselben versucht worden. Zahlreiche andere Figuren finden sich hier zur Seite so wie in den beiden kleineren Räumen rechts und links vom Sanctuarium. Einzelne Figuren lassen sich in allen Details als buddhistische erkennen. Edle Ruhe der Züge und weises Maß in der Anwendung des Götterschmuckes treten um so würdiger hervor, wenn man damit die Verzerrungen späterer Brahmanenkunst vergleicht. Sind auch die Verhältnisse der Körpertheile nicht genau richtig, so findet man doch in diesen Sculpturen jene wesentlichen, aber nicht gerade sehr auffallenden Unterschiede wieder gegeben, welche dem Ethnographen als bezeichnend für den allgemeinen Unterschied zwischen indischen Gestalten der meisten Kasten und den europäischen entgegentreten. Bei näherer Betrachtung bemerkt man mit Ueberraschung, daß die Ornamente der Säulen nicht für jede die gleichen sind; sie haben einen gemeinschaftlichen Typus; aber, wie in den besten unserer gothischen Bauwerke, sind die Details der Ornamente in sinniger Weise jedesmal verändert.

In Beziehung auf die Schwierigkeit der Ausführung solcher Tempelgrotten ist hervorzuheben, daß es keine natürlichen Höhlen sind, die eben zu solchen Constructionen nur zu erweitern gewesen wären, sondern der ganze freie Raum ist aus dem massiven Felsen durch Handarbeit ausgemeißelt,

eben so die Säulen und Statuen. Monumente ähnlicher Art, wenn auch nicht identisch in Stil und in der Zeit der Entstehung, finden sich zu Ellora, im Lande des Nizam von Haiderabad, ebenfalls aus dem massiven Felsen gehauen, aber große freistehende Tempel. Zu Elephanta, obwohl in britischem Gebiete, blieben diese schönen Sculpturen der Tempelgrotten vor roher Beschädigung, und zwar durch Europäer, nicht geschützt; Vieles ist zerschlagen oder durch Einhauen und Anschreiben von Namen verunstaltet. Die Lage im Hafen macht diese Stätte so leicht zugänglich, namentlich dem Marinevolke, und die neue Brücke zur Verbindung von Elephanta mit Bombay wird die Gefahren für diese merkwürdigen Monumente nur vermehren.

311. Ceylon und seine Bevölkerung.

(Nach Chr. Lassen, Indische Alterthumskunde, und Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ceylon oder Singhala (d. h. die Löweninsel), die feenhafte Taprobane der Alten, liegt östlich vom Cap Comorin in einem Abstande von 32 Meilen; die Meeresstraße zwischen der Insel und dem Festlande wird durch die Reihe von Felsriffen und Sandbänken, welche die Adamsbrücke heißen, in zwei Hälften getheilt. An der Adamsbrücke brechen sich die von den Monsunen angetriebenen Meeresströmungen in heftigen Brandungen. Die Umschiffung der Insel ist schwierig und erfordert große Umwege; sie wird nur sicher, wenn das Schiff bis zum Erdgleicher und darüber hinaus gesteuert wird und dort die brauchbaren Winde aufsucht.

Es sind nicht nur die hier gefischten Perlenaustern, welche einen der gesuchtesten Gegenstände des morgenländischen Handels abgeben, auch die Meermuschel (Kankha), welche theils als Gefäß bei Libationen, theils bei religiösen Festen als Instrument gebraucht wird, wie der göttliche Krishna und andere Helden sie in Schlachten getragen und geblasen hatten, wird eifrig gesucht und nach Indien ausgeführt; sie wird zugleich zu Schmucksachen für die indischen Frauen verwendet und ist ein Attribut des Gottes Vishnu.

Die ganze Mitte der Insel und ein Theil der Südhälfte bilden ein Bergland, mit einer durchschnittlichen Höhe von 1600 Meter, während einzelne Gipfel über 2000 Meter emporragen. Unter diesen ist der berühmteste der Samanello (2120 Meter), den die Araber Adams-Pik, die Buddhisten Srîpada (Fußtapfe des Glücks) nennen, weil jene annehmen, Adam habe hier nach dem Sündenfalle einige tausend Jahre auf einem Fuße stehen müssen, bis Allah's Erbarmen ihn wieder mit der auf einem Berge Arabiens büßenden Eva vereinigte (vgl. Nr. 325), die Buddhisten aber annehmen, daß

dort noch eine Spur von Buddha's Fuße zu finden sei. Nach der Vorstellung der Einheimischen soll der Adams-Pik der gemeinschaftliche Quellberg der vier Hauptflüsse der Insel sein.

Die Lage Ceylons, so nahe dem Erdgleicher, gibt ihm natürlich ein sehr heißes, gleichförmiges Klima, ohne unsere Wechsel der Jahreszeiten, nur mit den Unterschieden der Regenzeit und der trockenen Monate. Auch hier bestimmen die Monsune das Doppel-Klima, wie auf den Küsten von Malabar und von Koromandel. Neben einem für die Menschen gesunden Klima hat Ceylon einen unermeßlichen Reichthum an natürlichen Schätzen. Das Meer nährt die geschätzten Perlenaustern und Seemuscheln und lagert das trefflichste Salz an den Ufern ab. Die Berge sind reich an Eisen und die Menge und Mannichfaltigkeit der edlen Steine sucht ihres Gleichen. Das Pflanzenreich aber bildet Ceylons Hauptreichthum. Nirgends zeigt sich die Fülle des tropischen Wachsthums reicher entfaltet. Es ist die eigentliche Palmen- und Gewürz-Insel, die zugleich den größten Reichthum nährender Gewächse darbietet, mit drei Aussaaten und drei Ernten im Jahre. Das Innere ist ein großer tropischer Wald: neben Riesenbäumen (Tealbaum u. s. w.), die zum Schiffsbau und allen Holzarbeiten treffliches Material liefern, blühen solche, welche nahrhafte und gewürzreiche Früchte tragen. Der Südwestsaum der Insel ist ein Hain von Cocus- und anderen Palmen, von Brodfruchtbäumen mit ihrem riesigen Laubdache und den melonengroßen, würzigen Früchten, von den noch nahrungsreicheren Galbäumen, deren Früchte ein gelbes, widerlich süßes Mark liefern. Auf der Ostküste vertritt ihre Stelle die fächerblätterige Palme, deren angezapfte Blütenspindel ebenfalls einen süßen Saft liefert, der frisch und gegohren getrunken und zum feinsten Arrac destillirt wird; ihre Nuß enthält eine angenehme, durststillende Flüssigkeit, die auch als Arznei und als Schönheitsmittel benutzt wird. Dazu sind die Bananen und die indischen Feigenbäume allgemein verbreitet und eine große Menge europäischer und tropischer Obstbäume. Neben der Baumwollenstaude wächst der Baumwollenbaum zur Größe eines mächtigen Waldbaumes empor. Zum Zuckerrohr, der Pfefferrebe, den Kardamonen, dem Areka-Nußbaume gesellt sich der Kaffeebaum als wildwachsender; der echte Zimmetbaum ist dort einheimisch. — Zugleich ist die Insel ein Tummelplatz für die mannichfaltigste Thierwelt von den flatternden Papageien und glänzenden Pagoden-Vögeln, den springenden Affenheerden, lauernden Leoparden, einhertrabenden Büffeln, fliegenden Antilopen und stampfenden Elephanten bis zu den schwärmenden Leuchtkäfern, quakenden Fröschen, schwirrenden Cicaden und sich ringelnden Schlangen. Die Elephanten sind im Südwesttheile der Insel die kräftigsten und gelehrigsten ihres Geschlechtes. Ihre Jagd war hier den Alten schon bekannt.

So bildet die Insel die Krone der indischen Lande mit der höchsten Entfaltung indischer Natur, den nahen Hindus früh ein Gegenstand der

Anziehung. Eine der ältesten Heldendichtungen läßt den göttlichen Helden Rama sie der Gewalt der Riesen und Unholde entreißen und einem frommen Könige anvertrauen; man kann darin die Erinnerung an einen frühern Versuch, die Insel von Indien aus zu colonisiren, nicht verkennen.

Die Singhalesen strafen die Etymologie des Wortes Singha Halle (=Volk aus dem Blute des Löwen) in jeder Beziehung Lügen. Sie sind im Allgemeinen unter der europäischen Mittelgröße; ihre Haut ist braun, in allen Nuancen bis ins Gelbliche und Schwärzliche, der Knochenbau zart, besonders die Hände und Füße klein, eben so der Mund; das schwarze, üppige Haar lassen auch die Männer lang wachsen und tragen es gewöhnlich in einen Zopf am Hinterkopfe aufgebunden; sie salben es mit Cocusöl, womit sie auch die Haut einreiben, besonders nach dem Bade. Es fehlt ihnen weder an Intelligenz zur Pflege der Wissenschaften noch an Geschick für mechanische Fertigkeiten. Sie besitzen einen hohen Grad von List und Verschlagenheit und sind große Freunde von Rechtshändeln. Noch im höchsten Grade abergläubisch, achten sie auf allerlei Zeichen beim Beginnen oder Ausgehen eines Geschäftes. Die Krankheiten werden sehr häufig den Constellationen oder dem Einflusse böser Geister zugeschrieben, zu deren Besänftigung dann Opfer gebracht werden. Die Ehen werden sehr leicht getrennt, der Mann nimmt die Knaben, die Frau die Mädchen. Die Kinder erhalten ihre Namen (und zwar von ihren Eigenschaften), wenn sie im Stande sind, Reis zu essen. Der erste Reis ist ein Familienfest. Die Kleidung besteht in einem Stück Baumwollenstoff, der um die Lenden geschlagen wird; manchmal kommt dazu eine Jacke. Die Frauen tragen dieselben Kleidungsstücke, nur mit dem Unterschiede, daß die untern Kasten den obern Theil des Körpers nicht bedecken dürfen und daß die Bekleidung des Unterleibes, auch bei den Männern, nicht über das Knie reichen darf. Wenn die Frauen der höhern Stände öffentlich erscheinen, tragen sie Schuhe und Strümpfe, goldene Haarnadeln, Juwelen und oft Kleider von europäischem Schnitt aus Seide und Musselin. Die Einrichtung der Häuser der untern Classe ist sehr einfach; sie brauchen weder Tische noch Stühle, da sie auf einer Matte am Boden kauern, wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen, deren Hauptbestandtheil immer Reis ist. — Alle ihre Bücher, mit Ausnahme der von den Missionären eingeführten, sind auf Palmblätter geschrieben, theils in Prosa, wie ihre Religionsbücher, theils in Versen, wie der Mahawanso, eine Art Staatschronik in 100 Capiteln mit über 9000 Versen.

Etwa ein Drittel der Bevölkerung Ceylons bilden die Tamils, oder wie sie hier allgemein heißen, die Malabaren, Nachkommen der Heere, von denen die Insel in früheren Jahrhunderten wiederholt erobert worden und die, bei der Wiederherstellung der Singhalesenherrschaft, in der nördlichen Hälfte der Insel geduldet worden sind. Größer und kräftiger als die Singhalesen, sind sie auch fleißiger, thätiger und unternehmender.

Ceylon ist endlich auch in historischer und antiquarischer Beziehung außerordentlich wichtig; es besitzt nicht nur große und überraschende Denkmale der Baukunst, sowohl religiöser Art als solcher, die zur Förderung des Ackerbaues dienten, sondern es ist noch ein Hauptsitz des sonst in Indien, mit Ausnahme Nepals, verschwundenen Buddhismus geblieben, der Mittelpunkt der südöstlichen Verbreitung dieser Lehre. Die noch vorhandenen Felsentempel sind ursprünglich nur Höhlen unter überhängenden Gneisplatten. Die Wände sind bunt bemalt und Buddhabilder in schlafender, sitzender und stehender Stellung ihr Hauptschmuck.

Ceylon ist fast das einzige Land der indischen Welt, wo der europäische Ansiedler, begünstigt von dem kühlern Bergklima, eine neue Heimat finden kann. Doch wird es sich erst dann zu einer vorwaltenden Wichtigkeit für Indien erheben, wenn die Ostküste Afrika's, das hintere Indien, die Inseln des Archipels, Australien und China mit frei verkehrenden und civilisirten Bewohnern bedeckt sein werden; Ceylon liegt dann an der Spitze des asiatischen Festlandes in's Weltmeer hinausgeschoben, wie England vor Europa, es hat die vortrefflichen Häfen, wie Punto Galle im Südwesten und namentlich Trinkonomali im Nordosten, mit seinen großen, bei jedem Monsun sicheren Baien und würde, wie es schon das trefflichste Bauholz liefert, auch die meisten andern Materialien für den Schiffsbau selbst darbieten können: es müßten dann die Flotten von hier ausgehen, um die südlichen Meere zu beherrschen. In der Hauptstadt Colombo, dem wichtigsten Platze für den Colonialhandel, wiewohl er keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine offene Rhede besitzt, hat die Schifffahrtsbewegung bereits sehr zugenommen, seitdem die Cultur des Kaffee's sich so rasch im Innern ausgebreitet hat.

---

d. West-Asien.

312. Die Weltstellung West-Asiens im Vergleich zu Ost-Asien.

(Nach Arnold Guyot, Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde.)

West-Asien ist gerade in die Mitte von Europa-Asien gestellt. Ost-Asien gleich, besitzt es in seinen Hauptzügen von Gebirgen umschlossene Tafelländer: das Plateau von Iran und das von Klein-Asien; ihr Raum ist aber schmaler und enger; auch sind die Berge und Bergketten niedriger und weniger zusammenhangend. Die Gebirge von Kurdistan und der Taurus, welche es im Süden umgrenzen, erreichen wohl eine Höhe von 4000 Meter, aber doch immer nur an einzelnen Punkten. Die noch höheren Gebirge, wie der Ararat, sind isolirte oder bilden eine für sich bestehende, von der Hauptmasse abweichende Kette, wie der Kaukasus. Die Nordost-

seite ist niedrig und offen. Das tiefe Thal von **Peschauer** durchschneidet diese Ringmauer im Osten und öffnet hier den Weg nach Indien. Ueberhaupt ist dieses Plateau zugänglicher als das von Ost-Asien. Die ost-asiatische Hochebene liegt fern von allen Oceanen, während die von West-Asien an allen vier Winkelspitzen den Fuß unmittelbar in Inlandsmeere taucht, wodurch ihm eben so viele neue Thore der Verbindung mit andern Völkern geöffnet sind. Im Süden liegt der Arabische Meerbusen, der Golf von Persien, das Mittelländische Meer; im Norden das Schwarze Meer und der Caspi-See. Fruchtbare Tiefebenen, bewässert von je einem Zwillings-Strompaar, laufen am Fuße des persischen Tafellandes hin. Im Süden sind ausgedehnte Ebenen, deren unvergleichliche Fruchtbarkeit sich anschließt an die reichen Alluvialländer des **Euphrats** und **Tigris**. Im Norden liegen die nicht weniger glücklichen Ebenen von **Bactriana**, bewässert von dem **Gihon** und **Sir**. Jenseits dieser befruchtenden und belebenden Flüsse schlagen dann aber die Steppen und Wüsten ihre traurige Regentschaft auf.

Auch das Klima von West-Asien zeigt nicht so starke Gegensätze wie Ost-Asien. Das Plateau ist weniger trocken und fruchtbarer, die Wüste weniger zusammenhangend; die Ungleichheiten zwischen dem Flachlande und dem Tafellande sind nicht schroff neben einander, sondern durch allmähliche Uebergänge ausgeglichen.

Hier ist das Urland der weißen Menschenrace, wo wir die ältesten historischen Nationen antreffen. Von diesem Centralpunkte (Ober-Armenien und Persien) sehen wir sie hinabsteigen und sich nach allen Weltgegenden hin verbreiten.

Das Bilden großer Monarchieen, welche von Indien bis Klein-Asien, von den Steppen Turans bis zu den Wüsten Arabiens reichten, ist ein wiederholt erneuertes Factum jeder Periode der Geschichte dieses Festlandes. Assyrien, Babylonien, Persien wurden nach und nach wieder unter die Herrschaft desselben Besiegers aller dieser verschiedenen Nationen vereinigt. Keinem glückte aber der Durchbruch und das Beseitigen aller isolirenden Schranken besser als Alexander. Nur Aegypten blieb lange isolirt und repräsentirte in gewisser Hinsicht die Natur der ost-asiatischen Staaten. Später mußte aber auch dieser Landstrich dem socialen progressiven Bildungsgeiste der Griechen die Thore öffnen.

So wurden denn die Völker und die Civilisation West-Asiens vor der Absonderungssucht und Selbstsucht bewahrt, welche so verhängnißvoll nachtheilig auf China und Indien eingewirkt haben. Scheinbar ging ihre specifische Nationalität verloren, aber nur scheinbar, denn genau genommen ward gerade hierdurch ein sehr fruchtbarer geistiger Samen unter die erobernden Nationen selbst gesäet, aus dem eine noch viel edlere Charakterblüte der Civilisation entstehen konnte.

313. Das Hochland von Iran und seine früheren Bewohner.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Zwischen dem Thale des Indus und dem Stromgebiete des Euphrat und Tigris, im S. vom Ocean, im N. vom Caspischen Meere und den Steppen des Oceans begrenzt, erhebt sich das Hochland von Iran als ein längliches Viereck, dessen Länge von O. nach W. etwas über 300 Meilen beträgt; die Breite mißt im O. gegen 200, im W. an der schmalsten Stelle, vom Caspischen Meere bis zum Persischen Meerbusen, nicht viel über 100 Meilen.

In dieser geschlossenen Form, weder von eindringenden Meeresbuchten noch von größeren Flüssen durchschnitten, zeigt dieses Gebiet eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hochlande Arabiens. Auch der Kern des iranischen Landes wird von einer großen Wüste ausgefüllt, welche nur mit Pferden und Kameelen durchzogen werden kann. Aber der Boden ist hier viel mannichfaltiger gehoben und gesenkt als dort. Die nördliche Hälfte des Landes liegt höher als die südliche; die Mitte ist muldenförmig ausgehöhlt, so daß die Wasser des innern Abhangs der Randgebirge hieher zusammenlaufen müssen; die Thäler und Oasen sind viel zahlreicher und größer als in Arabien, und wenn auch die Flüsse des Hochlandes, die meisten Gewässer der Randgebirge im Sande versiegen oder in Steppenseen endigen, so gewähren sie doch die Möglichkeit des Ackerbaues in ausgedehnten Strecken.

Der Ostrand von Iran steigt aus dem Industhale steil und mauerartig empor; nur wenige langgewundene und beschwerliche Pässe führen vom Indus auf die Höhe, welche nordwärts mit kalten, baumlosen Flächen, im Süden mit noch kahleren und öderen, aber unerträglich heißen Bergrücken beginnt. Nur das Thal des Kabul, welcher zum Indus hinabströmt, gewährt hier einen bequemern Aufgang und ein großen Theils fruchtbares Gelände. Dagegen besteht der Westrand von Iran aus gleichlaufenden, von Nordwest nach Südost hinabziehenden Bergketten, zwischen welchen, neben ausgedehnten Bergweiden, lange, schmale und gut bewässerte Thäler eingesenkt sind; die schönsten und fruchtbarsten derselben liegen da, wo der Westrand mit dem Südrande zusammenstößt. Der Südrand, welcher zum Ocean abfällt, unterscheidet sich in Klima und Landesart wenig von der Natur Arabiens, die Gebirge des Nordens zeigen dagegen statt der kahlen Gipfel Arabiens grüne Weiden und stattlichen Hochwald.

Im Ganzen mildert die Erhebung des Bodens die Hitze. Nach heftigen Stürmen im Frühjahre wird die Atmosphäre vom Mai bis zum September durch keine Wolke getrübt, die Luft ist von besonderer Trockenheit und Klarheit, der dunstlose Himmel läßt die Umrisse der Berge, die ganze Landschaft in eigenthümlicher Schärfe und frischem Glanze erscheinen, und der helle Sternenschimmer der Nächte ersetzt fast das Licht des Tages. Der Wechsel der Temperatur ist rasch und stark. Von kalten schneebedeckten Terrassen

von 2600 Meter Höhe steigt man plötzlich zu glühend heißen Ebenen hinab, die nur 600 Meter über dem Meere liegen. Hat der Norden kalte Winter, Schneetreiben und eisige Stürme, welche über das Caspische Meer und die weiten Steppen heranwehen, so ist im Süden die Luft mit dem hier besonders feinen Staube der Wüste erfüllt, die Glutwinde geben den Sandhügeln die Gestalt wechselnder Meereswogen und treiben mächtige Sandhosen zum Himmel auf.

Dieses Hochland, im Westen von dem alten Culturgebiete Babyloniens und Assyriens, im Osten vom Pengab begrenzt, war einst der Wohnsitz zahlreicher Stämme. Die schönen Triften und Thäler des Westrandes hatten die Meder und Perser inne; auf dem Südrande bis zum Meere hinab wohnten im heutigen Kerman die Karmanen, welche Herodot noch als einen Stamm der Perser bezeichnet. Oestlich von den Karmanen ist die Meeresküste noch armseliger und baumloser; nur selten fließen nach heftigen Regengüssen im Sommer Sturzbäche von den Bergen an die Küste hinab; auch leben nur wenige Schildkrötenesser in diesem Landstriche bis zum Indus hin, die ihre Häuser aus den Knochen der Wallfische bauen, welche das Meer antreibt. Ueber diesen Fischessern wohnten die Gedrosier, wenig zahlreiche und zumeist wandernde Stämme, in einem unfruchtbaren Lande voll Sonnenbrand und tiefem, heißen Sand, in welchem nichts als Stachelkräuter und wenige Palmen wachsen. Noch heute leben die Beludschen in diesen Gebieten ebenso wenig zahlreich, ebenso nomadisch und räuberisch als die Gedrosier in alten Zeiten. Auf dem Nordrande des Hochlandes saßen den Medern zunächst nach Osten, in der Verlängerung des Elburs an den caspischen Pforten, die Parther. Die Wasser, welche von den (4600 Meter hohen) Höhen und Schneefeldern des Elburs nach dem Caspischen Meere hinabströmen, tränken den Schlammboden der Küste so reichlich, daß hier ein tropischer Pflanzenwuchs wuchert, zu dessen Erzeugung die vulkanische Wärme des Bodens wesentlich beiträgt. Die Küste ist mit Lagunen erfüllt, denen bald morastige Waldungen vom saftigsten Grün folgen; weiter empor liegen die Reisfelder, die Pflanzungen des Zuckerrohrs, in den schönsten Farben prangende Teppiche von Blumen und Wiesen, über welchen sich dann stattlicher Hochwald von Eichen, Ulmen und Platanen die Höhen des Elburs hinauf zieht. Aber es fehlen diesem bevorzugten Lande auch starke Schattenseiten nicht. Häufige Erdbeben erschüttern den Boden, im Winter rasen gewaltige Nordwinde über das Caspische Meer gegen die Wände des Elburs, der Schnee fällt auch auf den Vorhöhen klafterhoch; die Regenwolken, von den Ketten des Elburs gehemmt, stürzen stets in Wolkenbrüchen nieder, welche das Land weithin unter Wasser setzen und sich in allen Furchen der Berge als reißende Ströme niederwärts wälzen; die Sumpfluft bleicht die Einwohner, und das heiße und feuchte Klima läßt im Sommer sehr häufig tödtliche Fieber und ähnliche Krankheiten über die Bevölkerung

herrschen. Viel weniger fruchtbar ist der Nordrand des Hochlandes weiter nach Osten, da, wo sich die Berge Irans zu den Steppen des Oxus absenken. Hier wohnten neben den Parthern und Hyrkaniern im Thale des Arius die Arier, im Thale des Margus die Margianer, in gut angebauten, an Weinstöcken reichen, stark bevölkerten und mit Städten besetzten Landen. Doch reichte der Fruchtboden nur so weit, als demselben aus den Flüssen Wasser zugeführt werden konnte. Er endete nordwärts in der Wüste des Oxus; auch auf den Bergen über den Flußthälern konnten nur Nomaden unter Zelten wohnen. Günstiger ist das Land den Bewohnern im äußersten Nordosten von Iran. Da, wo das Randgebirge sich im Hindukuh zu einer Höhe von 6000 Meter erhebt, rieseln auf dem Nordabhange reichliche Quellen hernieder, die Felsen bergen kostbares Gestein in ihrem Schooße, auf den Rücken der Höhen liegen treffliche Weiden für Pferde und Schafe, die Luft ist frisch und heilsam. Weiter nach unten am Fuße der Berge breitet sich eine Ebene aus, deren Luft warm und deren Boden kräftig genug ist, um Südfrüchte zu tragen. Hier war das Land der Baktrer.

Die große Wüste, welche das innere Gebiet von Iran erfüllt, beginnt im Nordwesten zunächst mit guten Weidestrecken für Pferde, Schafe und Ziegen, dann folgt ein baumloses Steppenland, welches, hier und da von brackigen Lachen bewässert, doch so viel ärmliche Salzpflanzen erzeugt, daß Heerden von Kameelen und Büffeln hier noch Nahrung finden, bis der Boden nach der Mitte des Hochlandes hin immer öder und kahler wird. Fast genau im Centrum des Landes bilden die Flüsse, welche vom Nordrande und vom Ostrande des Hochlandes herabfließen, einen großen See, dessen Wasser ausreicht, seine nächsten Umgebungen der Wüste zu entreißen, wenn auch die Stürme den Flugsand zuweilen bis an seine Ufer selbst treiben. Ruinen von Städten und großen Canal-Anlagen zeugen von der einstigen, die heutigen Zustände übertreffenden Blüte dieses Gebietes.

314. Das östliche Iran oder Afghanistan, Beludschistan und Kabulistan.

(Nach „Die Gegenwart" und C. Ritter, Erdkunde.)

Es bedurfte zu allen Zeiten der Weltgeschichte einer kräftigen Hand, um die von der Natur getrennten Theile des westlichen und östlichen Iran, wovon Afghanistan nur einen Theil bildet, zu einem einzigen Reiche zu gestalten; noch größere Vorsicht und Klugheit erheischte es, sie auf längere Zeit zusammen zu halten. Weder die Bande gleicher Abstammung und Sprache, weder die Fesseln, mit welchen Religion den Menschen zum Menschen kettet, noch die Schlinge angeerbter Gewohnheit und gleicher Vorurtheile

vermochte die natürliche Beschaffenheit dieser Länder, den angeborenen Hang unbedingten Befehlens und sinnloser Ungebundenheit ihrer Bewohner zu besiegen. Afghanistan war von jeher und ist heutzutage noch das Land wilder Verwirrung, wo halbnackte, nach Raub und Mord dürstende Nomaden herumschweifen, wo Clanhäuptlinge und kleine Tyrannen aus Blutrache und Herrschsucht sich gegenseitig verfolgen.

Im Süden Afghanistans bis zum Meere erstreckt sich das dürre, steinige und sandige Land der Beludschen. Die Berge Beludschistans sind steil und kahl; um ihre südwestliche Abdachung lagern sich aber einige Alpengaue mit fruchtbaren Thälern, welche eines gesunden Klima's und, gleichwie innerhalb der gemäßigten Himmelsstriche, einer regelmäßigen Folge der vier Jahreszeiten sich erfreuen. Das östliche Beludschistan ist größtentheils eine unfruchtbare Sandwüste ohne die geringste Vegetation, ohne Quellen und Flüsse, eine traurige Aufeinanderfolge gähnender Klüfte, nackter Anhöhen und wellenförmiger Sandhügel. Diese unwirthlichen Gegenden erfreuen sich jedoch einer gemäßigten Temperatur. Die Glut der Sonnenstrahlen wird durch die den größten Theil des Jahres hindurch herrschenden Stürme gemildert. Die Stürme aber rasen mit solcher Gewalt, daß man zweifeln kann, ob die Wohlthat nicht durch das von ihnen angerichtete Unheil überwogen wird. Beludschistan ist demnach, wie Afghanistan, durch seine Natur zu zahlreichen Clanherrschaften bestimmt. Während ringsum, im Osten wie im Westen, die Stämme zu Völkern zusammenwuchsen, verblieben die Bewohner dieser Länder, wie aus denselben Ursachen die Völklein zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere, in den ursprünglichen Wirren der Stamm-Regierungen bis auf den heutigen Tag versangen; sie waren und sind deßhalb ein Spielball der benachbarten Staaten, und wurden, wenn auch gewöhnlich nur auf kurze Zeit, immerdar die Beute eines jeden fremden Eroberers. An Muth, Mannheit und Kraft fehlt es ihnen keineswegs; denn Leute, welche in einer bergigen und hohen, an Wasser armen Gegend leben und starke Abwechselung der Jahreszeiten erleiden, sind, wie schon Hippokrates bemerkt, große, arbeitsame, und tapfere Menschen. Afghanistan ward aber deshalb so leicht vom Feinde überzogen, weil das Volk einer bindenden Gewalt ermangelt, und das innere Land nicht, wie der Kaukasus, durch Querthäler und unermeßliche Klüfte versperrt ist, sondern allenthalben einen freien Eintritt gestattet zu den von üppigem Graswuchs bedeckten und von herrlichen Fruchtbäumen beschatteten Haupt- und Nebenthälern. Nur durch kurze Strecken geschieden, gedeihen hier die Früchte des Südens und des Nordens nebeneinander.

Sind auch die Länder Afghanistans und Beludschistans in vielen ihrer Gaue mit mannichfachen Producten zum eigenen Bedarf gesegnet, so bieten sie doch wenig natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar zum Austausche für fremde Waare. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabul,

theils über Kandahar und Gasnah nach Herat, theils auch in andern Richtungen, Jahrtausende lang die Königsstraßen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabul namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigen; die Karawanen aus Turkestan, Samarkand, Bochara treffen in Kabul zusammen, jene aus Khorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. In Kabul kommen jährlich 7—10,000 Pferde an; einzig aus Hindostan werden jährlich 15—20,000 Stücke Zeug dahingebracht.

An die Kaufherren schlossen sich die Sendboten der verschiedensten Culturen und Glaubenssysteme Asiens und Europa's, welche bei den rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten, im Verlaufe der Zeiten, Brahmaismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuercultus neben- und nacheinander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beinahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Grenz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Culturfystem unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bei der angeborenen Weise natürlicher Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Drange sich fügten, bewahrten viele aus früheren Jahrhunderten stammende Sitten. Selbst die Sprechweisen und die Schriftzeichen der Stämme in Afghanistan und Beludschistan tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Osten und Westen, zwischen Sanskrit und Zend. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbständige Literatur heranbilden. Die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindus, bald Perser und Araber. Diese vermittelnde Stellung gibt jedoch diesen Ländern eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Lande seit Alexander nach Indien zogen, mußten zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie an den Ufern des Indus erscheinen und ihre Macht zwischen der Djumna und dem Ganges entwickeln konnten.

Alle Beobachter bestätigen es, daß in Kabulistan, dem Vermittlungslande zwischen Indien und Westasien, dem langen Thorwege zwischen Indien und Iran, ein merkwürdiger Wendepunkt für die asiatische Landesnatur, daß hier eine natürliche Scheidewand zwischen Ost- und West-Asien sei. Weiter im Osten beginnt das von dem übrigen Continent abgeschlossene, charakteristisch von aller übrigen Welt verschiedene Land- und Menschengeschlecht. Weiter nach Westen zu liegt bis zum Hellespont und zum Mittelmeere der Occident von Asien, der dem europäischen Continente zugewendet ist, auf den dieser als auf das europäische Asien gleichsam in allem dem, was er durch ihn überkommen, angewiesen ist. Amerika ist in der That

durch den Atlantischen Ocean, der Weltstellung nach, kaum weiter von Europa abgespalten worden, als es Vorder-Asien der innern entzweienden Natur nach von Hinter-Asien ist, wo eben um die vermittelnde Stufe von Kabul, nach Osten hin, das hohe, unwirthbare Turan und das Alles in seinem Bereiche gestaltende Indien beginnt. Es wirkt hier im Großen, jenes eine abstoßende, dieses eine anziehende Kraft im historischen Sinne auf die Menschengeschlechter aus, von der kein anderer Erdtheil eine ähnliche, in demselben grandiosen Stile aufzuweisen hätte. In dieser Hinsicht könnte man wohl mit Recht sagen, hier beginne das europäische Asien als das Gebiet einer neuen Erdregion und Asien bestehe eigentlich aus zwei Erdtheilen, der Physik und der Geschichte nach.

315. West-Iran oder Persien und die Perser.

(Nach Eduard Polak, Persien, das Land und seine Bewohner, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Persien kann man in drei fast parallele Zonen theilen, die klimatische Verschiedenheiten darbieten, wie sie in keinem Lande der Welt in denselben Grenzen wahrgenommen werden dürften, weshalb die Perser sich rühmen, daß ihr Reich alle Klimate in sich vereinige, vom heißen tropischen bis zum eiskalten des Nordens, welche Behauptung in dem Satze: „Iran hat sieben Klimate" ihren Ausdruck findet. Da die Hochebenen ringsum mit hohen Gebirgen umgeben sind, so ist die Möglichkeit geboten, in wenigen Stunden aus dem heißen Dattellande auf Höhen zu gelangen, in deren Klüften sich ewiger Schnee birgt, und in Bergthäler, die nur während der vier Sommermonate von Nomaden besucht werden können. Seine Wüsten theilt Persien mit Afrika, seine Tiefländer am Caspischen Meere gleichen hinsichtlich der Fülle ihrer Vegetation dem reichen Boden Indiens; einzelne reizende Thäler wetteifern an Schönheit mit dem vielgepriesenen Kaschmir, während Arabistan und Laar an Arabien erinnern und auch nur unter arabischen Colonisten gedeihen können. In Folge dieser Bodenverhältnisse vereinigt Persien in seinen Grenzen, oder könnte es wenigstens vereinigen, alle Producte des Südens und des Nordens, von der Palme und Banane bis zu den unter ewigem Eis fortwuchernden Gräsern. Arm an Wald, wie das Land jetzt ist, erzeugt es doch in den Provinzen um den Caspischen See Akazien, Eichen, Buchen, Junipern u. s. w. von seltener Mächtigkeit, welche ausgedehnte Werften mit Bauholz versehen könnten; eben so harrt sein unermeßlicher Reichthum an Kohlen-, Eisen- und Kupferlagern nur der Ausbeute, um eine mächtige Industrie, wozu auch die Betriebsamkeit und der Kunstfleiß des iranischen Arbeiters einladet, zu Tage zu fördern.

Nicht minder mannichfaltig als seine Gegenden sind auch die Bewohner Persiens, vom Iranier reinsten Blutes bis zum Turkomanen der mongolischen Race; die Bewohner des Tafellandes unterscheiden sich sehr wesentlich von denen am Caspischen See und von den Kindern des Gebirges, die bei einem Wechsel des Aufenthaltes sich im eigenen Lande erst acclimatisiren müssen. Persien macht den Eindruck eines Landes, dem Menschen fehlen, und seine Bevölkerung (nur 5 Millionen auf 30,000 □-Meilen) steht in gar keinem Verhältniß zu seiner Ausdehnung. Erwägt man die frühere Macht dieser Nation, ihre Eroberungen, die Rolle, die sie schon im Alterthum, dann in der neueren Zeit gespielt hat, so kann man unmöglich glauben, daß sie ehemals so wenig zahlreich gewesen sei. Die Ursachen der Abnahme der persischen Bevölkerung liegen zunächst in den Bürgerkriegen und in den großartigen Metzeleien, welche jene nach sich zogen. Die Eroberungen der Russen, die verwüstenden Einfälle der Turkomanen, Afghanen und Beludschen, welche die Bevölkerung der östlichen Provinzen in die Sclaverei schleppten, die durch schlechte Regierung veranlaßten Auswanderungen, die Tyrannei der Begler-Begs und die Erpressungen der Großen haben eben so dazu beigetragen, wie die Erdbeben, welche so viele Städte vernichteten und unter ihren Trümmern so viele Einwohner begruben. Aber auch die Religion hat dazu mitgewirkt, daß in dem einst ganz von seßhaften, ackerbautreibenden Völkern bewohnten Lande das Nomadenthum sich so ausbreiten konnte, daß gegenwärtig ein Drittheil der Bevölkerung Persiens aus Nomaden besteht. Denn der Islam, von Wanderstämmen ausgegangen, entspricht vorzugsweise den Bedürfnissen des Nomadenlebens. Bei der Trockenheit des persischen Klima's ist die künstliche Bewässerung das erste Erforderniß zum Gedeihen der Vegetation. Daher leistete die früher in Persien herrschende Lehre Zoroaster's mit weiser Absicht der Bodencultur allen möglichen Vorschub, indem sie sowohl die Sorge für reines, fließendes Wasser als die Heilighaltung des Baumes, dessen Schatten die Ausdörrung des Bodens verhütet, zur religiösen Pflicht macht. Mit dem eindringenden Monotheismus des Propheten aber vertrug sich nicht die pantheistische Anschauung von den besondern Schutzgeistern der Quellen und Bäume, und wie der Glaube sich daran verlor, entbehrten fortan die Felder das erfrischende Wasser und der Schatten gebende Baum die fromme Pflege. Die Folge davon war starke Entwaldung des Landes, Verfall der Canäle, gänzliche Austrocknung des culturfähigen Bodens. Einst dichtbevölkerte Landstriche wurden zu Wüsteneien, wo kaum noch das Kameel und das Schaf dürftige Nahrung finden. Gegenden, welche durch ihre gesunde Lage zur Erbauung großer Städte besonders einluden, wie die von Istacher (Persepolis), Schiras, Sultanieh, sind Heerde der gefährlichsten Miasmen geworden, wo die aus dem Norden, aus Täbris oder Hamadan, in Garnison versetzten Regimenter zur Hälfte aussterben und wo spärliche Nomadenhorden ein sieches Dasein hinschleppen. Auch sind von den erobernden Arabern viele

Stämme in den südlichen, einzelne selbst in den östlichen Provinzen des Reiches zurückgeblieben, desgleichen von den raub- und plünderungssüchtigen Tataren, die unter Tschingis-Chan und Tamerlan in Persien eingefallen waren. Sie alle setzen ihr gewohntes Nomadenleben fort und haben die seßhafte Bevölkerung jener Gegenden theils vernichtet, theils verdrängt oder ebenfalls zum Nomadenleben gezwungen.

Auch die natürliche Beschaffenheit des Landes ist dem Nomadenthum günstig. Einerseits befinden sich in Höhen von 2400—3000 Meter ausgebreitete Tafelflächen, welche zwar nicht zum Landbau und zu festen Ansiedlungen geeignet sind, aber während dreier Monate im Sommer vortreffliche Weideplätze bieten; andrerseits gibt es Niederungen, die im Sommer vollständig ausdörren und unbewohnbar werden, hingegen im Winter bis zum Beginn des Frühlings sich mit frischer Vegetation bekleiden. Die einen wie die andern können nur Nomaden zum Aufenthalte dienen.

Jeder Nomaden-Stamm steht unter einem erblichen Häuptlinge (Ilchani), dessen Autorität, und wenn er ein Säugling wäre, alle Glieder unbedingt anerkennen. Sein Befehl gilt ihnen mehr als der des Königs; sie stehen für ihn ein und schützen ihn nöthigenfalls mit Gut und Blut gegen die Anmaßungen der Krone. Wo Nomaden in größeren Massen beisammen leben, sind sie kühn und räuberisch; doch verschmähen sie Hinterlist und Lüge und halten treu das gegebene Wort. Auch ermangeln die gewöhnlich mit guten Anlagen ausgestatteten Nomaden nicht aller Erziehung und Bildung. Inmitten der Steppe findet man Zelte, wo Lehrer die Jugend im Lesen und Schreiben, im Koran und in Erklärung der Dichter unterrichten. — Eine unglückliche Tradition im Leben der Nomaden ist die Erbrache, die entweder innerhalb des Stammes wüthet oder blutige Fehden zwischen verschiedenen Stämmen veranlaßt. Nicht eher als bis das gegenseitige Morden solche Ausdehnung gewonnen hat, daß ein ganzer Stamm zu erlöschen droht, kommt es zum Frieden. Der mächtigere Stamm bietet dann dem schwächern die Hand zur Versöhnung und versorgt ihn mit Weibern, um dem Aussterben des Stammes vorzubeugen.

316. Ispahân (oder Isfahân).

(Nach Robert Ker Porter, Reisen in Georgien, Persien u. s. w., mit Zusätzen vom Herausgeber.)

In fruchtbarer Gegend und unter einem gesunden Himmelsstriche gelegen, bespült von den Wellen eines herrlichen Flusses (Zenderud), bedurfte Ispahân (vom Plural: espahan = die Armeen — also Heerlager?) nur der Gunst der Herrscher, um eine der schönsten und bedeutendsten Städte des

Orients zu werden. Diese ward der Stadt, als nach der mongolischen Ueberflutung (unter Timur, der sich aus 70,000 Schädeln getödteter Ispahâner eine Pyramide erbauen ließ) Persien sich zu selbständiger und bald ruhmvoller Stellung emporraffte und hier in der Mitte des Reiches der Herrscherstamm der Sefiden seinen glänzenden Thron errichtete und seine Residenz zum großen Emporium der asiatischen Welt machte. Während der Regierung des Schah Abbas des Großen (reg. 1587—1624) belebte mehr als eine halbe Million Einwohner die geschäftigen Straßen, und eine blühende Umgebung mit mehr als 1400 Dörfern versorgte die Märkte dieser zahlreichen Bevölkerung. Die Bazars der Stadt, „des persischen London", waren angefüllt mit Waaren aus allen Welttheilen und den Erzeugnissen des einheimischen Gewerbfleißes, die Karawanserais wimmelten von Kaufleuten aus Europa und Asien, während der Hof des großen Schah die Versammlung von Abgesandten aus den mächtigsten Reichen des Morgen- und Abendlandes war. Gelehrte und Künstler aller Länder und Religionen fanden Aufnahme am glänzenden Hofe des prachtliebenden und freigebigen Herrschers, der Persien so mit dem Ruhme seiner Waffen wie mit den friedlichen Werken glänzender Paläste und Moscheen erfüllte. Noch nennt man seinen Namen überall, wo ein dem allgemeinen Besten dienender Bau, eine Brücke oder Karawanserai dem Fremden entgegentritt, und tausend Erzählungen mit Charakterzügen seiner Milde und Gerechtigkeit leben noch im Andenken des Volkes.

Ispahâns Blüte dauerte fort unter den Nachfolgern Abbas des Großen, deren Verweichlichung jedoch den Verfall des Reiches verschuldete. Der Einfall der Afghanen 1722 (die schon im Besitze des größten Theiles der persischen Provinzen waren) vernichtete diese Blüte, und die Verlegung der Residenz der Schahs nach Teherân vollendete den Ruin Ispahâns. Gegenwärtig zeigt der Schutt der über eine Stunde weit zerstreuten Trümmer noch den ehemaligen Umfang der Stadt von fünf deutschen Meilen, aber die Einwohnerzahl ist bis auf ein Zehntel (60,000) herabgekommen, und von den 1400 Dörfern der Umgegend sind nur noch 200 vorhanden. Doch ist der alte Glanz nicht gänzlich geschwunden. Der weite Park Abbas des Großen wird in acht Gärten eingetheilt, jeder hat einen besondern Palast, welcher den Jahreszeiten oder den wechselnden Launen des königlichen Besitzers angemessen war, der diese Gärten die „acht Paradiese" nannte. Unter allen diesen Gebäuden tritt der Tschehil-Sitûn (vierzig Säulen) durch die unerschöpfliche Verschwendung glänzender Materialien hervor. Die Vorderseite des Palastes bildet eine vorn offene Halle, deren Dach von zwanzig 13 Meter hohen schraubenförmig gewundenen Säulen getragen wird. Jede Säule steht auf den vereinigten Rücken von vier Löwen von weißem Marmor, und die Säulenschäfte sind ganz mit Spiegelglas umgeben, welches durch den Wiederschein in dem Wasser eines großen Bassins die doppelte Anzahl erscheinen läßt und daher den Namen der 40 Säulen veranlaßt hat. Eine kleine

Bogenthür führt von der Halle in einen großen Saal, zu dessen Ausstattung aller Aufwand morgenländischer Pracht verschwendet ist. Der Fußboden vieler Zimmer ist mit den reichsten Teppichen bedeckt, welche noch aus der Zeit der Erbauung durch Abbas den Großen stammen, und deren Farben bei dem reinen Klima Persiens so vollkommen erhalten sind, als ob der Teppich so eben erst gefertigt wäre. Aus einer Ecke des innern Zimmers führen niedrige Doppelthüren in einen sehr geräumigen und hohen Saal, der ehedem zu den üppigen Gelagen des Hofes gedient zu haben scheint. Die Wände desselben sind bedeckt mit sechs sehr großen Gemälden, von denen vier königliche Gastmähler (der König, ein Diener des Koran, in Wein zechend in der Mitte zum Theil andersgläubiger Personen!), zwei aber Schlachtscenen (wie Schah Abbas mit seinen Persern die feindlichen Usbeken schlägt) darstellen. Die kriegerischen Gemälde zeigen die damalige Tracht in Persien, große Turbane, volle Knebelbärte und glatt geschorene Kinne, welche jetzt der hohen, schmalen und schwarzen Mütze von Schaffell und dem langen dicken Barte Platz gemacht haben.

Eine Hauptzierde Ispahâns ist der große Marktplatz oder Königsplatz, vielleicht der größte Platz in allen Städten der Welt. Jede der vier Seiten ist durch ein großes Gebäude geziert, unter denen sich die große Moschee, Meschid Schah, von Schah Abbas erbaut, und der Ali Kapi (Ali's Thor) oder der große Palast des Gouverneurs auszeichnen. Die große Moschee, deren Seiten und Kuppel mit buntfarbigen glasirten Ziegeln bedeckt sind, übertrifft an Pracht und Schönheit aller Theile die weltberühmten Moscheen von Kairo, Damascus und Bagdad. Das Sofi- oder Ali Kapi-Thor ist wahrscheinlich das vollkommenste Werk von schöner Ziegelarbeit, das man in Persien findet. Ein von 18 hohen achteckigen Säulen getragener Balcon tritt aus dem ersten Stockwerk auf den großen Platz hinaus, und hier pflegte Schah Abbas zu sitzen, wenn er Gesandte empfing, die mit ihrem Gefolge sich unten auf dem Platze befanden, oder wenn er den ritterlichen Spielen seines Adels, den Uebungen seiner Reiterei oder den Kämpfen wilder Thiere zusah. Von dem Dache des Ali Kapi hat man eine weite Aussicht über die Stadt, diesen Stolz der Perser, welche sie „die halbe Welt" benennen. Jetzt ist, mit Ausnahme der Paläste in der Riesenallee oder den sog. Viergärten Abbas des Großen, ringsum Alles eine verfallene Masse zerstörter Moscheen, Häuser und Mauern.

Eine noch wohl erhaltene, gepflasterte Prachtbrücke führt über den zuweilen breiten Fluß Zenderud nach der höher und gesunder gelegenen Vorstadt Neu-Julfa (sprich: Dschulfa). Schah Abbas I. der Große verpflanzte hierhin die christlichen Einwohner der reichen Stadt Julfa am Araxes in Armenien, welche er (1605) zum größten Theile erobert hatte. Der Fleiß und die Handelsgeschicklichkeit dieser Armenier war eine der Ursachen des raschen Aufblühens von Ispahân, und Julfa selbst zählte in der Zeit seiner

höchsten Blüte 36 christliche Kirchen. Jetzt fristen dort kaum 300 elende Familien ein kümmerliches Dasein, und der armenische Name ist verachtet in Persien.

---

317. Teherân.

(Nach Jac. Eduard Polak, Persien und seine Bewohner, und Heinr. Brugsch, Reise der preußischen Gesandtschaft in Persien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Teherân, in der trockenen Hochebene am südlichen Abhange der Elburskette, 1500 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, ist eigentlich nur eine Fortsetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche von den Mongolen unter Tschingis-Chan und Tamerlan zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde, weil die Sage ging, sie sei wegen ungastlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von diesem verflucht. Dagegen vergrößerte sich allmählich das daran stoßende Dorf Teherân. Wie es in Persien von jeher Grundsatz der Begründer einer neuen Dynastie gewesen ist, eine andere Stadt zur Residenz zu wählen und hier eine neue Bevölkerung von Günstlingen und Clienten um sich zu versammeln, dagegen die frühere Hauptstadt sammt den dort seßhaften Anhängern der alten Dynastie zu schwächen, so wählte auch der Gründer der Kadscharen-Dynastie, Mehmed Aga (1796), Teherân als Residenz, mit Hintansetzung der Städte Ispahân und Schiras. Dadurch wollte er zugleich seiner Tribus, welche um Astrabad seßhaft war, näher sein, um bei einer Empörung nöthigenfalls in deren Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Auch mochte ihn wohl die Lage des Ortes zu der Wahl bestimmen. Denn wie trostlos, unfruchtbar und wasserarm die Gegend auch sein mag, so ist doch die Ernährung der Bevölkerung daselbst leichter als an irgend einem andern Punkte Persiens, und die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburs bieten die herrlichsten Plätze für Sommerquartiere und Lager.

Das innere Gebiet der mit einem Erdwalle aus gestampftem Lehm und einem Graben „befestigten" (!) Stadt zerfällt in vier Viertel, von denen das neueste, nordöstliche, auf Gartengrund gebaut, das wasserreichste, höchst gelegene und daher gesundeste ist, das südlich von der Citadelle gelegene, das volkreichste aber wasserärmste, die Karawanseraien und Bazare enthält, das westliche die meisten Paläste, wogegen das in der südöstlichen Ecke das durch Gruben und Pfützen ungesundeste und ärmste ist.

So wenig der Perser auf das Aeußere der Häuser sieht, eben so wenig Sorgfalt verwendet er auf Anlage, Weite und Reinlichkeit der Straßen. Diese sind winkelig, unregelmäßig und an manchen Stellen so enge, daß durch die vielen mit Holz und Stroh voluminös beladenen Kameele und

Maulthiere, welche sich nicht einander ausweichen können, fortwährend die Communication gehemmt wird. Der Mangel an Querstraßen und Durchgängen nöthigt oft zu großen Umwegen. Eingeweide des Schlachtviehs, Speisereste und gefallene Thiere werden auf die Gasse geworfen und bleiben dort liegen, bis die zahlreichen Hunde mit ihrem üppigem Nachwuchs Nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen und die Gassen säubern; auch Schakale unterstützen sie hier und da in dieser Arbeit. Die zurückbleibenden Skelette werden in den Stadtgraben geworfen. Doch gibt es auch kleine Hügel in der Stadt, welche den Schmutz mehrerer Jahrhunderte, schichtenweise aufgelagert, in sich bergen. Der Gestank, welchen diese vielen faulenden Substanzen verbreiten, machen den Aufenthalt in Teherân während des Sommers unerträglich und ist Ursache, daß die Cholera, wenn sie eingeschleppt wird, mit beispielloser Heftigkeit wüthet. Am auffälligsten ist der Verwesungsgeruch einige Tage nach dem „Opferfest", wobei so viele Schafe geopfert werden, daß es selbst der angestrengten Arbeit der Hunde und Schakale nicht gelingt, die Cadaver zu bewältigen.

Das Herz der Stadt bilden, wie in allen Städten des Orients, die Bazare, lange, hohe gewölbte Gänge, zu beiden Seiten mit Läden besetzt, aus denen Eingänge in die Karawanserais, die Niederlagen der Großhändler, führen. Von den Bazars aus gehen, wie Adern, nach den (6) Thoren der Stadt die Hauptstraßen Teherâns. Die Höfe und Gärten des mit vielem Luxus angelegten Bazars „Emir" (so benannt nach einem frühern persischen Premierminister, der sich um das öffentliche Wohl besonders verdient gemacht hat) sind nächst dem königlichen Schlosse das Sehenswertheste der ganzen Stadt. Denn die Moscheen können mit denen von Ispahân keinen Vergleich aushalten. Mittelst künstlicher Einfügung und Zusammensetzung von Fayence-Ziegeln werden ganze, rings um die Gebäude laufende Inschriften, Jagdsceneu, Thierstücke u. s. w. gebildet, die an Schönheit der Zeichnung wie an Glasur und Farbe ihres Gleichen suchen. Meisterstücke dieser Fabrication besitzt Ispahân; besonders prächtig ist die hellblaue Farbe. In einer Art viereckiger Amphitheater mit einer gemauerten Plateform in der Mitte werden sog. Passionsspiele aufgeführt, zum Andenken an die unglückliche Schlacht bei Kerbelah (683), wo die Aliden durch die Yeziden beinahe ausgerottet wurden.

Die Physiognomie der Stadt ändert sich je nach den Tageszeiten und die Bazare sind bald belebter, bald stiller. Sind des Morgens (6—7 Uhr) die Bäder geheizt, so hört man die Kuhreigentöne der persischen Posaune, welche die Weiber zum Bade einladen. Eine Stunde später entwickelt sich das Leben auf der Straße bis zum wildesten Lärm. Um Mittag ruft der Muezzin oder Cantor von den Moscheen her das Mittagsgebet aus. Die Leute rufen Allah und seinen Propheten an, nehmen ihr Nahâr ein und es folgt allmähliche Stille, denn in der größten Tageshitze schlafen die meisten

Kaufleute in ihren Buden, vor denen dann ein weitmaschiges Netz aufgehängt ist. Bald nimmt der Lärm von Neuem seinen Anfang, bis gegen 4 Uhr auf die Mahnung des Muezzin in der Zeit des Gebetes eine entsprechende Stille folgt. Abends trommeln und blasen die persischen Serbazen französische Musik, die Bazare werden geschlossen und nur deren Wächter durchstreifen die von Oellämpchen matt erleuchteten Hallen des Marktes, bis endlich auch sie, in ihre Mäntel und Decken eingehüllt, in tiefen Schlaf sinken. Nur die Hunde der Bazare sorgen dann für die Sicherheit der Stadt.

Von dem Hauptplatze der Stadt (Saebsi-meidan) gelangt man vermittelst einer kleinen Brücke über den Graben in die Citadelle. Innerhalb dieser steht die königliche Residenz mit ihren Gärten, Höfen, Kiosks und Harems, von einer hohen Lehmmauer umschlossen. Außerdem enthält die Citadelle noch mehrere Paläste der Minister, des russischen Gesandten, der seit der Ermordung der russischen Gesandtschaft durch den Teheräner Pöbel (1829) seine Wohnung im Innern der Burg aufgeschlagen hat, die Militär-Akademie und den Exercierplatz der Artillerie, in dessen Mitte auf einer Plateform die drei unter Schah Abbas den Portugiesen abgenommenen großen Kanonen aufgestellt sind, die besondere Verehrung genießen, indem sie z. B. als Asyl für Verbrecher dienen. Auf diesem Platze finden auch die Revuen der irregulären Truppen (radif), die Feuerwerke und öffentlichen Spiele bei großen Festen Statt, denen der Schah, die hohen Würdenträger und Gesandten von einer hohen Tribüne aus zuschauen. Im Schlosse stellt der Empfangssaal eigentlich eine offene Halle dar, denn die beiden Hauptwände fehlen und werden durch mächtige Säulen ersetzt. Zwei Gobelinteppiche von höchster Meisterschaft, ein Geschenk des Königs Ludwig Philipp, und der berühmte Pfauenthron, welchen Nadir Schah von der Plünderung Delhis nach Persien brachte, fallen hier zumeist ins Auge. In diesem Saale werden Audienzen ertheilt und Gesandtschaften empfangen.

Bei der gänzlichen Vernachlässigung aller Sanitätsmaßregeln für Reinigung der auf einer feuchten Salzkruste gelegenen Stadt werden im Sommer die Straßen so unflätig, die Luft so verpestet, heiß und drückend, das Wasser in den Bassins so faul und stinkend, die Mücken und Fliegen so belästigend, daß es unumgänglich nöthig ist, einen Landaufenthalt zu nehmen. Die Lage der Landsitze am Fuße der Elburskette, 1500—1800 Meter über dem Meeresspiegel, die reiche und üppige Vegetation, die mäßige Temperatur, die Frische des Wassers, die Kühle der Nächte und insbesondere das relativ mildere Auftreten von Fiebern und Cholera, endlich die geringe Entfernung von der Stadt (1—2 Meilen) bilden die Vorzüge und Reize dieser Ortschaften. Der Schah selbst hat dort zwei Sommerpalais; der russischen und englischen Gesandtschaft sind von früherer Zeit her zwei ganze Dörfer zum Sommeraufenthalt eingeräumt, während die Bevollmächtigten anderer Staaten

sich größere Landhäuser miethen. Da fast die gesammte Einwohnerschaft Teherâns nur vom Hofe, den Besoldeten und deren Clienten lebt, so verläßt wenigstens ein Drittel derselben (etwa 40,000) Anfangs Juni mit dem Hofe die Hauptstadt. Mobilien, Teppiche, Zelte, Frauen, Kinder, Gesinde, Eßwaaren, Geschirre, alles bunt durcheinander, wird auf dem Rücken der Maulthiere und Kameele transportirt. Alle fremden Maulesel- und Kameeltreiber, selbst die Karawanenführer, deren man habhaft werden kann, werden meist ohne Bezahlung zu dem Zuge gepreßt. Da sich die meisten Beamten und sonstigen Stadtbewohner um das königliche Dorf Niaveran schaaren, so wird in kurzer Zeit auch hier Luft und Wasser so verpestet, daß der Aufenthalt keine Erfrischung mehr gewährt. Alsdann bricht der Hof nach den fernen Bergen auf, in die Nähe der Stadt Demavend, und da es dort keine Behausungen gibt, so werden Zelte aufgeschlagen. Dem Perser klebt noch so viel vom Nomadenleben an, daß er sich in Zelten heimisch und behaglich fühlt, die er auch bequem und wohnlich einzurichten versteht. An einem Bache oder an einer wasserreichen Quelle wird das Zelt mit Leinwandwänden umspannt. Um die Sonnenstrahlen abzuhalten, besteht dasselbe aus einem äußern und einem concentrischen innern Zelte, welche durch einen freien Raum, stark 1 Meter breit, getrennt sind. Durch Scheidewände wird der innere Raum in mehrere Cabinette getheilt. Wie beim Bau der Häuser, trachtet man auch in Bau und Ausschmückung der Zelte nach Neuem und Originellem, keins gleicht völlig dem andern. Von einer Anhöhe aus gesehen, erscheint ein persisches Lager mit seinen mannichfaltigen Formen der Zelte, mit seinem Bazar und dem regen Treiben der Diener, Pferde und Lastthiere wie eine große Stadt aus Leinwand. Am liebsten verweilt der König in dem Engthale Laar, in einer Höhe von 2300 Metern. Die kühle Luft, welche von den Eisfeldern des Demavend herüberstreicht, der schöne, forellenreiche Bach Heras, in weiten Windungen zum Caspischen Meere fließend, das saftige Futter machen den Ort für einen Lagerplatz besonders geeignet, um so mehr, als Wechselfieber dort nicht vorkommen und die Cholera sich dort noch nie gezeigt hat. Auch bietet eine Menge von Antilopen und Wildschweinen Gelegenheit zu ergiebiger Jagd. Gegen Ende August kehrt der Hof ins Lustschloß am Fuße des Elburs zurück und im October geht der Rückzug in die Stadt Teherân nicht minder tumultuarisch vor sich, wie die Hinreise. Sind die astrologischen Zeichen für den Eintritt in die Stadt ungünstig, so wartet der König einige Tage in einem nahe gelegenen Garten, bis glücklichere astrologische Constellationen ihm den Eintritt durch ein bestimmtes Thor erlauben.



318. Schiras im Rosengarten von Farsistan.

(Nach Robert Ker Porter, Reisen in Georgien, Persien u. s. w. und Erich von Schönberg, Patmakhanda, Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Aus einer weiten, staubigen Ebene treten einzelne Umrisse von Wällen und Gebäuden, von Lehm-Mauern und Ruinen hervor und künden uns das berühmte Schiras an, das erste Hoflager der arabischen Khalifen nach dem Sturze der Sassaniden, zur Zeit Timur's der erste Cultursitz Asiens. Wo aber ist der Glanz der Stadt, wo ihr paradiesisches Thal, von dessen Reiz der persische Anakreon, Hafis, singt und in dessen Schatten der weise Saadi seine Sprüche schuf, beide der Stolz und die Freude auch ihrer rohesten Landsleute! Noch ist der heitere, blaue persische Himmel derselbe und wölbt sich über dieses geschützte Fruchtklima der Trauben und Orangen, das selbst in Persien kaum seines Gleichen hat; aber die Herrscher haben ihre Gunst diesem ehemaligen Edelstein ihrer Krone entzogen, und die Oede kehrt wieder zurück, wo nur dem Fleiße der Hände, aber dann auch hundertfältig, die lohnenden Früchte zu Theil werden. Den letzten Aufschwung erhielt Schiras durch Kerrim Khan, der es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Mittelpunkte seines Reiches machte, Bazars, öffentliche Gebäude und schöne Gärten schuf und die Stadt mit starken Festungswerken umgab. Aber als zu Ende des vorigen Jahrhunderts Aga Mohamed Khan die Nachfolger Kerrim's bei Persepolis geschlagen hatte, eroberte er Schiras und zerstörte die Werke des Stammes Send. Seitdem gleicht die Stadt so vielen andern in Ruinen liegenden Städten des Orients und ist von Trümmern, Schmutz und Armuth erfüllt. Doch bildet die schön überwölbte Bazar-Straße, welche die Bazars von Constantinopel, Kairo und Teherän übertrifft, noch immer einen der Glanzpunkte Persiens, dessen Bewohner bei dem schönen Schiras und seinem herrlichen Bazar schwören und fluchen. Ein Theil desselben ist in Folge des letzten Erdbebens (s. unten) eingestürzt, so daß der blaue Himmel auf die Straße hinabschaut.

Eine englische Meile von der Stadt ruht die Asche von Hafis († 1338), dem Lieblingsdichter Persiens, unter einem Grabmal von weißem Marmor. Zahlreiche Gräber umgeben die Ruhestätte des Dichters; die Aussicht auf Schiras und seine Umgebung ist so schön, daß der Ort einer der beliebtesten Vergnügungspunkte für die Einwohner von Schiras geworden ist. Die schöne Abschrift von Hafis' Gedichten, welche am Denkmal befestigt war, ist nicht mehr vorhanden, aber der weiße Marmor ist über und über mit den schönsten und am wenigsten sinnlichen Stellen aus den Werken des Dichters, als der edelsten Lobrede, beschrieben. Der Derwisch Hafis hat in seinen erotischen Liedern zwar nur die Liebe und den Wein gepriesen, allein die

Glut seiner Gesänge nöthigte selbst die frömmsten Mollahs, den „Diwan" des Hafis als eine der herrlichsten Leistungen auf dem Gebiete der persischen Dichtkunst anzuerkennen. Der persische Anakreon wurde deshalb zu einem mystischen Dichter umgestempelt: seine Lieder, hieß es, bezögen sich nicht auf die irdische, sondern auf die himmlische Liebe, nicht auf den feurigen Traubensaft, sondern auf die überirdische Begeisterung! So ist denn gegenwärtig Hafis' Diwan ein allgemeines Schulbuch geworden, das neben dem Koran und Saadi's Liedern den Knaben und Mädchen in die Hand gegeben wird, um daraus lesen und denken zu lernen. Die Klügeren unter den Persern begreifen ihren Hafis freilich besser. Er ist ihnen keine „Zunge des Geheimnisses", sondern ein fröhlicher Derwisch, der bei der aufrichtigsten Verehrung des Göttlichen dem rein Menschlichen seine Huldigung nicht versagte.

Eine Meile nordöstlich von Schiras am Eingange des Gebirges liegt ein einsam stehendes Viereck, außen kahl, innen mit einigen niedrigen Gesträuchen bepflanzt. Hier ruhen die Ueberreste der zweiten Glorie von Schiras, des weisen Scheikh Saadi, dessen Lehrsprüche die Stelle moralischer Vorschriften vertreten. Neben der Mauer führen 30 Stufen zum Rande eines Baches hinab. Hier war der Lieblingsplatz des Dichters, und die armen Bewohner dieser Gegend halten den Platz so in Ehren, daß sie die Fische dieses Wasserbeckens nicht beunruhigen. An Saadi schätzt man die Tiefe der Gedanken und den Adel der Gesinnung; seine Sprache ist frei von den poetischen Ueberladungen der persischen Dichter. Man könnte ihn mit unserem Gellert, Hafis aber mit Heine vergleichen.

So herrlich auch der Anblick des Himmels, so milde die Luft, so reizend der Pflanzenschmuck in und um Schiras sein mag, so wenig zuträglich ist das Klima, so sehr leidet der Mensch an den tödtlichsten Krankheiten, insbesondere Kinder und Ausländer. Fieber und Typhus zeigen sich in allen Formen und die Cholera wiederholt alle 3 oder 4 Jahre ihre regelmäßigen Besuche. In dem südlichen Theile der Provinz Farsistan kommen zu diesen Plagen noch andere hinzu: Moskitos von ungewöhnlicher Größe durchschwärmen bei der übergroßen Sommerhitze die Luft und fallen bei Tag und bei Nacht den Menschen mit stechendem Saugrüssel an. Dazu leiden die Einwohner den empfindlichsten Mangel an gutem Trinkwasser. Zur Regenzeit wird das Wasser in großen und tiefen Cisternen gesammelt und hieraus für das ganze übrige Jahr der Bedarf genommen. Lange, rothe Würmer beleben schließlich das feuchte Element und erfüllen mit Ekel vor dem Genuß des faulen Wassers. Derselbe erzeugt den Fadenwurm unter der Haut, welcher die entsetzlichsten Schmerzen, besonders in der Lendengegend, verursacht und nur durch eine geschickte Operation beseitigt werden kann. Auch kehren große, zerstörende Erdbeben periodisch (alle 28 Jahre?) wieder, und das letzte (1853) hat in der Morgenstunde des 1. Mai nicht weniger als 10,000 Menschen, meist im Schlafe, erschlagen. Solche Todesengel, die mit flammendem Schwerte den

21*

Eingang zu dem herrlichsten Paradiese bewahren, sind geeignet, die Sehnsucht nach Schiras auf ein richtiges Maß zurückzuführen.

319. Die Kurden.

(Nach Moritz Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Kurden, die Nachkommen der alten Karduchen, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig vorherrschende Racenmerkmale angeben lassen, bewohnen die Gebirge Persiens und Kleinasiens, vielfach mit den Armeniern gemischt. Sie sind in zwei Stände oder Kasten geschieden: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und in den Bauernstand, welcher sich durch die Physiognomie wie durch den Dialekt von der Kriegerkaste unterscheidet. Seine Gesichtsbildung ist sanfter, weit regelmäßiger und erscheint öfter ganz griechisch. Die ächten Kurden der Kriegerkaste sind ein stämmiges, robustes, gesundes Volk.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen, wie bei den Kurden, ist die Raublust nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den ächten Heldenthaten, und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen (schiitischen) Adischani überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honnetter und menschlicher benehme, als der Tatar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn jener sich nicht zur Wehr setzt. In der Provinz Erivan ist es öfter vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertode zu bewahren. In der Kühnheit und Geschicklichkeit des Stehlens werden sie vielleicht nur von den Sioux und Huronen Amerika's übertroffen. Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer

Erwerb durch das Schmuggeln geboten, welches an der Grenze gegen Persien und die Türkei so lebhaft betrieben wird und so einträglich ist. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewinnen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Kurden theilen mit andern wilden und barbarischen Gebirgsbewohnern des Orients, besonders mit den Kaukasiern, fast alle guten und die meisten schlechten Eigenschaften. Sie sind wie die Tscherkessen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gastfrei; auch bis zu einem gewissen Grade worttreu, lieben Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, huldigen in fast gleichem Grade wie die Bewohner des kolchischen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie sie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritterliche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen, nicht fremd. Die kurdischen Häuptlinge wohnen in alten Vesten, welche, wie die deutschen Ritterburgen, auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzias gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden.

Die Stammesältesten stehen bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, selbst die Söhne des Häuptlings, sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffee und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirn geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und Jeder berührt sich mit der Hand die Stirn zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden, bis er sich niedergelassen hat. Sitten und Einrichtungen im Orient wirken dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen, sehr viele Diener und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgen Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reich gewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen können.

Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige

Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige, mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend, in die Hütte seines Feindes und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz, aber Brauch und Sitte, die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher, das Obschag, d. i. das Hausrecht, entehrend, dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl, und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der milderen Sitte für die westlichen Länder schimmerte.

320. Das Tiefland Turân.

(Nach Friedrich von Hellwald, Die Russen in Central-Asien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Eine unermeßliche Region erstreckt sich östlich vom Caspischen Meere und dem Aral-See bis zur chinesischen Grenze, allgemein als Mittel- oder Centralasien, Tatarei, Turkestân (Türkistân), Turân, Turkmenien bekannt. Der bei Weitem größere, d. h. den westlichen und nördlichen Theil dieses Gebietes nimmt das turanische Tiefland ein, das größte der Erde, wenn man die durch den Ural davon geschiedene sarmatische Ebene in Osteuropa hinzurechnet.

Das zwischen dem Caspischen und Aral-See gelegene, 33 Meilen breite Plateau unter dem Namen Usturt („hohes Land"), 200 Meter über dem Niveau beider Seen und durch ziemlich steile, hohe Ränder begrenzt, ist wohl nicht, wie Einige annehmen, durch ein Erdbeben vor 500 Jahren emporgehoben, sondern nach seiner geognostischen Beschaffenheit eine Fortsetzung des Uralgebirges, wie schon Alex. v. Humboldt ahnte.

Im Norden des Aral-Sees findet sich eine Strecke, welche tiefer liegt als der Spiegel des Mittelmeeres, und die ganze Gegend bietet zugleich, namentlich im Nordosten des Sees, eine vollständige Meeresflora, indem dort nur Pflanzenarten wachsen, welche ausschließlich dem Meeresboden eigen sind. Man betrachtet daher jetzt diese ganze aralo-caspische Senkung so wie das Tiefland des westlichen Sibirien mit seinen sumpfigen und mit Salzseen bedeckten Landstrichen als einen großen ehemaligen Meerbusen des nördlichen Eismeeres.

Unter den Seen, welche das Interesse der Geographen in hohem Grade in Anspruch nehmen, steht mit einer Oberfläche von 1267 □-Meilen oben

an der Aral-See (d. h. Insel-See), wegen der einander widersprechenden Nachrichten über sein angeblich periodisches Verschwinden, wofür wir im Kleinen ein analoges und näher gelegenes Beispiel in dem Austrocknen und Wiederanwachsen des Neusiedler-Sees in Ungarn haben. Merkwürdig ist, daß bei den classischen Schriftstellern des Alterthums nicht die geringste Erwähnung vom Aral-See geschieht, und daß sie sowohl den Oxus als den Jaxartes direct ins Caspische Meer münden lassen, wogegen die arabischen Autoren des Mittelalters eben so übereinstimmen in Bezug auf die Einmündung jener beiden Flüsse in den Aral-See. Dagegen ergoß sich der Oxus zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder in das Caspische Meer, während der Jaxartes sich entweder in der Wüste verlor oder mühsam danach rang, sich mit dem Oxus zu vereinigen. So mußte der Aral-See, welcher kein Quellwasser besitzt, sondern von den beiden genannten Flüssen seine Nahrung erhält, austrocknen. Um das Jahr 1500 kehrte der Oxus durch Veränderung seines Laufes zum Aralbette zurück, und auch der Jaxartes fließt wieder in den Aral-See.

Der Jaxartes, jetzt Syr-Darjâ (Darjâ-Strom), entspringt, wie man erst seit 1869 weiß, im Tian-Schan-Gebirge, ist aber in seinem obern Laufe, oberhalb Chokand, wenig bekannt. Hier fließt er als ein breiter, tiefer Strom nur in einem Bette zwischen niedrigen Ufern, über welche er bei Hochwasser weit hinaustritt, und nimmt mehrere nicht unbedeutende Nebenflüsse auf, ein Land bewässernd, dessen üppige Vegetation nur in den fruchtbaren Thälern Indiens seines Gleichen sucht. Von der Festung Chodjenid an strömt er in seinem mittleren Laufe bis zum 45° n. Br. nordwärts, entlang der Sandwüste Kyzul-Kûm (türkisch: rother Sand), welche westlich bis zum Oxus und zum Aral-See reicht. Hier gewinnt Alles ein anderes Aussehen, seine Ufer werden nackt und unfruchtbar; nur an den Orten, wo das steile Ufer dem Flusse höchstens bei Hochwasser gestattet, auszutreten, treibt der Kirghise Ackerbau, und der durch die Fluß-Alluvionen gedüngte Boden soll reichliche Ernten gewähren. Gewiß ist, daß dort, wo die Hochwasser abgelaufen, das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs und auf den vielen Inseln undurchdringliches Gesträuch darbietet. In seinem untern Laufe theilt sich der Syr in drei Arme, von denen der nördliche den Namen Syr behält. Der Unterlauf wird trotz seiner vielen Krümmungen und Untiefen sowie der beständigen Veränderungen der lockern Stromufer schon seit 1845 von den Russen auch mit Dampfschiffen befahren. Der Syr ist der eigentliche Hauptstrom des Chanates Chokan; da seine Ufer im Allgemeinen sandig sind, so liegen die bedeutenderen Städte (Chokand, Taschkend) ziemlich fern davon.

Der andere Hauptstrom Centralasiens ist der Amu-Darjâ (der Dschihûn der Araber), der Oxus der Alten, der in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden kann. Er entströmt einem

kleinen Alpen-See (Sary-Kul oder Victoria-Lake) auf einem etwa 5000 Meter hohen Plateau (von Pamir), fließt nach Südwest und wendet sich dann nach Nordwest, um sich in die südliche Ecke des Aral-Sees zu ergießen. Der ganze Oberlauf bleibt im Winter zugefroren und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Dieser hat zu beiden Seiten Wüsten: rechts jene (oben genannte) von Kyzul-Küm, links die turkomanische oder charesmische. Vor seiner Mündung bildet er ein sumpfartiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen seichte Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der Amu ist der Hauptstrom der Chanate Bochâra und Chiwa, die ihrem Ende sichtbar entgegengehen.

Ein Theil des südlichen Turkestân ist heute eine afghanische Provinz, als deren Hauptstadt **Balch** (Balkh) gilt, in einer Steppen-Oase, wo die vom Gebirge kommenden Flüsse versiegen und versumpfen. Von den Orientalen „Mutter der Städte" genannt, im Mittelalter ein Hauptsitz islamitischer Civilisation, bietet Balch nur noch die Erinnerung seiner einstigen Größe in den gewaltigen Trümmern, die einen Umkreis von 4 Meilen bedecken. Es steht nahezu auf der Stelle des antiken Baktra, von dem nur noch einzelne Erdhaufen zeigen, wo es gestanden hat. Der Ort ist nur im Winter bewohnt, denn schon im Frühjahre zieht Alles nach dem höher gelegenen Mesar (Muzar), wo die Hitze nicht so drückend und die Luft nicht so schlecht ist, wie zwischen den Trümmern des alten Baktra. Denn wenn auch das Klima Turkestâns durchschnittlich jenem von Mitteleuropa entspricht, so ist doch der Sommer in den südlicher gelegenen Gebieten, besonders in denen, welche in unmittelbarer Nähe der großen Sandwüsten liegen, oft ein beinahe tropischer, während der Winter am Aral-See und in den gebirgigen Theilen Chokan's weit strenger ist als in Mitteleuropa.

Welches von den drei Chanaten das fruchtbarste sein mag, ist schwer zu entscheiden. Chiwa besitzt zwar weniger bebautes Land, als die beiden andern Chanate, überragt dieselben aber weit an Fülle und Qualität der Erzeugnisse; nur in der Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit der Obstgattungen mag es von Bochâra übertroffen worden. In Betreff des Mineralreichs verdient Bochâra den Preis, während die vorzüglichste Thierzucht ausschließliches Eigenthum der Nomaden ist.

Zwei große **Völkergruppen**, sehr verschieden an Anlagen, Energie und Geschick, theilen sich heute, wie vor 4000 Jahren, in den Besitz von Central-Asien: die **Iranier** (von ihren Nachbarn, den Türken, **Tadschik** genannt) und die **Turktataren**; jene ansässig, mit ausgeprägter Neigung zu ruhiger Beschäftigung und zum Ackerbau, diese abenteuernde Nomaden. Das herrschende Volk in den 3 Chanaten Chiwa, Bochâra und Chokan sind die **Uzbeken** (etwa 1⅓ Million), welche die Tadschik-Völker gänzlich unterjocht haben. Sie gehören dem reinen türkischen Stamme an; sie sind von größerer Statur und haben ein weniger häßliches Aussehen als die

Kirghisen. Sie leben theils in Ansiedelungen, theils als stets kriegsbereite Nomaden in Kibitken und zerfallen in eine Menge Stämme. Nahe verwandt mit den Uzbeken sind die räuberischen, nomadischen Turkomanen (s. Nro. 321). Ein Mischvolk der eigentlichen Mongolen und Türken scheinen die türk-tatarischen Völker zu sein, welche gemeiniglich Kirghisen (s. Nro. 323) genannt werden. Das zahlreichste dieser Völker hat sich nie anders als Chazak (woher die Benennung: Kirghiz-Kasaken) genannt und erhielt erst den Namen Kirghisen von den russischen Kosaken, nachdem diese das echte Kirghisen-Volk, die Kara-Kirghisen (schwarze Kirghisen), gesehen hatten. Die Chazaken sind jetzt größtentheils Rußland unterworfen und theilen sich in drei Horden: die große Horde im Süden des Balchasch-Sees; die mittlere zwischen dem Balchasch und der sibirischen Stadt Omsk; die kleine Horde im westlichen Theile der Steppe, zahlreich bis Taschkend. So besitzen diese sogenannten Kirghis-Kasaken die ausgedehnte Landstrecke von den Mündungen der Wolga und des Uralflusses bis in die Dsungarei hinein.

321. Die Turkomanen.

(Nach A. Vambery, Reise in Mittel-Asien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Turkomanen oder Türkmen (d. h. Türkenthum), wie sie sich selbst nennen, bewohnen größtentheils jene Strecken wüsten Landes, welche sich diesseit des Oxus vom Ufer des Caspischen Meeres bis nach Balch und vom genannten Flusse südwärts bis Herat und Astrabad erstrecken. Was diese große Wüste fast unbewohnbar macht, das ist im Winter die starke Kälte und der hohe Schnee, im Sommer die sengende Hitze und der tiefe Sand. Der Reisende kann hier oft Wochen lang umherirren, ohne einen Tropfen süßen Trinkwassers oder den Schatten eines Baumes zu finden.

In den politischen Zuständen aller übrigen Nomaden findet man mitunter einen Schatten von Oberhaupt in der Person eines Häuptlings (wie der Scheils bei den Arabern), bei den Turkomanen aber davon kaum eine Spur. Trotz dieser scheinbaren Anarchie und trotz aller Wildheit unter ihnen kommt Raub und Mord, so lange sie sich nicht öffentliche Feindschaft erklärt haben, seltener vor, als unter den übrigen Völkern Asiens, deren sociale Verhältnisse auf der Basis islamitischer Civilisation ruhen. Bei den Turkomanen wird strengstens befolgt, was die Sitte (deb) befiehlt, und Alles verabscheut, was sie verbietet. Merkwürdig ist, daß viele Gebräuche, die der Islam verpönt, in der alten Originalität fortleben; denn der Islam hat nicht nur bei den Turkomanen, sondern bei allen Nomaden Mittelasiens nur die äußere Form der alten Religion verändert. Was früher Sonne, Feuer und

andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah, Mohammed geworden; innerlich aber ist der Nomade noch immer derselbe, wie vor zweitausend Jahren, und sein Charakter kann sich nur dann verändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauscht, d. h. wenn er aufhört, Nomade zu sein.

Der Turkomane ist stets durch seinen kühnen, scharfen Blick, seine stolze militärische Haltung zu erkennen, die ihn unter allen Nomaden und Städtebewohnern Mittelasiens auszeichnet. In seiner Kleidung spielt die Hauptrolle das rothseidene Hemd, das nach den Satzungen des Islam verboten ist und doch von beiden Geschlechtern getragen wird, ja, bei den Weibern den ganzen Hausanzug bildet, über welches sie bei ihrem Gala-Anzuge noch einen großen Shawlgürtel binden, der in zwei Schleifen herabhängt. Am meisten beliebt ist der Schmuck, der in massiven, silbernen Armbändern, Hals-, Ohr- und Nasenringen besteht. Dann hängen einer Patrontasche ähnliche Etuis für Amulette oft rechts und links, wie unsere Ordensbänder, herunter und begleiten jede Bewegung mit hellem Geklinge. Der Turkomane liebt derartiges Gerassel so sehr, daß er sein Pferd oder seinen (etwa den Persern geraubten) Sklaven in ähnlicher Weise behängt. Das Zelt besteht in ganz Mittelasien aus einem Holzgestell und einer Decke von Filzstücken. Das Holz ausgenommen, werden seine Bestandtheile von den Weibern angefertigt, die auch mit dem Aufschlagen und Zusammenlegen der Wohnung sich beschäftigen und sie bei Wanderungen dem Kameel aufpacken, während sie selbst zu Fuß einherschreiten.

Die Haupt-Angelegenheiten im Leben des Turkomanen, der jede häusliche Arbeit für eine große Schande ansieht, ist die Alaman oder der räuberische Ueberfall unter einem gewählten Anführer. Der Plan zu einem solchen Unternehmen wird selbst vor den nächsten Verwandten geheim gehalten; der Angriff geschieht entweder um Mitternacht, wenn man auf bewohnte Plätze, namentlich gegen die angrenzenden persischen Provinzen, loszieht, oder bei Sonnenaufgang, wenn eine Karawane oder andere feindliche Truppe überfallen werden soll. Bei solchen Ueberfällen zeigt sich die große Ueberlegenheit der Söhne der Wüste gegenüber den Iraniern, wie denn erst in neuerer Zeit 22,000 Perser von 5000 Turkomanen überwältigt wurden. Wer bei dem Ueberfall Widerstand leistet, wird sofort niedergehauen; dem Muthlosen aber, der sich auf Gnade ergibt, werden die Hände gebunden, und entweder nimmt der Reiter ihn auf den Sattel (wobei ihm noch die Füße um den Bauch des Pferdes gebunden werden) oder er treibt ihn vor sich her, und wenn dies alles nicht möglich ist, wird er am Schweife des Pferdes angeknüpft und muß auf tagelangem Wege dem Räuber in die öde Heimat folgen. Die Hauptwaffe, die dem Turkomanen bei seinen Räubereien zum Siege verhilft, ist unstreitig sein vortreffliches Pferd arabischer Abkunft, welches er mit der größten Sorgfalt aufzieht, gegen Frost und Hitze kleidet

und mit solchem Luxus des Sattelzeuges schmückt, daß sein eigener zerlumpter Anzug mit dem geputzten Thiere einen sonderbaren Contrast bildet. Der Ertrag, den das Handwerk der Menschenräuberei dem Turkomanen liefert, entspricht keineswegs den Gefahren, mit denen es verbunden ist; denn es lindert nur selten die Armuth, in welcher der Sohn der Wüste geboren ist, und verändert nicht seine einfache Lebensweise, der zufolge auch der Wohlhabende nur getrocknete Fische ißt und sich nur einmal in der Woche den Genuß des Brodes gönnt.

In den Augen des Turkomanen ist es die größte Schande, wenn ein Mann Hand an irgend eine häusliche Beschäftigung legt. Er hat nur mit seinem Pferde zu thun, und wenn er mit diesem fertig ist, gesellt er sich zu einer der Gruppen, die vor dem Zelte im Kreise niedergekauert sitzen, und nimmt Theil am Gespräche über Politik, neuere Raubzüge oder Pferde, wobei eine Art persischer Tabakspfeife von Hand zu Hand gereicht wird. Nur in den Abendstunden, besonders in der Winterzeit, hört man gern schöne Märchen oder Geschichten, und als höherer Genuß wird es angesehen, wenn ein Sänger unter Begleitung eines zweisaitigen Instrumentes Lieder des halb vergötterten Nationaldichters Machdumkuli vorsingt, deren Inhalt sich meist auf Pferdezucht, Waffen, Raubanfälle bezieht, welche Gegenstände auch in der Erziehung des jungen Turkomanen die Hauptrolle spielen, während unter Tausenden kaum einer lesen und schreiben lernt. Bei Sterbefällen ist es Sitte, daß im Zelte des Verstorbenen ein Jahr lang jeden Tag in derselben Stunde, in welcher der Betrauerte seinen Geist aufgab, Klageweiber die üblichen Klagelieder anstimmen, unter Theilnahme der Familienmitglieder, die dabei ihre Tages-Beschäftigung fortsetzen, indem die Männer bei fürchterlichem Jammergeschrei ihre Waffen putzen, ihre Pfeife rauchen oder ihr Mahl verzehren, die Weiber aber unter kläglichem Weinen Wolle reinigen, spinnen oder andere Hausarbeit verrichten. Wenn ein angesehener Häuptling stirbt, der den Titel „bator“, d. h. Tapferer, sich wirklich verdient hat, so wird über seinem Grabe ein großer Hügel aufgeworfen, zu dem jeder brave Turkomane wenigstens mit sieben Schaufeln Erde beisteuern muß, so daß derartige Hügel oft einen Umfang von 20 Meter und eine Höhe von 6—10 Meter erreichen. In den großen Ebenen machen diese Hügel sich besonders bemerkbar; der Turkomane kennt sie alle und nennt sie bei ihren Namen, d. h. beim Namen der darunter Ruhenden.

Die politische Wichtigkeit der Turkomanen besteht darin, daß sie ihrer Lage nach die südlichen Grenzwächter des ganzen asiatischen Hochlandes oder Turkestans, wie sie es selbst nennen, geworden sind, nach den Kiptschak unstreitig das kriegerischste und wildeste Volk Mittelasiens. Hinter ihnen in den Städten von Chiwa, Bochâra und Chokan ist der Sitz der Feigheit und Verweichlichung. Die Civilisation scheint eine Vorliebe für den Weg von Süden gegen Norden zu haben; doch wie kann sie nach Mittelasien vor-

dringen, so lange die Turkomanen jeden Reisenden, ja jede Karawane mit Tausenden von Gefahren bedrohen?

---

322. Samarkand.

(Nach A. Vambery, Reise in Mittel-Asien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Seit der Einführung des Islam durch ein mächtiges Araber-Heer unter dem Befehle Samar's (643) tritt die ehemals mit dem chinesischen Namen „Tschin" bezeichnete Stadt als Samarkand in den Schriften der Orientalen auf und blühte als Residenz der weit gebietenden Dynastie der Samariden (833—1000), zugleich als „Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit" empor. Als die Stadt dem Eroberer Dschingis-Khan unterlag (1219), hatte sie eine Besatzung von 110,000 Mann und 100 Elephanten. Zu Ende des 14. Jahrhunderts ward sie durch Timur Tamerlan abermals die Hauptstadt eines unermeßlichen Reiches und mit Bauwerken aller Art geschmückt, die ihm und dem Kunstsinne seiner Zeit noch heute zur Ehre gereichen.

Am Fuße eines Berges (Tschobanata), auf dessen kegelartigem Gipfel der (gleichnamige) heilige Patron der Schäfer ruht, erstreckt sich die Stadt Timur's mit ihren buntfarbigen Kuppeln und Thürmen, im Umfange so groß wie Teheran, nur nicht so dicht gebaut, aber durch die hervorragenden Gebäude und Ruinen, besonders durch die vier im Nordosten sich erhebenden Medresse einen ungleich erhabenern Anblick bietend. Doch verschwindet dieser Eindruck beim Einzuge in die Stadt ganz und gar, obwohl hier einige Hundert Wallfahrtsorte sich befinden. Die Moschee Timur's an der Südseite der Stadt und sein Grabmal, bestehend aus einer Capelle mit einer prachtvollen Kuppel, sind die hervorragendsten Monumente des alten und historischen Samarkand, die man nur mit den Denkmälern von Herat und Isfahân zu vergleichen braucht, um zu sehen, daß die Kunst persisch ist. Die neue Stadt, deren Mauer fast eine Stunde von den Ruinen der alten Mauer entfernt liegt, hat einige aus alter Zeit übrig gebliebene Bazare, in denen die berühmten Lederarbeiten und die geschmackvoll gearbeiteten Holzsättel feil geboten werden. Der Emir von Bochâra pflegt jeden Sommer 2—3 Monate hier zuzubringen, weil Samarkand höher gelegen ist und wirklich klimatische Vorzüge hat. Noch etwas höher und besonders schön liegt der Wallfahrts- und zugleich Erholungsort Dehbid (die 10 Weiden), wo in einem Kloster an den Pilgern reichliche Gastfreundschaft geübt wird.

Wenn man auch nicht mit den Mittel-Asiaten übereinstimmt, die auf die heutigen Ruinen noch immer den Ausdruck: „das paradiesgleiche Samarkand" anwenden, so darf man doch die alte Hauptstadt Mittel-Asiens wegen

ihrer Lage und der üppigen Vegetation, die sie umgibt, die schönste Stadt in Turkestân nennen, wiewohl die Eingeborenen Chokand noch höher preisen.

---

323. Die Kirghisen.

(Nach W. Radloff, Beobachtungen über die Kirghisen in A. Petermann's Mittheilungen, und Alexei v. Lewschin, Beschreibung der Horden und Steppen der Kirghis-Kosaken, bearbeitet vom Herausgeber.)

Man schätzt die gesammte Volksmenge aller Kirghisen der drei Horden (s. S. 329) auf 400,000 Zelte oder Familien, von welchen 75,000 zur Großen, 165,000 zur Mittlern und 160,000 zur Kleinen Horde gehören. Rechnet man im Durchschnitt 5 bis 6 Personen auf jede Familie, so gibt dies eine Gesammtzahl von 2 bis 2¹/₂ Millionen Seelen.

Die Kirghisen führen ein unstätes, herumstreifendes Leben, dessen Bestimmung so zu sagen nur die Ernährung ihrer Heerden ist. Die Wohnung besteht in einer Kibitka oder Jurte, einem halbkugelförmigen Zelte, aus einem hölzernen Gitterwerk zusammengefügt, welches mit Filz bedeckt wird und am obersten Ende eine runde Oeffnung hat, die nach Belieben geschlossen werden kann. Sie dient als Fenster und vertritt zugleich die Stelle des Rauchfangs. Die Wände des hölzernen Gerippes sind mittels Stricken von Pferdehaaren an Pfosten befestigt, die in der Erde stecken. Die Thüren sind von Holz und mit knöchernen Verzierungen bedeckt; zuweilen aber bestehen sie auch nur aus einem Stück Filz. Um ein Zelt abzubrechen oder aufzubauen, braucht der Kirghise nicht mehr als eine halbe Stunde.

Der Kirghise ist von schwerfälligem Körperbau und robuster als der Turkmane. Er hat auch eine lichtere Gesichtsfarbe, weit vorstehende Backenknochen, regelmäßigere Züge und kleine, etwas schief stehende und wenig geöffnete Augen. Der Gebrauch von Leinenzeug ist dem Kirghisen unbekannt und er hält überhaupt nicht viel auf Kleiderpracht. Statt eines Rockes von gewebtem Stoff hüllt er sich in einen Mantel von halbgegerbtem Schaffell oder Kameelshaut, deren Haarseite nach innen gekehrt ist, oder er trägt wohl auch eine Pferdehaut, jedoch mit der Haarseite auswendig. Den Kopf bedeckt eine Mütze von demselben Stoff. Das Weib des Kirghisen ist lichtfarbiger als ihr Mann. Mit Ausnahme vielleicht der Negerin ist die Kirghisin das häßlichste Weib unter der Sonne. Wegen ihres starken Körperbaues werden ihr vom Manne die schwersten Arbeiten aufgebürdet.

Die Kirghisen sind, sowohl Männer als Frauen, geübte Reiter, da sie schon von frühester Jugend an das Pferd besteigen. Die wildesten Renner wissen sie mit einer Kühnheit und Leichtigkeit zu bändigen, welche die größte Bewunderung erregen. Sie haben äußerst kurze Steigbügel, und indem sie

das Pferd mit ihren krummen Beinen umschließen, scheinen sie auf dem Sattel wie angeleimt zu sein. Bogen und Pfeile werden von ihnen mit großer Geschicklichkeit gehandhabt; auch bedienen sie sich sehr unvollkommener Luntenflinten, derer vordern Lauf sie auf eine Gabel legen; indessen ist dieses Gewehr in ihren Händen nicht sehr furchtbar. Außerdem gebrauchen sie im Gefecht auch ein kleines Beil mit einem sehr langen Griffe, welches oft tödtliche Wunden macht.

Die Kirghisen sind höchst neugierig, leichtgläubig und schwatzhaft, im Allgemeinen auch gastfreundlich, doch rechnen sie im Stillen auf Wiedervergeltung, denn Eigennutz und Habsucht sind Hauptzüge ihres Charakters und werden nicht selten Veranlassung zu blutigen Streitigkeiten, in welche ganze Geschlechter gezogen werden. Wer sich durch Glück bei Ueberfällen besonders auszeichnet, wird von seinen Landsleuten gepriesen und hoch geehrt. Doch sind sie im Ganzen nicht tapfer, sondern mehr kecke Räuber, die den Feind durch List oder Ueberrumpelung zu besiegen suchen und die Flucht ergreifen, wenn sie kräftigen Widerstand finden. Sie machen darum ihre Ueberfälle und Angriffe meist des Nachts. Ihr erster Anfall ist stets heftig und fast unwiderstehlich, aber nur, weil sie gute Reiter sind. Wird das Pferd getödtet und müssen sie zu Fuß fechten, so sind sie verloren. Der Anblick einer einzigen Kanone ist hinlänglich, sie in Unordnung zu bringen. Bei der Theilung des Raubes, wenn sie eine Karawane geplündert haben, gehen sie auf eine lächerliche Weise gewissenhaft zu Werke. Tuch, Pelzwerk &c. wird in tausend Stücke zerrissen, selbst Uhren und Instrumente werden zerbrochen und die Stücke vertheilt; der Eine z. B. bekommt ein Rad, der Andere eine Schraube, der Dritte eine Feder u. s. w. Ueberdies muß Jeder, wenn er nach Hause kommt, einen Theil der Beute an seine Eltern und Verwandten abliefern, so daß ihm selbst oft nur wenig übrig bleibt.

Die Religionsbegriffe der Kirghisen sind ziemlich unklar. Sie glauben allerdings an ein höchstes Wesen, aber die Einen verehren Gott nach den Lehren des Korans, die Anderen vermischen mit dem Islam noch alte Gebräuche des Heidenthums. Mit den Geboten des Korans nehmen es die Kirghisen nicht sehr genau. Sie beobachten weder die Fasten noch die Waschungen; auch das tägliche fünfmalige Gebet wird nicht von Allen verrichtet. Da Mekka zu weit entfernt von diesen Ländern ist, so hat man fast kein Beispiel, daß ein Kirghise die Wallfahrt dahin gemacht hätte. Rückkehrende und durchreisende Pilger (Hadschis) und andere Schwärmer bereichern sich nicht selten, indem sie in der Steppe umherziehen, Gottesdienst halten und Talismane verkaufen, welchen die Kirghisen die Kraft zuschreiben, unverwundbar und unbesiegbar zu machen. Moscheen und Priester haben sie nicht. Ihre Zauberer oder Wahrsager theilen sich in mehrere Classen. Die zahlreichste ist die der Dschaurunschis, welche auf jede beliebige

Frage nach verborgenen oder zukünftigen Dingen mittels eines Schafknochens antworten, indem sie diesen von allem Fleisch entblößen und so lange ins Feuer legen, bis er an mehreren Stellen Risse oder Spalten bekommt. Aus diesen Rissen behaupten sie nun Vergangenes und Künftiges lesen zu können. Die Ramtschis gründen ihre Prophezeiungen auf die Farbe der Flamme, welche entsteht, wenn man Schaffett ins Feuer gießt. Die Dschulduztschis beobachten die Sterne, die nach ihrer Behauptung von ihren vertrauten Geistern bewohnt werden.

Von höherer Geistesbildung kann bei diesem Nomadenvolke keine Rede sein. Sie haben indessen einen ansehnlichen Schatz von Liedern, welche sie in Begleitung einer Art zweisaitiger Guitarre singen, aber meist sind es improvisirte Gedichte. Die Improvisatoren verstehen es, in glatten Versen lange Gesänge über einen gegebenen Stoff ohne Anstoß zu improvisiren und in ihr Thema durch Scherzreden, an einige der Zuhörer gerichtet, Abwechselung zu bringen; am Ende ihrer Lieder mischen sie Lobsprüche und andere Höflichkeiten mit so geschickten Wendungen ein, daß ihnen von allen Seiten Geschenke zufließen; niemals kehren sie anders als mit vollen Händen nach Hause zurück.

Wie alle Nomaden, so treiben auch die Kirghisen hauptsächlich Viehzucht. Ihre Heerden nöthigen sie zu beständigem Wechsel ihres Aufenthaltes. Im Sommer, wo Hitze und Insecten das Vieh sehr peinigen, bewohnen sie die am höchsten gelegenen Gegenden des Ostens, im Winter kehren sie nach Westen zurück und lassen sich am Ufer des Issik-köl nieder. Sie züchten vorzugsweise Pferde, Kameele, Schafe, Ziegen und Rinder, letztere nur zum eigenen Bedarf, während Schafe ihren hauptsächlichsten Handelszweig mit Chokand ausmachen und sie eine große Anzahl Pferde an die Russen verkaufen. Sie essen verhältnißmäßig sehr wenig Fleisch (hauptsächlich Schaffleisch) und nähren sich fast ausschließlich von gegohrener Milch unter verschiedenen Formen. Ihre Religion hindert sie nicht aus dem Kumis (Stutenmilch), dem Lieblingsgetränke des asiatischen Nomaden, eine Art Branntwein (arak) zu destilliren, und die meisten Kirghisen sind fast den ganzen Sommer hindurch berauscht.

In den Gegenden ihres Winteraufenthaltes (am Issik-köl) bebauen sie große Landstrecken, auf welchen sie Arbeiter oder Sklaven zurücklassen, während der Stamm in Masse die Berge bezieht. Die lange Dürre im Sommer zwingt sie, ihre Felder mittelst Canäle zu bewässern, was viel Arbeit erfordert. Die im Herbst eingethane Ernte dient zur Winternahrung.

Fast alle nothwendigen Bedürfnisse erhalten die Kirghisen durch Handel, ihre eigene Betriebsamkeit beschränkt sich auf das Fabriciren von Filz und das Weben eines Stoffes aus Kameelhaaren. Chokand und die Bucharei liefern ihnen seidene und baumwollene Stoffe, selbst fertige Kleidungsstücke,

wogegen sie Schafe eintauschen. Die Russen bringen ihnen Haus- und Küchengeräthe so wie Ziegelthee. Die Kirghisen verhalten sich bei diesem Tauschhandel ganz passiv; niemals führen sie selbst den Nachbarn aus eigenem Antriebe ihr Vieh zu; man muß ihnen alle Handelsartikel bringen und sie zahlen dann für jeden Artikel fast das Doppelte seines Werthes.

324. Arabien und die Araber.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Arabien ist das wahre Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landesnatur, der letztern mehr verwandt als der erstern. Denn diese isolirte Halbinsel, mit einer Ausdehnung von 50,000 □-Meilen ohne ein großes, befruchtendes Stromsystem, bildet ein von einem Wüstengürtel umgebenes Centralplateau mit einem schmalen niedrigen Küstenstriche an drei verschiedenen Meerestheilen. Das ganze Binnen-Hochland ist mit zahllosen Rillen (Wadi), bald engeren, bald breiteren, bedeckt; in diesen Rillen sammelt und hält sich die Feuchtigkeit, und hier liegen die Gärten und Aecker, die Dörfer und Städte tief versteckt vor dem Auge des Reisenden, der die trockene Hochebene auf dem Rücken des Kameels durchfliegt. In diesen Stätten der Fruchtbarkeit hat die Cultur ihre Ursitze gehabt, und auch jetzt noch ist sie keineswegs so spurlos verschwunden, als man bisher geglaubt hat. Wo aber die Erde, nicht befruchtet durch des Himmels Ergüsse, nur wenige lebendige Quellen hat, da ist für seßhaftes Leben keine Stätte; wer in jener Natur leben will, muß wandern. Dazu aber bietet die Natur ihre Hülfe: das Kameel, in der Wüste heimisch und ihr verwandt, mit seinen breiten Füßen auf den Sand angewiesen, eben so geduldig als häßlich, eben so schnell als sicher, das Thier des Verkehrs und Handels; das Roß, edler als irgendwo, voll Schnellkraft in Nerv und Sehne, ohne beschwerendes Gewicht der Fülle, über den lockern Sand flüchtig dahin eilend, ohne seine Fußtapfen tief einzudrücken, ungestüm zum Rennen, aber im Nu festgewurzelt, wenn der Reiter herabstürzt. Vom Roß und Kameel ist der arabische Beduine unzertrennlich; sein Muth ist am vollkommensten, wenn er zu Rosse sitzt.

Auf Wahrung der Reinheit des Geschlechts war der Araber von jeher nicht bloß im Gegensatze gegen Ausländer, sondern die einzelnen Stämme gegen einander bedacht. Diesem Sinne entspricht die Gleichartigkeit des natürlichen Gepräges und der Lebensweise, die mit ungemeiner Stetigkeit Jahrtausende hindurch sich erhalten hat, so daß der Araber unserer Zeit und der aus den Tagen Hiob's wenig von einander verschieden sein mögen. Der Araber ist mittelgroß, hager, sein Bedürfniß in Speise und Trank gering,

die Gliederung vom schönsten Ebenmaß, das Antlitz ein regelrechtes Oval, die schwarzen blitzenden Augen scharf gespalten, Hand und Fuß zierlich gebildet, die Geberden behende. Der Geist aber ist seiner Hülle würdig; der anständigen Körperhaltung des arabischen Mannes entspricht Adel und Stolz der Seele, der äußern Gliederung Aufgewecktheit und Schnellkraft, Beharrlichkeit und Festigkeit des Geistes, die Augen haben ihren Blitz von der innern Glut des Gemüths. Unter den sittlichen Anlagen hat er einige der edelsten mit dem Altgermanen gemein. Es ist wahr, der Beduine ist Räuber, Gewalt geht ihm vor Recht; wie der Deutsche in die römischen Landschaften einfiel, um Beute zu machen, so lauert der Beduine der Karawane auf; aber Plünderung bei Nacht und Diebstahl ist ihm ein Abscheu; den Besiegten und Beraubten läßt er nicht verschmachten, er gibt ihm Obdach und Unterhalt; wer aber vor der Wanderung seinen Schutz sich erkaufte, den geleitet er treu und läßt ihm kein Haar krümmen. Immer bedacht auf Raub, ist er eben so willig, wieder zu geben; auch der Aermste bietet von seinem Brode und seinen Datteln den Zuschauern seines kargen Mahls; Almosengeben galt dem Araber aller Zeit für eine seiner vorzüglichsten Verpflichtungen. Auf Ehre des Mannes hält der Araber nicht minder als der Deutsche, so auch auf Stattlichkeit der äußern Erscheinung; in Gedichten wird schwarzes, über die Schulter wallendes Haupthaar gepriesen; der wertheste Schmuck des Mannes aber war der Bart, er wird beim Gruße geküßt und beim Kraftspruche berührt. Aber reger als bei dem Deutschen war und ist bei dem Araber das Gefühl für Beleidigung; das Blut des Morgenländers, leicht in Wallung, kühlt sich nicht bald, und nachhaltig ist das Sinnen auf Wiedervergeltung, schwer versöhnlich das von Racheluft erfüllte Gemüth. Eine Beleidigung nicht rächen, gilt für entehrend. Manche arabische Stämme führten in Verfolgung der Blutrache Jahrhunderte lang Krieg mit einander, manche bis zur gänzlichen Vertilgung.

Ganz eigenthümlich aber ist dem Araber der poetische Schwung; in der einförmigen Dürftigkeit der äußeren Natur um ihn her ist seine Einbildungskraft mit den buntesten Bildern erfüllt und gestaltet sich eine Welt poetischer Bilder. Poesie ist Anfang und Ende der Weisheit des Arabers; poetisch ergießt sich sein Gefühl über Einsamkeit der Wüste, Roß und Kameel, Lanze und Schwert; sein Stolz nährt sich durch poetische Verherrlichung der Großthaten seines Stammes, der Weisheit und der Tugend, insbesondere der Gastfreundschaft und Großmuth, Liebesabenteuer und Reichthümer der Vorfahren; hochfahrende Träume der Phantasie überdecken die Wirklichkeit mit einem bunten Gewebe von Wundermären. Neben dieser Richtung auf's Abenteuerliche dringt ein scharf zugespitzter Verstand hervor im sinnvollen Spruch und ergötzt im trauten Vereine mit der Phantasie sich am Räthsel und an der poetischen Fabel. Versammlungen zu poetischen Vorträgen gab es vor Mohammed's Zeit zu Mekka und seit dem sechsten Jahrhundert zu

Okhad, woselbst jährliche Märkte und Spiele mit Wettgesängen dreißig Tage hindurch gehalten wurden; der Gewinn eines poetischen Preises war dem Araber so viel werth, als die Geburt eines edlen Füllens, ja, selbst eines Sohnes; sein Stamm eignete den Ruhm sich an, andere Stämme brachten Glückwünsche, es wurden Feste begangen, wozu die Weiber den Männern unter dem Klange des Tambourins entgegen zogen. Dichterruhm konnte selbst zur Würde eines Scheikh oder Stammführers erheben. Der Mustergedichte aus jener Zeit waren sieben, die Moallakats, in Mekka aufgehangen, der Stolz seiner Bewohner. Die Sprache ist dem poetischen Ausdruck förderlich durch ungemeinen Reichthum an Formen und bildlichen Bezeichnungen. Der ersteren gibt es vielleicht nicht weniger als im Griechischen, der letzteren werden 80 für Honig, 200 für Schlange, 400 für Unglück, 500 für Löwe, 1000 für Schwert gerechnet. Daher denn auch große Willigkeit der Sprache zum Reimspiel. Unter Hütte und Zelt, bei Entbehrung und Mühseligkeit ist der Araber stolz auf sein Geschlecht und seine Freiheit. Zwar behauptet der Beduine, bei Theilung der Erde seien die reichen Länder an andere Stämme gekommen und der Araber übervortheilt worden, so daß er mit List und Gewalt nach deren Erwerbung streben könne; doch aber ist ihm die Heimat mit ihrer Dürftigkeit und allen Entbehrungen und dem Wechsel der Ruhestätten werth; der Beduine verachtet die Ansässigen (Fellahs), Städter und Ackerbauer, und lebt selten im friedlichen Verkehr mit den Städten. Der Stolz und Adel des Sinnes fand eine wackere Pflegerin in der Verfassung. Der Araber der Wüste, frei geboren und Knecht nur durch Kriegsgefangenschaft, hat allein vor allen Völkern Asiens nie ganz und nie lange das Joch der Despotie getragen; darum ist er, gleich dem Germanen, so mächtig in Umgestaltung despotisch gewöhnter Völker gewesen.

325. Mekka und Medina.

(Nach J. R. Wellsted und J. L. Burkhardt, Reisen in Arabien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Zwei Tagereisen von Dschidda, der größten Handelsstadt des Rothen Meeres und der schönsten Stadt Arabiens, welche während der Pilgerzeit immer sehr belebt ist, liegt die heilige Stadt Mekka, das Ziel der Wanderungen von gläubigen Moslems aus allen Theilen der alten Welt. Die große Heiligkeit der Stadt erlaubt nicht, daß der Fuß eines Ungläubigen sie verunreinige, und nur unter der Verkleidung und dem angenommenen Charakter muselmännischer Pilger gelang es Seetzen, Burkhardt und andern Europäern, den Geburtsort des Propheten und die heilige Kaaba zu besuchen. Die Stadt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen mit Hunderten schöner Bei-

namen belegt, wie „Mutter der Städte," „die Edle," „Gebiet der Gläubigen" u. s. w., liegt in einem engen Thale, von kahlen Bergen umgeben. Sie gehört zu den schöneren Städten des Orients, ihre Straßen sind breit und ziemlich regelmäßig, ihre Häuser oft drei Stock hoch, von Stein gebaut und mit Fenstern nach der Straße hin versehen. Drei Citadellen mit Besatzung beschützen sie. So wenig die Natur zu ihrer Verschönerung gethan hat, da nirgends ein Baum oder ein grünes Fleckchen das Auge erfreut, so bietet sie doch zur Zeit des Hadsch (der Wallfahrt) einen sehr belebten Anblick, wo alle Straßen mit Pilgern erfüllt sind und überall wohlversehene Kaufläden die Schätze des Orients zur Schau tragen. Dann haben sich hier versammelt die Gläubigen aus der Türkei, Klein-Asien und Syrien, welche der Pascha von Damaskus mit der großen Hadsch-Karawane hieher geleitet, die Karawanen aus Bagdad und Basra mit den ketzerischen (nicht sunnitischen) Persern, und alle die kleineren Pilgerzüge, welche von Bahrein und Medsched, von Yemen und Hadramaut sich hieher ergossen haben; ferner die Pilger aus dem fernen Mograb von den Küsten des Atlantischen Meeres, aus Marokko und der großen Wüste, aus Algier, aus Tunis und Tripolis, und die große Kafilah, welche aus dem fruchtreichen Thalbette des Nil um das Rothe Meer gezogen ist. Dazu sind von Dschidda herübergekommen, die sich dem trügerischen Meere anvertraut haben, die Pilger aus dem fernen Osten, von Indien, Beludschistan und Afghanistan, die von den Küsten des Persischen Meerbusens, von Oman und Süd-Arabien, wie die Afrikaner aus den Häfen Berberah, Zeila und Massawa, Kosseir und Suez und die Schwarzen von Sudan, welche sich in Suakim einschiffen. Ein solcher Zuwachs von oft über hunderttausend Menschen mit der halben Zahl von Kameelen für eine Wüstenstadt von 50,000 Seelen erfordert schon zur Beschaffung der täglichen Nahrung ungewöhnliche Regsamkeit. Dennoch findet man in Mekka keine öffentlichen Gebäude und Paläste, keine Khans für die Reisenden oder zur Waaren-Niederlage.

Die große Moschee, auch schlechthin El Haram, das Heiligthum, genannt, besteht in einem großen Hofraum von 250 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, welcher mittels einer dreifachen Reihe von Bogengängen mit (152) kleinen Kuppeln geschlossen ist und die Kaaba, den Brunnen Zemzem und mehrere andere Heiligthümer enthält. Sieben achteckige Minarets erheben sich an den verschiedenen Ecken der Einfassung, 19 sehr ungleichmäßig vertheilte Thore oder gewölbte Schwibbögen führen auf den innern Platz und werden niemals geschlossen. Das vornehmste Thor ist „das Thor der Begrüßung"; Pilger, welche zuerst die Moschee betreten, müssen beim Eintritt die Worte sprechen: „Allah, gewähre, daß dieser Eingang mir günstig sei!" In der Mitte des Platzes steht die Kaaba, ein würfelähnliches Gebäude mit ungleicher Länge der Seiten. Es enthält im Innern nur einen Raum, dessen Decke von zwei Säulen getragen wird. Nach der Sage ist die Kaaba

2000 Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel erbaut und die Engel machten um dieselbe den Umgang, den noch heute die Gläubigen halten. Adam errichtete sie auf der Erde, genau unter der Stelle, wo sie im Himmel gestanden hatte. Zehntausend Engel wurden zu ihrem Schutze bestimmt. Trotzdem zerstörte sie die Sündflut. Abraham (Ibrahim) erbaute sie auf's Neue, unterstützt von seinem Sohne Ismael (Ismail) und dem Erzengel Gabriel. Letzterer überbrachte den länglich-runden, dunkelbraunen Stein, der durch die Thränen, welche Abraham über die Sünden der Menschen darauf weinte, sich schwarz gefärbt hat. Dieser schwarze Stein ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen Küsse und Handberührungen so abgeglättet worden, daß seine eigentliche Beschaffenheit schwer zu bestimmen ist. Einige halten ihn für ein Stück Lava, Andere für einen Aërolithen. Die Kaaba ist von außen und innen bekleidet. Die äußere Bekleidung besteht in dem Kiswa, einem großen Vorhang von Seide und Baumwolle, der jedesmal erneuert wird, wenn ein anderer Sultan den Thron besteigt. In zwei Drittel der Höhe sind auf einem breiten Streifen in Gold fromme Sprüche und das Glaubensbekenntniß des Islam gestickt: „Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Ehemals soll der ganze Koran auf dem Kiswa geschrieben gestanden haben. Die Thüre hat einen besonders prächtigen, ganz mit Gold und Silber gestickten Vorhang von rother Seide. Für den schwarzen Stein, den jeder Pilger beim Umgang küssen muß, und für einen andern Stein „den Stein des Gebetes“, der von den Pilgern nur berührt wird, sind Oeffnungen in dem Kiswa angebracht. Die innere Bekleidung ist ein rosenrother Seidenstoff, welcher alle Jahre neu aus Constantinopel geschickt wird und, wie der Kiswa, ein Geschenk des Großsultans ist. Die alten Bekleidungen werden zerschnitten und in Stückchen an die Pilger verkauft, welche sie als Andenken und Amulette mit nach Hause nehmen. Um die Kaaba herum ist ein schönes Marmorpflaster, von 32 Pfeilern in vergoldeter Bronze umgeben. Letztere sind durch Eisenstangen verbunden, an deren jeder 7 Lampen hangen, welche alle Abend bei Sonnenuntergang angezündet werden. Jenseits dieser Pfeiler steht das Gebäude mit dem Brunnen Zemzem (Semsem). Der Sage nach ist dieses die Quelle, welche der Engel des Herrn der Hagar (Hadscher) zeigte, als sie mit ihrem Knaben Ismael von Abraham in die Wüste verstoßen war und Beide in Gefahr waren, vor Durst zu verschmachten. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung, denn mehrere Meilen in der Runde gibt es kein süßes Wasser. Sie gilt dem gläubigen Moslem für ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten, und der Pilger trinkt davon während seines Aufenthaltes in Mekka so viel er nur irgend kann, nimmt auch noch Krüge, damit gefüllt, in seine Heimat mit. Brunnen-Diener ziehen das Wasser in ledernen Eimern herauf und reichen es in Schalen den Pilgern.

Den vier Seiten der Kaaba gegenüber befinden sich vier kleine zierliche

Gebäude (Makam), wo die Imans der vier rechtgläubigen (sunnitischen) Secten ihren Platz nehmen, wenn sie vorbeten. Der größte Theil des Platzes ist mit grobem Sand bestreut, wo sich viele Tauben aufhalten, deren Fütterung der Pilger für ein verdienstvolles und frommes Werk hält. Den größten Theil des Tages hindurch und besonders Abends scheint die Moschee mehr ein Gesellschaftsplatz als ein Tempel der Gottesverehrung zu sein, denn viele Gruppen unterhalten sich mit lautem Geplauder, Andere essen und schlafen hier, wieder Andere beschäftigen sich mit dem Lesen des Korans oder hören den Vorträgen der gelehrten Ulema's zu, während unter den Säulenhallen große Schaaren von Bettlern und Kranken lagern. Zur Zeit des Abendgebetes wird der Boden mit großen Teppichen belegt, und nun versammeln sich um die Kaaba die vielen Tausende Pilger in großen Kreisen, ihr Antlitz dem Heiligthume zugewendet. Ein Iman stellt sich an den Eingang der Kaaba und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge nachgeahmt. Die feierliche Stille bei der Andacht einer so großen Menschenmenge aus drei Welttheilen, dabei der Lichtglanz der tausend Lampen, welche auf dem Platze und ringsum unter den Arkaden brennen, hat etwas ungemein Feierliches.

Der Pilger, welcher alle vorgeschriebenen Gebete in der großen Moschee verrichtet, den schwarzen Stein geküßt und von dem Brunnen Zemzem getrunken hat, darf doch nicht auf den Ehrennamen eines Hadschi Anspruch machen, wenn er nicht die Wallfahrt nach dem Berge Arafat gemacht hat. Dieser 60 Meter hohe „Berg der Barmherzigkeit" liegt drei deutsche Meilen von Mekka nach Osten hin. Zu seinen Füßen erstreckt sich eine weite sandige Ebene, auf welcher sich das Zeltlager der Pilger mit ihren Kameelen ausbreitet. Alle Pilger sind verpflichtet, an einem gewissen Tage, bald nach Eröffnung der Wallfahrtszeit, zu diesem Berge zu wallfahrten, dort einer dreistündigen Predigt, welche ein Katib, auf einem Kameele sitzend, von dem Gipfel des Berges herab an die versammelte Menge hält, beizuwohnen und gewisse Gebete zu verrichten. Die in Mekka stets zerstreuten Pilger sind hier zu gleicher Zeit mit Einem Blicke zu überschauen, und es gibt gewiß keinen Ort weiter in der Welt, wo man auf so kleinem Raum so vielerlei Völker in den mannichfaltigsten Trachten sehen und so verschiedene Sprachen hören könnte. Wenn nicht 600,000 Pilger vorhanden sind, sagen die Araber, dann steigen Engel vom Himmel herab, um die Zahl voll zu machen. Auf dem Berge Arafat soll Adam nach langer Trennung und mehrjähriger Wanderung über die Erde seine Eva wieder gefunden haben.

Auf der Reise nach dem Berge Arafat kommen die Pilger durch das Thal Muna. Hier bezeichnen drei Pfeiler die Stellen, wo Abraham durch je sieben Steinwürfe den Teufel verscheuchte, als derselbe ihn bei der Rückkehr vom Berge Arafat irre zu leiten versuchte. Jeder Gläubige verrichtet bei diesen Teufelspfeilern die Ceremonie des Steinwerfens durch je sieben

Steinwürfe auf einen Steinhaufen („den großen Satan") und opfert dann ein Schaf oder eine Ziege, welche er zu diesem Zwecke eigens mitgebracht hat. Tausende von Thieren, auch Kameele und Ochsen, werden hier an einem Tage, abgeschlachtet und die schauderhafte Opferstätte verbreitet einen pestilenzialischen Gestank, ohne daß die Behörden einzuschreiten wagen. Auf einem Berge hinter Muna zeigt man auch die Stelle, wo Adam begraben sein soll.

Im Beled el Haram, dem heiligen Lande, nimmt El Medina (d. h. die Stadt), am Rande des Nedsch auf der weiten Hochebene, welche Central-Arabien bildet, die zweite Stelle ein. Viele Pilger wallfahrten auch zu diesem heiligen Orte, welcher den Propheten nach seiner Flucht von Mekka gastlich aufnahm und seine Gebeine bewahrt. Die Entfernung beider Städte beträgt 50 Meilen. Medina ist eine gut gebaute Stadt; Dattel-Gärten und Felder umgeben dieselbe und versorgen sie reichlich mit Weizen, Gerste und vorzüglichen Datteln. Am östlichen Ende der Stadt liegt die große Moschee, gleichfalls El Haram genannt, und gleich ihrem Vorbilde zu Mekka aus einem von Säulenhallen begrenzten, aber etwas kleinern Platze bestehend und eben so durch den Anbau unansehnlicher Häuser verunstaltet. Hier steht im südöstlichen Winkel das Grabmal des Propheten, ein viereckiges Gebäude von schwarzen Steinen, wo Mohammed an der Seite seiner Nachfolger Abu-Bekr und Omar in einem mit Silber überzogenen Sarge ruht. Das Grabmal ist von einem seidenen Vorhange verhüllt, der reich mit Verzierungen und Inschriften in verschiedenen Farben durchwebt ist und auch bei einer neuen Thronbesteigung zu Constantinopel von dort aus erneuert wird. Der alte Vorhang wird dann nach Constantinopel geschickt, um die Gräber der Sultane und Prinzen zu bedecken. Rings um die Gräber wurden vormals die Schätze von Hedschas aufbewahrt, Juwelen und goldene Geschmeide, welche nach und nach die Pilger und Sultane der Moschee verehrt hatten. Bei der Eroberung Medina's durch die Wahhâbis wurden sie jedoch von diesen geraubt. Gläserne Lampen erleuchten jede Nacht das Grabmal, und die Kuppel desselben erhebt sich mit ihrem vergoldeten Halbmond weit über die andern Kuppeln der Moschee.

Gleich nach seiner Ankunft muß der Pilger ein vollständiges Bad nehmen und wo möglich sich mit Wohlgerüchen salben. Sobald er die Moschee zuerst erblickt, muß er einige kurze Gebete sprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor eintreten und sieht genau darauf, daß der Pilger mit dem rechten Fuß die Schwelle überschreitet; ein Gebrauch, der zwar bei allen Moscheen eingeführt ist, hier aber mit besonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begibt er sich, fortwährend Gebete hersagend, nach dem Rodha (Garten), verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft sich dann, zum Zeichen der Begrüßung, vier Mal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Capitel des Korans, das 109. und 112., hersagt. Sodann

geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand des Rodha zu dem Gitter des Hedschra (der Einfassung), wo er sich vor das westliche Fenster an der Südseite stellt und mit halb erhobenen Armen zu Mohammed betet, wobei er an zwanzig verschiedene Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um seine Fürsprache im Himmel und schließt in sein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medina's nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schlusse gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Zuletzt geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's und zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieselben Gebräuche verrichtet werden. Uebrigens ist die Wallfahrt nach Medina zum Grabe des Propheten bloß eine „verdienstliche" Handlung, welche mit der „Pflicht" des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Die Moslemins halten sie jedoch so wie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abraham's zu Hebron für eine gottgefällige Handlung und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben.

326. Die Sinai-Halbinsel.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und Gotthilf Heinrich v. Schubert, Reise in das Morgenland.)

Einen nicht unbedeutenden Flächenraum zwischen den beiden sich gegenseitig nähernden Erdtheilen, Asien und Afrika, nimmt das Uebergangsgebiet von Arabien nach Aegypten ein, die Landschaft zwischen dem Meerbusen von Aila im Osten, von Suez im Westen und von Gaza im Norden, die auch im Nordosten durch das Todte Meer vom syrisch-arabischen Binnenlande natürlich abgeschieden wird — dieselbe, welche in den späteren Zeiten am Allgemeinsten unter dem Namen des peträischen Arabiens bekannt ist, obgleich derselbe niemals ein bei den Eingeborenen einheimischer gewesen. Der überwiegende südlichere Theil dieses Raumes, der in seiner Dreieckgestalt wie in seinem Areal (von etwa 500 □Meilen) der Insel Sicilien zu vergleichen wäre, kann mit größerem Rechte die Halbinsel des Sinai genannt werden, weil dessen Gebirgsmasse den Hauptkern der Grundgestaltung ausmacht und in seiner physikalischen Unabhängigkeit von allen Umgebungen eine gleiche historische Selbständigkeit behauptet.

Es ist auffallend, daß nach dem Abzuge der Israeliten vom Berge Sinai weder in der heil. Schrift noch sonstwo sich ein Zeugniß findet, daß irgend ein Jude je wieder den h. Berg der Gesetzgebung besucht hätte, obwohl die h. Sänger und Propheten von der Herrlichkeit und Furchtbarkeit

jener Begebenheit die erhabensten Bilder und Gleichnisse zu entnehmen pflegten. Nur der Prophet Elias machte hiervon eine Ausnahme, als er vor den Nachstellungen der abgöttischen Jezabel durch die Wüste nach dem Berge Horeb, „dem niedern Stockwerk des Sinai", floh, wo er nach Sturm, Erdbeben und Feuer im stillen, sanften Säuseln „die Stimme des Herrn vernahm". (B. d. Könige, I, 19.)

An der nordöstlichen Seite des Horeb in einer Bergschlucht steigt man auf jenen, zum Theil verfallenen Stufen empor, welche schon die fromme Kaiserin Helena oder doch Kaiser Justinian zur Bequemlichkeit der Pilgrime anlegen und einhauen ließen. Endlich gelangt man zu einer Gebirgsplatte, auf welcher, im Schatten von Cypressen, ein gemauerter Brunnen steht, und hier ist man auf der Höhe des im engern Sinne *) sogenannten Horeb, von welchem der Sinai eigentlich nur der südöstliche, höher ansteigende Gipfel ist. Der Gipfel ragt mehr denn 2000 M. über das Meer und beherrscht eine Aussicht über das niedere Land und die Wasserfläche, welche, wo sie durch vorliegende Berge nicht gehemmt wird, nach allen Richtungen hin gegen 23 Meilen beträgt, mithin einen Kreis, welcher im Durchmesser 46, im Umfange 144 Meilen mißt. Wo aber jenseit dieses Kreises ein Berg von gleicher Höhe steht, da erweitert sich die Aussicht auf das Doppelte und in gleichem Verhältniß der Gesichtskreis. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese; nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Alpenhütte noch Dorfschaft. Die Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte ist eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras und Kraut noch fruchtbare Bäume, kein lebendes Thier noch Menschen waren, sondern da statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdveste ihre Gestaltung, dem Gewässer seine bestimmten Grenzen gab.

Und auf diese Felsenwarte läßt nun auch die Geschichte der vergangenen Tage ihren verklärenden Strahl fallen. Hier ward den Menschen das Gesetz gegeben, das auf Christus hinweist, weil in Ihm des Gesetzes Erfüllung ist. Wie dann hier, unter dem Fittiche des einsamen Adlers, der sein Volk hieher in die Stille der Felsenwüste führte, der Lebenskeim der beiden Religionen, der des Gesetzes und jener der Erfüllung, ausgeboren ward; so nahm dort im Südosten der Islam seinen Ausgang; wir stehen hier im Geburtslande der drei monotheistischen Religionen.

---

*) Im weiteren Sinne wird unter dem Namen Horeb in der heiligen Schrift offenbar die ganze Gebirgswüste der Umgegend des Sinai verstanden.

327. Das Hochland Armenien im Vergleich zum Kaukasus.

(Nach Moritz Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien.)

Das armenisch-taurische Alpenland hat durch das Vorherrschen hoher Tafel-Landschaften gegen das benachbarte Kaukasus-System einen sehr verschiedenartigen Charakter. Keine unübersteiglichen Schneeketten und hohen Riesenbarrieren sind diesem Gebiete eigen, wie dem Kaukasus, dem Himalaya, sondern überall Pässe von, wenn schon steilen und klippigen, doch kurzen, in einem Tage zu überwindenden und relativ niedrigen Culminationen. Die außerordentliche Breite des Wasserscheiders und die drei- bis vierfache Reihe von ausgedehnten Hochebenen und Längenthälern, welche zwischen den höchsten Ketten liegen und mit diesen völlig parallel laufen, sind für das armenische Hochland höchst charakteristisch. Es erheben sich in einer Breite von fast 1½° vier Ketten von Alpenhöhe, deren jede die Wiege eines bedeutenden Flusses ist und die zusammen die große Wasserscheide Armenien bilden. Die nördlichste jener Parallelketten enthält den Quellbezirk des Kur, der von da in nord-östlicher Richtung durch einen Theil des kolchischen Gebirgslandes seinen Lauf nach Grusien nimmt. Einen halben Breitengrad südlich vom Quellbezirk des Kur erhebt sich eine zweite Alpenkette in gleicher Richtung, die Wiege des Euphrat, welcher hier noch den Namen Karasu führt und in raschem Sturze sich in die Hochebene von Erzerum wälzt. Am Südrande in der Hochebene erhebt sich eine dritte Bergreihe von Alpenhöhe, von deren nordöstlichen Gipfelterrassen die Quellen des östlichen Euphrat herabstürzen. Von der vierten und südlichsten Hauptkette des armenischen Hochlandes scheint der gewaltige Bingöl-dagh, der „Berg der tausend Quellen“, eines der höchsten Glieder zu bilden. Dieser gibt auch einem Hauptfluß, dem Araxes, das Dasein.

Keine der vier Alpenketten, oder richtiger gesagt, der vier großen Reihenglieder des armenischen Haupt-Gebirgskammes bildet eine absolute Wasserscheide. Durch jede derselben erzwingen sich Flüsse in entgegengesetzten Richtungen mittelst tiefer Querspalten den Durchgang. Die beiden Euphratarme entspringen von nördlicher gelegenen Ketten als der Bingöl-dagh und nehmen doch eine südliche Richtung, während der an der südlichsten Randkette des breiten Kammes entstehende Araxes seinen Lauf erst nach Norden, dann nach Osten nimmt. Gegen diese auffallende Unregelmäßigkeit der Stromrichtung bildet das Kaukasus-System einen scharfen Contrast. Hier gleicht die große, einfache Centralkette einem ungeheuren Damme, der das Flußgebiet auf das bestimmteste scheidet. Alle an dem nord-östlichen Abfall entstehenden Quellen und Bäche fließen dem russischen Steppenlande zu, alle, die von dem süd-westlichen Abhang herunterströmen, vergrößern die Flüsse Trans-

kaukasiens. Der Mangel eines schmalen, scharfen Hauptkammes ist in Armenien auch die Ursache der ungewöhnlich weiten Verbreitung von Gebirgspflanzen und Thierarten. Die Terrassenform des armenischen Gebirgslandes, die ausgedehnten Hochebenen, welche dieses Alpenland besonders charakterisiren, fehlen dem kaukasischen System gänzlich.

Bei dem eigenthümlichen Vorherrschen von weiten Plateaux und Thalstufen sollte man bei einem so breiten Gebirgssystem, wie das taurisch-armenische, eine große Zahl von Gebirgsseen vermuthen. Dies ist nicht der Fall, und mit Ausnahme des Goktschai- und Wan-Sees existiren in Armenien nur wenige Gebirgsseen. Der Grund liegt offenbar in der Häufigkeit jener großen Stromdurchbrüche, welche sich nicht nur in den alpinen Ketten, sondern auch in den niedrigeren Gliedern dieses Gebirges finden, wodurch im Norden und Osten der Lauf der Gewässer nach dem Schwarzen und Caspischen Meer, im Süden nach den mesapotamischen Ebenen begünstigt und erleichtert wird. Landseen, welche am Fuße unserer europäischen Alpen, wie auch am Rande des noch breiteren skandinavischen Gebirges in ziemlicher Zahl vorkommen, fehlen sowohl am nördlichen Fuß als auch an der Westseite des armenischen Gebirges, indem dasselbe fast allenthalben ziemlich schroff gegen das Meer abfällt oder wenigstens nirgends durch breite Ebenen vom Ufer geschieden ist. Der Kaukasus zeichnet sich durch den gänzlichen Mangel von Gebirgs- und Land-Seen aus.

Gletscher scheinen im Innern der armenischen Alpenzone ganz zu fehlen, eine natürliche Folge der Ausdehnung der Plateaux, der Höhe der Schneelinie und der Seltenheit von sehr hohen zusammenhangenden Berggipfeln, welche die Schneelinie überragen. Auf dem Ararat kommen allerdings sowohl an der Nord- als an der Südseite Gletscher vor, sind aber an Größe und Ausdehnung den Gletschern in unseren europäischen Alpen nicht zu vergleichen.

Die merkwürdige Bildung alpiner Terrassen und ausgedehnter Plateaux, deren Mehrzahl eine Höhe von 1600—2600 Meter erreicht, bedingt im Hochlande Armenien wesentlich den Charakter der Flora. Diese besitzt eine geringe Mannichfaltigkeit der Gattungen, eine natürliche Folge der beträchtlichen Erhebung des Landes über dem Meeres-Niveau. Denn reich an Formen kann die Vegetation nur in Ländern sein, welche, aus tiefer Ebene oder vom Seegestade aufsteigend, sich allmählich über die Meeresfläche so bedeutend erheben, daß die verschiedenen Regionen verschiedene Klimate haben. Auf den baumlosen Hochebenen und Terrassen Armeniens, deren wenige unter 1300 Meter über der pontischen Fläche herabsteigen, ist der sub-alpine Charakter der Pflanzenformen und die Zahl der ächten Alpenpflanzen überwiegend. Neben großer Armuth an jenen Gewächsen, die am besten in feuchten Wäldern, in Steppen, Sumpfgegenden, am Gestade salziger Seen gedeihen, ist die eigentliche Alpenflora dagegen sehr reich und übertrifft an

Mannichfaltigkeit die der kaukasischen Centralkette, welcher sie übrigens in ihren Formen ganz nahe steht.

328. Das Stromgebiet des Euphrat und Tigris.

(Nach Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Zwischen dem iranischen Ländersystem im Osten und der syrisch-arabischen Welt im Westen, von der Bergkette des Zagros bis zu den felsigen Höhen des Libanon und der syrischen Wüste, liegt das Stromgebiet des Euphrat und Tigris, ein Land, das sich von den Bergreihen Armeniens, wo die beiden Flüsse ihren Ursprung haben, allmählich bis zu der Tiefebene abstuft, die sich zwischen der Vereinigung derselben und ihrer Mündung in den Persischen Meerbusen in unabsehbarer Weite ausbreitet. Diese beiden Ströme sind das dem Raume nach geringere, doch immer noch höchst bedeutende dritte Paar asiatischer Doppelsysteme, mit gleicher Richtung des Stromlaufes, wie das Gangessystem, einer diagonalen zwischen dem Stufenlande von Iran und der flachen syrisch-arabischen Wüste. Die Wiege beider Ströme ist zugleich diejenige der vorderasiatischen Menschengeschichte. Ihre Stromrinnen theilten von jeher nicht nur Reiche, Völker, Sprachen, sondern auch Vorderasien selbst in zwei verschiedene Welten, die arabische und die persisch-medische mit der assyrisch-babylonischen in ihrer Culturmitte. Sie zogen durch ihre Weltstellung und ihre belebende Ader inmitten der Wüsten nicht weniger als der Nilstrom die Augen aller orientalischen Herrscher wie der Forscher der Geschichte auf sich und auf die Begebenheiten, die an ihnen emporstiegen und wie Welle auf Welle wieder in das Meer der Vergessenheit sanken. In alter und in neuer Zeit bildeten sie die große Furth vom Orient zum Occident.

Die oberen, durch ein hochgelegenes, mitunter aber fruchtbares Steppenland sich durchwindenden Flußthäler sind von Höhen umgeben, wo sich ein üppiger Blumen- und Pflanzenwuchs in mannichfaltiger Farbenmischung zeigt. Diese Thäler erweitern sich mit der zunehmenden Abflachung des Bodens zu fruchtbaren Ebenen an den Ufern, wogegen die breite Fläche in der Mitte der beiden Ströme immer öder und baumloser wird und endlich in eine Wüste übergeht, wo nur hier und da einzelne Wanderhirten mit ihren Heerden weilen und Schwärme von Straußen, Trappen und wilden Eseln eine ergiebige Jagd gewähren. Dies ist das bekannte „Stromland der Mitte" (Mesopotamien), das etwa 100 Meilen oberhalb der Mündung, da wo die beiden Flüsse am nächsten zusammentreten, sich zu einer breiten Ebene mit brauner und fetter Bodenerde ausdehnt. Diese durch ihre ungewöhnliche Fruchtbarkeit wie durch ihre historische Bedeutung berühmte Tiefebene, das „Land Sinear" der Semiten, von den Griechen Babylonien

genannt, ist eben so regenlos wie Aegypten und würde zu einer Sandwüste austrocknen, wenn nicht Natur und Menschenhand für reichliche Bewässerung gesorgt hätten. Im Frühling nämlich, wenn auf den Bergen Armeniens der Schnee schmilzt, treten die beiden Flüsse über ihre Ufer und tränken das dürstende Land. Bei dem sanft fließenden Euphrat geht diese Ueberflutung eben so regelmäßig und ruhig von Statten, wie bei dem Nil; die breite, auf höherer Sohle fließende Wasserfläche findet an dem niedrigen Gestade keinen Widerstand, sie ergießt sich über die Ebene und setzt, wie der Nil, eine fette Schlammerde ab; und, damit auch die entlegeneren Gegenden an der befruchtenden Bewässerung Theil hätten, kam man der Natur durch künstliche Wasserleitungen und Dämme zu Hülfe. Dagegen wirft der Tigris, der in einem schmäleren, häufig durch Felsgebirge verengten oder versperrten Bette brausend dem Meere zueilt und die von den östlichen und nördlichen Gebirgen herabfließenden Bergströme in seinen Schooß aufnimmt, oft verheerende Fluten über das Land, entführt den Feldern die leichte, lockere Fruchterde und verwandelt die Ebene in ein weites, mit hohem Schilf und Rohrwald überdecktes Sumpf- und Wasserland. Die Bewohner hatten also die doppelte Aufgabe, durch Dämme der Gewalt des Stromes Einhalt zu thun und die verheerende Ueberflutung zu verhindern, und durch Canäle und Wasserbehälter, die hier und da an Umfang einem See glichen, der befruchtenden Flüssigkeit einen sichern Lauf zu bereiten. Darum war die babylonische Ebene mit einer solchen Menge von kleinen und großen Canälen, Dämmen und Gräben versehen, daß die kunstvollen Wasserbauten und Bewässerungs-Anstalten im ganzen Alterthum Bewunderung und Erstaunen erregten.

Dieser natürlichen und künstlichen Bewässerung ist es zuzuschreiben, daß die syrische Wüste ihren verdorrenden Gluthauch nicht bis an das medische und persische Gebirgsland erstreckte, sondern daß zwischen den Bergketten und der Wüste ein getreidereiches, hier und da von Palmen, Cypressen und Obstbäumen beschattetes Land sich ausdehnte, das berufen war, der Cultur eine glänzende Wohnstätte zu bereiten und ein Staatsleben zur Entfaltung zu bringen, das wie ein Phönix aus allen Zerstörungen und Zeitstürmen immer wieder verjüngt emporstieg.

Schon in den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts prangt der Name von Babylon als die Wiege der Cultur. Groß und berühmt blieb dieser Name durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Als endlich Babylon sank, gerade da es nach den großen Entwürfen des macedonischen Eroberers die Hauptstadt von ganz Asien und der Mittelpunkt seiner neu gegründeten Monarchie werden sollte, blühte neben ihm Seleucia am Tigris auf. Noch ehe Seleucia fiel, erhob sich unter der parthischen Herrschaft Ctesiphon. Als durch die arabischen Eroberungen diese Oerter verwüstet wurden, stiegen statt ihrer die Königsstädte Bagdad und Ormus her-

vor; und gleichsam der letzte Schimmer der vorigen Herrlichkeit scheint sich noch in unseren Tagen auf dem halb verfallenen Bassora zu zeigen.

Von der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes, wo Weizen und andere Getreidearten wild wachsen, machen die alten Schriftsteller die glänzendsten Schilderungen. Xenophon preis't die Fülle an großen und schönen Datteln; und noch jetzt geben die Palmenwälder, welche den untern Lauf der beiden Flüsse begleiten und die Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen, Datteln in großer Menge, wenngleich unter der rohen Türkenherrschaft die ehemalige Blüte gänzlich geschwunden und „der alte Gottesgarten zu einem weiten Raubfelde geworden ist". Dieses reiche Land ist gegenwärtig eine dürre, wüstenähnliche Einöde, ohne Anbau und Vegetation; eine Ruinenwelt, deren thurmartige Erhöhungen die einzige Abwechselung in der weiten Ebene darbieten. Ersteigt man diese Erhöhungen, so erblickt man in der ewig feierlichen Stille dieser Trümmerwelt den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, der voll stiller Majestät jene Einsamkeit durchwandert, wie ein königlicher Pilger durch die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten sind alle in Schutt zerfallen, statt der hangenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen einzelnen Weiden hier und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme ertönt.

---

329. Bagdad.

(Nach J. R. Wellsted, Reise nach der Stadt der Khalifen.)

Bagdad liegt in einer niedrigen, flachen Ebene; der Fluß Tigris trennt es in zwei Theile, deren größerer nordöstlich liegt und mit dem andern durch eine Schiffbrücke verbunden ist. Als Hauptstadt des Sarazenenreichs war Bagdad früher ungeheuer ausgedehnt und bevölkert; aber die immerwährend wechselnde Herrschaft der Araber, Perser und Türken, unter der es stand, dabei die schlechte Regierung und der Despotismus haben es so heruntergebracht, daß sein jetziger Anblick im Vergleich mit seiner frühern Größe, Pracht und Bevölkerung einen äußerst jämmerlichen Gegensatz bildet. Dennoch behauptet es immer noch seinen Rang als bedeutendster Handelsplatz in diesem Theile von Asien und als die größte Grenzstadt des türkischen Reiches gegen Persien.

Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in einer orientalischen Stadt sind die Moscheen, Karawanserais, Schulen, Bäder und der Palast der

Statthalter. Der letztere ist ein unbedeutendes Gebäude im nordwestlichen Theile der Stadt und unterscheidet sich höchstens durch seinen Umfang von den andern Häusern. Zu verschiedenen Zeiten erbaut, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Plan, gleicht er einem schlecht zusammengestellten Häuserhaufen; er enthält Locale für eine Menge von Behörden und weitläufige Räume für den Pascha, sein Gefolge und seinen Marstall.

Der Moscheen sollen mehr denn hundert in Bagdad sein; aber nur wenige darunter sind eigentlich schöne Gebäude; im Allgemeinen kommen sie denen in Syrien und Aegypten nicht gleich. Jedesmal mit einer Moschee verbunden und durch freiwillige Beiträge unterhalten ist eine Schule, in der die Knaben kostenfrei im Lesen, Schreiben und in der Kenntniß des Korans unterrichtet werden. Es bilden diese Kenntnisse die einzige Erziehung, die ein Muselmann für sein Kind nöthig erachtet.

Die Bazars gewähren in einer orientalischen Stadt immer den interessantesten Anblick. Enge Straßen sind entweder mit gebrannten Steinen überwölbt oder es ist ein Dach von trockenem Laub und Leinwand darüber hingezogen, das durch Balken, die von Dach zu Dach quer über liegen, gestützt wird. Während der großen Hitze des Sommers sind die Straßen fast ausgestorben, bei Nacht aber gewährt es immer großen Genuß, durch diese Hallen zu wandern und sich unter der bunten Menschenmenge herumzutreiben, die sich eben durch sie hindurchdrängt. besonders zur Zeit des Ramadan-Festes, wo alle Spazirgänger in ihrer schönsten Kleidung, reichen Shawls und buntfarbigen Gewändern, erscheinen. Die Läden auf beiden Seiten sind kleine Zimmer; die vordere Seite ist offen und der Eigenthümer sitzt, gewöhnlich mit einem Fächer in der Hand, auf dem erhöhten Boden. Wenn ein Geschäft nicht gerade von großer Bedeutung oder sehr langwierig ist, wird es abgeschlossen, ohne daß der Käufer die Straße verläßt; ist aber das Gegentheil der Fall, dann setzt er sich neben den Kaufmann, Pfeifen und Kaffee werden herbeigebracht und die wichtige Sache wird dann umständlich besprochen. Die Bazars sind in verschiedene Stadttheile vertheilt; Alle, die mit denselben Waaren handeln, wohnen meistens in einer Straße zusammen. Der größte, reichste und besuchteste ist der, welcher von den Kleiderverkäufern eingenommen wird. Hier begegnen die kostbarsten Gewänder, Shawls, behängte Damascener-Säbel, hellglänzende Gewehre und persische Teppiche den erstaunten Blicken. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn des Muezzins Ruf zum Gebete ertönt, Jedermann sein Geschäft auf einmal verlassen und die Menschen von allen Seiten eilen zu sehen, ihre Gebete zu ihrem Schöpfer empor zu senden. Man hat dann gar keine Furcht vor Dieben; der Kaufmann wirft nur, um die Fliegen abzuhalten, ein Netz über seine Waaren und verläßt sie sorglos, bis er wieder kommt.

Die ganze Stadt besteht aus engen, schmutzigen, dunkeln und feuchten Gassen. Am Fuße der Häuser sind dieselben nicht mehr als 3 Meter breit,

während sie oben der vorgebauten Fenster wegen fast ganz geschlossen sind. Selten können die Sonnenstrahlen zu jeder Zeit herein scheinen, und die Tag-Fledermäuse und Eulen genießen dann ihres willkommenen Dunkels. Die Bequemlichkeit der Wasserleitungen ist hier unbekannt; die Häuser erhalten ihren Wasservorrath in Schläuchen, die entweder von Menschen oder von Eseln und Kameelen vom Fluß heraufgeschleppt werden.

Nichts ist in einer orientalischen Stadt unerträglicher, als die Hunde; obgleich sie von Türken und Arabern für unreine Thiere gehalten werden, dürfen sie doch in Schaaren sich in den Straßen herumtreiben, ja, sie werden sogar geliebkos't. In Hinsicht ihres Ansehens und ihrer Gewohnheiten haben sie wenig mit dem europäischen Hunde gemein; sie haben lange Ohren, eine spitze Nase und sind überhaupt dem Schakal ähnlich. Sie haben eine besondere Liebhaberei, Europäern nach der Ferse zu schnappen. Diese entdecken sie, auch wenn sie wie die Eingeborenen gekleidet sind, angeblich durch den Geruch.

Gegen die Seite der Straße hin haben die Häuser gar nichts Einladendes. Bei der despotischen Regierung ist es nothwendig, äußern Prunk zu vermeiden. Im Innern sind sie meist auf das prächtigste eingerichtet. Die Decken sind oft bedeckt mit einer Menge der geschmackvollsten Schnitzwerke. Die kostbarsten und feinsten Teppiche bedecken den Boden und die Sclaven bewegen sich darauf mit geräuschlosem Tritte. In jeder Ecke liegen weite Gewänder von Pelz, die dem Gast bei kaltem Wetter zur Hülle angeboten werden.

Wenige Frauen von Rang sind bei gewöhnlichen Veranlassungen auf den Straßen zu sehen, sie müßten denn auf dem Wege zum Bade sein; dann aber reiten sie immer auf Eseln und ihr Gesicht ist durch einen dünnen Schleier von weißem Musselin oder durch einen solchen aus Pferdehaar verhüllt, der nur zwei Oeffnungen hat, durch welche allein ihre dunkeln Augen gesehen werden können.

Von der Bevölkerung (150,000 Seelen) gehören zwei Drittheile einer aus Persern, Türken und Arabern gemischten Race an, die Uebrigen sind Juden und Christen. Die Armenier bilden die größte Anzahl der christlichen Bevölkerung. Sie sind sparsam und wohlhabend und werden besonders in Finanz-Angelegenheiten gebraucht, in denen die Türken nicht sehr brauchbar sind, und häufig schon haben sie die höchsten Staatsstellen erlangt. Sie haben hier einen Bischof und eine kleine Kirche. Die (7000) Juden in Bagdad halten sich für Nachkommen eines Theiles der zehn Stämme, die sich weigerten, nach Jerusalem zurückzukehren, als Cyrus es ihnen gestattet hatte. Sie wohnen in einem besondern Stadtviertel unter der Oberaufsicht eines Patriarchen, der dem Pascha für ihr Betragen verantwortlich ist; und da sie Staatsdienste nehmen, erheben sie sich oft zu den höchsten Stellen, ja, sie erlangen sogar zuweilen Sitz im Divan.

330. Syrien.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Der Landschaft Syrien im weitesten Sinne, von welcher Palästina nur den südwestlichsten Theil einnimmt, gibt der syrische Gebirgszug wesentlich seine plastische Gestaltung; Bergzüge, Hochrücken, Gipfelreihen, Thalspalten folgen vorzugsweise dessen Längenaxe von Norden nach Süden; Jordan und Orontes fließen in den Hauptlängenthälern als Gegenströme, der eine nach der größten Süd-, der andere nach der größten Nordsenkung hin. Beider Normalrichtungen bezeichnen den Parallelismus der Hauptthäler Syriens mit dem seiner unter sich parallelen Gebirgsketten und Meeresküsten. Dreierlei Regionen werden hiedurch bestimmt, gleichsam Längenzonen vom Meere nach dem Binnenlande zu.

Die östliche Längenzone, welche durch ganz Syrien, vom äußersten taurischen Norden bis zum sinaitischen Süden, gleichmäßige Verhältnisse darbietet, ist dem Wesen nach Plateaustufe, mit Steppenboden überzogen, von Fels, Sand und Kies, in unabsehbaren Hochflächen ausgebreitet, welche durch ihre Hebung den Euphrat nöthigt, sich immer mehr vom Mittelmeere zu entfernen. Nur theilweise zur Ansiedelung befähigt, ist sie ein Land des beweglichsten Völkerlebens, der Nomadenwirthschaft, der Beduinenzustände, also auch der Hirtenstämme Israels. Hier herrschen heiße Sommer, strenge Winter, scharfe Winde, zumal Ost und Nordost, vor; Dürre, Waldlosigkeit und Quellensparsamkeit sind natürliche Folgen dieser Verhältnisse, wie sie sich längs dem ganzen syrisch-arabischen Grenzsaume finden. Doch machen gewisse durch Bewässerung begünstigte Theile hiervon vortheilhafte Ausnahmen.

Die zweite Längenzone, die maritime, im Westen, der tiefliegende Küstensaum Syriens, ist nur von geringer Breite, jedoch darin mannichfach wechselnd: von Süden bei Gaza längs Palästina bis zum Gebirge Karmel in längergedehnten Ebenen, doch immer an Breite abnehmend, von da an, längs dem phönizischen Gestade, meist auf vielfach unterbrochene Buchtebenen beschränkt, und im nördlichen Soristan oft ganz verdrängt durch dicht am Meeresufer fortlaufende Klippenwände. Daher blieb das südliche Drittheil, das palästinische, von dem Seeverkehr ausgeschlossen, während das mittlere Drittheil oder das phönizische Küstenland bei seinem übergroßen Reichthum an ab- und zufahrenden Meeresströmungen wie an hafenreichen Buchten seine Bevölkerung veranlaßte, durch frühzeitige, weiteste Ausbreitung nach außen den Gegensatz zu bilden zu seinen nächsten Nachbarn in dem abgeschlossenen Palästina, eine maritime Rolle im Gegensatze zu der continentalen Israels zu übernehmen.

Die dritte Längenzone, die mittlere zwischen jenen beiden, ist von diesen sehr verschieden. Dieser lange syrische Gebirgszug steigt allmählich

und terrassenförmig von der bewaldeten, reichbegrünten Meeresseite bis zu den höheren gerundeten, weidereichen Triften und Bergrücken im Süden, oder den steilern, felsigen alpinen Gipfelreihen in der Mitte (dem Libanon) wie im Norden; dagegen fällt er nach der arabischen Binnenseite gegen Ost überall steil in die Längenthäler des Orontes und noch tiefer, mauerähnlich in das des Jordan. Der Nord- und Südlauf dieser Längenthäler zeigt sehr verschiedene Formen, obgleich beide fast gleicher Wiege entquellen. Der Orontes ist mehr gleichgültig geblieben für die Geschichte; das Jordanthal, von der Natur begünstigt durch Seebecken, reichere und seltsame Formen, ist zur Entwicklung der höchsten Blüte für Menschengeschichte gelangt (s. S. 362 ff.).

Es zerlegt sich aber ganz Syrien nicht nur von Ost nach West in drei natürliche Längenzonen, den continentalen, den maritimen Theil und den zwischen beiden sich erhebenden Gebirgszug, sondern auch von Süden nach Norden hat es eine Natur-Eintheilung in drei Hauptquartiere, das südliche, mittlere und nördliche Syrien, durch seine plastischen Verhältnisse erhalten. Das centrale ist das Bergrevier des Libanon, welches die beiden andern weit überragt und scheidet. Ohne diese centrale Erhebung würde ganz Syrien dieselbe Wasserarmuth, derselbe Mangel laufender Ströme und dieselbe Vegetationsleere wie seine niedern persischen, arabischen, peträischen Umgebungen getroffen haben; es hätte nicht die Rolle übernehmen können, die es in der Weltgeschichte zu spielen berufen war. Nun konnte Damaskus mit seinem Paradiese, einer der ältesten Culturgärten an der Ostseite, aufblühen; das viel gegliederte, gegen Westen vorspringende phönizische hafen-, thäler- und flußreiche Küstenland konnte den Weltschiffern der alten Welt zur sichern Herberge der damals vielbewegten asiatischen Welt dienen; das südliche Drittheil des Landes, das alte Kanaan, das spätere Palästina, von den Vorhöhen des Libanon, dem Hermon, an, reich bewässert durch die Wiege seines großen Stromsystems, lag, des inneren Reichthums und der Selbstgenügsamkeit sich bewußt, in sich gekehrt, abgewendet von Ost und West, in beglückender Völkerruhe, bis auch hier die Zeiten der Ebben und Fluten des Völkergedränges hereinbrechen sollten; das nördliche Drittheil, Soristan, war von jeher ein Land der Völkerstraßen, des Handelsverkehrs (wie Tadmor's, Palmyra's, Antiochia's, Aleppo's und anderer Geschichte beweisen), kurz, ein Passageland zwischen dem Osten und Westen, vom Euphratsystem nach Klein-Asien und zum Mittelmeer, eine der Bahnen der großen Weltverbindungen vom Orient und Occident. Dort drängten sich assyrische, persische, parthische, römische, griechische, seleucidische, sassanidische, mongolische, türkische Völker- und Herrscherwechsel hindurch, bis heute noch die Turkomanen die Oberhand behielten; Welle auf Welle schob sie fort, und für einheimische Geschichte hatte keine Völkerschaft dort Zeit, sich dauernder zu entwickeln.

Was allen dreien landschaftlichen Gebieten abging, sind die weitläufigeren, einen Kornsegen tragenden Ebenen, der für größere, gedrängtere Bevölkerungen so unentbehrlich ist. Diesen Mangel, die Kornarmuth, konnte das mittlere phönizische Gebirgsland durch seinen Schiffsahrts-Transport ersetzen; das nördliche Soristan wie das südliche Palästina aber nicht. Sie waren vielmehr gleichartig auf die ihnen benachbart vor und zur Seite liegenden Kornkammern angewiesen, die nur durch wenige Tagereisen breite Wüsten von ihnen geschieden sind; so im Nordosten die mesopotamisch-babylonische, im Südwesten die ägyptische Kornkammer.

331. Damaskus (oder Scham) im Vergleich mit Kairo.

(Nach Gottfried Heinrich von Schubert, Reise in das Morgenland, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Damaskus und Kairo waren so oft und so lange unter denselben Herrschern vereint, das Volk der beiden Städte ist sich durch gemeinsame Sprache und Religion verbunden, und dennoch machen beide Städte einen überaus verschiedenartigen Eindruck. Das Leben der Kahiriner bewegt sich, wie im flüchtigen Tanze, die Gestalt ihrer Stadt, in den Einzelheiten ihrer Gebäude wie im Ganzen, trägt das, wodurch sie den Sinnen imponirt, unverhüllt und äußerlich an sich, es hat bei den Erbauern der einzelnen Häuser wie der Gassen ein gewisser ungebundener Sinn geherrscht, der öfters wie ein Einfall der Laune erscheint und große Mannichfaltigkeit begründet. Dagegen schreitet das Leben der fleißigen Damascener ernsten, bedächtigen Schrittes einher, ihre Stadt mit all ihren alten Palästen, Moscheen und Khanen (Brunnen) bewirkt nicht gleich beim ersten flüchtigen Sehen, wohl aber beim längern Betrachten ihres Innern, Bewunderung; es hat bei dem Aufführen der einzelnen Häuser wie der Gassen nicht ungebundene Freiheit und Willkür geherrscht, sondern feststehende Norm und Gesetz, daher erscheint hier mehr Einförmigkeit als in Kairo, und die ägyptische Herrscherstadt hat namentlich keine so lange, gerade, breite Straße aufzuweisen, als die lange Gasse von Damaskus ist. Dürfte man im Allgemeinen von dem Baustil beider Städte reden, so könnte man sagen, daß dieser sich verhalte wie ihr Alter. Kairo ist ein Parvenu unter den Städten; Damaskus ist von uraltem Adel und hat sich so unvermischt erhalten, daß es die Ahnenprobe bestehen kann; denn damals, als die ägyptische Hauptstadt erst in den Zeiten der Khalifen begründet und erbaut ward, hatte die syrische schon dreitausend Jahre bestanden und aus den Trümmern ihrer Verheerungen immer wieder nach dem alten Urbild sich erneuert. Darum ist Kairo von (allerdings verhältnißmäßig alter) saraze-

nischer Bauart; in Damaskus waltet ein Nachhall jener ältesten Baukunst, welche das früheste Herrscherreich am Euphrat und Tigris geübt.

So romantisch Damaskus von fern her erscheint, so einfach und uninteressant zeigt es sich in den weniger belebten Gassen, doch rührt dieser Schein der Unbewohntheit mehr von der sonderbaren Bauart der Häuser als von wirklicher Menschenleere her. Die Häuser haben nämlich nicht, wie in unserem neugierigen Europa, ihre Fenster vorn heraus auf die Gassen, sondern hier sieht man häufig nur die leeren Wände, während die bewohnten Zimmer mit ihren Fenstern, bedeckten Gängen und schönen Terrassen nach dem geschlossenen Hof hin liegen, der bei vielen mit Bäumen und Blumenbeeten geziert ist und in dessen Mitte ein Springbrunnen oder laufendes Wasser plätschert. Auch ein Theil der Arbeiter, wie viele der Weber, scheinen in diesen schattigen Hintergebäuden ihr Werk zu treiben, während andere die vorderen Räume ganzer langer Gassen besetzt halten und namentlich die Bazars von einem großen Gedränge der Menschen erfüllt sind, welches übrigens niemals so laut noch so unruhig erscheint, als das der Bazars von Kairo. Die eigentliche innere Stadt ist von mächtig hohen, dicken Mauern umgeben, an denen eine Menge Thürme und Zinnen sich erheben, die Gassen haben zu beiden Seiten für die Fußgänger erhöhte Trottoirs, sind aber zum Theil dabei so eng, daß, wenn ein beladenes Kameel hindurch geht, man nur mit Mühe den Stößen, die seine Bürde nach beiden Seiten austheilt, sich entziehen kann. An Abwechselung fehlt es hier nicht: der reiche Türke mit seinen schwarzen Sclaven, der Perser mit seiner Pyramidal-Mütze, der wilde kühne Araber, der feige Grieche, der schlaue Armenier, der verachtete Jude, Alles geht durcheinander, Alle an ihrer Kleidung und ihrem Benehmen kenntlich.

Damaskus hat recht eigentlich den Charakter einer orientalischen Stadt bewahrt. Die Werkstätten der Gewerke liegen dicht bei einander, und die so berühmten Goldschmiede, Perlen- und Juwelen-Händler alle in einer großen Halle beisammen. Seines Gleichen an Arbeitsamkeit, handwerksmäßiger und bürgerlicher Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit ist kaum in einer andern Stadt des Morgenlandes zu finden. Es gibt keinen Hauptzweig der künstlichen Handarbeiten, der nicht in Damaskus auf eine bewundernswürdige Weise gepflegt würde. Die Silber- und Goldarbeiten zeugen von eben so viel gutem Geschmack als von Geschicklichkeit; die Stahlarbeiter benutzen zwar häufig zu der kostbarsten Art ihrer Damascenerklingen das Material von schon vorhandenen alten Klingen, denen sie nur eine neue äußere Appretur geben, und man will behaupten, die vormalige Kunst der festen Stahlbereitung sei ganz außer Anwendung gekommen; dennoch vermögen auch noch die besseren jetzigen Stahlarbeiten von Damaskus mit den besseren (wenn auch nicht besten) europäischen an Härte zu wetteifern und übertreffen sie an Wohlfeilheit wie an Zierlichkeit der Form. Man sagt,

daß allein über 40,000 Arbeiter mit der Fabrikation der Atlas- und gestreiften oder geblümten, öfter mit Gold durchwirkten Seidenzeuge beschäftigt sind, deren Einkauf und Transport in andere Länder, vor Allem nach Aleppo, ganze, große Karawanen in Bewegung setzt. Stehen doch selbst die Sattlerarbeiten aus Damaskus in so hohem Rufe, daß sie, wie ihre Träger, die edlen Rosse der Umgegend selber, von Käufern aus weiter Ferne gesucht werden. Doch überflutet jetzt der ferne Westen mit seinen Fortschritten in der Industrie auch diese Stadt mit seinen Producten. Immer aber darf man dem Volke von Damaskus den Ruhm lassen, daß es von dem gewöhnlichen Hang zum Nichtsthun, den man den Orientalen vorwirft, sich losgemacht habe, ja, daß es an Fleiß und Arbeitsamkeit dem Bewohner des mittlern Europa nicht nachstehe.

Damaskus ist eine fanatisch-mohammedanische Stadt; nur unwillig und gezwungen duldet man die Christen. Fremdlinge dürfen hier nicht wie in Kairo und Constantinopel die Moscheen besuchen. Ueberall flammt hier das Auge der Mohammedaner den Christen und Juden gegenüber von Haß und Verachtung. Und das ist die Stätte, wo der heilige Paulus seine große Wirksamkeit begann!

332. Baalbeck (Heliopolis).

(Nach E. v. Hailbronner, Morgenland und Abendland.)

Die Erinnerung der Städte überlebt gewöhnlich ihre Existenz. Memphis, Karthago, Troja sind längst von der Erde verschwunden und leben nur in Traditionen fort. Von Theben, Palmyra, Baalbeck spricht uns kein Buch, allein sie stehen noch in ihrer alten Marmorpracht und erzählen uns selbst ihre Geschichte.

Die Ruinen von Palmyra zeigen uns das Blendendste, die von Karnak (Theben) das Colossalste, die zu Baalbeck das Eleganteste, was antike Architektur uns hinterlassen. In **Baalbeck** sehen wir die Verbrüderung cyklopischer Bauweise mit dem Luxus und Geschmack der erhabensten Verzierung. Die Größe kann zwar den nicht in Erstaunen setzen, der von Theben kommt, allein hier ist Adel, Majestät und die schönste Zartheit in der kleinsten Ausführung verschmolzen.

Baalbeck, die alte Heliopolis, lag auf dem letzten Ausläufer des Antilibanon, wo noch jetzt die kleine neue Stadt, zum Theil in Mauern gefaßt und verfallen, zu sehen ist. Nichts findet man mehr von ihrer einstigen Pracht, als die Tempel, welche auf der südwestlichen Schneide des Hügels in die grüne Ebene hineinragen. Die Terrasse, auf welcher sie stehen, besteht zum Theil aus einer Aufmauerung von Felsenstücken ohne Mörtelverbindung,

unter denen sich mehrere von 10—20 Meter Länge befinden. Nur die Nähe der Steinmine machte es möglich, derlei Colosse sogar zu Fundamentalmauern zu verwenden, wovon sich selbst in Aegypten kein ähnliches Beispiel findet. Diese Umwallung umschreibt die ganze Plattform, auf welcher die Tempel mit ihren vielen Portiken, Nischen, Vorsälen stehen und hat sich gewiß in der Zeit der Erbauung nicht über gewöhnliche Balustradenhöhe erhoben. Wie aber das barbarische mittelalterliche Fortifications-System das Parthenon und seine Propyläen mit verstellenden Mauern umgeben, so thürmten sich auch auf den unerschütterlichen Grundmauern der Sonnentempel sarazenische Zinnen auf, aus den kostbarsten Fragmenten der inneren Gebäude selbst entnommen, und die Schießscharten gehen nicht selten zwischen Granitsäulen und Marmorfriesen. So fällt nun hier der Reiz des Anblicks von Außen größtentheils weg, dafür ist seine Wirkung desto außerordentlicher, wenn man sich über das Steingerölle durch die hohen Mauern Bahn gebrochen und im Heiligthume selbst angelangt ist.

Eine große Steintreppe führt in den Propyläengang von korinthischen Säulen, dann in einen großen, sechseckigen Hof, der rings von Gebäuden, zum Zweck der Hierarchie, umschlossen war, und endlich in einen noch größeren Hof von viereckiger Form, welcher ringsum von Arkaden eingefaßt wird, die allein schon als eines der erstaunlichsten Bauwerke alter Zeiten bewundert werden. Eine Reihe ovaler Nischen zieht sich längs dieser weiten Mauern herum, die nach vorn offen, durch Pilaster geschieden und von Säulen getragen sind und unverkennbar den Statuen der verschiedenen und zahlreichen Gottheiten zum Aufenthalte dienten; denn die Römer hatten eben so willfährig die syrischen Götter adoptirt, wie sie dieses früher in Aegypten gethan. Aus diesem herrlichen Nischenhofe tritt man auf die Esplanade, die mit offenen Bogen eingefaßt ist. Hier stehen die Tempel der Sonne. Von dem größern, gegen Süden liegenden erheben sich nur noch sechs Säulen der östlichen Breite, allein es sind die schönsten und höchsten der Welt, korinthisch wie alle anderen auf dieser Stelle, alle ganz aus einem Stücke 20 Meter hoch, und mit prachtvollem Architrav überdeckt. Diese Säulen ruhen auf einem Postament, das an sich schon so erhaben ist, daß es mit dem Dache des kleinern Tempels beinahe im Niveau sich befindet. Die hohe Stellung macht die 6 Säulen weithin sichtbar, und sie allein ragen über die Festungsmauern hinaus und sind von fern sichtbar. Die Sockel der eingestürzten Säulenschäfte zeigen die Größe des Tempels, den sie umgeben. Dieser stand auf einer Erhöhung, die sich über der Hauptplattform erhebt, und ist von einer Mauer umgeben, die ihn von dem kleinern Tempel scheidet.

Dieser kleinere oder eigentliche Sonnentempel verdankt seine Erhaltung seiner tiefern Lage auf der Plattform-Terrasse, denn in diesem Lande der Erdbeben und des Regens bedurfte es weit soliderer Arbeit, als in Aegypten,

dem diese beiden Zerstörungs-Elemente fremd sind. Dieser Tempel ist ganz erhalten, nur das Dach der Cella und einige Säulen des umgebenden Porticus sind eingestürzt. Der syrische Porticus umschließt den Tempel, der ägyptische dient ihm als Propyläe, als Säulenhalle und Eingang. Doch muß auch hier eine doppelte Säulenreihe zum Thore geführt haben, da man die Sockel noch sieht. Jetzt geht ein Corridor rings herum, dessen schönes, gewölbtes Dach von 50 unübertrefflich schönen, cannelirten Säulen getragen wird, während 16 vor dem Pronaos stehen. Diese Säulen haben 6 Meter Umfang und gegen 16 Meter Höhe, auf denen die 2 Meter hohen Chornischen stehen. Die Wölbung des Porticus enthält eine Reihe von oval-eingefaßten, kunstreich in Stein geschnittenen gigantischen Medaillons, Götter oder Helden darstellend, wahrscheinlich letzteres eine sinnige Art von Walhalla. Alle diese äußere Säulenpracht dient nur als Relief zu dem Innern des Tempels, das uns das erhabenste Beispiel alter Architektur gibt. Das hohe Portal ist von der erhabensten Sculptur eingefaßt. Der Sonnenadler mit ausgebreiteten Schwingen trägt auf seinen Fittigen die Fama, in seinen Krallen den Mercurstab. Mit feierlichen Gefühlen betritt man den Tempel selbst, der mit einem Reichthum von Bildhauerarbeit übergossen ist. Doppelte, auf einander gesetzte korinthische Pilaster schließen an beiden Seitenwänden eine Reihe künstlicher Nischen ein, Wohnungen der Idole, und die doppelten, dreieckiggefalzten Pilaster in den Ecken sind von eigenthümlicher, das Ganze sehr hebender Form. Der Totalanblick dieser sinnreich geordneten, prachtvollen und doch nicht überladenen Verzierungen macht einen erhabenen Eindruck. Viele Bruchstücke des röthlichen Granits von Assuan zeigen, daß sich jede Pracht hier vereinigt hatte, und wenn man berechnet, was noch unter den großen Schutt-Trümmern verborgen liegt, was nach andern Städten verschleppt wurde und wie viel Herrliches die Zeit uns dennoch hier erhalten, so dürfen wir die Tempel zu Baalbeck unbedingt für die reichsten oder wenigstens für die elegantesten der römischen Welt halten. Burckhardt, diese erste Autorität über den Orient, versichert, daß die Ruinen Palmyra's zwar von größerem Umfange, aber bei Weitem nicht von solchem architektonischen Werthe seien, wie die der Heliopolis in Cölesyrien.

333. Palästina's Weltstellung.

(Nach C. Ritter, der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres, und C. G. Hergt, Geographie des gelobten Landes.)

Palästina, eines der kleinsten und unscheinbarsten Ländchen der Erde, ist doch dasjenige, dessen Name am weitesten über den Erdball, durch alle Länder und Völker, bis in die äußersten Zonen der Heiden vorgedrungen.

So weit christliche Gemeinden wohnen, ist er ein gefeierter Name, an den täglich Erinnerungen, Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen von der größten und höchsten Wichtigkeit für das menschliche Herz geknüpft sind. Auch die zerstreuten und verstoßenen Kinder Israels sind an diesen Boden noch in ihrem ganzen altgläubigen Ideenkreise gefesselt, durch ihre Patriarchenzeit, durch Jehova, ihren Landesgott, durch den einen Tempel auf Moria, durch die Glanzperiode ihrer Richter, Propheten, Gesetzgeber, Sänger, Könige, ja, selbst durch das ganze Geschick ihres Volkes, durch dessen furchtbaren Sturz und die daraus hervorgegangene Zerstreuung. Viele von ihnen, voll Sehnsucht nach jener alten Heimat der Verheißungen, kehren aus dem fernsten Orient und Occident in ihrem höchsten Lebensalter auch heute noch dahin zurück, um ihre Asche am Fuße des Berges Moria zu den Gebeinen ihrer Vorväter zu versammeln. Und ihre Dränger, die Araber und Türken, die heutigen Gebieter des Landes, erkennen wenigstens, nach Mekka, die heilige Stadt, el Kods, d. i. Jerusalem, als den zweiten würdigsten Ort der Wallfahrten für die ganze Erde an.

Palästina war vom Anfang an ein abgesondertes Land, und sollte es auch sein, wie Israel ein abgesondertes Volk; und darum waren auch Jahrtausende hindurch Beide für andere Länder und Völker so unverständlich wie unzugänglich geblieben! Ungeachtet seiner anscheinend so günstigen Lage zwischen den bedeutendsten Culturvölkern der alten Welt, hat doch Palästina von jeher am großen Weltverkehr nie selbständig, sondern immer nur mittelbar Antheil nehmen können. An Bodenerzeugnissen, die ihrer Eigenthümlichkeit wegen auf dem Weltmarkte gesucht worden wären, fehlte es; wenigstens brachte das kleine Land niemals einen Ueberfluß hervor, durch dessen Ausfuhr die Bewohner sich einigen Einfluß auf den Welthandel hätten sichern können. Vom Verkehr zur See blieb Palästina durch den Mangel an Hafenplätzen ausgeschlossen. Die Strömungen des Mittelländischen Meeres gehen an der Küste des Landes vorüber, erschweren somit die Ab- und Zufahrt und bilden keine Buchten, wie sie zum Schutz für Schiffe nöthig sind. Stapelplätze von Bedeutung konnten schon aus diesem Grunde nicht entstehen. Dagegen bewegte sich im Alterthum der Landhandelsverkehr der Phönizier mit den Arabern, Babyloniern, Chaldäern, Persern und Assyriern, der Syrer, Armenier und Mesopotamier mit den Arabern und Aegyptern, um unwirthliche Wüsten und unwegsame Gebirge so viel als möglich zu vermeiden, großentheils durch Palästina. An diesem Verkehre betheiligten sich die Bewohner Palästina's hauptsächlich nur dadurch, daß sie Lastthiere zum Transport von Waaren stellten und Lebensmittel für die Karawanen lieferten. Als Zahlung nahmen sie dagegen allerlei Artikel in Empfang, die in ihrem Lande gebraucht wurden und mit Vortheil wieder verwerthet werden konnten. Der Bedarf war mannichfaltig, namentlich an Fabrikaten; denn Gewerbthätigkeit konnte in Palästina wegen Mangels an

Vorräthen und wegen allzu kostspieliger Herbeischaffung von Rohproducten nie zu überwiegender Ausbildung gelangen.

Dem jüdischen Volke war also von der Vorsehung eine Stelle der Erde als Wohnort angewiesen, die zwar hinreichende Mittel zur Befriedigung täglicher Bedürfnisse, aber keine Gelegenheit zu glänzendem Aufschwung des nationalen Reichthums und also auch keine Veranlassung zu luxuriöser Ausbildung des Lebens in Aeußerlichkeiten darbot. Die Geisteskraft der bedeutenden Männer des Landes richtete sich eben deshalb schon seit den frühesten Zeiten auf den stillen Ernst eines beschaulichen Lebens und arbeitete fort und fort an der Entwickelung der erhabensten Ideen der Menschheit, zu denen es an stets neuer Anregung von Außen her nicht fehlen konnte.

Dadurch ward Palästina zur Wiege der Hauptreligionen, der mosaischen, der christlichen und des Islam. Die Lage des Landes im Mittelpunkte der Culturwelt des Alterthums trug wesentlich zur schnellen Verbreitung des Christenthums und der mohammedanischen Religion bei. Besonders günstig für leichte Annahme der neuen Lehren wirkte indeß jedenfalls der Umstand, daß die bedeutendsten Culturvölker Geistesverwandtes in den Ideen finden mußten, die sich als Ahnungen bei ihnen schon geregt, aber in dem stillen Palästina weiter ausgebildet und zur höchsten für Menschen möglichen Vollendung entwickelt hatten.

334. Der Libanon.

(Nach Karl v. Raumer, Palästina, und Jos. v. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Wie das Mittelländische Meer abendwärts mit der Meerenge von Gibraltar endet, so wird es morgenwärts durch die Küste Syriens begrenzt, welche vom nördlichen Meerbusen von Issus fast in gerader Linie südwärts zum Meerbusen von Gaza hinunterzieht. Der südliche Theil dieser Küste gehörte zu Palästina, der mittlere, zwischen Tyrus und Tripoli, dem alten Phönizien. Südlich von Tripoli tritt der Libanon mit dem Vorgebirge Ras el Schalaa ans Meer und bildet bis zum Bostrenus, nördlich von Sidon, streckenweise eine Steilküste, über welche Felsenstraßen neben dem Meere hinlaufen. Man sieht den fast 3000 Meter hohen, zackenlosen Gebirgskamm des Libanon an 20 Meilen weit schon von Cypern her; Schnee bedeckt ihn zum Theil das ganze Jahr hindurch, daher der Name Libanon (von liban, weiß sein); arabische Dichter sagen von ihm: er trage den Winter auf seinem Haupte, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere. In kurzem Laufe stürzen sich von seinem westlichen Abfalle kleine reißende Flüsse ins

Meer. Schon das hohe Lied (4, 15) spricht vom Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen.

Von der Küste des Mittelmeeres, von der tiefsten Schlucht bis oben an den nie schmelzenden ewigen Schnee, ist jeder Schuh Landes am Libanon möglichst benutzt. Gemauerte Terrassen steigen wie Stufen eines Amphitheaters empor, reich mit Maulbeerbäumen bepflanzt zur Pflege der Seidenwürmer, von deren Zucht die Einwohner fast einzig leben. Ein Wald voll Nachtigallen und anderer Vögel bedeckt das Gebirge. Silberpappeln, Platanen, lombardische Pappeln, Eichen und Acazien, ja, selbst die dürren Felsblöcke sind von Reben umrankt, deren Wein schon Hosea erwähnt. Nahe dem höchsten Rücken des Gebirgs, unweit der Straße von Baalbeck nach Tripoli, ist der altberühmte Cedernwald. Dieser besteht aus 300 bis 400 Stämmen, theils den Resten eines Waldes, der wahrscheinlich einst das ganze Thal erfüllte, theils den jüngsten Nachkommen der greisen Eltern, die in ihrer Mitte stehen. Daß die ältesten dieser Stämme ein paar Jahrtausende zählen, ist nicht unwahrscheinlich, besonders wenn man ihre Größe, ihre Dicke, den steinigen Boden, auf dem, und die hohe, windige Lage, in der sie gedeihen, berücksichtigt. Schön sind diese Restore der Planzenwelt eben nicht, aber ehrwürdig in hohem Grade. Man sieht in den Wäldern am Taurus viele geradere und überhaupt schönere Cedern, während die am Libanon ein mehr krüppelhaftes Aussehen haben. Die Höhe dieser alten Cedern des Libanon ist nicht bedeutend (16 Meter). Die alten Bäume, deren Stämme kaum mehr aus etwas Anderem als aus der bloßen Rinde bestanden, grünen nicht nur recht frisch und üppig, sondern prangen auch in voller Blüte, ein wahrhaft schönes Bild eines jugendlichen Greises, und ein Beweis, daß sie vielleicht noch manches Jahrhundert durchleben können, bevor sie der Zeit zum Opfer fallen.

Das herrschende Gestein des Libanon ist Jura-Kalkstein; zunächst finden sich zur Kreideformation gehörige und jüngere tertiäre Bildungen, welche auf 1000 Meter Höhe Fisch-Versteinerungen enthalten. Aus Jura-Kalkstein ist der große Sonnentempel von Baalbeck erbaut. Auch Salomo nahm vom Libanon die Steine zum Tempel Jerusalems. Der nördliche Distrikt (Kesruan) ist vornehmlich von Christen, den Maroniten, bewohnt, der südliche von Christen und Drusen; letztere sind Herren des ganzen Gebirgs. Im Kloster Kanobîn (coenobium), das, unfern der Cedern an ein tiefes, steiles Felsthal angebaut, wie in der Luft schwebt, wohnt seit 200 Jahren der Maroniten-Patriarch; in Deir el Kamar der Emir der unheimlichen Drusen, welche sich gegenseitig theils an einem bestimmten Händedruck, theils an einer bestimmten Begrüßungsformel erkennen sollen und von ihrer Religion an Andersgläubige nichts verrathen dürfen, von der übrigens auch nur die Eingeweihten etwas wissen. Hat man den höchsten Kamm des Libanon erstiegen, so blickt man gegen Osten in das Thal Bekaa hinab, in das alte

Cölesyrien, welches der Leontes (Kasmieh) durchströmt; jenseit des Thals erhebt sich der Antilibanon, so hoch wie der Libanon. Im Thale (Val Bekaa) liegen die ungeheuren Ruinen von Baalbeck (Heliopolis).

Libanon und Antilibanon senden Flüsse nach den vier Weltgegenden. Gegen Norden fließt der Orontes, an Homs (Emesa) und Hama (Epiphania) vorüber, und wendet sich erst am Ende seines Laufes, bei Antiochia, der Stadt, wo die ganze Christenheit ihren Namen erhielt *), gegen Westen zum Mittelländischen Meere. Der Leontes fließt gegen Südwesten und mündet ins Mittelmeer, nachdem er Cölesyrien verlassen, nördlich von Tyrus, jener Königin der alten Handelsstädte, die da sprach: „ich bin die allerschönste", welche aber auf dem Meere still, ganz still geworden. Ostwärts sendet der Antilibanon die Wasser Amana und Pharphar nach dem uralten Damaskus, das zwischen dem Fuße des Antilibanon und der weiten Morgenwüste wie eine Gartenstadt Gottes liegt, welche Abraham schon sah und David beherrschte. Endlich gegen Süden fließt der Jordan vom Antilibanon durch den See Genezareth in das Todte Meer.

Welch ein Gebirge ist der Libanon! Ueber Damaskus und die weite östliche Wüste geht ihm die Sonne auf, über Tyrus und Sidon im Mittelmeere unter, gegen Norden Antiochia, gegen Süden das heilige Land, Nazareth, Bethlehem, Jerusalem.

335. Der Jordan mit dem Todten Meere.

(Nach C. Ritter, der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres, und C. C. Hergt, Geographie des gelobten Landes, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Jordan ist nicht, wie andere Ströme, die belebende Ader des Landes, das er durchzieht, nicht das anregende Princip seiner Anwohner, die Hauptlinie der Ansiedelung, des Verkehrs, der Civilisation im Lande geworden. Dennoch gibt die Einsenkung des Jordanthales der Landes-Physiognomie ihren Hauptzug, der palästinischen Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter. Denn dieser Strom ist wie kein anderer der Erde ein Binnenstrom, ohne Erguß zum Meere, mit dem Verschwinden in der tiefsten Kluft der alten Welt, 420 Meter tief unter dem Spiegel des Meeres; ein Längenbegleiter des syrischen Gebirgszuges, im vollständigen Parallelismus mit der so nahen Küste des Mittelländischen Meeres, zu der er sich an keiner Stelle, wie doch sonst alle Flüsse gegen die Meere, nicht einmal hinneigt,

*) Apost.-Gesch. 11, 26: „daher die Jünger am ersten zu Antiochien Christen genannt wurden."

während sein nördlicher Gegenstrom, der Orontes, bei Antiochia die syrischen Ketten zum Meere durchbricht. Ohne sich diesem Meere, am Südende, im kürzesten Querthale zuzulenken, verschwindet er plötzlich, läßt aber die Fortsetzung seines Längenthales, bis zum Rothen Meere, trocken liegen. Aus den Gipfeln und Höhlen des Libanon hervorgetreten, sammelt er seine Wasser auf 3 terrassirten Thalstufen, die nur zum Theil trocken gelegt sind, wieder in 3 in sich abgeschlossenen, kleineren und größeren Seebetten, dem Merom, dem Galiläer- und dem Todten Meere.

Der Jordan entsteht aus drei Hauptquellen-Bächen, die auf den ewigen Schneehöhen des großen Hermon entspringen, sich in dem weit ausgedehnten Thale Ared el Huleh zu einem einzigen Flusse vereinigen und am südlichen Ende der Ebene den Merom-See bilden. Der mittlere jener Bäche wird auch der kleine Jordan, der östliche der große Jordan genannt. Am südlichen Ende des Merom-Sees findet der Jordan seinen Abzug durch eine zwischen Klippenwänden tief eingeschnittene Thalrinne, die seine Gewässer in beträchtlichem Gefälle, über Stromschnellen rauschend, zum Ghor hinabführt, wo sie sich im Becken des Sees von Genezareth oder von Tiberias oder des Galiläischen Meeres sammeln. Kahl und düster umstarren diesen, 6 Stunden langen See graue und dunkelbraune, steile Felsenwände. Während der Sommerzeit herrscht in diesem Felsenkessel oft eine erstaunliche Glut, wogegen im Winter nicht selten empfindlich kalte Stürme von Osten her über die beschneiten Höhen herniederbrausen und den See in wildwogende Aufregung versetzen. Fahrzeuge, die einst die Wasserfläche belebten, gibt es auf dem See nicht mehr, der nur in seinem nördlichen Theile Fische enthält, während der südliche Theil wegen warmer Quellen mit mineralischen Stoffen ohne alle Fische zu sein scheint.

Das Thal, welches der Jordan von seinem Ausflusse aus dem See von Genezareth bis zur Mündung in das Todte Meer zu durchlaufen hat, ist 13 Meilen lang und das Gefälle des Flusses auf dieser Strecke mehr als 200 Meter. Zwischen Schilfwäldern und dichtem Baumwuchs verfolgt der Fluß seinen Lauf in vielfachen Windungen, oft langsam schleichend, oft in Stromschnellen rauschend, und bespült im Süden die 200 Meter über seinem Spiegel erhabene Oase von Jericho, der einst mächtigen Stadt der Kanaaniter und der ersten, die von den Israeliten im gelobten Lande erobert wurde.

Das Todte Meer wird von den Arabern Bahr Lut, d. h. Lot's Meer, von lateinischen und griechischen Schriftstellern der Asphaltsee genannt. Seine Wasserfläche nimmt einen 20 Stunden langen und 4 bis 5 Stunden breiten Raum ein und liegt 420 Meter tiefer, als der Spiegel des Mittelländischen Meeres. Eine von dem östlichen Ufer ausgehende Halbinsel, das Ghor el Mesraa genannt, theilt den See in zwei durch einen Canal zusammenhängende Becken, von denen das nördliche das größere und tiefere ist. Das Wasser in beiden ist klar und krystallhell, aber äußerst salzig und

gemischt mit bituminösen Substanzen. An der Ost- und Westseite des Meeres erheben sich steile Felswände und treten an vielen Stellen so weit hervor, daß kein Ufersaum für einen schmalen Fußpfad übrig bleibt. Einzelne Uferstellen zeichnen sich durch großen Reichthum der Vegetation aus, während im Allgemeinen die Umgebungen den Charakter klippenreicher Wüsten an sich tragen. An der Südwestseite des Sees erhebt sich der Dschebel Usdum, eine 3 Stunden lange hohe Steinsalzklippe. Auf den Raum des südlichen Meeresbeckens und dessen nächste Umgebungen wird gewöhnlich der Name des Thales Siddim bezogen, das vor dem Untergange der in ihm liegenden Städte reich an Strömen süßen Wassers und einem Garten des Herrn gleich war.

Die merkwürdigsten Localitäten in der nächsten Umgebung des Todten Meeres, zum Theil spurlos verschwunden, sind an der Südseite Sodom, Gomorrha, Adama, Zoar (Segor) und Zeboim.

Während des Winters und zur Zeit der Schneeschmelze steigt der Spiegel des Sees natürlich durch die Wassermassen, die ihm von allen Seiten zugeführt werden, sinkt aber wieder durch außerordentlich starke Verdunstung, sobald die warme Jahreszeit mit ihrer Glut sich einstellt. Schon im Mai steigt in dem tiefen Thale das Thermometer nicht selten auf 28 und 30 Grad, mitunter, wenn der Sirocco weht, sogar bis auf 34 Grad Réaumur. Die Verdunstung wird dann nicht selten, besonders gegen Abend, kurz vor Untergang der Sonne, sichtbar in gewaltigen Dampfsäulen, die wie Wasserhosen über die Wasserfläche emporsteigen und entweder vom Winde weiter geführt werden oder bei ruhiger Atmosphäre das Thal erfüllen und sich zu düsteren Wolken verdichten, aus denen plötzlich unter mächtig flammenden Blitzen und furchtbar krachendem Donnergeroll die Regenfluten massenhaft, wie aus geöffneten Schleusen, herabstürzen.

Im Todten Meere selbst hat man noch kein lebendes Geschöpf entdeckt. Fische, die sich aus den Uferbächen in den See verirren, endigen ihr Leben alsbald. Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl, zum Theil wenigstens, in dem außerordentlich starken Salzgehalt des Todten Meeres.

Dieser Salzgehalt vermehrt die Tragkraft der Fluten, so daß Boote bei gleicher Ladung auf dem See weniger tief in das Wasser einsinken als auf dem Jordan. Auch wird aus frühen Zeiten schon berichtet, daß es keine Mühe mache, im Todten Meere zu schwimmen, und daß selbst des Schwimmens unkundige Menschen von seinen Fluten leicht getragen werden. Außer der ungemeinen Menge salziger Theile enthält aber das Wasser des Todten Meeres auch eine starke Beimischung fettiger Substanzen, die nach dem Baden eine Empfindung hinterlassen, als wäre die Haut mit Oel bestrichen. Die Boote, die zum Befahren des Sees gedient hatten, zeigten sich mit einer schwarzen schleimigen Masse überzogen, und am südlichen Ufer wurden nebst einer Salzkruste auch Ablagerungen von Erdharz oder Bitumen

bemerkt, die hier unverkennbar nach der Verdunstung des Seewassers zurückgeblieben waren. Jedenfalls wirkt die bedeutende Bodenwärme des tiefen Thales begünstigend auf das Durchschwitzen von Erdharzen. Die Erscheinung, daß Asphaltklumpen, wie Stiere ohne Köpfe gestaltet, zu Zeiten im Todten Meere umhertreiben, war schon im Alterthume bekannt und gab Veranlassung, das Meer den Asphaltsee zu nennen. Den Bewohnern der Umgegend verschaffte dieses Vorkommen von jeher einen Handelsartikel, der ehedem namentlich in Aegypten Absatz fand, wo Asphalt zur Einbalsamirung von Leichen erforderlich war.

Die Naturform jener Gegenden weist unverkennbar darauf hin, daß einst ein ungehinderter Zusammenhang zwischen dem Ghor und dem Meerbusen von Akaba Statt gefunden hat. Die Wasserscheide bestand damals noch nicht, so daß die salzigen Fluten des Rothen Meeres nordwärts vordringen und das ganze lange Thal bis über den See von Genezareth hinaus erfüllen konnten. Plutonische Gewalten hoben nach und nach, wie das nachweislich auch heutzutage noch an sehr vielen Stellen unserer Erde der Fall ist, den Meeresboden über das Niveau der Gewässer empor und unterbrachen jene Verbindung. Nun fehlte der Zufluß aus dem Rothen Meere, und die Fluten, die das Ghor erfüllten, mußten allmählich verdunsten, bis an der tiefsten Stelle des Thales, im Todten Meere, ein Rest zurückblieb, der ebenfalls verschwunden sein würde, wenn nicht die entweichenden Wassermassen durch den Jordan und andere Flüsse immer wieder ersetzt würden. Die Salztheile, die das weite Meeresbecken ursprünglich schon enthielt, konnten sich nicht mit in Dunst auflösen und concentrirten sich zuletzt im Todten Meere, dessen überaus großer Salzgehalt in diesem Naturvorgange allein genügende Erklärung findet, wenn auch der Fels von Sodom dazu noch Einiges mag beigetragen haben.

Das Jordanthal oder Ghor hat eine südliche Fortsetzung nach dem Rothen Meere in dem Wüstenthale el Arabah, das jedoch eine Wasserscheide enthält, von welcher aus die Bäche theils südwärts zum Meerbusen von Akaba, theils nordwärts zum Todten Meere abfließen. Diese Wasserscheide hat der tief unter dem Niveau des Rothen Meeres fließende Jordan nie übersteigen können und mußte daher im Todten Meere enden.

336. Jerusalem.

(Nach C. E. Hergt, Geographie des gelobten Landes, bearbeitet vom Herausgeber.)

Durch seine Lage war Jerusalem von Anfang gewisser Maßen eben so zur Isolirung bestimmt, wie das Volk, dessen Culturcentrum es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch gewesen ist: nach Osten erscheint es durch die

wüste Umgebung des Todten Meeres und das östlich daranstoßende rauhe Gebirge, nach Süden durch das unwegsame, felsige Idumäa und die von Aegypten sich hinstreckenden, unwirthbaren Sandwüsten wie abgeschieden von dem Verkehr mit der übrigen Welt und ist selbst von Norden und Westen her nur auf beschwerlichen Wegen zugänglich. Ohne den Segen eines Flusses und den Reichthum eines weit ausgedehnten fruchtbaren Bodens zu besitzen, ruht es auf einem felsigen Plateau.

Die Stadt hat gegenwärtig etwa 16,000 Einwohner, meist Mohammedaner, zum Theil auch Christen und Juden. Einst soll ihre Bevölkerung sich auf 120 bis 150,000 belaufen haben und während der großen Feste durch Pilger aus allen Gegenden der Welt bis weit über eine Million angewachsen sein.

Ein flaches Thal, el Wad genannt, zieht sich durch die Stadt von Norden nach Süden, vereinigt sich mit dem untern, ebenfalls südwärts streichenden Theile des Tyropöon-Thales und trennt die Stadt in eine östliche und eine westliche Hälfte. Im Osten jener Einsenkung erheben sich die Hügel Moriah und Bezetha, durch einen künstlichen Graben von einander getrennt, im Westen die Hügel Zion und Akra, zwischen welchen sich der ostwärts streichende obere Theil des Tyropöon-Thales hindurchzieht. Gegen Osten ist die Stadt durch das Kidron-Thal (Thal Josaphat) vom Oelberge getrennt, gegen Westen durch das Gihon-Thal, gegen Süden durch das Thal Ben Hinnom (die Fortsetzung des Gihon-Thales) von der umliegenden Landschaft geschieden. An den drei genannten Seiten machten steile Felswände feindliche Angriffe unmöglich. An der Nordseite war Jerusalem von jeher durch starke Mauern geschützt. Doch ist es trotz aller Schwierigkeiten im Laufe von drei Jahrtausenden nicht weniger als 17 Mal erobert und zuweilen theilweise, zweimal aber von Grund aus zerstört worden. Daher die gewaltigen Veränderungen, welche das Auffinden historisch-merkwürdiger Localitäten äußerst schwierig, ja zum Theil unmöglich machen.

Schon die Lage der zahlreichen, in den biblischen Urkunden genannten Thore ist nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben. Viele derselben (wie das Roßthor, das Richtthor u. s. w.) haben sich offenbar nicht in der Ringmauer befunden, sondern sind entweder als Zugänge zu der Tempel-Terrasse oder als innere Thore zu betrachten, die besondere Eingänge zu verschiedenen Stadtquartieren bildeten, wie dies noch heutzutage in den orientalischen Städten nichts Seltenes ist.

Die Straßen der modernen Stadt sind meist sehr enge und unregelmäßig, aber reinlicher als anderwärts im Orient, weil der Schmutz durch winterliche Regengüsse von dem abschüssigen Boden hinweggespült wird. Die Häuser sind mehrentheils klein und unansehnlich, haben platte, oft mit runden Kuppeln versehene Dächer; die meisten Fenster sind mit eisernen oder hölzernen Gittern ohne Glasscheiben dicht verschlossen. Mit Ausnahme der Bazars und einiger durch Handwerker und Fremdenverkehr belebter

Stadttheile, in denen Menschen aller Nationen, Trachten und Sprachen einander begegnen, sind die Straßen öde. Für Familienkreise bildet an Sommerabenden das flache Dach den bevorzugten Ort der Zusammenkunft. Hier athmet man froh auf nach schwülen Tagen, genießt Erfrischungen, erfreut sich an Gesang und Tanz, wozu das Getön von Handpauken den eigenthümlichen Rhythmus angibt, und verlebt nicht selten halbe Nächte unter freiem Himmel.

Die Citadelle von Jerusalem, die Davidsburg oder das Castell el Khalil, bildet eine unregelmäßige Zusammenstellung von viereckigen Thürmen sarazenischer Architektur. Sie liegt am Jaffathor, ohne Zweifel an der Stelle der alten Festung Jebus und der königlichen Burg David's, da sonst am Zion kein anderer Punkt geeigneter für einen defensiven Bau erscheint, als eben dieser. Die kolossalen Steine, an den Fugen gerandet und so genau gefügt, als wären sie auf einander gegossen, liegen unverändert seit David's Zeit an ihrer Stelle.

Unmittelbar an die Burg schloß sich der überaus prächtige Palast Herodes des Großen, dem mißtrauischen Charakter des grausamen Fürsten entsprechend mit einer 10 Meter hohen Mauer umgeben, innerhalb deren es übrigens nicht an grünen Plätzen und Baumanlagen fehlte. — Auch der an der Nordostecke des Berges befindliche, mit Prunksälen, Säulenhallen und Wasserbehältern geschmückte Palast der Hasmonäer- oder Machabäer-Fürsten glich einer Festung.

Das auf der Höhe des Berges gelegene armenische Kloster, zu welchem die prächtige St. Jakobskirche und das angebliche Haus des Hohenpriesters Hannas gehört, ist die reichste Stiftung dieser Art im Orient und soll über 1000 Zimmer zur Aufnahme von Pilgern enthalten. Neben demselben erhebt sich die Christuskirche, ursprünglich nur zu einer Capelle des englischen Consulats bestimmt. Indeß vereinigte sich Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, mit England zur Stiftung des evangelischen Bisthums St. Jakob in Jerusalem, das 1841 gegründet und von beiden Seiten gleichmäßig dotirt wurde. Der Bestimmung gemäß stehen die Bischöfe unter dem Erzbischof von Canterbury und werden abwechselnd von beiden Regierungen ernannt. Durch Errichtung von Schulen nicht nur für Christen, sondern auch für Juden und Mahommedaner, durch Begründung einer Diakonissenanstalt und durch Belehrung abessinischer Pilger hat dieses evangelische Bisthum bereits sehr segensreich im Orient gewirkt.

In der kleinen, vor dem Zionsthore, angeblich an der Stelle von Kaiphas' Hause befindlichen Erlöserkirche zeigt man am Altar den Stein, der zum Verschluß des Grabes Christi gedient habe. Das Cönaculum, sonst auch Kirche der Apostel genannt, gilt in der Legende als Ort der Einsetzung des Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geistes, als Begräbnißstätte des ersten Martyrers Stephanus und als Ort, an welchem Maria,

Jesu Mutter, gestorben sei. Es enthält eine lange Halle, den sogenannten Abendmahlssaal, dessen Decke auf zwei Säulen ruht.

Die Kirche des heiligen Grabes besteht aus einer Vereinigung von drei Gebäuden, die ihrer Hauptrichtung nach von Osten gegen Westen liegen. Sie umfaßt 1) das Grab Christi, 2) den Golgatha- oder Calvarienberg, 3) die Stelle des aufgefundenen Kreuzes. Der Hauptbau, an welchen die übrigen Theile sich anreihen, die Calvarienkirche, enthält im Fußboden des Chores der griechischen Gemeinde eine zirkelförmige Vertiefung, die man als Mittelpunkt der Erde bezeichnet. Gegen Westen schließt sich an diese Kirche eine Rotunde von 23 Meter im Durchmesser. In deren Mitte erhebt sich ein hoher Bau byzantinischer Art, der die Grotte des heiligen Grabes enthält. An der Stelle, wo Christi Leichnam geruht haben soll, steht ein Sarkophag von bläulich-weißem Marmor. Fünfzig stets brennende silberne Lampen erhellen die Gruft, haben aber durch ihren Dampf die Decke schwarz gefärbt. — An der Ostseite der Calvarienkirche befinden sich drei kleine Capellen. In einer von diesen zeigt man eine Säule, angeblich dieselbe, an welcher Christus gekrönt und verspottet worden sei. Die mittlere soll den Ort bezeichnen, wo die Kriegsknechte das Loos um Jesu Kleider warfen, und die nördliche soll an der Stelle stehen, wo Longinus, der mit seiner Lanze die Seite Jesu durchstochen, jahrelang Buße gethan habe. Die angebliche Stelle der Kreuzigung befindet sich in einer chorähnlichen Capelle an der Südseite der Calvarienkirche. Der Fels, der im Osten dieses Raumes die Stelle des Hochaltars vertritt, ist mit Marmor überkleidet und die Vertiefung, wo das Kreuz gestanden haben soll, mit einer silbernen Platte bedeckt. Lateiner, Griechen, Armenier, Kopten haben Antheil an dem Gesammtgebäude, und jede dieser Confessionen besitzt in ihm ihre besonderen Räume. Leider leben aber die Anhänger der verschiedenen christlichen Bekenntnisse in eifersüchtiger Feindschaft, die nicht selten während der gottesdienstlichen Handlungen in heftigen Wortwechsel, ja mitunter in so gröbliche Thätlichkeiten ausartet, daß türkisches Militär einschreiten muß, um die kämpfenden Parteien von einander zu trennen. In der Eingangshalle sitzt rauchend und plaudernd eine Abtheilung türkischer Soldateska, um den Christen, die das Gebäude zum ersten Mal besuchen, einen Eingangszoll von 33 Piastern abzufordern.

Die Via dolorosa, der Schmerzensweg, ist eine Straße, die von der im Norden der Tempelterrasse befindlichen Wohnung des Gouverneurs von Jerusalem westwärts zum Richtthore und von da aus südwärts zur Kirche des heiligen Grabes führt. An dem Punkte, von dem sie ausgeht, soll ehedem der von Pilatus bewohnte Palast gestanden haben. Die Treppe, die zum Gerichtssaale desselben führte, die sogenannte Scala santa, befindet sich zu Rom in einem besondern Gebäude nahe bei der Lateranskirche, indeß wird in Jerusalem den Pilgern die ursprüngliche Stelle derselben gezeigt.

Die Länge des Schmerzensweges beträgt 850 Schritte. Auch zeigt man noch das Haus der heiligen Veronika, deren Schleier im Vatican zu Rom aufbewahrt wird und durch vier Abdrücke von Christi Bildniß berühmt geworden ist, die in ihm zurückgeblieben sein sollen, nachdem die Heilige ihn gebraucht gehabt habe, um Blut und Schweiß von des Erlösers Stirn abzutrocknen.

Der Gipfel des Moriah, niedriger als die andern 3 Berge Jerusalems, ist einerseits durch Abtragung hervorragender Klippen, andererseits durch einen mächtigen Terrassenbau und Aufschüttung des Bodens zu einer Plattform umgewandelt, die von den Mohammedanern das Haram es Scherif genannt wird. Die vierseitige Ebene hat die Gestalt eines nicht ganz regelmäßigen Parallelogramms, dessen Raum beinahe dem vierten Theile der ganzen Stadt gleich ist. Rasenplätze und Gartenanlagen, marmorne Wasserbassins und sprudelnde Brunnen, hohe Cypressen und andere, weitschattige Bäume und unter diesen eine Menge zierlicher, zur Ehre des Propheten errichteter Gebetstationen machen die schöne Terrasse zu einem Paradies der Moslemin. Ungefähr in der Mitte des weiten Raumes erhebt sich eine zweite Plattform von bläulich-weissem Marmor. Treppen, mit zierlichen Spitzbogen überwölbt, führen an den verschiedenen Seiten zu ihr hinauf. In ihrer Mitte steht die Omars-Moschee, ein kuppelförmiges, achteckiges Gebäude mit 4 nach den Cardinalpunkten des Horizonts gerichteten Eingängen, deren jeder einen Vorbau hat. Ueber der 30 Meter hohen, sehr graziösen Kuppel erhebt sich strahlend der vergoldete Halbmond. Sechsundfünfzig Spitzbogenfenster mit bunten Glasscheiben verbreiten einen magischen Lichtschimmer im Innern. Hier umkreisen zwei Hallen, von Pfeilern und Marmorsäulen gebildet, den mittelsten Raum, wo unter der Kuppel, von purpurnem Baldachin beschattet und von vergoldetem Gitter umgeben, in einer Vertiefung des Fußbodens der merkwürdige Fels sich befindet, nach welchem das ganze Gebäude Kubbet es Sakhara, d. i. Kuppel des Felsens, heißt. In der jüdischen Tradition gilt der Fels für den Ort, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, und heißt Moriah, d. i. der Herr schaut, weil Gottes Auge dort gnadenvoll auf den Erzvater geblickt habe. Die ehrwürdige Ueberlieferung heiligte die Stelle und ließ sie für den Bau eines Tempels besonders geeignet erscheinen, den David schon beabsichtigte, Salomon aber ausführte. Für ein stattliches Gebäude war die Felsenkuppe zu klein; der nöthige Platz mußte erst hergerichtet werden durch die Anlage eines staunenswerthen Terrassenbaues, der unter Salomo am östlichen Abhange begonnen und unter seinen Nachfolgern, den Königen von Juda, im großartigsten Stile fortgesetzt, für ewige Dauer scheint bestimmt zu sein. Steine von ungeheuren Dimensionen sind hier über einander geschichtet. Das Innere des Tempels, keineswegs zur Aufnahme der zahlreichen Gemeinde, sondern nur der dienstthuenden Priesterschaft bestimmt, bestand aus einer langen

Halle und war durch einen 40 Ellen weit vom Eingange angebrachten Verhang in das Heilige und Allerheiligste getheilt. Der Tempel imponirte nicht durch kolossale architektonische Formen, wohl aber durch die Pracht seiner Ausschmückung mit Gold. — Aehnlich in Anlage und Einrichtung, aber weniger prächtig in Bezug auf die Ausführung war der nach dem Exil erbaute Tempel.

Bei Weitem das prächtigste und interessanteste von allen Gräbern in der Umgebung Jerusalems ist das an der Nordseite der Stadt, eine Viertelstunde weit vom Damaskusthore entfernte Königsgrab, das Grab der Könige von Juda und, wie die neuesten Forschungen dargethan haben, ohne Zweifel David's königliche Katakombe. Salomo bestattete hier die Ueberreste seines Vaters mit aller Pracht eines königlichen Leichenbegängnisses und begrub mit ihnen, wie das auch in Aegypten üblich war, ansehnliche Schätze. Der Hohepriester Johannes Hyrkanus (137 bis 107 vor Christus), ein Machabäer von Geburt, ließ, um den König Antiochus und dessen Armee abzufinden, David's Katakombe öffnen und 3000 Talente, einen Werth von mehr als 4 Millionen Thalern, herausnehmen. Seinem Beispiele folgte Herodes, übte aber den Raub heimlich und bei Nacht aus. Zwar fand er kein Geld mehr, wohl aber Kleinodien und andere kostbare Gegenstände in großer Menge, die er sich aneignete, ohne irgend etwas davon im Grabe zurückzulassen. Zur Sühne des Frevels ließ er vor dem Eingange ein prachtvolles Monument aus weißem Stein errichten. Es scheint, daß dieser Bau kurz vor der Belagerung der Stadt im Jahre 70 n. Chr. durch ein Erdbeben zertrümmert worden ist.

Das Grab der Richter, nordwestlich vom Damaskusthore gelegen, zeichnet sich durch seine in den Felsen gehauene, reich und kunstvoll ornamentirte Façade aus. Das Innere der Katakombe besteht aus fünf schlichten quadratischen Kammern, in deren Wände die Grabnischen horizontal zu zwei Reihen über einander eingemeißelt sind. Irrig wäre es, die Katakombe mit ihren 60 Grabnischen als Ruhestätte jener heldenmüthigen Männer zu betrachten, die sich nach Josua's Tode als Volksführer auszeichneten, denn deren hat es nach historischen Berichten nur 15 gegeben. Dagegen darf man wohl an vorsitzende Mitglieder des Sanhedrin denken, die zur Zeit der Könige von Juda als besonders rechtskundige und gerechte Männer anerkannt sein mochten.

Was jene wunderbaren, aus dem Felsen gemeißelten Monumente im Thale Josaphat betrifft, die man die Gräber von Zacharias, Jakobus, Absalom und Josaphat genannt hat, so hat sich ein historischer Grund für ihre Namen nicht auffinden lassen. — Ebenso wenig läßt es sich erweisen, daß die benachbarte, angeblich von der Kaiserin Helena gegründete Kirche das Grab der heiligen Jungfrau enthalte. Ihrem byzantinischen Baustil nach ist sie lange nach Constantin des Großen Zeiten entstanden, und über

den Ort, wo Jesu Mutter starb und begraben ward, fehlt jede geschichtliche Nachricht. Der im Süden des Ben-Hinnomthales gelegene Berg des bösen Rathes erhielt seinen Namen, weil auf ihm das Landhaus des Hohenpriesters Kaiphas gelegen haben soll, wo von den Oberpriestern und Schriftgelehrten mit Judas Ischariot unterhandelt worden sei. Der Berg des Aergernisses, etwas südlich vom Oelberge, gilt für den Ort, wo Salomo für seine ausländischen Frauen den moabitischen und ammonitischen Götzen Altäre errichtet habe.

Der Oelberg, dessen Gipfel den Zion um 60 Meter an Höhe übertrifft, zeigt sich als ein von Norden nach Süden ausgedehnter Rücken mit drei nicht sehr hervorragenden plateauartigen Kuppen. Auf der mittelsten und höchsten Kuppe steht die von der Kaiserin Helena gegründete Himmelfahrtscapelle. Man zeigt in ihr — den evangelischen Berichten durchaus nicht entsprechend — die letzte in den Boden eingedrückte Fußtapfe des Erlösers.

337. Die anatolische Halbinsel (Klein-Asien).

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und der Zeitschrift „Das Ausland", bearbeitet vom Herausgeber.)

Die plastische Gestaltung dieser an Flächeninhalt der pyrenäischen ungefähr gleichkommenden Halbinsel wiederholt noch einmal die auf dem asiatischen Continent vorherrschende Bildung von Plateaulandschaften, nur in kleinern horizontalen und vertikalen Dimensionen und nicht mehr mit vorherrschendem continentalen Charakter, sondern in den maritimen Charakter Vorder-Asiens übergehend. Wie in räumlicher, so auch in plastischer Beziehung sollte sie zu den europäischen Bodengestaltungen den Uebergang bilden. Wenn die Plateaulandschaft Hinter-Asiens noch einen Raum von 100,000 □-Meilen, die iranische nicht ganz die Hälfte dieses Umfangs einnimmt, so ist die klein-asiatische kaum auf den zehnten Theil jenes ungeheuren Raumes beschränkt, und in ähnlicher Progression schwinden auch ihre absoluten wie ihre relativen hypsometrischen Verhältnisse, wodurch ihr ein viel milderer Naturtypus zu Theil werden mußte, als jenen. Nur an der Ostseite ihrer einem langseitigen Rechtecke von O. nach W. genäherten Ausbreitung steht sie in continentalem Zusammenhange mit ihrem asiatischen Stammlande, während sie an den drei andern Seiten von den Meereswogen umspült und dadurch ihr beschränkterer Länderraum auf dreifachen maritimen Wegen erweitert wird zu wechselseitigem Verkehr mit den Gegengestaden: durch das Schwarze Meer mit der slavischen Welt im N., durch das Syrische Meer mit der syrisch-phönizisch-ägyptischen Welt im S., durch das Aegäische

Meer mit der hellenisch-europäischen Welt im W. Welche mannichfaltigen Verhältnisse waren also schon durch die Weltstellung dem Halbinsellande von seiner Wiege an mitgegeben!

Das taurische Alpensystem in seiner diagonalen südwestlichen Ausdehnung bezeichnet die naturgemäßeste östliche Begrenzung der Halbinsel zwischen zwei Meeren, der Bucht von Lazistan im N. und dem Golf von Alexandrette im S. Dieser lange und breite, aus mehreren Parallelketten bestehende Gebirgszug kann in seinen nördlichen Anfängen als Armenisch-Pontisches System bezeichnet werden; nach seinem südlichen Ende am Issischen Busen wird er der Cilicische Taurus genannt. Für seine gegen W. noch höheren Gebirgszüge kam seit Strabo's Zeiten der Name des Antitaurus in Gebrauch, und wurde noch bis heute zu seiner Gesammtbezeichnung beibehalten. Doch ist der Antitaurus keineswegs ein absolut geschiedenes, eigenes Gebirgssystem, weder in der äußeren Gestaltung noch nach seiner geognostischen Construction. An der Nordwestseite des Antitaurus steigt ganz isolirt der colossale Argäus (3900 Meter) aus der 1200 Meter hohen cappadocischen Hochebene empor, in welchem sich die vulkanische bebende Gewalt erschöpft zu haben scheint.

Das centrale Kettengebirge des Taurussystems entsendet an seinem Nord- und Südende zwei Küstenketten bis an den Westrand der Halbinsel, welche in verschiedenartigen Terrassenbildungen zu den entgegengesetzten Meeresseiten abfallen und als Randgebirge des centralen Plateaulandes zu betrachten sind. Die nördliche geht von Klein-Armenien aus, die südliche vom alten Cilicien. Beide laufen in mehrfach unterbrochenen Kettenzügen und Gruppen von O. nach W. und finden ihr continentales Ende am Aegäischen Meere, bereichern aber noch dessen einförmige Wasserflächen durch ihre sehr mannichfaltig geformten Fortsetzungen in zahlreichen Inselgruppen. Beide, der cilicisch-lycische Taurus im S. und das pontisch-bithynische Gebirgssystem im N. entsprechen in ihrer Längenerstreckung von 110 Meilen ziemlich genau der Länge des europäischen Alpensystems vom Montblanc bis zum Semmering bei Wien und sind auch in der wechselnden Breite demselben nicht sehr ungleich. An Höhe übertrifft das südliche Randgebirge mit seinen wild aufstarrenden, riesigen Schneegipfelreihen das nördliche mit seinen untergeordneten Höhen mit viel milderen Formen.

Auseinandergehalten werden beide taurische Küstenketten durch ein von N. nach S. 40—60 Meilen breites, mäßig hochliegendes Plateauland, welches die Mitte der Halbinsel einnimmt. Durch mäßige Landrücken oder wellige Wölbungen, bisweilen auch durch Bergzüge, wird dieses Plateau in verschiedene Bassins getheilt: a) die Lycaonische Hochebene im S., die ausgedehnteste von allen, auch das Plateau von Konia genannt (nach der in ihrer Mitte liegenden Stadt). Kein Baumwuchs, nur größere Seen, sehr wenige Ortschaften und einzelne Kegel unterbrechen die trostlose Mono-

tonie dieser an 600—700 □-Meilen einnehmenden Fläche, die in einer Höhe von etwa 1000 Meter liegt. b) Die Cappadocische Hochebene oder das Argäus-Plateau, nordöstlich von der vorigen, mit einer etwas stärkern mittleren Erhebung (1200 Meter); aus ihrer Mitte starrt der Argäus, mit 2700 Meter relativer Höhe über dem Plateau, steil und wild mit seinen Kratern und Felsgebilden zu dauernden Schneehöhen empor. c) Die Cappadocisch-Pontische Hochebene oder das obere Halys-Plateau, wieder nordöstlich von der vorigen; sie beginnt bei dem Zusammenlauf der verschiedenen Quellströme des Halys (Kyzyl-Irmal) und wird von dessen obern Laufe in ihrer ganzen Längenausdehnung von N. O. gegen S.W. durchströmt. d) Die Hochebene von Malatieh im O. des Antitaurus, weicht schon mehr von der normalen Gestaltung der centralen Hochebenen ab und bildet eine Uebergangsform zum Euphratgebiet. e) Die Galatische Hochebene, größtentheils auf der Ostseite des mittlern Halys-Laufes.

Westlich von den centralen Hochebenen folgt die dritte Hauptform der Oberflächengestaltung Klein-Asiens, das in parallele Kettenzüge und Tiefthäler gegliederte Westende. Die vorherrschende Richtung der klein-asiatischen Bodenerhebung von O. nach W. spricht sich hier sowohl in den parallelen Längenachsen der Hauptketten mit ihren westlichen Vorgebirgen und vorgelagerten Inseln aus, als in den Tiefthälern der Hauptflüsse mit den an ihren Mündungen von W. nach O. tief einschneidenden Meeresbuchten. Unter diesen ist der Mäander der Alten der berühmteste, nicht allein wegen der Menge blühender Städte, die einst an seinen Ufern standen, sondern auch der Krümmungen seines Laufes halber, die so außerordentlich sind, daß der Name dieses Flusses als Eigenschaftswort zur Bezeichnung eines in vielen Serpentinen fließenden Gewässers allgemein üblich geworden ist. An seiner Mündung ins Aegäische Meer stand Milet, die Vierhafenstadt, reich und mächtig durch Handel, die Gründerin zahlreicher Colonieen, deren Plinius nicht weniger als 80 rechnete.

Das im Alterthum so berühmte Klima der Halbinsel bietet in Folge der großen Verschiedenheit der Bodenerhebung so bedeutende Abweichungen dar, daß eine allgemeine Schilderung der klimatischen Verhältnisse unmöglich ist; der Reisende tritt zuweilen an demselben Tage aus dem Sommer in den Winter und aus dem Winter in den Sommer. Im Innern, auf dem Central-Plateau, herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, aber auch ein gesundes Klima. Der Sommer ist hier von kurzer Dauer und der Schnee liegt ziemlich tief etwa vier Monate des Jahres hindurch.

Was die Naturproducte der anatolischen Halbinsel betrifft, so reiht sich die Pflanzenwelt einerseits mehr der persischen und syrischen, andrerseits der südeuropäischen an. Im Süden am Littorale drängt sich die Vergleichung mit Aegypten auf, während das westliche Ufergebiet Griechenland sehr ähnlich ist. Der nördliche Abhang des Central-Plateau's besitzt einen solchen

Reichthum an Wäldern von Eichen, Buchen, Platanen, Eschen und anderen Laubhölzern, daß die Osmanen einen seiner ausgedehntesten Wälder „das Meer von Bäumen oder Holzmeer" nennen. Dieser in der Nähe von Trapezunt gelegene Wald hat eine Länge von 28 und eine Breite von 4 Meilen, und liefert in fast unerschöpflicher Fülle hauptsächlich das Bauholz für den Bedarf der türkischen Flotte. Dem Reichthum an Kirschen verdankt das alte Cerasus, jetzt Kerasunt genannt, seinen Namen. Große Massen von Weintrauben, Oliven und Feigen werden in den südlichen Thälern gezogen, besonders in Lycien, das die schönsten Früchte für den Markt von Smyrna liefert. Die Flora des westlichen und südlichen Anatoliens ist in allen Thälern so schön, daß sie sich mit der von Sicilien und Spanien vergleichen kann. Damit bilden die ausgedehnten und kalten Hochebenen des Innern in ihrem Vegetations-Charakter einen sehr starken Contrast, indem sie bloß verkrüppeltes Strauchwerk, Salzpflanzen, Wermuth und einige Farrnkräuter hervorbringen, ja, ganze Gegenden enthalten, in denen zwei Arten von Brombeeren die alleinigen Repräsentanten der Pflanzenwelt sind. — Die **Thierwelt** Anatoliens ist der süd-europäischen, noch mehr aber der syrisch-mesopotamischen verwandt. Es gibt wenig große Raubthiere. Schakals sind in den weniger besuchten Gegenden sehr häufig; auch Gazellen, Hirsche u. a. finden sich hier zahlreich. Was die Zugthiere betrifft, so braucht man als solche gewöhnlich, namentlich beim Feldbau, Büffel, und die weiblichen Thiere dieser Gattung versehen als Milchspenderinnen die Stelle der Kühe, welche selten sind. Beim Waarentransport gebraucht man, wie im ganzen Orient, vorzugsweise das Kameel, obgleich die Pferde stark und wohlgebaut und die Esel lebhafter und höher als gewöhnlich sind. Die langhaarige oder Angora-Ziege, auch Shawl-Ziege genannt, war dem Lande früher eigenthümlich, kommt jetzt indessen auch in Persien und Ostindien vor.

338. Smyrna und das asiatische Griechenland.

(Nach Gotthilf Heinrich v. Schubert, Reise in das Morgenland und K. B. Stark, Nach dem griechischen Orient.)

Man hat die weite, von Bergen umgürtete Bucht von Smyrna, der blühendsten Stadt von ganz Klein-Asien, mit der von Neapel verglichen. Die Natur ist allerdings eben so großartig und gewaltig in ihren Umrissen, ja, vielleicht selbst noch großartiger, als die von Neapel; der Gedanke, daß man hier in Homer's, in Anakreon's, in Anaxagoras' Vaterlande, daß man sich hier an der Stätte jener alten Christengemeinde befinde, welche vor allen anderen Gemeinden der Erde den Namen „der treuen" sich erworben, erhebt vielleicht die Seele noch mächtiger, als der Anblick von Virgil's Grabe

am Posilippo; eines aber geht dennoch der Gegend von Smyrna im Vergleich mit der von Neapel ab: das ist die grüne Bekleidung der Berge und Hügel mit Gebüsch und Bäumen, welche Italiens Landschaften ihren ganz besonderen Reiz gibt. Der Muselmann, wie er sein eigenes Haupt, das er unter dem Turban verbirgt, ganz kahl zu scheren, ja, glatt zu rasiren pflegt, rasirt auch, so weit er es nur vermag, die Höhen seiner Berge und Hügel und entzieht hiedurch den Quellen und Flüssen seines Landes die natürliche Nahrung. Die Ebenen und Schluchten um Smyrna sind allerdings lachend schön, die Höhen aber daneben lachen nicht, sondern in ihrer jetzigen Entstellung grinsen sie das Auge des Europäers an, wie ein kahl geschorener Türkenkopf, dem der Turban entfiel, während das Haupt der neapolitanischen Höhen mit der Jugendfülle der Locken umgeben ist.

In Smyrna, dem Mittelpunkte des anatolischen Lebens und Handels, dem Ausgangspunkte der Karawanen ins Innere und jetzt der Eisenbahnen, dem Landungsplatze fast aller den Archipel befahrenden Dampfschiff-Linien, haben Christen und Mohammedaner Jahrhunderte lang feindlich sich gegenüber gestanden und manche blutige Kämpfe mit einander gekämpft. Oben die alte Burg auf dem Mastusiaberge, die seit Alexander's des Macedoniers und seit der römischen Kaiser Zeiten von so vielerlei Händen gebaut, wieder zerstört und wieder gebaut ward, hatten meist die Türken, den unteren Theil der eigentlichen Stadt aber vorherrschend die Christen im Besitz, bis zuletzt unter der fester begründeten türkischen Herrschaft die Osmanen auch in der Stadt selber die Oberhand gewannen. Dennoch, seitdem die blutigen Kämpfe der griechischen Revolution beendigt wurden, wohnen jetzt in dieser hierin merkwürdigen Stadt Mohammedaner und Juden mit den Christen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse einträchtig beisammen. Der Stadttheil, welchen die Armenier und Türken bewohnen, zieht das Auge des Europäers durch seine reich mit den Erzeugnissen des Orients besetzten Bazars an. Die Gassen sind hier zum Theil sehr schlecht gepflastert und schmutzig, dabei so eng, daß, wenn der lange Zug der Kameele mit Holz, Baumwolle oder getrockneten Feigen beladen da hereinkommt, man sich in eine der angrenzenden Werkstätten retten muß; wenn sich, wie dies nicht selten geschieht, in einer solchen langen, engen Gasse zwei Züge von Kameelen begegnen, zwingt man die des einen Zuges, welche entweder gar nicht oder mit minder der Gefahr ausgesetzten Dingen beladen sind, sich niederzulegen, und die Thiere des anderen Zuges steigen dann ganz vorsichtig auftretend über ihre am Boden liegenden Gefährten hinweg.

Um eine Uebersicht über das alte und neue Smyrna zu gewinnen, besteigt man den Berg der alten, weitläufigen Burg, in deren inneren Räumen noch eine verlassene Moschee gesehen wird. Jener schwarze, gewaltige Rücken im Norden ist der Sipylus, hinter dem wir Magnesia zu suchen haben, dort, wo die letzten Felsen schwarz in die Tiefe sich senken, da ist das Mündungs-

land des Hermos, des größten Flusses im westlichen Klein-Asien, und weiter auf jenen niedrigen Felshügeln im Nordost, wo der Golf sich schließt, stand einst Phokäa, die Mutterstadt Marseille's! Fast senkrecht steigen im Westen aus dem Meere die zwei Bergspitzen, die sogenannten Brüder, auf, niederblickend zu den im Meer versinkenden Ueberresten des alten Klazomenä. Weiter nach Süden haben wir die Fluren von Vourla mit ihren Gärten voll edelster Feigen, Oliven, Trauben. Und über der Stadt Smyrna selbst erhebt sich der öde, von Steinbrüchen unterwühlte, scharf geschnittene Pagos mit seinem großen Genuesencastell und den Mauern des griechischen Smyrna, mit dem ganzen Ernst des herrlichen Cypressenwaldes an seiner dem Meere zugekehrten äußersten Spitze. Dort ganz südlich zieht sich hinter den Pagos der tiefe, von Felswänden umgebene Thaleinschnitt, in dem die Straße nach Ephesus führt, jenes herrliche Thal der Aquäducte. Da geht es nach Nymphi zum alten Felsbilde, Herodot's Sesostrisbild, und weiter die uralte, jetzt verödete Gebirgsstraße hinüber in die Ebene von Sardes. Und um alle diese Bergmassen spielt bald sich tief einsenkend, bald wieder fliehend das herrliche, tiefblaue Meer, und freundliche Häuser und Gärten umsäumen die Landzunge in nächster Umgebung der Stadt.

Das prachtvolle Theater, das größte in Asien, ist von den Osmanen bis auf wenige Reste, die etwa schon bei der türkischen Besitznahme einen Theil der benachbarten Wohnhäuser ausmachten, auseinander gerissen und seine marmornen Mauerstücke zum Erbauen der Kaufmannshallen und anderer öffentlicher Gebäude verwendet worden. Dennoch läßt sich noch die Stätte nicht nur des alten Theaters und des Stadiums, sondern auch die des Tempels des Jupiter Acräus in der vormaligen Akropolis bestimmen, und auch die Wasserleitung, deren Bogen sich durch das sogenannte Thal des Paradieses hinüberziehen, stammt, ihrer Grundlage nach, aus den Zeiten wenigstens der römischen Baukunst her. Die Wahl der Lage von Smyrna ist der Sage nach eine Eingebung Alexander's des Großen, der hier die seit 300 Jahren in offenen Ortschaften wohnenden Smyrnäer, deren Freistaat Alyattes zerstört hatte, ansiedelte, mit demselben Scharfblick, welcher Alexandria in Aegypten schuf.

Abwärts gehend von den verödeten Baustätten des zweiten, für uns aber immerhin altclassischen Smyrna, kommen wir an einem Felsenvorsprung vorüber, auf welchem, im Schatten einer alten Cypresse, ein einfaches Grabmal in türkischer Bauart steht. Hier in der Nähe des Gemäuers eines längst zerstörten christlichen Kirchleins, das nach seinem Namen genannt ward, fand sich, der noch jetzt lebenden Sage nach, das Grab des heiligen Polykarpus, eines Schülers des Apostels Johannes. Er litt hier, in der Nähe seiner Grabstätte, ein Jahr vorher, ehe das furchtbare Erdbeben (von 178) die Stadt verheerte, den Martertod, der mit der Flamme begann und durch das Schwert vollendet wurde. So geht hier in Smyrna, wie in seiner ganzen

Umgegend, die Erinnerung an die Heroen der Dichtkunst und der Weltweisheit mit der an die Helden des Christenglaubens Hand in Hand.

Man braucht nur einen Blick auf die ganz nahe an der Westküste liegenden Inseln zu richten, um mit Einem Male an die ganze Urgeschichte der hellenischen Wissenschaft und Kunst erinnert zu werden. Denn hier ist keine Stadt, keine Insel, die nicht Mutter und Pflegerin irgend eines Heroen gewesen wäre, dessen Name in der Bildungsgeschichte unseres Geschlechts glänzt. Fassen wir einen Erdstrich an der Westküste ins Auge, dessen längste Ausdehnung nur gegen 30 Meilen beträgt, so finden wir auf ihm die Heimat der gepriesensten Väter der Kunst wie der Wissenschaft beisammen. In Smyrna selber, wo der Kolophonier Mimnermus zuerst Liebeselegieen dichtete, oder wenn man lieber will, auf dem nahe gelegenen Chios war Homer, der Vater der epischen, nur wenige Meilen südwärts von Smyrna, an der anderen Seite der kleinen Landzunge, in Teos, jener der lyrisch-erotischen Dichtkunst, Anakreon, geboren. Milet war die Vaterstadt des ersten der sieben Weisen, des Begründers der ältesten Schule der Philosophie, des Thales; in Priene, zwischen Milet und Ephesus, lebte der weise Bias; Ephesus selber war der Geburtsort des tiefsinnigen Heraklit; dort in dem nachbarlich gegenüber (von Ephesus) gelegenen Samos war der Erforscher einer tiefer ins Leben eingreifenden Weisheit, Pythagoras, geboren; hier südwärts von Milet, in Halikarnaß, der Vater der Geschichte, Herodot; auf der Nachbarinsel Kos der Vater der Arzneikunde, Hippokrates; Klazomenä (jetzt Vourla), ganz nahe bei Smyrna, war die Vaterstadt von Anaxagoras, des Perikles' Lehrer. Blicken wir auf die Geschichte der Kunst, dann darf sich Samos die Mutter der gepriesensten Altmeister der griechischen Baukunst nennen; denn hier wurden Rhöcus und sein Sohn Theodorus so wie der gleichnamige Enkel geboren, welche den älteren Dianentempel zu Ephesus aus Krösus' reichen freiwilligen Gaben erbauten. Ephesus selber war die Mutterstadt eines der ältesten Meister der Malerkunst, des Parrhasius, die Pflegerin des Bildhauers Praxiteles; Zeuxis war bei Milet in Heraklea, Apelles in Kos geboren. Späterhin fiel auf dieses an geistigen Erscheinungen so reiche Land noch ein anderer Thau von oben und Klein-Asien wurde nicht nur ein Lustgarten der Wissenschaft und Kunst, sondern auch ein Garten Gottes, in welchem die Neues schaffenden Kräfte der Ewigkeit sich ergingen. In welchem Glanze standen damals Patmos und Ephesus, Colossä und Laodicea, Smyrna und Sardis!

---

339. Cypern.

(Nach F. Unger, Die Insel Cypern einst und jetzt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn Kunst, Wissenschaft und Gesittung hauptsächlich auf der offenen, breiten und ebenen Straße des Mittelmeeres von Osten nach dem Abendlande vordrang, wenn dieser Uebergang nur allmählich und ruckweise vor sich gehen konnte, so müssen die auf diesem Wege gelegenen Inseln und ausspringenden Küstenstriche der Festländer die wichtigsten Stationspunkte gewesen sein, durch welche diese Culturbewegung gefördert und unterhalten worden ist. Von diesen Inseln liegen drei, Cypern, Rhodus und Creta, am weitesten nach dem Morgenlande vorgerückt; sie sind umfangreich und von der Natur gesegnet; sie müssen die ersten Uebergangspunkte gebildet, die ersten Einwanderer vom asiatischen und afrikanischen Festlande beherbergt und die von diesen mitgebrachten Culturzustände fortgeführt haben. Mehr noch als das kleinere Rhodus und das ins weite Meer hinausgeschleuderte Creta ist **Cypern** durch Lage und Beschaffenheit das geeignete Inselland gewesen, um ein Emporium der Cultur abzugeben.

Als die ersten Bewohner vom Festlande hierher kamen, fanden sie die Insel noch ganz in ihrem ursprünglichen Naturschmucke. Ein unübersehbarer Wald bedeckte Berg und Thal, Bäche und Flüsse waren reich mit dem Lebensquell versehen, den die Sonne zur üppigsten Production der Vegetation verwerthen konnte. Daher waren die ersten Ansiedler bemüht, durch Rodung der Wälder den Gaben der Ceres Eingang zu verschaffen. Nicht nur ein breites Thal zwischen zwei mächtigen Gebirgszügen, von zwei in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Flüßchen durchströmt, sondern auch alle Gestade sind durch die von den Bergen herabrieselnden Bäche vorzüglich zum Ackerbau und zur Zucht nützlicher Fruchtbäume geeignet. Auch Pluto's Gaben luden den Wanderer zum Verweilen ein. Die zu Tage gehenden Erzgänge, vielleicht durch Zufall zum Schmelzen gebracht, boten dem staunenden Volke das erste Metall zur Kenntniß dar. Noch lebt in dem Worte „Kupfer" (cuprum) die Erinnerung an das Land Kypros, wo dieses Metall entdeckt oder doch in größerer Masse in den Welthandel gebracht wurde. Zeugen der einst so schwunghaft betriebenen Kupfer- und Silberbergbaue sind die zahlreichen über das ganze Land vertheilten Schlackenhaufen. Eben so beweisen zahlreiche über die ganze Insel zerstreute Denkmäler mit altphönizischen Inschriften, daß dieses benachbarte wanderlustige Handelsvolk auch hier seine Colonieen gründete. Mit ihnen wetteiferten bald die Griechen, welche wie jene, Städte erbauten, unter anderen die attische Colonie Salamis, die argivische Neu-Paphos und die lacedämonische Lapithos gründeten, das Land cultivirten, Wasserleitungen anlegten, die Erzlagerstätten ausbeuteten und so einen Bildungsgrad über die Insel verbreiteten, der dem des Mutterlandes vielleicht wenig nachgab.

Paphos, einst eine ausgedehnte Stadt mit herrlichen Gebäuden, Tempeln, Wasserleitung u. s. w., mehrmals durch verheerende Erdbeben heimgesucht, hat gegenwärtig nur das Aussehen eines Dorfes, das auf den Trümmern der Paläste ruht. Von seinem berühmten Aphrodite-Tempel ist keine Spur mehr vorhanden. Nur in Alt-Paphos steht noch ein Stück der Cyclopen-Mauer, die einst den Tempel umfing, von ihm selbst aber ist kein Stein mehr vorhanden. Auch Dali, der heil. Wallfahrtsort, die Orakel-Stätte im Innern der Insel, inmitten fruchtbarer Felder, ist nur noch ein Conglomerat von elenden Hütten und hohen Schmutzhaufen. Nur vermuthen läßt sich die Stelle, wo einst der Tempel stand, zu dem jährlich Tausende wallfahrteten und das Heiligthum mit Geschenken überhäuften.

Von den Ptolemäern ging die Insel in das Besitzthum der Römer, und nach der Theilung des Weltreiches an das griechische Kaiserreich über. In den Kreuzzügen ward Cypern als der wichtigste strategische Punkt gegen den vorrückenden Halbmond das Absteigequartier der Kreuzritter (auch Richard's Löwenherz und Philipp's II. von Frankreich) und Orden; dann ein germanischer Lehnsstaat unter selbständigen Regenten aus dem Hause Lusignan. Die französische Sprache wurde die Amtssprache, französische Sitte Hofsitte. Ungeachtet der fortwährenden Kämpfe, welche das Herrscherhaus bei der stets erneuerten Macht des Erbfeindes und in den eigenen Familien-Zwistigkeiten zu erdulden hatte, wuchs dennoch der Wohlstand. Städte wurden gegründet, Festungen erbaut (in diese Zeit fällt die Befestigung von Famagosta und Nicosia, der ältern und der jüngern Krönungsstadt), Klöster errichtet, und unter der Fürsorge der Templer und Johanniter gedieh das Land ringsum, Wein-, Ackerbau und Seidenzucht blühten, die ganze Uferlandschaft der Insel wurde in einen Oel- und Maulbeergarten verwandelt und der Handel hatte sich zu einer nie erreichten Höhe emporgeschwungen. Durch Heirat kam die Insel an die venetianische Republik, welche sie jedoch nur 85 J. zu behaupten im Stande war. Die Türken eroberten (1571) nach siebenwöchentlicher Belagerung die Festung Famagosta, Tausende der muthigen Vertheidiger wurden niedergemetzelt und dem heroischen Commandanten Bragadino in echt cannibalischer Weise die Haut vom Leibe gezogen!

In den drei Jahrhunderten seit jenen unglücklichen Tagen hat sich das Land nicht mehr zu Wohlstand erhoben, die vorzugsweise griechische Bevölkerung sich um das Zwanzigfache vermindert und alle gewerbliche Thätigkeit eine Lähmung erlitten, die zur größten Verarmung führte. Bedenkt man nun noch, daß einer der schlimmsten Feinde der Agricultur, die Heuschrecke, früher eine seltene Erscheinung, sich jetzt auf der Insel eingebürgert hat und alljährlich von ihrer Brutstätte (dem östlichen Tafellande) einen verheerenden Rundzug um die ganze Insel bis ins Gebirge unternimmt, daß diese Milliarden kleiner Thiere stellenweise keinen Halm, kein Blatt unberührt lassen, und daß dabei die Regierung sich vollkommen rathlos geberdet, so

braucht man sich über die Verkommenheit, die hier herrscht, wohl nicht zu wundern.

In Folge des sehr bedeutenden Holzverbrauches für die Flotten, die vom Alterthum bis in die Neuzeit unterhalten wurden, in Folge auch der Sorglosigkeit der Regierung, welche zusieht, wie Theerbrenner um eines nichtigen Gewinnes willen ganze Waldstrecken zu Grunde richten, ist Cypern bis auf die äußersten Gebirgswinkel bereits waldlos geworden, und da der Boden nicht in gleichem Grade in Ackergrund umgewandelt werden konnte, so ist ein großer Theil des Landes ein wüstes, unwirthliches Terrain. Kein befruchtender Thau labt die Saaten, wenn die Sonne ihre senkrechten Strahlen auf die dürstende Erde niedersendet; Alles ist zu jener Zeit wie ausgebrannt, die Quellen sind versiegt und das im Alterthum schon verrufene Klima der Niederungen ist nur noch unleidlicher und mörderischer geworden.

---

340. Rhodus.

(Nach Albert Berg, Die Insel Rhodus, und Gotthilf Heinr. v. Schubert, Reise in das Morgenland.)

Wenige Orte des Morgenlandes machen einen ähnlichen Eindruck wie Rhodus, keiner versetzt in dem Maße in die Zeit der großen Kämpfe des christlichen Westens gegen den Islam. Da bietet sich dem Blick ein buntes Durcheinander von Ritterburgen und Moscheen, Kuppeln und Zinnen; über die wappenverzierten Verließe ragen winkende Palmenwipfel, dunkle Cypressen neben schimmernden Minarets; auf dem schmalen Uferquai herrscht ein buntes Gewimmel morgenländischer Trachten, das Alles wiedergestrahlt vom krystallklaren Wasser des schöngerundeten und durch malerische Fahrzeuge belebten Hafenbeckens, an dessen Eingange einst der 70—80 Ellen hohe Sonnenkoloß stand, eins der sieben Wunder der alten Welt. Durch die beiden furchtbaren Katastrophen, welche im Herbste 1856, im Zeitraume eines Monats, Rhodus heimsuchten, das große Erdbeben und die gewaltige Pulverexplosion, ging ein großer Theil der schönsten und wichtigsten Bauwerke der Johanniter zu Grunde; das interessanteste Stadtviertel, wo der Mittelpunkt der Macht, des militärischen und politischen Lebens der Ritter gewesen war, flog mit einem Schlage in die Luft.

Rhodus war einer der frühesten Sitze östlicher Cultur, durch viele Jahrhunderte die mächtigste Vermittlerin zwischen Morgen- und Abendland, der Kreuzungspunkt orientalischer Pracht und hellenischen Geisteslebens. Mit dem Erlöschen des letztern verschwand die Insel auf Jahrhunderte aus der Geschichte, bis im Anfange des 14. Jahrhunderts die Heldenschaar der Hospitaliter sie sich eroberte und zum bleibenden Sitze ihrer Macht, zum

Mittelpunkte ihrer Unternehmungen gegen den Islam auserlor. Hier sammelte sich eine auserlesene Schaar von Rittern aus den edelsten Geschlechtern aller Völker, den belebenden Kern der tapfern Streitmacht bildend, welche die mächtigen Nachbarn im Norden, Süden und Osten über 2 Jahrhunderte lang im Schach hielten und, endlich überwunden, mit fast höherem Ruhme von dannen zogen, als ihre Vorgänger sich durch die Eroberung der Insel erworben hatten, einem mächtigen Kaiser, Karl V., den Ausruf abnöthigend, es sei nie etwas so ehrenvoll verloren worden, als Rhodus.

Von dem antiken Leben sprechen nur wenige durch Größe oder Bedeutung ausgezeichnete Reste. Rhodus ist freilich vormals eine Schule der Kunst und Weisheit gewesen: in den Zeiten des Chares und Laches aus Lindos, der Bildner des großen Sonnenkolosses, so wie des Bryares, des Meisters der andern kolossalen Statuen, eine Schule der Sculptur; zu Protogenes' Zeiten eine Schule der Malerei; in den Tagen der römischen Republik eine Schule der Redekunst und Staatsweisheit, deren Lehren Cato, Cicero, Cäsar und Pompejus hier vernahmen, nachmals eine Schule der ritterlich-christlichen Tapferkeit und Kunst der Waffen; jetzt aber erscheint das ritterliche Rhodus wie ein auf der Todtenbahre liegender Held, der in der Blüte seiner Jahre, ohne vorangegangene Krankheit, plötzlich den Tod des Schlachtfeldes starb und dessen Leichnam noch unentstellt den Ausdruck der männlichen Stärke und Schönheit sich erhielt. Von den 3000 Statuen, die noch zu Plinius' Zeiten dort standen, von aller Pracht, welche Strabo beschreibt — er nennt die Stadt bei Weitem die herrlichste der Welt —, ist wenig übrig als Schutt und Scherben, aber in solcher Menge und Ausdehnung, daß der Fuß des Reisenden fast bei jedem Schritte darauf stößt. Hier und da stehen noch einige Lagen massigen Quaderbaues unverrückt an ihrem Orte, von mehrhundertjährigen Bäumen bewachsen und umwurzelt; Säulentrommeln, Capitäle und Grabaltäre liegen in den Straßen und Gärten umher, Marmortafeln mit Inschriften sind als Treppenstufen, Gesimse und Thürschwellen verwendet; viele Quelladern springen in antiker Fassung aus dem Boden, von uralten Platanen beschattet.

Auf der benachbarten Anhöhe von St. Stephan, in einer der Felsenhöhlen, soll der „Drache" seinen Aufenthalt gehabt haben, welcher den Stoff zu Schiller's bekannter Romanze bildet; an dem Thore der Landseite, zu welchem wir da herauskamen, war auch, nach Thevenot's Bericht, zuerst der Kopf des Ungeheuers aufgehängt gewesen, ehe die Türken ihn zu dem Thore am Hafen hinbrachten. Aber durch eben dieses Thor, das den Sieg der ritterlichen Tapferkeit bezeugte, drang dann später ein furchtbareres Ungeheuer hinein in die Stadt, als jenes gewesen, das der edle Provençale erschlug; hier zog zuerst das wüthende Heer der Türken ein und verwandelte den Wohnsitz der Ritter selber in eine Höhle des Lindwurms.

Zu dem Interesse historischer Erinnerungen gesellt sich der äußerste

Liebreiz der Landschaft: hohes Wald- und Felsengebirge mit kühlen, schattigen Schluchten und klaren Bächen, stille Buchten mit zackigem Vorgebirge. Aus verfallenem Burggemäuer sprießen Palmen, Lorbeer und Myrte; Steineichen, Oelbäume und Weingelände bedecken die fruchtbaren Bergeshänge, riesige Oleanderbüsche beschatten reißende Bergströme; überall sichtbar erglänzt das breite Meer, und am fernen Horizonte schimmern in weitem Umkreise die schönen Gebirgszüge Klein-Asiens.

---

341. Der Kaukasus.*)

(Nach Friedr. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus, und M. Wagner, Der Kaukasus und das Land der Kosaken, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Das Gebirge.

Von den Ländern der Ostküste des Pontus zieht sich die große Kette des Kaukasus — auf zwei Meere hinabschauend und zwei Welttheile von einander trennend — in südöstlicher Richtung bis zu der in schnabelförmiger Biegung spitz im Caspischen Meere auslaufenden Halbinsel Apscheron, wo die ewigen Feuer brennen und die letzten Jünger Zoroaster's eine Zufluchtsstätte gefunden haben.

Mit seinen Nebenzügen und Verzweigungen nimmt der Kaukasus, in dessen Gebirgslagerung man drei Ketten unterscheidet, eine Breite von durchschnittlich 30 Meilen ein. Im Süden hängt er, unsern des schwarzen Meeres, durch einen secundären Gebirgszug mit der großen Kette des Ararat zusammen; im Norden verlieren sich seine Ausläufer in den Steppen Süd-Rußlands.

So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen wie die Riesen der kaukasischen Centralkette haben weder die Alpen noch irgend ein anderes Hochgebirge Europa's. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den Tausendgipfligen. Schwerlich gibt es einen Punkt, der so günstig wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie die Perek-Steppe bei Georgiewsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus, vom Schwarzen und Caspischen Meere. Ueber eine völlig flache Steppe mit äußerst sparsamem Baumwuchs ragt plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen 100 Meilen lange Reihe von Riesenbergen empor, deren absolute Höhe im Durchschnitt 3000—4000 Meter beträgt. In einiger Entfernung gesehen, über-

*) Vgl. Nr. 327.

trifft der Kaukasus die Alpen Europa's, aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tirol nicht aushalten.

Gleichsam einen Vorposten der großen Kette bildet der Beschtau (corrumpirt von Besch-dagh, d. i. die fünf Berge), die alte Heimat der Tscherkessen. Südwestlich von Georgiewsk erheben sich in geringer Entfernung von einander vier dieser mit Wald umkleideten Berge solchergestalt, daß sich eine kesselförmige Oeffnung bildet, aus deren Mitte der fünfte und höchste Berg in konischer Form hervorsteigt. Sein Gipfel bildet ein steil abfallendes Plateau von so kleinem Umfange, daß kaum zehn Menschen darauf Platz finden würden. Der Gebirgsarm, durch welchen der Beschlau mit der großen kaukasischen Kette zusammenhängt, läuft zwischen der Kuma und dem Kuban hindurch, südwestlich immer höher und höher steigend, bis er sich zuletzt mit dem Elbrus, dem höchsten (5700 Meter) aller Berge des Kaukasus, verbindet. Dieser ist das kühnste und herrlichste Gebilde der vulkanischen Kräfte, welche diesen gigantischen Gebirgsmassen ihr Dasein gegeben. Er erhebt sich selbständig aus den ihn umlagernden Vorbergen durch ein gegen 3000 Meter hohes, von seltsam gezackten Felsenmassen durchbrochenes und überragtes Längenplateau; die steil abfallenden Felsen bilden eine kraterähnliche Höhlung, aus deren Mitte die beiden konisch geformten, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen des Elbrus emporsteigen, bei ungetrübtem Himmel dem bloßen Auge schon in einer Entfernung von 40 Meilen sichtbar. Seine Schluchten bilden nach der Sage den Eingang zum Geisterlande, wo die luftigen, glückseligen Peris, die Feen des Orients, wohnen. Auf seinen den Menschen unzugänglichen Höhen haust seit Jahrtausenden Simurg, der greise Göttervogel, mit einem Auge die Vergangenheit, mit dem andern die Zukunft durchschauend. Wenn Simurg die Lüfte durchkreist, so erzittert die Erde von dem gewaltigen Flügelschlag, und die Stürme heulen und das Meer wallt hoch auf und weckt durch sein Wogengerolle alle schlummernden Geister der Tiefe.

Das Klima.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die große Verschiedenheit der Lage und natürlichen Beschaffenheit der Länder des Kaukasus auch die auffallendsten Unterschiede im Klima erzeugen muß. Während ein undurchdringlicher Schnee- und Eispanzer ewig Haupt und Rücken der Gebirge umkleidet, so daß die Strahlenpfeile der Sonne machtlos davon zurückprallen, gehören in den tiefer gelegenen Gegenden Schnee und Eis zu den seltensten Erscheinungen des Winters. Landstriche, welche durch ihre gesunde Lage und milde Luft mit den gesegnetsten Plätzen der Erde wetteifern können, wechseln ab mit Gegenden, die der Fuß des Wanderers nie ungestraft betritt. Während der vor Kälte zitternde Reisende am Kreuzberge sich mit Mühe einen

Weg durch den hohen, frisch gefallenen Schnee bahnt, blühen in den Gärten von Tiflis schon Rosen- und Mandelbäume. In den Tiefebenen herrscht im Sommer eine so unerträgliche Hitze, daß die Bewohner gezwungen sind, Schutz auf den Höhen der Gebirge zu suchen. Die Bewohner der höheren Gebirgsgegenden suchen ihrerseits im Winter, wo die starke Kälte und der hohe Schnee sie aus ihren leicht gebauten Hütten vertreiben, mit ihren Heerden Schutz und Nahrung in den Tiefebenen.

Die Länder in der Nähe des Meeres sind den Ausdünstungen der sumpfigen Ufer, so wie den schädlichen Seewinden und Nebeln ausgesetzt, welche hier oft die Ursache gefährlicher Krankheiten, besonders hartnäckiger Fieber, werden. Am meisten ihrer ungesunden Luft wegen berüchtigt sind die Thäler und Steppen zwischen Schirwan und dem Khanat Talisch am Caspischen Meere so wie der größte Strich der Ostküste des Pontus. Es versteht sich von selbst, daß der schlimme Einfluß des Klima's sich weniger bei den Eingeborenen als bei den Russen äußert, von denen Tausende jährlich in den Lazarethen und Feldlagern dahinsterben. In der Festungslinie von Redut-Kalé bis Anapa muß die Besatzung durchschnittlich alle drei Jahre erneut werden. Die der Gesundheit am zuträglichsten Landstriche bieten Georgien, Karthli, Imerethie, Mingrelien und der nördliche Theil des Daghestan. Auch das am südwestlichen Abhange der kaukasischen Vorberge gelegene Abchasien erfreut sich einer herrlichen Temperatur. Doch selbst in den gesundesten Gegenden werden die feuchten, kalten Nächte, so wie der unvermeidliche plötzliche Uebergang von Hitze zu Kälte und umgekehrt, den schlecht versorgten russischen Soldaten oft Ursachen todbringender Krankheiten.

Die Flüsse.

Einen auffallenden Gegensatz zu den gigantischen Formen des Kaukasus bilden die größtentheils unbedeutenden Gewässer, die sein Schooß gebiert. Kein einziger großer Strom nimmt hier seinen Ursprung. Der Grund dieser Erscheinung ist theils in der wilden Natur des Gebirges selbst, dessen schroffe Abhänge und ungethüme Felswände der Vereinigung der Flüsse wie der Menschen sich hemmend entgegenstellen, besonders aber in der Nähe der beiden Meere zu suchen, denen die von den Höhen herabstürzenden Gebirgswasser nach kurzem Laufe zuströmen, ehe sie Zeit gefunden haben, sich zu sammeln und zu wachsen. Die von den nördlichen Abhängen des Hochgebirges erzeugten und genährten Hauptflüsse sind der Terek und der Kuban, welche — ersterer dem Caspischen und letzterer dem Schwarzen Meere zuströmend — wie schützende Wassergräben fast die ganze Nordseite des Kaukasus umziehen. Auf der andern Seite nimmt der im Caspischen Meere mündende Kur die von den südlichen Abhängen stürzenden Gebirgswasser in sich auf. Dieser durch seine historischen Erinnerungen, seine Größe und seinen Fischreichthum bedeutendste Strom der Kaukasusländer (der Cyrus der Alten)

theilt das von der Natur so gesegnete Georgien in zwei fast gleiche Hälften. Er nimmt seinen Ursprung in den Bergen von Kars, läuft zuerst westlich durch eine lange, malerische Schlucht, wendet sich dann gegen Norden, auf seinem schnellen Lauf nach Achalzich eine stumpfe Ecke bildend, ändert darauf seine Richtung nach Nord-Osten und zuletzt zum Caspischen Meere hin. Da er eine Menge der bedeutendsten Flüsse des Kaukasus aufnimmt, und, die Ebenen nur selten berührend, größtentheils zwischen tiefen Bergschluchten hinbraust, so ist er sehr wasserreich und hat überall ein tiefes Bett, aber fast nirgends eine bedeutende Breite.

Großartig und voll überraschender Mannichfaltigkeit, wie das Gebirge selbst, ist auch die Vegetation der Länder, die seine Arme umschließen. In den durch Lage, Boden und Klima bedingten Abstufungen findet man hier in üppigster Fülle die meisten Erzeugnisse des Gewächsreiches der beiden gemäßigten Zonen; während Tannen und Fichtenwälder zitternd aus schwindelnden Höhen auf die lachenden Thäler hinabschauen, singt unten im Lorberbaume die Nachtigall, schlingt sich der Weinstock hochaufstrebend um schattige Ulmen, ragen schlanke Cypressen durch die Luft wie grüne Thürme des Waldheiligthums, säuselt der Wind durch das Laub der Pinie, des Nußbaumes, der Platane, des Tamariskenstrauchs, blühen in wunderbarer Pracht und Größe Rhododendron und Azalea. In den russischen Provinzen betreibt man mit großem Nutzen die Zucht des Maulbeerbaumes und der Baumwollenstaude; sogar das Zuckerrohr hat man mit Erfolg eingeführt.

Die Bewohner.

Schon seit den ältesten Zeiten nahm man an, daß der Kaukasus eine Menge der verschiedenartigsten Völker einschließe. Plinius spricht von 300 Völkern, die in Dioskurias (im heutigen Abchasien an der Küste des Schwarzen Meeres) des Handels wegen zusammenkamen und doch hauptsächlich aus dem Gebirge stammten. Die Araber nennen namentlich den östlichen Theil den „Berg der Sprachen", und auch in der neuesten Zeit ist, hauptsächlich durch die Russen, die Meinung allgemein geworden, daß eine Menge der verschiedenartigsten Völker auf dem kaukasischen Gebirge wohnten. Namentlich führen die russischen Generale in ihren Siegesberichten stets eine Reihe von Völkern auf, die sie alle dem russischen Scepter unterworfen haben wollen. Es ist dies aber ein Irrthum, der wohl hauptsächlich deshalb entstanden sein mag, daß eine Menge Völker der Vorzeit auf ihren Wanderungen und Zügen den Kaukasus nicht allein berührten, sondern sogar eine längere Zeit an seinem Nordfuße seßhaft gewesen sind. Alle die verschiedenen Stämme, welche man als im Kaukasus wohnhaft nennt, lassen sich auf sieben Völker: Tscherkessen oder Circassier, Abassen oder Abchasen, Ossen oder Ossethen, Georgier oder Grusier, Tschetschen oder Tschetschenzen, Lesghier oder Lesghinzen und Tataren zurückführen. Diese sieben Völker gehören, mit Ausnahme der

später eingewanderten Tataren, sämmtlich dem indo-europäischen Völkerstamme an. Obwohl ihre Sprachen sehr von einander abweichen, und selbst der Körperbau keineswegs unter ihnen übereinstimmt, so haben sich doch Sitten und Gebräuche im Durchschnitt durch das ganze Gebirge, im Osten wie im Westen, allmählich gleich gestaltet. Vor allen Eigenschaften tritt bei dem Kaukasier ein ungebändigter Freiheitssinn hervor. Körperliche Kraft und persönliche Energie sind die einzigen Tugenden, die der Kaukasier anerkennt und denen er sich freiwillig unterordnet.

Die Söhne verheiraten sich frühzeitig, bleiben aber oft noch eine längere Zeit bei dem Vater, bevor sie eine eigene Wirthschaft gründen. Viehzucht ist neben wenigem Ackerbau die Hauptbeschäftigung aller Kaukasier und wird in der Regel, wenigstens außerhalb des Hauses, von den männlichen Gliedern einer Familie besorgt, während die weiblichen sich den rein häuslichen Geschäften unterziehen und namentlich in der Fertigung von allerhand Webereien, selbst von Stickereien, eine große Geschicklichkeit an den Tag legen. Das weibliche Geschlecht ist keineswegs so unterdrückt, wie es sonst im Orient der Fall: es bewegt sich frei und verschleiert sich fast nie. Achtung vor dem Alter, Gastfreundschaft und Blutrache herrschen im Kaukasus wie in den meisten Gebirgsgegenden Vorder-Asiens.

342. Tiflis.

(Nach Heinr. Brugsch, Reise der preußischen Gesandtschaft nach Persien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Tiflis, die Hauptstadt Transkaukasiens, an der wilden, in engem Felsenbette eilenden Laufes von Felsblock zu Felsblock fortstürzenden Kura, hat für einen großen Weltverkehr eine ungemein günstige Lage. Neben der eingebornen, in Sprache und Stammverwandtschaft vielfach verzweigten Bevölkerung treffen hier die Söhne des äußersten Nordens mit den sonnengebräunten Asiaten zusammen und bilden ein belehrendes ethnographisches Mosaik.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört den Georgiern oder Grusinern an. Die schönen, edlen Körperformen der Männer und Weiber werden vor Allem durch die kleidsame, altherkömmliche Tscherkessentracht gehoben, welche den Männern einen kriegerischen Ausdruck, den Frauen den Reiz hoher Anmuth und Sittsamkeit verleiht. Als die Russen im ersten Decennium dieses Jahrhunderts das Land in Besitz nahmen, wurde, neben der Freiheit von Kriegsdienst und Steuern, den Eingebornen nach bestimmten Rangstufen der erbliche Adel bestätigt. Seit dieser Zeit wimmelt es in Tiflis und Transkaukasien von „Knäs" oder Prinzen, die oft durch Leistung

der niedrigsten Dienste ihr Dasein fristen müssen. Einen würdigen Gegensatz dazu bilden die Nachkommen der alten einheimischen Königsfamilien, deren Söhne sich meist im russischen Heere auszeichnen, wie die Töchter eine Zierde der vornehmsten russischen Salons sind. — Die Armenier, theils in ihrem langärmeligen Nationalcostüm, theils in europäischer Civiltracht oder in russischer Uniform, sind nicht bloß Kaufleute, sondern bekleiden auch vielfache Aemter im Civil- und Militärdienste, zum großen Aerger der mohammedanischen Bevölkerung, welche auf die ehemals unter ihrer Herrschaft stehenden Giaurs mit neidischen Augen blickt. — Die Tataren, äußerlich schon an ihrer spitz zulaufenden Pelzmütze kenntlich, leisten niedere Dienste und werden in Tiflis als eine untergeordnete Classe der Bevölkerung angesehen. — Etwa 10,000 Perser wandern jährlich von Persien aus nach Tiflis, um als Kaufleute und kunstreiche Arbeiter, besonders als Maurer, Geld zu gewinnen. — Die Juden leben gewöhnlich vom Kleinhandel und Schacher; im Großhandel verdrängt sie der Armenier durch seine Schlauheit und Gewandtheit. — An der Spitze der europäischen Bevölkerung stehen die Russen, die Herren des Landes. Die kaukasische Armee, deren erprobte Tapferkeit und vortreffliche Disciplin von allen auswärtigen Militärs anerkannt wird, bildet, gegenüber dem russischen Heere, eine eigene Truppe, die sich mit Stolz ihrer Sonderstellung bewußt ist. — Unter den übrigen in Tiflis lebenden Europäern nehmen die Franzosen die nächste Stelle ein und machen bei der vorherrschenden Sucht nach Luxus und Glanz mit ihren „nouveautés de Paris" ein gutes Geschäft. Dagegen fehlen die Engländer fast gänzlich in Folge gegenseitiger nationaler Antipathie.

Die Bazare von Tiflis ziehen sich mitten in der Stadt am Ufer der Kura bis zum Fuße des Berges mit den Resten der Davidsburg. Ein Blick auf die zahlreichen Bewohner der engen Läden und Buden gibt sofort Zeugniß, daß wir mit dem einen Fuße in Europa, mit dem andern in Asien stehen. Tiflis ist die politische Scheide der beiden großen Ländermassen. Die europäischen Kaufleute, zu denen sich der stolze Armenier lieber gesellt, als zum asiatischen Krämer, der von der Hand in den Mund arbeitet und lebt, vertreten den Großhandel mit europäischen Producten und Industrie-Erzeugnissen, die Asiaten den kleinen fleißigen Arbeiter, der in seiner engen Bude vor Aller Augen sein Handwerk betreibt.

An dem linken Ufer der Kura liegen die Vorstädte von Tiflis, namentlich auch die Württembergische Colonie Marienfeld. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, mitten unter Georgiern und Russen auf Landsleute aus Schwaben zu stoßen, die süddeutsches Haus- und Hofwesen und heimische Sitte, wie mit einem Zauberschlage, nach dem fernen Kaukasus verpflanzt haben. Diese aus religiösen Rücksichten ausgewanderten deutschen Lutheraner, welche zuerst nach Jerusalem pilgern wollten, aber nach Odessa verschlagen wurden und zuletzt in Tiflis und an einigen andern

Orten des Kaukasus eine Ruhestätte fanden, beschäftigen sich neben dem Ackerbau mit der Zubereitung von Wein und Bier. Sie haben ihre eigene Verwaltung, an deren Spitze ein Schulze steht mit einem aus den ältesten und würdigsten Hausvätern zusammengesetzten Rathe.

Die berühmten Schwefelbäder von Tiflis befinden sich auf der rechten Seite der Kura, dicht am Fuße des Dagh oder Berges.

C. Afrika.

343. Afrika im Allgemeinen.

(Nach Oskar Peschel, Völkerkunde.)

Es möchte wohl verfrüht erscheinen, jetzt schon zu untersuchen, in welchem Maße die wagerechte und die senkrechte Gliederung Afrika's seinen Bevölkerungen zum Segen oder zum Verhängniß gereicht habe, da jener Welttheil immer noch große Räume uns verbirgt, über die uns alle Kenntnisse fehlen. Allmählich ist indessen das völlig unbekannte Afrika auf einen etwa kreisförmigen Raum zusammengeschrumpft mit dem Aequator als Durchmesser, der sich, je nachdem man streng oder milde rechnet, auf ein Gebiet von 66,000 oder 56,000 deutschen □-Meilen beschränkt. Afrika selbst wird mit 543,570 □-Meilen berechnet, wovon 11,000 für die zugehörigen Inseln abzuziehen sind, der unbekannte Kern bildet also etwas mehr als 1/9 oder 1/10 des Festlandes. Dieser Hohlraum unserer Kenntnisse vermag des Unerwarteten noch Vieles einzuschließen, hohe Tafelländer vielleicht oder Schneegebirge, Seen bis zur Größe des Caspischen Meeres oder Ströme, die ein geschlossenes Binnensystem bilden. Es kann dort zu den bereits bekannten afrikanischen Racen noch eine neue entdeckt werden, die entweder gar nichts mit den übrigen gemeinsam hätte oder die vielleicht als ein versprengtes anthropologisches Bruchstück, sei es mit Nordafrikanern, sei es mit der südlichen Hottentottenfamilie, eine gemeinsame Abkunft verriethe. Doch erwarten wir selbst keine der angeführten großen Ueberraschungen, mit Ausnahme der Entdeckung neuer Seen und größerer Stromgebiete im Bereiche des Aequators, weil dort die ächt tropischen Regen nicht fehlen können und im Innern geschlossene Becken einen Theil dieser Niederschläge zurückhalten müssen, denn sonst würden reichere Flüsse als die bereits gekannten die Küsten erreichen.

Unwegsamkeit ist der Grundzug des afrikanischen Welttheils. So ungelenk sind seine wagerechten Umrisse zugeschnitten, daß es nicht bloß gänzlich an Halbinseln, sondern auch an ein- und ausspringenden Winkeln fehlt. Das Horn der Ostküste bei Dschardhafun, das Vorgebirge der Gewürze, wie es in der alten Erdkunde heißt, ist die einzige Halbinsel, der offene Meerbusen von Guinea das Einzige, was man einen oceanischen Golf

nennen könnte, und die beiden flachen Syrten die einzigen großen Küsteneinschnitte Afrika's.

Sind die oceanischen Umrisse schon ungünstig, so fehlt es auch an aufschließenden Strömen, wie etwa der Amazonenstrom. Als Verkehrsmittel haben alle Ströme Afrika's einen sehr niedrigen Rang, selbst den Nil nicht ausgenommen. Der Niger durchströmt dichtbewohnte Gebiete, und dennoch belebt ihn keine nur redenswerthe Schifffahrt. In Bezug auf nautische Leistungen stehen aber auch die Bewohner keines andern Welttheils so tief als die Afrikaner. Die Kru-Neger an der Körnerküste sind die einzigen seetüchtigen Schwarzen, die sich willig als Matrosen auf europäische Schiffe verdingen. Ein Strom zweiten Ranges genügt schon in Südafrika, um vor feindlichen Bedrängern sich zu sichern. Die Horden des größen Eroberers Mosilikatse dehnen ihre Streifzüge nur bis zum rechten oder südlichen Ufer des Zambesi aus, weil sie an die Ueberschreitung eines solchen Flusses nicht zu denken wagen.

Zu der nautischen Verschlossenheit Afrika's gesellt sich noch als Verschärfung die Unwegsamkeit großer Binnenräume. Der Wüstengürtel, der sich vom Atlantischen Meer quer durch den Norden des Festlandes selbst über den Nil hinweg bis zum Arabischen Golf verbreitet, scheidet den Welttheil für die Gesittungsgeschichte in zwei streng gesonderte Hälften, denn während der nördliche Saum für alle Segnungen des mediterraneischen Bildungsganges empfänglich war, blieb die südliche Hälfte mehr auf sich selbst angewiesen. Die Schwierigkeiten einer Ueberschreitung der Sahara waren ehemals viel größer, da erst nach Beginn unserer Zeitrechnung das Kameel als Lastthier in den Berberlanden eingeführt wurde — eine denkwürdige Neuerung und für das große Festland so folgenschwer, wie für uns der Beginn des Eisenbahnbaues. Selbst die Gewächse werden von Wüsten in ihren Wanderungen viel wirksamer zurückgehalten als von schmalen Meeresarmen, denn während die Floren des nördlichen Afrika und der Mittelmeerländer Südeuropa's aufs innigste übereinstimmen, tritt jenseits der Sahara eine neue, der nordafrikanischen entfremdete Pflanzenwelt auf. Diesen Schwierigkeiten und Schranken begegnete auch die Gesittung, wenn wir darunter alle durch menschliches Nachsinnen der Natur abgerungenen Vortheile, die Veredelung ihrer Gaben, den leichteren Erwerb und die Verbesserung der Nährstoffe, die Erfindungen zur Abkürzung der Arbeit, die Einrichtungen zu einem geordneten Beisammenleben, endlich die höchsten Güter des Menschen, die Erkenntniß unserer selbst, das Streben nach höherer Würde, nach idealen Vorbildern, mit einem Worte die Religion, zusammenfassen. Andererseits aber nöthigt uns auch eine richtige Schätzung gerade jener absondernden Gewalt der Wüsten, daß wir sehr viele, wenn auch nicht alle günstigen bürgerlichen und sittlichen Erscheinungen, deren neuere Reisende im Sudan gedenken, als eigene Schöpfungen der dortigen Afrikaner gelten lassen, und danach, wie dies von Gerhard Rohlfs geschehen ist, unser Urtheil über die Entwicklungsfähigkeit der Negerstämme gerechter als bisher bemessen.

Der Werth eines Welttheiles als Schauplatz menschlicher Gesittung richtet sich aber nicht bloß nach seiner eigenen Gestaltung, sondern er steigt und fällt mit seiner Nähe oder seiner Entfernung von andern besonders bevorzugten Erdräumen. Afrika ist in diesem Sinne eine Halbinsel der östlichen Erdveste. Dürften wir uns vorstellen, daß die Landenge von Suez eine Meerenge wäre und daß ganz Afrika um etwa zehn Grade südlicher und westlicher in den Ocean hinausgerückt läge, so daß es als Inselwelttheil seines Zusammenhanges mit der alten Welt beraubt gewesen wäre, so würden dort Zustände herrschen müssen, die noch viel unerquicklicher wären als die jetzigen, viel näher denen, die uns Australien zur Zeit seiner Entdeckung gewahren ließ. Durch seine trockene Verknüpfung mit Klein-Asien, seine Annäherung an Arabien wie an Südeuropa genoß Afrika Vorzüge, die der amerikanischen Menschheit gänzlich versagt blieben. Es stand wenigstens durch seinen Nordrand und seine östlichen Gestade einer günstigen Einwirkung asiatischer Gesittung offen.

Als eine Wirkung dieser bevorzugten terrestrischen Lage dürfen wir es betrachten, daß durch den ganzen Welttheil hindurch die Kenntniß vom Ausschmelzen der Eisenerze und ihrer Verarbeitung zu Werkzeugen und Waffen sich verbreitet hat. Wo immer Reisende ins Innere gedrungen sind, haben sie die Afrikaner mitten im sogenannten Eisenzeitalter angetroffen. Keinem der Stämme, auf deren Gebiete Eisenerze vorkommen, ist die Erfindung fremd, durch einen einströmenden Luftstrom eine Kohlenglut bis zur Hitze der Löthrohrflammen zu steigern. Das Metall, im Holzkohlenfeuer ausgeschmolzen, ist von vorzüglicher Güte, so daß sehr viele Neger mit Recht ihre eigenen trefflichen Eisengeräthe den englischen Einfuhren aus unreinem Metall vorziehen.

So lange die Weltmeere nicht durch gesteigerte Seetüchtigkeit überwältigt worden waren, was doch erst seit wenigen Jahrhunderten als völlig gelungen betrachtet werden darf, saßen die alten Bewohner der atlantischen Ränder Afrika's ohne Nachbarn im Rücken am Ende der Welt, oder wenigstens an der Grenze des Unbetretbaren. Im Allgemeinen bewährt es sich daher, daß im Innern Afrika's weit bessere Zustände gedeihen als an der atlantischen Küste. Erst seit etwa zwei Jahrhunderten haben stärkere und begabtere Binnenstämme sich nach dem Meere vorgedrängt. Die Portugiesen fanden in ganz Guinea nur sehr rohe Horden, während binnenwärts am Niger bereits große Reiche zertrümmert worden und auf ihren Trümmern verjüngte entstanden waren. Noch jetzt gilt für die atlantische Seite Afrika's der Satz, daß der Binnenafrikaner höher steht als der Küstenafrikaner. Geben Reisende den Nil aufwärts und liegt Chartum ihnen im Rücken, dann bewegt sich ihr Fahrzeug nur durch nackte und rohe Negerstämme an beiden Ufern. Man sollte nun erwarten, daß mit dem weitern Vordringen nach Süden und nach Westen, also weiter ins Innere, die Zustände die nämlichen bleiben würden,

allein Spuren vom Gegentheil fehlen nicht gänzlich. Die Niamniam z. B., das äußerste Volk im Südwesten, welches wir kennen, ist den Stämmen am Nil weit überlegen durch reichliche Bekleidung, kunstvolle Eisenarbeiten, bessere Bauwerke und strengere gesellschaftliche Gliederung. Sind sie nur die Vorposten anderer höher entwickelter Negerstämme, so schimmert uns die Hoffnung, im Süden von Darfur noch einige größere afrikanische Reiche anzutreffen, wie das jüngst (von Schweinfurth) aufgeschlossene Monbuttureich.

Vergleichen wir das transsaharische Afrika mit den beiden amerikanischen Festlanden vor Ankunft der Europäer, so entdecken wir große Verschiedenheiten zwischen ihren Gesittungen. In beiden amerikanischen Welttheilen stoßen wir auf eine Mehrzahl von Horden, die ausschließlich von der Jagd oder vom Fischfang leben, dann auf Stämme, die neben der Jagd Ackerbau treiben, endlich auf reine Ackerbauvölker in Mexiko, Yukatan, den Isthmusstaaten, in Peru und auf der Hochebene von Bogota. So niedrig stehenden Beispielen der Menschheit, wie einige Athabaskahorden in den Hudsonsbaigebieten, oder in Südamerika die Botokuden oder die Feuerländer, begegnen wir in Afrika nicht. Andererseits aber hat sich weder ein Neger- noch ein Kafir- oder noch weniger ein Hottentotten-Stamm auf eine gleiche Höhe gehoben wie die Nahuatvölker Mexiko's, die Yukateken, die Peruaner. Wir begegnen bei ihnen keinen selbständigen Versuchen, das gesprochene Wort durch Bilder oder Lautzeichen zu befestigen. Im Sudan suchen wir vergebens nach Denkmalen, die sich auch nur entfernt messen könnten mit den überschwenglich verzierten Bauwerken in Yukatan, den steinernen Straßen der Inkas oder den Ruinen der Sonnentempel am Titicaca-See. An geistigen Anlagen ist die mongolenähnliche Race der neuen Welt den transsaharischen Afrikanern weit überlegen gewesen, zumal alle Culturleistungen in Amerika von dem Verdacht fremder Anleitung völlig befreit sind.

Dafür war in Afrika die Entwicklung viel gleichförmiger, denn überall treffen wir dort Ackerbau und Viehzucht. Als Halbinsel der alten Welt war Afrika auch für diese Fortschritte in der Ernährungsweise vor Amerika begünstigt. Dieses besitzt als einzige Getreideart den Mais, in Afrika finden wir dafür zwei, die Negerhirse und das Kafirkorn. Leider versagt die Pflanzengeographie noch immer uns ihren Beistand, um entscheiden zu können, ob jene jetzt durch und durch afrikanischen Getreidearten in Afrika selbst zu Culturpflanzen veredelt oder nur eingeführt worden sind. Das tropische Amerika hat ferner an eßbaren Wurzeln die Mandioca, und in den kühleren Theilen die Kartoffel, zu welcher sich auf den höchsten Hochlanden als Getreideart noch die Quinoahirse gesellt. Afrika besitzt dafür die „Brodwurzeln“, von denen H. Barth uns mittheilt, daß sie in einigen Landschaften Adamaua's zur Tagesnahrung dienen, außerdem die Erdmandel. Leider wissen wir auch in Bezug auf letztere (Arachis hypogaea) nicht genau, ob sie in Afrika zuerst angebaut worden sind. In Bezug auf die Fruchtbäume halten sich beide

Theile das Gleichgewicht, wenn nicht Amerika für bevorzugt gelten darf. Doch gehören Afrika die Dum- und Oelpalmen so wie der Butterbaum (Bassia Parkii). Sollten auch die Neger keine ihrer heimatlichen Getreidearten zuerst veredelt haben, so griffen sie doch bereitwillig nach allen Culturgeschenken, die Fremde ihnen boten. Mögen sie aus Aegypten oder Abessinien die erste Aussaat empfangen haben, rasch ist sie durch den ganzen Welttheil gewandert, gerade so wie jetzt der Mais, die Maniocwurzel, der Weizen, die Gerste, das Zuckerrohr u. A. sich oft weit ins Innere schon verbreitet haben. Selbst dort, wo Europäer zuvor noch nicht gesehen worden waren, am Zambesi, gewahrte der Reisende Chapman, daß die Eingebornen auf wilde Obstbäume Edelreiser gepfropft hatten. Von Viehzucht gab es in der neuen Welt nur dürftige Anfänge, durch ganz Afrika finden wir dagegen Ziegen, Schafe und Rinder verbreitet. Gewiß sind sie dort nicht bezähmt, sondern schon als Hausthiere den Negern übergeben worden, so daß also auch hier wieder die Begünstigung Afrika's durch seine Halbinselverbindung mit der alten Welt fühlbar wird.

Die Ernährungsweise im Sudan und in Südafrika entspricht ziemlich genau dem, was die Landesnatur erwarten läßt. Das Sudan, von der senkrechten Sonne beschienen und von den tropischen Regen bewässert, ist ein Wald- und Kornland, dort herrscht also vorwiegend Feldbau und wenig Viehzucht, die Bevölkerung vermag sich beträchtlich zu verdichten und die Form der Regierung ist eine strenge Alleinherrschaft. Große Reiche und große Städte entstehen und vergehen wieder in ihrem jähen Wechsel, weil jeder Despotismus nur so lange währt als die Tüchtigkeit der Despoten, diese aber sich nicht immer auf das nächste, höchst selten auf das dritte Glied vererbt.

---

344. Uebersicht der Bevölkerung Afrika's.

(Nach Friedr. Müller, Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde.)

Keiner der Continente beherbergt eine dem äußern Aussehen nach so gleichartige, in Wahrheit aber so verschiedenartige Bevölkerung wie Afrika. Was den erstern Punkt betrifft, so ist man allgemein gewohnt, unter dem Afrikaner eine eigene Menschenvarietät sich vorzustellen, welche durch dunkle Hautfarbe, wolliges Haar, breiten Mund und aufgeworfene wulstige Lippen ausgezeichnet ist und auch in socialer Beziehung auf einer äußerst niedrigen Stufe sich befindet. Diese Ansicht liegt auch der ältern Anthropologie zu Grunde, welche eine äthiopische Race aufstellt und darunter so ziemlich alle dunkel gefärbten Bewohner Afrika's subsummirt. Wie jedoch die neuere Wissenschaft zeigt, gehören die Bewohner Afrika's nichts weniger als einer einzigen Menschenvarietät an. Die Uebereinstimmung, welche man

früher allgemein annahm, bewährt sich weder in der Farbe, der Behaarung der Gesichtsbildung und dem Körperbau noch in der socialen Entwickelung und den einzelnen dieser zu Grunde liegenden Culturelementen. Noch bedeutender scheint die Mannichfaltigkeit, wenn man den Afrikaner nicht nur vom anthropologischen, sondern auch vom ethnographischen Standpunkte betrachtet. Es zeigt sich, daß Afrika eine Unzahl von Völkern beherbergt, wie wir sie in so ausgesprochener Eigenthümlichkeit und Individualität nirgends wiederfinden. Dieses Factum ist um so merkwürdiger, als gerade bei Naturvölkern die Individualitäten wenig entwickelt sind und bei Trennung der Völker in historischer Zeit die gemeinsamen Merkmale selten ganz verschwinden.

Wenn wir von den in historischer Zeit im Norden und Nordosten eingewanderten Arabern absehen, so finden wir seit dem grauesten Alterthume alle Völker Afrika's als Aboriginer auf ihren nun eingenommenen Sitzen vor. Diese müssen lange von ihnen bewohnt worden sein, indem das östlichste und am meisten bekannte derselben — das Volk der Aegypter — historische Urkunden besitzt, welche viel weiter als jene unseres Stammes zurückgehen. Dennoch aber ist es zweifelhaft, ob wir ihnen den Anspruch auf die Aboriginerschaft zugestehen sollen, ja, wenn wir ihren körperlichen Typus, ihre Sprache, ihre ganzen Einrichtungen näher betrachten, erscheint es sicher, daß sie Afrika ursprünglich nicht angehören, sondern von Asien aus in unvordenklicher Zeit eingewandert sind. Ihrem körperlichen Typus nach sind die Aegypter nicht Afrikaner, sondern Kaukasier (s. S. 399). Ihrer Sprache nach verrathen sie sich deutlich als Verwandte der Semiten und nach ihren ganzen Einrichtungen zeigen sie sich als den Bewohnern der Tigris- und Euphratländer nahe stehend. Bei beiden finden wir einen praktischen und mathematischen Sinn, bei beiden eine Neigung zu großen Bauten und kolossalen Denkmälern, bei beiden ein gefestigtes Königthum und ein eigenthümlich entwickeltes Staatsleben.

Wie jedoch die Anthropologie und Sprachwissenschaft zeigen, stehen die Aegypter in Afrika nicht isolirt da, sondern haben in einer Reihe von Völkern, welche über den Norden und Nordwesten Afrika's sich verbreiten, nahe Verwandte. Westlich von den Aegyptern breiten sich über die Nordküste Afrika's die heutigen Berbern (Imoscharh) aus, Nachkommen der alten Libyer, welche frühzeitig bis an den äußersten Westen vorgedrungen sein müssen, da das nun erloschene Volk der Guanchen auf den canarischen Inseln eine Sprache redete, welche, nach den vorhandenen Ueberresten zu schließen, mit dem Berber-Idiom aufs innigste verwandt war. Auch die Sitte der Guanchen, ihre Todten als Mumien in Höhlen aufzubewahren, ist ein Zug, der sie den Aegyptern nahe stellt.

Südlich von Aegypten wohnt eine Reihe von Stämmen, welche in ihren Idiomen unverfälschte Zeugnisse der gleichen Abstammung aufbewahren

und auch sonst in ihrem leiblichen Typus an die Bewohner des Nordens und die kaukasische Race sich anlehnen. Es sind dies die Nedscha oder Bischari, die Saho, die Dankali oder Danakil, die Somali und die weitverbreiteten Stämme der Galla (Orma). Alle diese Völker weichen in ihrer Gesichtsbildung, Farbe, Behaarung und andern physischen Merkmalen von den Negern Mittel-Afrika's eben so ab wie die Aegypter und Berbern und reden Idiome, welche sich an die Sprachen der beiden letzteren Völker anschließen und mit ihnen einen eigenen Sprachstamm, den sogenannten hamitischen, bilden.

Es bleiben somit als Aboriginer Afrika's nur jene Völker übrig, welche sich von dem Sitze der eben aufgezählten Stämme über den Continent bis an die Südspitze herab verbreiten. Aber auch diese Völker bilden keine homogene Masse, weder als Menschenvarietät noch weniger als Volk. In erster Beziehung unterscheidet sich der Neger Mittel-Afrika's wesentlich vom Fulah und Nuba, der mit ihm zusammen wohnt, so wie beide vom Kaffer und Hottentotten.

a. Nord- und Nordost-Afrika.

345. Aegypten.

(Nach Moritz Lüttke, Aegyptens neue Zeit, und Alfred von Kremer, Aegypten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bedeutsamkeit Aegyptens.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, d. h. seit der Wiederentdeckung und Wiedereröffnung dieses Landes für Europa durch die französische Expedition unter Napoleon Bonaparte (1798), und namentlich seit Mehmed Ali's grundlegender Regentenarbeit hat dieses uralte Culturland in immer steigendem Maße wiederum an Bedeutung gewonnen und läßt einen immer weitern Fortschritt der einmal begonnenen Aufwärtsbewegung erwarten. Seine Rolle in der orientalischen Politik, seine wahrscheinliche, mit der Zeit wohl unausbleibliche Emancipation von der Pforte, seine civilisatorischen Bestrebungen und der Einfluß derselben auf den übrigen Orient, der beträchtliche Vorsprung, den es unbestreitbar bereits vor allen andern orientalischen Ländern gewonnen, ferner seine überaus lebhaften und mannichfaltigen Beziehungen zu Europa, die zahlreiche europäische Colonie, die es beherbergt, und die Wirkungen, welche deren Anwesenheit auf das Land übt; endlich der Umstand, daß es vermöge seiner geographischen Lage einen der Hauptknotenpunkte bildet für die Verbindung zwischen Abendland und Morgenland, zwischen Europa, dem vorderasiatischen Orient und dem fernen Hinter-Asien, ein Umstand, der

durch die in dem Suezcanal hergestellte neue Welthandelsstraße nur noch mehr Gewicht erhält, — diese und noch manche andere Umstände beweisen die Bedeutsamkeit Aegyptens in seiner gegenwärtigen Entwickelung.

Aber auch in der Vergangenheit steht Aegypten keinem Lande an Bedeutsamkeit nach. Denn die alten Aegypter waren das Monumentalvolk der Weltgeschichte: ihre Cultur, ihre Religion, ihre Geschichte, ja selbst ihr häusliches Leben und die Leichname ihrer Verstorbenen haben sie mit einer Sorgfalt der Ewigkeit zu überliefern gesucht, als hätten sie den Beruf gefühlt, späteren Geschlechtern als Wegweiser in dem Labyrinthe der Urgeschichte der Menschheit zu dienen. Und nach Alexander's des Großen Auftreten in Unterägypten sollte sich hier zwischen Meer und Fluß ein neuer wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Menschheit erfüllen. Die jüngste, durch seinen Scharfblick erstandene und nach ihm benannte Stadt (s. Nr. 348) überholte das „hundertthorige" Theben (s. Nr. 351), das wichtige Memphis und das altberühmte Heliopolis. Hier war es, wo bei dem allmählichen Verfalle der griechischen Civilisation die Wissenschaft und Kunst des Alterthums zum letzten Male aufblühte, bevor sie endlich erlosch. Durch die Alexandrinische Gelehrtenschule sollte bei dem endlichen Schiffbruche, der die alte Cultur verschlang, jener Schatz griechischer Wissenschaft in den Werken der größten Geister der alten Welt uns aufbewahrt werden, auf welchem fußend die moderne Gesittung sich entwickelt hat und ohne welchen unsere Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hätte.

Die Bodenbeschaffenheit Aegyptens.

Aegypten, an Umfang (10,171 □-Meilen) wenig mehr als Deutschland, bietet in seinen einzelnen Theilen so bedeutende Gegensätze, wie kaum ein anderes Land von gleichem Umfange. Die höchste Fruchtbarkeit grenzt hier unmittelbar an die gänzliche Oede der Wüste, fette Fluren liegen zwischen dürren Sandhügeln und starrenden Felsengebirgen. Die Bilder des Lebens und des Todes schwebten beide dem Aegypter in seinem Lande vor Augen. Das Nilthal und die Ebene des Nil-Delta machen allein den zum Ackerbau fähigen Theil von Aegypten aus, kaum den zehnten Theil des Ganzen, den übrigen Flächeninhalt nehmen die Wüstenplateaux zu beiden Seiten des Nilthales, das libysche im Westen und das arabische im Osten, ein.

Bei Syene, wo der Nil (s. Nr. 347) aus Nubien durch ein Labyrinth von Granit- und Sandsteinfelsen — den sog. ersten Katarakt bildend — in das eigentliche Aegypten eintritt, beginnt Ober-Aegypten. Zwischen zwei parallel dem Flusse folgende Hügelzüge eingeengt, welche den Rand des arabischen und libyschen Wüstenplateaus bezeichnen, fließt der mächtige Strom unter mannichfaltigen Krümmungen dahin. Leben und Cultur ist dort, wo seine befruchtenden Wellen die Erde benetzen; alles Andere ist Wüste. In der Nähe von Kairo erweitert sich das Nilthal, indem die beiden Hügelketten

ihre parallele Richtung verlassen. Die libysche verflacht sich und zieht gegen Nordwesten fort, die arabische hingegen biegt fast rechtwinklig ab und erstreckt sich nach Ostsüdosten gegen Suez hin. Hier beginnt Unterägypten und das Delta. Wenn nun schon Oberägypten dem Flusse Cultur und Leben verdankt, so ist das Delta ganz eine Schöpfung und im vollsten Sinne des Wortes „ein Geschenk des Nils".

Unterägypten umfaßt nicht nur das eigentliche Delta zwischen den beiden einzigen Armen (von Rosette und Damiette), durch die sich jetzt der Nil ins Meer ergießt (im Alterthum hatte er 7 Mündungen), sondern auch die westlich und östlich vom Delta, besonders auf letzterer Seite befindlichen culturfähigen Striche (im Ganzen etwa 400 □-Meilen). Dieser ganze Landstrich ist eine weite Ebene, nur wenig über den Meeresspiegel emporsteigend, einzig und allein durch Anschwemmungen des Nil gebildet, welcher noch fortwährend die weite Bucht zwischen den Hügelzügen der libyschen und den Bergen der arabischen Wüste mit culturfähigem Schlamm ausfüllt und gegen das Meer hin ausdehnt. Diese unabsehbare Ebene ist bedeckt mit üppigen Feldern, durchschnitten von zwei Flußarmen und einer Menge größerer und kleinerer Canäle, gegen Osten und Westen von den Sandhügeln der Wüste begrenzt und gegen das Meer hin in Sümpfe und Moräste ausartend. Einzelne Palmen-, Sykomoren- und Akazien-Gruppen, aus Lehm aufgebaute elende Dörfer, dann und wann ein Schutthügel, die Stelle einer alten Ansiedlung bezeichnend, halb unter Wasser stehende Felder, belebt von Heerden von Rindern, Ziegen, Büffeln und Schafen — das ist der landschaftliche Anblick von Unterägypten. Während an der Küste Moräste und Salzseen, die theils den bei hoher Flut in das Land eindringenden Meereswellen, theils den Nil-Ueberschwemmungen ihre Entstehung verdanken, den Bereich des Culturlandes nicht unwesentlich einschränken, zerstört auch der Flugsand der libyschen Wüste manchen Morgen ergiebigen Nilbodens. Unter der langen, fast stets verderblichen Herrschaft der Mameluken-Beys wurden die alten Canäle vernachlässigt, die Palmenpflanzungen, oft durch schwere Abgaben gedrückt, lichteten sich, und das flache Land, von diesen beiden Schutzwehren entblößt, wurde mit dem Sande der Wüste überschüttet. In furchtbaren Verheerungen, Pest und Hungersnoth zeigten sich die Folgen der Vernachlässigung der alten weisen Vorkehrungen zur Regulirung der Wassergewalten. Die Hälfte des herrlichsten Culturbodens war zu Wüste, Sumpf oder Seen geworden. Die französische Expedition erkannte die dringende Nothwendigkeit der Abhülfe, aber ihre Herrschaft war zu kurz. Erst Mehmed Ali ließ 1819 zunächst den großen Mahmudie-Canal (benannt nach dem damaligen Sultan Mahmud) von Alexandrien nach dem westlichen Nilarm mit einer Arbeitskraft von ¼ Million Menschen herstellen, von denen 20,000 in Folge mangelhafter Anstalten durch Seuchen und Hunger umkamen. Dadurch erhielt zunächst Alexandrien wieder eine directe Ver-

bindung mit dem Nil, der ihm durch Verschlammung der alten Canäle und Versumpfung des Mareotis-Sees fast ganz abgeschnitten war. Die Stadt Alexander's des Gr., einst nächst Rom die größte der alten Welt, welche gegen Ende des 19. Jahrhunderts nur noch 6000 Einwohner zählte, nahm einen neuen Aufschwung, so daß sie bereits wieder gegen 20,000 Einwohner beherbergt. Auch im Delta und den übrigen Theilen Unterägyptens ließ Mehmed Ali durch französische Ingenieure umfassende Verbesserungen, eine große Anzahl von Dämmen, Brücken, Schleusen und Barragen ausführen.

Aus dem Culturlande Unterägyptens ziehen sich sowohl auf der Ost- als der Westgrenze verschiedene Thäler (Wadi) in die Wüste hinein, so das Thal der Natron-Seen auf der libyschen und das Wadi Tumeilat auf der arabischen Seite. Durch das letztere, in welchem die Israeliten vor dem Auszuge ihre Wohnsitze gehabt zu haben scheinen, ging der alte Verbindungs-Canal mit dem Rothen Meere, der durch den Krokodil-See in das Becken der Binnenseen mündete und dann durch ein 13 Meilen langes Wadi gerade zum nördlichsten Theile des Meerbusens von Suez gelangte.

Die libysche Wüste enthält ein Thal, dessen Boden nicht nur unter das Niveau des Nils herabsinkt, sondern auch an vielen Stellen unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Diesem Thale gehören die unter ägyptischer Botmäßigkeit stehenden Oasen der libyschen Wüste an.

Die erste ist die gewöhnlich noch zum Nil-Thale gerechnete Provinz Fajûm, ein rings von den Bergen der libyschen Wüste umschlossenes Becken. An der Westseite desselben bildet der Boden eine große Niederung, die beständig mit überflüssigem Nilwasser gefüllt ist, und dieser Kurûn-See ist irrthümlich für den Moeris-See der Alten gehalten worden. Der wirkliche Moeris-See lag vielmehr in der südöstlichen Ecke des Fajûm und war ein durch großartige Dammbauten und Ausgrabungen gebildetes Wasserbecken, das sein Wasser aus dem Nil erhielt und, da es nicht vertieft wurde, in Folge des alljährlich auf seinem Grunde sich ablagernden Nilschlammes sich so erhöhte, daß der Nil selbst bei seiner größten Höhe nicht mehr dahin gelangte und das Terrain heute wieder so öde und ausgedörrt ist, wie vor 4000 Jahren, als Menschenarbeit hier die Herstellung eines ihrer „Wunder" unternahm. Herodot nämlich nennt die Herstellung des Sees durch König Moeris ein Wunder, das selbst die Erbauung des Labyrinths übertreffe. Der ganze District des ehemaligen Moeris-Sees bildet einen auffallenden Contrast zu dem übrigen Theile des in seinen Niederungen von zahlreichen Wasserrinnen durchfurchten und als Garten Aegyptens bezeichneten Fajûm. Dieses wetteifert an Fruchtbarkeit des Bodens mit den besten Districten des Delta. Die Umgebung der Hauptstadt Medinét Fajûm am Josephscanal ist das Land der Rosen, wo große Massen von Rosenöl, Rosenwasser und Rosenessig genommen werden.

Von allen unter ägyptischer Herrschaft stehenden Oasen ist Siwah,

oder die Oase des Jupiter Ammon, die am weitesten gegen Westen gelegene. Mehmed Ali eroberte sie im Jahre 1820. Sie zeichnet sich durch eine große Anzahl kleiner Salzseen aus. Mannichfaltige Fruchtbäume gedeihen hier; berühmt sind die Datteln von Siwah. Unweit des Hauptortes Siwah-Kebir liegen die Ruinen des altberühmten Ammon-Tempels.

Die arabische Wüste Aegyptens, wahrscheinlich wegen ihrer (östlichen) Lage zwischen dem Nil und dem Arabischen Meerbusen so genannt, hat ganz andere physikalische Verhältnisse als die libysche. Sie ist ein chaotisches Gewirre von Bergen und Felsmassen, getrennt durch tiefe, mit Sand erfüllte Thäler, ohne Ebenen von großer Ausdehnung und ohne Oasen. Sie ist sehr wasserarm, enthält wenige Quellen und die, welche zu Tage treten, verlieren sich nach kurzer Strecke wieder im Sande oder münden im ganz nahen Meere. Kein Fluß, kein See, kein Canal bringt das nothwendige Element der Cultur dahin. Nur in einigen Thälern zeigt sich eine kümmerliche Vegetation, bestehend in Mimosen, wenigen Palmen und spärlichen Wüstenpflanzen, die kaum als Weide für die Ziegen- und Kameelheerden der wandernden Beduinenstämme genügen.

Der Isthmus von Suez. Gegen Norden läuft die arabische Wüste in das Gebiet des Isthmus aus, welcher Asien mit Afrika verbindet. Jetzt ist die ganze 16 Meilen lange Strecke vom Golf von Pelusium bis zu dem von Suez Wüste, noch bekunden die Ruinen mehrerer Städte so wie persische und ägyptische Monumente, daß diese Gegenden ehemals bebaut und bewohnt waren. Drei große Einsenkungen nehmen den größten Theil des Isthmus ein: a) die Bitterseen im Süden, durch die im Boden vorgefundenen Muscheln als ein ehemaliger Theil des Rothen Meeres kenntlich; b) der salzhaltige Krokodil-See, ziemlich in der Mitte des Isthmus und in gleicher Entfernung von beiden Meeren; c) der Menzaleh-See im Norden, vom Mittelmeere nur durch ein schmales Lido von Sand getrennt, welches bei hoher See von den Wogen überflutet wird. Diese Vertiefungen sind benutzt worden bei der Anlage des Suez-Canales zur directen Verbindung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere. Den alten, von Sesostris begonnenen und von Ptolemäus II. vollendeten Canal, welcher die beiden Meere nicht unmittelbar, sondern vermittelst des Pelusischen Nilarmes verband, hatte der Kalif Almansor verschütten lassen, um das Eindringen einer feindlichen Flotte zu verhindern. Seitdem tauchte der Plan einer directen Verbindung beider Meere wiederholt auf, ward aber erst in unserer Zeit durch Ferdinand von Lesseps zur Ausführung gebracht (1859 bis 1869). Am nördlichsten Endpunkte des Suez-Canales entstand die Stadt Port-Said auf einer schmalen Düne zwischen dem Menzaleh-See und dem Meere. Die Mündung des Canal's ins Mittelmeer wird durch zwei mächtige Dämme eingefaßt, welche weit ins Meer hinaus greifen; der westliche ist 2500, der östliche 1900 Meter lang. Beide sind aus (25,000) künstlichen,

gegossenen Blöcken (à 400 Ctr.) aufgethürmt, deren Material aus einer Mischung von hydraulischem Kalk und Sand besteht. So ist Port-Said der erste Handelsplatz des Canales und verspricht, wenn sich der indische Verkehr weiter entwickelt, einen Aufschwung zu nehmen, der selbst durch die Nähe Alexandriens keinen Eintrag leiden wird. Um aber seinem Zwecke vollständig zu entsprechen und die Hauptlinie des indischen Handels zu bilden, wird der Canal noch wesentliche Verbesserungen, namentlich eine Erweiterung auf mehreren Strecken, erfahren müssen.

346. Die Bevölkerung Aegyptens.

(Nach Moritz Lüttke, Aegyptens neue Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Die eingeborne Bevölkerung.

Kaum in irgend einem Lande des Orients ist die gegenwärtige Bevölkerung aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, die sich im Laufe der Jahrtausende mit einander vermischt haben. Von den ältesten bis in die neuesten Zeiten hat das Nilthal sowohl in Folge friedlicher Einwanderungen als feindlicher Invasionen und dauernder Eroberungen zu wiederholten Malen den Jahrhunderte langen Aufenthalt oder auch die bleibende Niederlassung fremder Völkerstämme erfahren. Dabei haben sich die uralten Grundformen in Körperbildung und Sprache, den beiden wesentlichsten Merkmalen der Herkunft und Abstammung eines Volkes, mit einer fast unglaublichen Zähigkeit erhalten und somit eine unverwüstliche Lebenskraft des ägyptischen Volksstammes bewährt.

Dieser altägyptische Volksstamm gehört wohl der sog. kaukasischen Race an und ist von Norden oder Nordosten, wahrscheinlich über die Landenge Suez, in vorgeschichtlicher Zeit in das Nilthal gekommen, wo er vielleicht schon afrikanische Ureinwohner vorfand, die er sich aber bald amalgamirte. Darauf folgte eine zweimalige Einwanderung von Semiten, eine feindliche, die der Hyksos (d. h. Hirten oder Nomaden) und eine friedliche, die der hülfesuchenden Israeliten, welche beide in Folge ihres langen Aufenthaltes in Aegypten der Bevölkerung, wenigstens Unter-Aegyptens, fremde Elemente in ziemlich starkem Maße beigemischt haben werden. Weniger bemerkbare Spuren mag die später von Süden her erfolgte Eroberung Aegyptens durch die Aethiopen zurückgelassen haben wegen ihrer verhältnißmäßig kurzen Dauer (750—700 v. Chr.). Dagegen erhielt das ägyptische Volk durch die fast zweihundertjährige Fremdherrschaft der Perser (525—332 v. Chr.) sogar arische Beimischungen. Dieser folgte die dreihundert-

jährige Regierung der Ptolemäer, unter welcher Griechen und griechisches Wesen eine so uneingeschränkte Herrschaft erlangten, daß das ägyptische Volkswesen, wenigstens in Unter-Aegypten, für eine Zeit lang fast ganz verdrängt oder absorbirt wurde. Die griechische Sprache war nicht nur Hof- und Staatssprache, sondern erschien auch auf den Monumenten als gleichberechtigt mit der ägyptischen, indem sie als eine Art von nothwendig gewordener Ergänzung jener zur Seite trat. Bekanntlich haben die wieder aufgefundenen Inschriften in zwei Sprachen zugleich eines der wichtigsten Hülfsmittel für das Verständniß des Altägyptischen abgegeben. Der Einfluß der griechischen Sprache war so groß, daß man anfing, das Aegyptische mit griechischen Buchstaben zu schreiben; so ist das heutige Koptische nichts anders als Altägyptisch in griechischer Schrift. Die Herrschaft der Römer änderte an diesem Stande der Dinge wenig, in so fern, als das Griechenthum auch im römischen Reiche bereits zu fast überwiegender Geltung gekommen war. Unter der römischen Herrschaft drang auch das Christenthum in Aegypten ein und erhielt hier in mehrfacher Hinsicht einen ganz besondern Stützpunkt, doch beschränkten sich seine Wirkungen auf eine Umwandlung des Volksgeistes, der Anschauungen und Sitten des Volkes. Was aber das Christenthum unangetastet gelassen hatte, die Nationalität, die Sprache und die wesentlichen Charakterzüge des Volkes, das zerstörte der Islam und der lang fortfließende Strom arabischer Einwanderer, welcher die durch Jahrtausende hin ziemlich unversehrt erhaltene Nationalität und Civilisation fast vollständig vernichtete. Die Wüstenbewohner vertauschten gern ihr Nomadenleben mit dem im reichen Nilthal und überflutheten dieses in solchem Grade, daß sie das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung hatten. Später kamen die Türken, welche die arabische Herrschaft mit all' ihrem Unheil in Aegypten nicht sowohl aufhoben und beseitigten, als vielmehr vervollständigten. Durch die theils freiwillige, theils erzwungene Annahme des Islam war die Hauptschranke gefallen, welche einer innigern Vermengung der Volksstämme entgegen stand, und der Mischungsproceß ging nun so gründlich vor sich, daß die Elemente des alten Aegypterthums kaum in irgend einem Punkte mehr ganz rein und vollständig zu erkennen sind. Dazu kamen, besonders unter der türkischen Herrschaft, noch andere, nicht minder fremdartige Bestandtheile durch die Leibwachen, welche sich die Beherrscher Aegyptens aus allen möglichen kriegerischen Völkerschaften bis zur Stärke von kleinen Armeen bildeten und die sich später selbst zu Beherrschern des Landes aufwarfen. Dies sind die sog. Mameluken (d. h. „Erworbene"), welche mehrere Jahrhunderte als Sultane, dann seit der türkischen Eroberung (1517) als privilegirte Adelsgeschlechter, aber mit dem Charakter wilden Raubritterthums Aegypten beherrscht und ausgesogen haben, bis Mehmed Ali sie (1811) vernichtete. Durch diese Mameluken und ihre Söldnerheere so wie den Nachschub der Leibwachen ist eine Menge von Bestandtheilen fremder und entlegener Völkerschaften in

die Bevölkerung Aegyptens hineingekommen. Demnach zerfällt dessen heutige eingeborne Bevölkerung in vier Haupttheile:

a) Die Kopten oder der Rest des antiken Volkes. Sie sind die unmittelbaren Nachkommen der alten Aegypter und haben, wo sie dichter zusammenwohnten, zugleich mit dem Islam auch jede Blutsvermischung mit den Bekennern desselben von sich abgewiesen. Sie finden sich in Unterägypten nur noch in einzelnen, aber ziemlich zahlreichen Gemeinden, dagegen in Mittel- oder Oberägypten in größerer Menge. Die altägyptische Sprache hat sich in dem heutigen Koptischen erhalten und wenn sie auch seit zwei Jahrhunderten als Umgangssprache von der arabischen verdrängt worden ist, so ist sie doch auch keine vollkommen todte Sprache, denn sie wird immer noch im koptischen Gottesdienste angewendet und als gottesdienstliche Sprache in den Schulen der Kopten gelehrt; doch hat man, um dem Volke verständlich zu sein, das Arabische zu Hülfe nehmen müssen. Auch die Kopf- und Gesichtsbildung der Kopten so wie manche ihrer Sitten und Gebräuche erinnern mehr als die der andern heutigen Aegypter an die Darstellungen auf den alten Denkmälern. In ihrem Charakter vereinigen sich alle diejenigen Eigenschaften, welche durch lange fortgesetzte ungerechte Behandlung, durch Willkürherrschaft, Bedrückung und Gewaltthätigkeit hervorgerufen zu werden pflegen; demnach sind sie im Allgemeinen von finsterer Gemüthsart, mißtrauisch und verschlossen, habsüchtig im höchsten Grade, falsch und heuchlerisch, je nach den Umständen kriechend oder trotzig. Daher ist es nicht so wohl ihr gegenwärtiger Zustand, welcher Interesse einflößt, als vielmehr ihre Vergangenheit: ihr Ursprung und ihre Geschichte, ihre Sprache und ihre literarischen Besitzthümer (meist Bibelübersetzungen und Werke kirchlichen Inhalts), ihre Standhaftigkeit in der Bewahrung christlichen Glaubens, ihre Kämpfe und Leiden für denselben.

b) Die sogenannten Araber bilden, nachdem ihre Vorfahren sich mit der zum Islam übergetretenen Masse des ägyptischen Volkes verschmolzen haben, die eigentliche Hauptmasse der Bevölkerung Aegyptens, und ihr zahlreichster und wichtigster Theil sind die Fellahs oder das Landvolk. Ihre am meisten hervortretenden Eigenschaften: Indolenz, Gleichgültigkeit und Trägheit, sind eine Folge theils natürlicher Anlage, theis des Klima's eines Landes, das alle Lebensbedürfnisse so leicht und so reichlich hervorbringt, theils auch des langen Druckes und des fast absoluten Mangels an Erziehung und Ausbildung. Damit hängt zusammen die geringe Genauigkeit in der Ausführung jedweder Arbeit, ferner die fast apathische Ruhe und Resignation im Unglücke, der Mangel an Reinlichkeit und an Schönheitssinn. Geht man von diesen auf angeborner oder angewöhnter Anschauungsweise beruhenden Eigenschaften über zu den Charakterzügen im engern Sinne, so begegnet man einerseits nur zu häufig der Lügenhaftigkeit und Neigung zum Betruge, den der Koran, namentlich „Ungläubigen" gegenüber, sehr nachsichtig behandelt,

andererseits aber auch einer großen natürlichen Gutmüthigkeit, Lenkbarkeit und fast kindlichen Harmlosigkeit. Dazu kommt eine große Genügsamkeit nicht allein im Essen und Trinken, in Wohnung und Kleidung, sondern auch in Bezug auf manche andere Dinge, die zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören, ist der zu harmloser Lustigkeit geneigte Araber leicht zufrieden gestellt. Eine Folge der Bedürfnißlosigkeit ist aber auch die Bescheidenheit in ihren Ansprüchen auf Belohnung ihrer Dienste, die ohne die unablässigen Steuerforderungen noch geringer sein würden. Diese Charakteranlagen in Verbindung mit den intellectuellen Gaben einer schnellen und leichten Fassungskraft, eines guten Gedächtnisses, einer Neigung zum Reflectiren bürgen dafür, daß richtig geleitete und durch einige Generationen fortgesetzte Bemühungen überraschende Erfolge in Bezug auf Civilisirung dieses Volkes haben würden; bisher haben die höheren Classen und vor allen der vicekönigliche Hof sich nur den äußern Schein oder gar nur die schlimmen Seiten der europäischen Civilisation angeeignet.

c) Die **Beduinen** oder die nomadischen Bewohner der umfangreichen Wüsten zu beiden Seiten des Nils, von denen etwa 26 Stämme in der östlichen oder ägyptisch-arabischen Wüste (bis zum Rothen Meere) und etwa 24 in der westlichen oder libyschen Wüste umherschweifen, insofern sie nicht die Oasen bewohnen und sich hier zu einem mehr seßhaften Leben und zum Ackerbau herbeigelassen haben. Wie die Kopten die ziemlich unvermischten Abkömmlinge der alten Aegypter, so sind die Beduinen die völlig unvermischten Abkömmlinge der eingewanderten Araber. Sie verrathen durch ihre schöne, edle Gesichtsbildung, die hohe Stirn, das blitzende Auge, die selbstbewußte stolze Haltung den ächten Araber, und wenn sie, das grobe wollene Gewand in geschmackvollem Wurf um den Körper geschlungen, die lange alte Feuersteinflinte über dem Rücken, dahergehen oder gar reiten, so erkennt man sofort, daß dies ein anderer Menschenschlag ist als der, welcher das übrige Land bewohnt und sonst gewöhnlich „arabisch" genannt wird. Die Wüste selbst trägt dazu bei, jene Eigenschaften zu erhalten, indem sich hier der Stamm nicht leicht mit fremden Elementen mischt und unberührt bleibt von den verweichlichenden und entsittlichenden Einflüssen des cultivirten Landes und seiner Bewohner. Die Beduinen bilden in Aegypten, wie anderswo, einen beweglichen, nicht leicht zu zähmenden und zu beherrschenden Theil der Bevölkerung. Untereinander liegen die Stämme vielfach in Hader und blutigem Kampfe, aber der ägyptischen Regierung gegenüber machen sie gemeinsame Sache und vertheidigen nach Kräften ihre Unabhängigkeit, so daß die Herrschaft der ägyptischen Vicekönige über sie fast nur eine nominelle ist. Besonders die Beduinen der libyschen Wüste, welche deren ausgedehnte und reiche Oasen in Besitz haben, entziehen sich der ägyptischen Botmäßigkeit oder stehen doch in einer ebenso zweifelhaften Abhängigkeit wie die Beduinen in anderen Gebieten des türkischen

Reiches sich, auch gegenüber der Hohen Pforte selber, zu wahren gewußt haben.

d) Die Türken bilden einen, wenn auch nicht durch ihre Zahl (50,000?) so doch durch ihre sociale Stellung und ihren Einfluß wichtigen Bruchtheil der ägyptischen Bevölkerung, indem die wichtigsten Posten sowohl im Militär als in der Civilverwaltung sich in ihren Händen befinden, in Folge der ängstlichen Eifersucht, mit welcher die Pforte darüber wacht, daß ihr Aegypten nicht noch mehr entfremdet werde. Daher hat sie sich noch 1841, als sie Mehmed Ali und seine Familie mit dem Paschalik von Aegypten erblich belehnte, unter Anderm das Recht ausdrücklich vorbehalten, sämmtliche Officiere vom Obersten an aufwärts zu ernennen.

2. Die Europäer in Aegypten.

Wenn Aegypten in der jüngsten Zeit sich auf so manchen Gebieten der innern Verwaltung einer Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Sicherheit erfreut, welche, wie mangelhaft auch immer, sich dennoch aufs vortheilhafteste von den Zuständen im übrigen Türkenreiche unterscheiden, so verdankt es das — neben dem reformatorischen Wirken Mehmed Ali's — fast ausschließlich den vielfachen und engen Berührungen mit Europa und dem starken Zuströmen europäischer Intelligenz und Arbeitskraft. Die Europäer (meist Griechen, Italiener und Franzosen, in geringerer Zahl Engländer und Deutsche) nehmen aber eine so vollständige Ausnahmestellung im Lande ein, daß sie geradezu als neben, ja über der Landesbevölkerung stehend erscheinen und selbst von der Regierung in diesem Sinne behandelt werden. Ueberlegen durch ihre Bildung und ihr Capital, im Besitze des Ausfuhr- wie des Einfuhrhandels, in politischer und bürgerlicher Hinsicht dem Schutze und der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Consulate unterstellt, bilden sie in gesellschaftlicher wie in rechtlicher Beziehung eine Classe für sich, die der Gewalt der einheimischen Behörden entzogen ist, die, außer in geschäftlicher Hinsicht, kaum irgend welche engere Beziehungen zu den Eingebornen hat und die eine Blutsvermischung mit denselben vollends verschmäht, ja im Gefühle ihrer eigenthümlichen Geltung sich beinahe als die herrschende Classe im Lande ansieht.

---

347. Der Nil.

(Nach Hermann Masius, Naturstudien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn der Indianer Nordamerika's seinen Mississippi den „Vater der Gewässer“ nennt, so verdient doch diesen Namen in noch höherm Grade der

alte, heilige Strom Aegyptens. Denn um ihn hat Sage und Dichtung, hat die Sonne des Morgenlandes einen Zauber gewoben, der durch alle Zeiten unzerstörbar fortwirkt. Die Urgeschichte der Menschheit beginnt an seinen Ufern. Dort, auf den Stufen der Pyramiden, sitzt die Muse, hieroglyphengeschmückt, und erzählt von Memphis und von Theben, von Abraham und Joseph und von dem Knaben, den Pharao's Tochter im Schilf des Nils gefunden. Zu ihr pilgerten, Weisheit suchend, Pythagoras und Solon, Herodot und Plato; hierhin flüchtete Maria mit dem Jesuskinde; hier begegneten sich waffenklirrend die Völker aus Abend- und Morgenland, und neben Alexander stellt sich Cäsar und Napoleon. Wo gäbe es einen mehr welthistorischen, mehr poetischen Strom, gleich diesem, von den ehrwürdigsten und gewaltigsten Erinnerungen umklungen?

Aber auch wenn man die eigenartige Natur und Bedeutung des Nils betrachtet, seinen geheimnißvollen Ursprung und seine 7 Mündungen, die Linie seines Laufs oder seine periodischen Ueberschwemmungen, seine todtstarren Ufer oder die belebende Kraft seines Wassers, so erscheint er im Vereine aller dieser Beziehungen fast einzig und unvergleichbar.

Lange hat der Nil die Stätte seiner Geburt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, so daß sprüchwörtlich Nili caput quaerere so viel bedeutete, als etwas Unmögliches versuchen. Doch die Wissenschaft sträubt sich gegen jedes Geheimniß und kennt weder Schranken noch Gefahr. So haben denn auch die Portugiesen schon 1624 die Ueberlieferung griechischer Geographen, daß der Nil aus zwei Strömen zusammenfließe, zur Gewißheit erhoben. Der östliche dieser Ströme, welcher den abessinischen Hochgebirgen entspringt, den Tsana-See durchströmt und dem regenlosen Aegypten in felsigem Bette alle Flüsse und Ströme Abessiniens als ein ungetrübtes Wasser zuführt, ist jetzt als der blaue Fluß (Bahr el azrek) bekannt, während der andere, westliche, von seinem thonhaltigen, grauweißen Wasser den Namen des weißen Flusses (Bahr el abiad) erhalten hat. Diesen letztern hat man mit Recht als den eigentlichen Hauptfluß, den erstern als dessen Nebenfluß angesehen. Denn der weiße Nil führt eine dreifach größere Wassermenge und fließt allzeit in gleich mächtiger Strömung, während der blaue Nil zwei Vierteljahre hindurch das Bild eines trägen, seichten Steppenflusses gibt.

In unseren Tagen hat man (vor Allen die Engländer Speke und Baker) erkannt, daß sich im Innern Afrika's, ähnlich wie im Innern Nordamerika's, ein Gebiet großartiger Seen erstreckt, welche, unter einander zusammenhangend, ein einziges afrikanisches Binnenmeer bilden. Aus ihren Becken hervor und durch ihre Becken hindurch strömt nun der Nil, gleichsam die mächtige Arterie dieses Wassersystems. Als eigentlicher Quellsee aber gilt der mächtige Ukerewe (Victoria Nyanza) — eher das Haupt als der Erzeuger des Nils. Auf einer (1300 Meter hohen) Terrasse, unmittelbar unter dem Aequator gelegen, sammelt er die unermeßlichen Gewässer der Tropen-

regen, welche mit dem höchsten Stande der Sonne (im März) anheben, und führt diese durch seinen Abfluß einem zweiten See zu, dem Luta Nsigé, dem die Engländer nach ihrer Gewohnheit ebenfalls einen halb englischen Namen, Albert Nyanza (Nyanza = größeres Wasser), gegeben haben. Aus diesem gewaltigen Becken, welches noch immer 1000 Meter hoch liegt, bricht die Fülle der Wasser in tiefem Bette mit starker Strömung hervor, theilt sich bei Gondokoro, dem äußersten Vorposten christlicher Mission, in mehrere Arme und tritt zum dritten Male in einen See, den sumpfigen No, um hier von West, Süd und Ost neue Zuflüsse aufzunehmen und nun als Bahr el abiad in majestätischem Laufe sich dem blauen Flusse zu nähern, den er unter 16° n. Br. aufnimmt. An dem Vereinigungspunkte des Doppelstromes, der fortan Bahr el Nil heißt, gründete der berechnende Geist Mehmed Ali's 1824 die Stadt Chartum (s. Nr. 352), deren rasches Emporblühen bereits europäische Ansiedler, namentlich christliche Missionare, angezogen hat, die vielleicht nur wieder zu erobern haben, was schon einmal dem christlichen Glauben und der christlichen Bildung angehörte.

Hier beginnt der Nil seinen Mittellauf zwischen zwei mächtigen Fels- und Wüstenterrassen. Vulkanische Kegel, Klippen und Riffe ohne Zahl sperren das Bett des Flusses. Doch mit doppelter Kraft, wirbelnd und schäumend, stürzen die zurückgedrängten Wasser über die Granit-Riegel hinweg oder sie winden sich — seeartig erweitert — in hundert Schlangenarmen zwischen ihnen hindurch, um sie herum. Man hat diese Stromschnellen wenig bezeichnend „Katarakte“ genannt und zählt ihrer zehn. Schon vor dem ersten derselben, d. h. vor dem Eintritte des Nils ins nubische Gebirgsland, hat sich diesem noch ein dritter Fluß zugesellt: der Astaboras der Alten, von den heutigen Geographen Atbara oder Tacazze (d. h. der Murrende) genannt. Dieser ist die letzte Nebenader des Nils, und fortan vermag derselbe, auf einem Laufe von 250 Meilen, nicht blos jedes weitern Zuwachses zu entbehren, sondern, unerschöpflich, wie er ist, ergießt er auch seine Fülle in die zahllosen Canäle, aus welchen die Anwohner seit unvordenklicher Zeit ihre wasserlosen Gefilde tränken. Von diesem Punkte hebt denn auch die Reihe geschichtlicher Denkmäler und Erinnerungen an. Ja, vielleicht war schon jene vom Atbara und Nil umschlungene Hochebene, die heut zu Tage den Norden von Sennaar bildet, ein Schauplatz uralter Cultur. Wir kennen sie aus Strabo unter dem Namen der „Insel Meroë“; das dort einst begründete Priesterreich hat lange, aber wohl nicht mit Recht, als der eigentliche Musterstaat gegolten, von welchem aus, dem Laufe des Flusses folgend, die Bildung allmählich nordwärts herabgedrungen sein sollte. Noch heute erinnert das Dorf Merawe an den alten Namen. Hier erscheinen auch zuerst, wenn man nilabwärts fährt, Trümmer von Pyramiden (bei Assur allein achtzig), die aber weder die Großartigkeit noch die Festigkeit der memphitischen Pyramiden hatten, sondern, indem sie die einfache

Urform derselben mit tempelartigen Ausschmückungen vermischten, sich als Nachbildungen einer spätern Zeit zu erkennen geben. Tiefer den Strom abwärts begleiten wieder altägyptische Bauwerke denselben, sich in immer dichterer Reihe drängend, nicht allein an den Ufern, sondern auch auf den reizenden Inseln Philä und Elephantine, besonders aber bei dem der letztern Insel gegenüberliegenden Syene (dem mohammedanischen Assuan), wo Pharaonen und Ptolemäer, Römer und Mameluken-Häuptlinge wetteifernd ihre Monumente auf einem Raume gehäuft haben, was um so weniger befremden darf, als Syene nicht blos zu allen Zeiten ein wichtiger Grenzposten war, sondern weil unmittelbar bei der Stadt jene Schatzgruben des Syenits sich öffnen, die schon den frühesten Herrschern den herrlich rosenrothen Stein zu ihren Obelisken und Statuen gewährten und noch immer nicht erschöpft sind. Da liegen noch behauene Säulen, halbbegonnene Sphinxe, ja, ein Obelisk lehnt, vollständig geschliffen und mit prächtigen Figuren bedeckt, am Urfels, nur die Hand erwartend, die ihn ablöse.

Langsamer flutet der Nil an den Ruinenstädten Ombos, Edfu, Esneh vorüber zu dem heiligen Theben, wo der Genius des alten Riesenvolkes seine ganze Wunderwelt erschließt (s. Nr. 351). Welch ein Anblick muß es gewesen sein, als alle die gestürzten und versunkenen Trümmer noch standen in ihrer Pracht und, wie Diodor angibt, einen Zauberkreis von 140 Stadien (halb so viel als das heutige Paris) ausfüllten, als die Brücke noch den stolzen Bogen über den Strom warf und triumphirend die Könige in die Hallen der „goldenen Diospolis" zogen, als die festlich geschmückten Processionen durch die lange Sphinxallee zwischen Luxor und Karnak einherschritten und durch die pyramidengleichen Thürme (Pylone) in den großen Nationaltempel eintraten! „Nirgends hat sich wohl die Kunst so nahe und so glücklich an das Wesen der großartigsten Landesnatur angeschmiegt und ist aus ihr als ein königliches Gewächs, als eine heilige Pflanze emporgeschossen, wie hier im ägyptischen Nilthal."

Schon von den Brandungen des letzten Katarakts an ist der Nil in eine anderthalb hundert Meilen lange Felsenspalte eingetreten und wälzt nun ungehemmt seine Fluten zwischen dem parallelen Doppelzuge eines Sandsteingebirges, welches auf seiner Ostseite als arabisches Gebirge schroff ansteigt, während sich westwärts, wenig erhaben über die Fläche der Sahara, die libysche Hügelkette hinzieht (vergl. Nr. 345). Beides sind einförmig fahlgraue Massen, die kein Schimmer eines Pflanzenwuchses belebt; aber aus ihren unzerstörbaren Quadern sind jene Tempel auferbaut, deren Ruinen von den Inseln Philä und Elephantine an in fast ununterbrochener Folge den Strom begleiten. Da ist unterhalb des „hundertthorigen" Theben noch Lykopolis und Tentyra; da öffnen sich unabsehbare Reihen hohler Grabkammern, wechselnd mit Götterstatuen, die seit Jahrtausenden in das Spiel der Wogen schauen; da taucht Memphis auf mit

den Riesenwarten seiner Pyramiden (s. Nr. 350), bis endlich bei der Saracenenstadt Kairo (s. Nr. 349) der 900 Meter breite Nil in sein letztes Stadium tritt.

Und jetzt verwandelt sich das Flußbild in ein Meeresbild. Denn hier, wo die beiden begleitenden Bergzüge plötzlich zurückweichen oder abbrechen, spaltet sich eben so plötzlich der Nil. Zwei Hauptarme, den von Rosette und den von Damiette, entsendend, umfaßt der Strom die viel gepriesene Niederung, welche von ihrer Dreieckgestalt den Namen Delta erhalten hat.

Die allmähliche Erhebung des Delta aus dem Meere beruht auf den jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, welche dem „werkthätigen" Strome (ποταμὸς ἐργατικός nach Herodot) seine landbildende und landgestaltende Kraft verleihen. Zwar wiederholt sich diese Erscheinung auch bei anderen Gewässern, aber bei keinem tritt sie mit solcher Regelmäßigkeit auf, noch läßt sie sich so genau und so weit zurück verfolgen. Wir wissen, daß der Nil von den mächtigen Gewittern angeschwellt wird, welche zur Zeit der tropischen Regen ihre Wassermassen auf das Hochland von Sudan und Abessinien herabstürzen. Unter dem Aequator bereits mit dem Ende des März beginnend, tritt die Ueberschwemmung je tiefer hinab, um so später, ein, und in der regenlosen Zone des Unterlaufs verräth erst gegen Ende Juni's der steigende Strom den gewaltigen Zuwachs des Wassers. Diese Schwellung nimmt nun in gleichmäßiger Folge so zu, daß um die Mitte August's der Fluß in Aegypten seine Ufer überschreitet und allmählich das ganze Thal bis zum Fuße der Berge überflutet, um während des October in seine Grenzen zurückzukehren und eben so gleichmäßig als er gewachsen, zur niedrigsten Ebbe herabzusinken. Das höchste, aber gewöhnliche Maß der Steigung beträgt für das Delta heute noch, wie in den Tagen Herodot's und Plutarch's, 5 Meter (7 Meter Wasserhöhe), und die Wassermenge, welche der Strom in dieser Zeit dem Meere zuwälzt, ist zwanzigmal größer als zuvor. Zuweilen bleibt derselbe auch wohl unter jenem Maße zurück. Dann aber trifft Hungersnoth oder doch Mangel die Bevölkerung, welche eben den Ueberschwemmungen allein ihre reichen Ernten verdankt. Der Aegypter betrachtet daher diese Erscheinung fast mit religiöser Scheu; Feste jeder Art wechseln mit einander, wenn um die Mitte des August's die Schleuse des großen Canals bei Kairo durchstochen werden kann, welcher hier vom Nil ausläuft und mit seinen Verzweigungen das östliche Unter-Aegypten — das alte Gosen — überschwemmt. Unmittelbar nach dem Durchstich fertigt der Khadi jene Urkunde aus, welche den genügenden Wasserstand bestätigt und dem Großherrn in Constantinopel das Recht gibt, von der ägyptischen Regierung den vollen Tribut zu erheben. In demselben Augenblicke aber füllt tausendzüngiger Jubelruf die Lüfte: „der Strom kommt! der Strom kommt!" Etwa um den 26. September hat derselbe die höchste Höhe erstiegen, das Festland ist verschwunden, nur die langen viel-

gebrochenen Linien der Dämme, nur die Städte und Dörfer auf ihnen tauchen im Schmucke der Palmen und der Minarets aus der nebelhauchenden Fläche hervor. Was man sieht, ist kein Fluß, kein See, sondern ein Meer, so daß einst Herodot (II, 97) bei diesem Anblicke sich in den heimatlichen Archipel versetzt wähnte. Aber nach wenigen Wochen treten einzelne hochgelegene Punkte wieder aus dem Spiegel hervor, und bald streut der Fellah die Saat über den aufgeweichten Boden, die er allenfalls durch seine Ziegenherde tiefer eintreten läßt. Alles Andere der Sonne und dem Nil anheimgebend, kehrt er erst wieder, wenn die Halme unter der Last der Körner zur Erde sinken, um nun mit der kurzen sägeartigen Sichel sie abzuschneiden, aber auch sogleich eine zweite Aussaat vorzubereiten. In dieser Periode, gleich als hätten die Jahreszeiten sich verkehrt, entfaltet die Natur Aegyptens ihre üppigste Pracht, während im Frühjahre das Land von der Sonne verbrannt und zerrissen da lag und der Chamsin seinen Gluthauch über das geborstene Feld aushauchte. Das ganze Nilthal ist jetzt eine Prairie voll Aehren und Blüten; berauschend wogen die Düfte der Orangen und Mimosen, der Lupinen und der süßen Kleearten, und über dieser gesegneten Erde wölbt sich in unbeschreiblicher Klarheit das Firmament, wolkenlos bei Tage und wolkenlos bei Nacht.

Inzwischen fällt der Strom, der dieses Wunder schafft, in umgekehrter Weise, wie er gestiegen, nämlich Anfangs schnell, dann zögernd, bis vom December an die Abnahme kaum noch merkbar ist. Nur aus sparender Cisterne lenkt dann der Aegypter mittelst Schöpfvorrichtungen das Wasser von einer Furche des Ackers zur andern. Und wunderbar! selbst eine so dürftige Bewässerung genügt, um dem Boden ein solche Fruchtbarkeit zu verleihen, daß in dieser Kornkammer der Welt kaum ein Monat ohne Ernte bleibt. Schon Ende Januar's steht der Weizen ein Meter hoch und die Gerste in schweren Aehren; viermal in fünf Monaten wird der Alexandrinische Klee geschnitten. Daneben ziehen Reis- und Maisfelder, wechselnd mit dem Dickicht des Zuckerrohrs oder mit Baumwoll- und Indigo-Pflanzungen. Wo endlich nichts mehr gedeiht, da erhebt sich noch die edle Palme. Und natürlich sammelt sich an dieser reich gedeckten Tafel auch eine reiche Thierwelt: in der Flut Weichthiere, Kruster, Fische, darunter jener merkwürdige Zitterrochen, dessen elektrische Kräfte schon im Alterthum bekannt waren, an den Ufern Insecten, Amphibien, Nager, die Herden der Büffel und Kameele; in den Lüften Vögel jeder Art und ohne Zahl, deren Eldorado hier ist. Neben den Schwärmen der Tauben und Schwalben umkreist der nackthalsige Geier die grauen Kuppeln der Dörfer, während über den Strom mit schwerem Flügelschlage der Pelican zieht und im Schilf des Papyrus der prächtige Flamingo und Reiher und Störche auf Beute lauern. Selbst die zierlichen Barken, die zu Hunderten die Wasser hinauf- und hinabgleiten, gleichen mit ihren dreieckigen, scheerenartig gekreuzten Segeln nur riesigen Sturmvögeln.

Kurz, es begegnet dem Auge allenthalben das vielgestaltigste, wechselvollste Leben.

Wie es überhaupt im Charakter der Deltabildungen liegt, daß ihre Grenze gegen das Meer hin keine feste ist, so ist auch das Nildelta in einem langsamen, aber stetigen Wachsthum begriffen. Wir wissen, daß zur Zeit Homer's (Od. IV, 358) die Insel Pharos bei Alexandrien eine Tagereise von der Küste entfernt war, während schon Plutarch (um 100 nach Chr.) sie nur noch als eine Strandklippe kannte; die Städte Rosette und Damiette, welche zur Zeit der Kreuzzüge die Mündungen unmittelbar beherrschten, liegen jetzt eine Meile tiefer ins Land hinein. In einem ähnlichen Maße aber, wie hier das Delta seewärts vorrückt, verengt es sich an seiner östlichen Seite. Zwischen Salahieh und den Ruinen von Pelusium lagert wieder die uralte Wüste, und da, wo Herodot noch Hirtenstämme weiden sah, in der Gegend des Sees Menzaleh, rollen nun die Meereswogen. Indem das Meer mit übermächtiger Strömung dem Zuge der ausmündenden Gewässer entgegentritt, wird ein Theil der von diesen herbeigeführten Schlamm-Massen genöthigt, sich in Barren, Dünen und Nehrungen abzulagern; andrerseits bilden sich Seen, Teiche und Sümpfe und das Ganze hält in gleichsam amphibischem Typus die Mitte zwischen Wasser und Land. So dauert hier, wie in jedem größern Flußdelta, der Krieg der Elemente ungeschlichtet fort; Werden und Vergehen, Schöpfung und Vernichtung wechseln ohne Aufhören.

Vergegenwärtigt man sich die Bedeutung des Nils in ihrem vollen Umfange, wie an ihm und seinem Wachsen das Leben eines ganzen Volkes hängt, wie außer ihm weder Brunnen, noch Bach, noch Regen einem ganzen Lande die feuchte Labung spendet, so begreift man wohl die durch alle Zeiten fortgeerbte Verehrung desselben. Heut zu Tage blickt der Fellah, keines höhern Aufschwungs fähig, mit freudigem Stolz auf den Strom, aus dem er und seine Heerden trinken und der ihm seine Tenne mit Reis und Weizen füllt. Er nennt ihn „Vater des Segens" und schreibt ihm gläubig Wunder zu. Der monotheistischen Strenge des Islam zum Trotz wird er als „der Heilige" des Landes gepriesen und der auf ihn geleistete Eid noch heute für den höchsten, bindendsten gehalten. Aber wie sehr verschwindet das alles gegen den tiefsinnigen Cultus, welchen die Dankbarkeit der alten Aegypter dem Nil gewidmet hatte! Neben Isis, der großen Erdmutter, ward er als Osiris, als fruchtverleihende Gottheit, verehrt; Tempel waren ihm errichtet, Feste geheiligt. Wenn der Strom zu seinem niedrigsten Stande herabsank, ergriff allgemeine Trauer das Land. Typhon, der arge Verderber, so erzählte die Mythe, habe im Bunde mit 72 Genossen den heilbringenden Gott erschlagen und die Leiche in den Nil geschleudert, Isis aber suche trauernd den Gatten. Doch Osiris ist nicht wirklich dem Tode verfallen. Unsterblich lebt und herrscht er in der Unterwelt, und in Horos, seinem Sohne, ersteht ihm

auf der Oberwelt ein Rächer. Wenn die 72 Tage der glühendsten Hitze — denn das sind die Mordgenossen Typhon's — vorüber sind, dann schwillt von Neuem der Strom. Horos, der jugendliche Held, hat dann den Typhon erlegt; der Gott ist in seinem Sohne erstanden, Lotosblumen schmücken sein Bild, und ahnungsvoll verkündet der wiederkehrende Jahressegen, daß alles Leben, wie schnell es auch verrinne, in Osiris' Reiche sich zu ewiger Jugend erneue.

348. Alexandrien.

(Nach Hermann Masius, Naturstudien, Alfred von Kremer, Aegypten, und Gerhard Rohlfs im „Ausland", bearbeitet vom Herausgeber.)

Keine Säule, keine Pyramide meldet an den Ufern des Nils die Siege Alexander's des Macedoniers. Aber dessen bedurfte es auch nicht. Denn noch ehe ihn mitten im Rausche der Jugend der Tod ereilte, hatte er die Stadt gegründet, welche seinen Namen unsterblich durch die Jahrhunderte trägt und vielleicht mehr als alle Eroberungen seine Größe bezeugt. Den Erbhaß der Hellenen und Barbaren für immer auszulöschen, den gealterten, geknechteten Orient durch die freie Gesinnung des Abendlandes zu verjüngen: das war der weltgeschichtliche Gedanke, der ihn erfüllte, und dafür baute er hier, wo zwei Erdtheile und zwei Meere sich begegnen, die große Völkermetropole (331). Nicht hinter fernen Felsen durfte sie sich verbergen, wie Theben und Memphis; sie mußte am Ufer den Fremdling gastlich empfangen, mußte seinen Schiffen die Leuchtfeuer zünden und die schützenden Häfen öffnen, in welchen sich, laut Strabo's Bericht, mehr Schiffe drängten, als in irgend einem Theile der Welt. So entsprang hier aus dem Dünensande, auf einer schmalen Nehrung, die, nahe der westlichen Nilmündung, den Mareotis-See vom Mittelmeere abschied, eine Stadt, welche, mit Rom und später mit Byzanz wetteifernd, zu der Fülle der Güter und der Macht den Ruhm der Wissenschaften und Künste fügte und daher es wohl verdiente, eine „Königin der Städte" zu heißen.

Alexandrien verdankte seine schnelle und mächtige Entwicklung unter den Ptolemäern und den römischen Kaisern vor Allem seiner für den Handel unvergleichlich günstigen Lage. Mit einem beispiellos reichen Hinterlande, das schon im Alterthum die Kornkammer Athens und Roms war, durch den damals noch schiffbaren Mareotis-See mit dem Canalsystem des Nils in innigem Zusammenhange stehend, sah es bald den ganzen Welthandelsverkehr zwischen Europa und Asien dahinströmen, wozu der Umstand beitrug, daß unter des Kaisers Claudius Regierung die Regelmäßigkeit der Monsumwinde im Rothen und Indischen Meere entdeckt worden war. Die Erzeugnisse des

unerschöpflichen Indien wurden der im Genießen unersättlichen, wohlhabendern römischen Gesellschaft nicht weniger unentbehrlich, als dem modernen Europa Thee oder Kaffee. Die Blüte Alexandriens im Alterthume beruhte daher sowohl auf dem Exporthandel mit ägyptischen Producten als auf dem Transithandel mit indischen Gütern. Unter der byzantinischen Herrschaft hörte Alexandrien nicht auf, die erste Handelsstadt des Reiches zu sein. Erst die Eroberung durch die Araber (im J. 641) versetzte dem Welthandel derselben den Todesstoß. Der Exporthandel mit einheimischen Landesproducten beschränkte sich auf die mohammedanischen Küstenländer des Mittelmeeres, und der indische Handel nahm bald wieder seinen uralten Zug den Euphrat hinauf, wo Bagdad, die Hauptstadt des Khalifats, und Bassora deren Seehafen, sich dessen bemächtigten. Seit der Entdeckung des Seeweges um das Cap, der Eroberung Aegyptens durch die Türken (1516—17) und der Absperrung des Rothen Meeres durch die Portugiesen schlug der westöstliche Welthandel fast ausschließlich die Straße um das Cap ein; Alexandrien verödete unter der türkischen Barbarei immer mehr, selbst der inländische Exporthandel wandte sich nach Rosette und Damiette, weil Alexandrien durch Versandung der alten Canäle so wie durch Versumpfung des Mareotis-Sees nicht mehr in genügender Verbindung mit dem Inlande stand. Zur Zeit, als die Franzosen unter Bonaparte landeten (1798), hatte die Stadt kaum noch 6000 Einwohner und selbst als Exporthafen kaum noch einige Bedeutung. Erst seitdem der Großvater des gegenwärtigen Khedive, Mehmed Ali, durch die Herstellung des Mahmudie-Canals (s. S. 396) die Stadt nicht nur mit gutem Wasser versorgte, sondern auch wieder in directe Verbindung mit dem Nil setzte und den Schiffen der christlichen Nationen den sicheren alten Hafen eröffnete, ist ihr Wohlstand und Handel in fortwährendem Steigen begriffen, beruht aber nicht mehr auf dem Transithandel mit indischen Gütern, der seit der Eröffnung des Suez-Canals vollends aufgehört hat, sondern auf dem Export von ägyptischen Landesproducten, besonders nach England (Feldfrüchte, Zuckerrohr und die seit Mehmed Ali angebaute Baumwolle) und dem Import von europäischen Waaren. So blüht Alexandrien jetzt abermals unter dem anregenden europäischen Einflusse als ein wichtiger Knotenpunkt im Völkerverkehre des Mittelmeeres, als ein vorgeschobener Posten europäischer Cultur am afrikanischen Gestade. Daher braucht Alexandrien auch jetzt nicht zu fürchten, von Port Said, das allerdings an der Mündung des Suez-Canals liegt, überflügelt zu werden.

Nur zwei bedeutende Denkmäler des Alterthums sind noch erhalten: a) die sogenannte Pompejus-Säule (30 Meter hoch) aus dunkelrothem Granit, welche in dem Serapeum stand, dem Haupttempel der Stadt und dem prachtvollsten Gebäude des Alterthums nächst dem römischen Capitol, aber keine Beziehung zu Pompejus hat, vielmehr unter einem der Ptolemäer gearbeitet, dann umgestürzt und, wie eine Inschrift am Fußgestell meldet,

von einem Statthalter Aegyptens zu Ehren des Kaisers Diocletian wegen seines Sieges über die aufständischen Alexandriner wieder aufgerichtet wurde; b) die sogenannte **Nadel der Kleopatra** (19 Meter hoch), ein altägyptischer Obelisk von rosenrothem Granit, neben welchem ein zweiter Obelisk halbverschüttet aus der Erde hervorragt. Beide bezeichnen die Stelle des von Kleopatra begonnenen, unter Augustus vollendeten Cäsartempels; sie gehörten ursprünglich dem Tempel von Heliopolis an; der noch aufrecht stehende Monolith enthält noch die Schilder des großen Ramses (um 1460 v. Chr.). Von dem im Bereich der Königspaläste gelegenen **Museum**, der großen wissenschaftlichen Stiftung der ersten Ptolemäer, wo Dichter und Gelehrte mit königlicher Freigebigkeit unterhalten, wo die Geistesschätze aller damals bekannten Völker aufgehäuft wurden; von dem **Sema**, dem Grabdenkmal Alexander's des Großen, wohin sein Leichnam aus dem fernen Babylon gebracht und in einem goldenen Sarge eingeschlossen ward, von den vielen Tempeln und sonstigen öffentlichen Bauten ist nicht einmal die Stelle, wo sie standen, mehr genau anzugeben. Auch von dem berühmten Leuchtthurme, dem Wunderbau der alten Welt, hat türkische Barbarei jede Spur vertilgt.

Das **heutige Alexandrien**, welches auf der Halbinsel zwischen dem alten und neuen Hafen steht, zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Hälften: die **mohammedanische** oder sogenannte **arabische Stadt** im Nordwesten und Westen mit engen, unregelmäßigen, im Sommer staubigen, im Winter unsauberen Straßen und etwa 100,000 Einwohnern in regellos gebauten, düstern Häusern, deren vergitterte Fenster meist gegen den Hofraum gerichtet sind, und das **europäische** oder **Frankenquartier**, eine Schöpfung der Neuzeit, am neuen (östlichen) Hafen, mit breiten und geraden Straßen, von Europäern in schönen, mehrstöckigen Häusern mit flachen Dächern nach südeuropäischem Baustil bewohnt. Die Europäer, besonders die Italiener und die Griechen, haben den Großhandel ganz in Händen, und nur der Kleinhandel wird von Eingebornen (den sogenannten Arabern) vermittelt.

Auf dem Platze Mehmed Ali's, auch place des consuls genannt, wo sich am meisten das europäische Leben concentrirt, erhebt sich seit 1872 — als eine heidnische Ketzerei — die mehr als lebensgroße (5 Meter hohe) bronzene Reiter-Statue des Begründers der jetzigen Dynastie inmitten einer breiten Allee. Mehmed Ali (Pascha von Aegypten 1805, Vicekönig 1841—1848), in orientalischer Tracht, den Turban auf dem Haupte, sitzt in gebietender Stellung zu Roß; seinem energischen Gesichts-Ausdruck sieht man es an, daß er der Mann ist, welcher das türkische Joch abschüttelte, der, hätten nicht die Großmächte ihr Veto dazwischen gerufen, sein Schwert bis nach Stambul selbst hingetragen haben würde.

Der vortreffliche **alte** Hafen von Alexandrieen, welcher jetzt fast ausschließlich benutzt wird, hat seit 1870 eine vollständige Umgestaltung erlitten,

indem mit einem Aufwande von 50 Millionen Francs die großartigsten Molenbauten ganz neue Bassins schufen. Bald wird Alexandrien ein äußeres Hafenbecken besitzen, mit einer Oberfläche von 350 Hektaren und einer Tiefe von wenigstens 10 Metern. Dieser Vorhafen wird durch einen Wellenbrecher (2340 M. lang und 8 M. hoch) geschützt, wozu die (20.000) Blöcke (jeder 10 Cubikmeter groß und über 400 Ctr. wiegend) zum Theil künstlich hergestellt werden. Dieser Wogenbrecher hat zwei Eingänge, einen am Nordende, 600 Meter breit, für kleinere Schiffe, einen andern am Südende, 800 Meter breit, für große Fahrzeuge. Das innere Hafenbecken erhält 72 Hektaren Oberfläche und wenigstens 8½ Meter Tiefe, wird ebenfalls durch besondere Molen geschützt und mit hydraulischen Krahnen zur Ausladung der Schiffe versehen. Die jährliche Schiffsbewegung beläuft sich jetzt (1874) schon auf etwa 2000 einlaufende Segelschiffe und 1000 Dampfer und ebenso viele ausfahrende. Welche Zukunft wird sich erst der Stadt mit dem bei Weitem besten Hafen an der ganzen Nordküste Afrika's, an der Mündung des einzigen schiffbaren Flusses Nordafrika's, erschließen, wenn erst die Felsen der Nil-Kataralte gesprengt werden und man mit Dampfschiffen direct vom Mittelmeer bis zu den Seen Inner-Afrika's, den großen Wasserreservoirs des Nils, wird fahren und von dort die Producte Central-Afrika's nilabwärts ihr zuführen können? Aber es ist Alles erst im Werden; denn mit Sicherheit läßt sich voraussagen, daß Alexandrien wieder werden wird, was es war, ein Emporium für den Welthandel, die bedeutendste Handelsstadt am Mittelmeere.

Fremdartiger als die Stadt ist ihr Leben: eine bunte, aus allen europäischen Staaten, von den Gestaden des Mittelmeeres und aus den Nilländern zusammengewürfelte Menschenmenge drängt sich in den Straßen herum. Die charakteristischen Köpfe, die dunkeln, oft bis ins Ebenholzschwarze spielenden Abstufungen der Hautfarben, die den verschiedenen Volksstämmen (Fellahs, Berbern, Arabern, Syrern) eigenthümlichen Trachten, die verschleierten Frauen, endlich das Gebahren und Treiben dieser Bevölkerung, ihr Handel und Wandel, ihre Bewegungs- und Ausdrucksweise, die Handwerker in ihren offenen Buden, die Verkäufer, welche ihre Waaren ausrufen, die zerlumpten Bettler, die malerischen Gestalten greiser Schechs, die langen Züge pathetisch einherschreitender Kameele, die galoppirenden Esel, die kleinen flinken Eseljungen mit ihren lebhaften Schelmenaugen in den schwarzen Gesichtern, die eleganten Toiletten griechischer Damen in den feinsten Pariser Equipagen, deren englische Pferde von arabischen Kutschern gelenkt werden, voraus die weißgekleideten Vorläufer mit langem Stabe, Alles ist hier neu und überraschend und doch nur ein schwaches Abbild von dem, was Kairo bietet *).

*) Dieser Absatz nach Anton Grafen Prokesch-Osten, Sohn, Nilfahrt. 1874.

Wie der Khedive, der Hof und die ganze Regierung im Sommer von Kairo nach Alexandrien übersiedeln, der frischen Meeresbrisen wegen, so folgen auch die meisten Europäer diesem Beispiele. Aber sie wohnen weniger in Alexandrien selbst, wo sich durch Versumpfung des Mareotis-Sees das sonst ziemlich gesunde Klima verschlechtert hat, als im nahe gelegenen Ramleh, eine Stunde von der Stadt, in der Richtung gegen Rosette zu, ein Ort, welcher vor wenigen Jahren seinen Namen (Sand) noch verdiente, jetzt aber ein reizender Complex von Villen geworden ist, der, mit allen Annehmlichkeiten einer Villeggiatur ausgestattet, binnen Kurzem das Scheveningen Alexandriens sein wird.

349. Kairo.

(Nach Anton Graf Prokesch-Osten, Sohn, Nilfahrt.)

Kairo (zweisilbig auszusprechen), „die Siegreiche", ist eine Weltstadt und offenbart sich beim ersten Anblick als solche; die Häuser, welche hier nicht viel besser aussehen als in andern ägyptischen Städten, tragen wenig zu diesem Eindrucke bei, aber das rege Leben in den Straßen und das Treiben der Bevölkerung, unter der sich beinahe alle Stämme des Erdkreises vertreten finden. Die Gunst der Lage bringt dies mit sich; zu allen Zeiten hat hier, oder doch in unmittelbarer Nähe, eine Stadt gestanden, die Ost-Afrika beherrscht und wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der asiatischen Nachbarländer geübt hat; die Stelle ist der Schlüssel der Nilländer und entnimmt diesen ihre unverwüstliche Lebenskraft; Kairo ist eine andere Memphis. Ist auch jene Blüte längst verwelkt, welche Kairo unter den Khalifen berühmt gemacht hat, da es die zweite Hauptstadt der mohammedischen Welt, die Wiege der arabischen Civilisation war, so sind doch dem gebrochenen Stamme frische Triebe entsprossen, und während das Khalifenthum und die Ideen, die es trugen, längst der Geschichte angehören, sehen wir die alte Mahrusa („die von Gott beschützte", ein Beiname Kairo's) in neuer Blüte vor uns stehen. Wenige Jahrzehnte haben für diesen Aufschwung hingereicht, der den veränderten Grundbedingungen entsprechend auch eine von der früheren verschiedene Richtung verfolgt; zur Khalifenzeit war der Handel die Hauptquelle des Reichthums und Kairo der wichtigste Stapelplatz des indisch-europäischen Verkehrs; jetzt, wo die Waaren andere Wege gehen, hat der Handel nur mehr in soweit Bedeutung, als hier der Markt ist, auf dem die Producte der Nilländer gegen europäische und unterägyptische Erzeugnisse umgesetzt werden. Wenngleich dieser Verkehr immerhin von Belang ist und die Stadt überdies selbst einen namhaften Beitrag dazu liefert, da sie zahlreiche Färbereien, Gerbereien und Webereien besitzt, die Nubien und Inner-

Afrika beinahe ausschließlich versorgen, so haben doch Handel und Gewerbe nur einen untergeordneten Einfluß auf den heutigen Aufschwung genommen; dieser entspringt vielmehr der politischen und civilisatorischen Rolle, welche Aegypten seit Mehmed Ali übernommen hat. Als Hauptstadt dieses aufstrebenden Staates, zugleich des einzigen, der tief in den afrikanischen Continent hineinreicht, ist Kairo der Schwerpunkt, dem alle Interessen der Völker zustreben, die vom Meere an bis in das Herz Afrika's wohnen, das Bindeglied zwischen unsern Ideen und Sitten und denjenigen des Orients. In dem glücklichen Zusammentreffen so vieler belebender Elemente, zu denen die klimatischen Vorzüge und die Pflege der Aegyptologie ihren Theil beitragen, liegt Kairo's Bedeutung.

Die Stadt zieht sich in Gestalt eines länglichen Vierecks am Fuße des Mokattam-Gebirges hin; sie ist in mehrere Quartiere eingetheilt, welche jeden Abend durch Thore abgeschlossen werden und sich, je nach ihren Bewohnern, durch einen mehr oder weniger bestimmten Charakter von einander unterscheiden, so insbesondere das Kopten- und das Judenviertel; am wenigsten ist dies bei dem von Europäern bewohnten Stadttheile der Fall, da gerade hier der rege Verkehr alle Volksstämme und Classen mit einander in Berührung bringt; auch gleichen die Häuser, mit Ausnahme der neu gebauten, so ziemlich den arabischen; nur die unvergitterten Fenster kennzeichnen die Wohnung des Ausländers.

Auf der Esbekieh, dem Hauptplatze, halten sich das europäische und orientalische Wesen das Gleichgewicht; sie ist der Sammelplatz der Fremden, da die besten Häuser und Gasthöfe, mehrere Consulate, die Theater, viele Kaffeehäuser u. s. w. an ihr liegen. Die Mitte des Platzes nimmt ein nach europäischem Muster angelegter öffentlicher Garten ein; er enthält den letzten Rest jener herrlichen Akazien und Sykomoren, wahrer Riesenbäume, die erst in jüngster Zeit den Bauten des neuen Stadttheiles Ismaelieh weichen mußten. Dieser wird von breiten, geraden Straßen durchzogen, die sich zwar recht gut ausnehmen, doch dem ägyptischen Klima weniger entsprechen dürften, als die schmalen, schattigen Gassen der arabischen Quartiere. Von der südöstlichen Ecke der Esbekieh geht die Hauptstraße Kairo's aus, die Muski, der älteste, schon zu Saladin's Zeit angelegte Theil des Frankenviertels. Zelttücher und Bretterdächer, welche quer über die Straße gespannt sind, hüllen sie in mystisches Halbdunkel. In der Muski, welche die Hauptader des Verkehrs ist, ist stets das dichteste Gewühl: Männer, Weiber, Greise, Kinder, elegante Wagen, schwerfällige knarrende Büffelfuhrwerke, lange Kameelzüge, mit Ballen beladene Maulthiere, arabische Reiter auf prächtigen Pferden, europäische Reisende auf kleinen Eseln, Verkäufer, ihre Waaren ausrufend, bettelnde Derwische, den Koran mit näselnder Stimme recitirend, hier unter ihrer Last keuchende Wasserträger, dort leichtfüßige Vorläufer, lärmende Straßenjungen, bellende Hunde, sie alle drängen und werden ge-

drängt, und vollführen einen Lärm, als ob die Stadt in Aufruhr wäre; es ist ein wahres Babel, in dem man völlig betäubt wird. Oft stockt der Verkehr, zum dichten Knäuel ballt sich die Menge zusammen, dann bricht der stärkere Strom durch und rollt, Alles mit sich fortreißend, stürmisch weiter. „Vorgesehen, ein Esel", tönen uns die gellenden Warnungsrufe der flüchtigen Eseljungen in die Ohren, mit rascher Wendung weichen wir aus, um gleich wieder auf neue Hindernisse zu stoßen, und so treiben wir willenlos weiter, bis uns eine stille Seitengasse aufnimmt und zur Besinnung kommen läßt. Wir befinden uns in einem arabischen Quartiere, einem wahren Labyrinth kreuz- und querlaufender, winkeliger Gäßchen und Gänge; hohe Häuser von Stein und Fachwerk, deren obere Stockwerke über die unteren vorstehen, hüllen sie in wohlthätigen Schatten; manche derselben sind so eng, daß zwei sich begegnende Reiter kaum an einander vorüber können; bald gehen wir zwischen langen Mauern dahin, die keine andere Oeffnung aufweisen als eine niedrige Thür, bald zwischen Häuserreihen, deren gegenüberliegende vorspringende Erker sich beinahe berühren.

Gerathen wir auf einen Markt, so öffnet sich ein neues Feld für Beobachtungen; am südlichen Ende der Stadt aber, auf dem Karameidan, dem Markte für Esel, Pferde und Kameele, können wir selbst lagernde Beduinen in ihren Zelten sehen, beturbante Kopten mit ernsten Zügen, Fellahs in blauen Hemden, reichgekleidete Schechs mit ehrwürdigen weißen Bärten, halbnackte Neger, kurz alle Musterbilder der Stämme und Stände. Ist der Zufall gut gelaunt, so läßt er uns Zeuge eines außergewöhnlichen Schauspiels sein: ein Schlangenbeschwörer übt seine Künste, ein begeisterter Derwisch durchsticht zur Erbauung der gaffenden Menge mit langen Nadeln seine Brust oder es naht einer jener malerischen Aufzüge, etwa eine Hochzeit. Wollen wir den Becher bis auf die Neige leeren, so müssen wir auch noch ein türkisches Bad besuchen; hier finden wir den Orientalen in seiner behaglichsten Stimmung, welche übrigens derjenige kaum theilen wird, der ein derartiges Bad mit den dunkeln, dampferfüllten Räumen, so wie die Hantirungen des Knetens u. s. w., denen man sich überlassen muß, noch nicht kennt.

Die Citadelle, auf einem Vorsprunge des Mokattam-Gebirges gelegen, beherrscht die Stadt und ist der geeignetste Orientirungspunkt. Die größte Merkwürdigkeit der Citadelle ist der Josephs-Brunnen, vielleicht ein pharaonisches Werk; er ist durchaus in den Felsen gesprengt, 90 M. tief und besteht aus zwei Schächten, von denen der erste breiter als der zweite ist und nicht ganz senkrecht auf diesem steht; eine Treppe führt bis auf die Sohle des Brunnens hinab; auf dem Absatze, bei dem der zweite Schacht beginnt, befindet sich ein Schöpfwerk, welches das Wasser aufpumpt und in ein Behältniß gießt, aus dem es durch ein zweites solches Werk vollends bis hinauf gezogen wird. Gleich neben dem Josephs-Brunnen

erhebt sich die Moschee Mehmed Ali's, deren schlanke, im türkischen Stile spitz zulaufende Minarete weithin sichtbar sind und dem fernen Wanderer die Hauptstadt verkünden. Sie ist auf der Stelle von Saladin's Palaste nach dem Plane der Constantinopeler Moscheen erbaut und im größten Maßstabe ausgeführt, ein mächtiger Bau, dem eine reiche Bekleidung von durchsichtig schimmernden, fein geäderten Alabasterplatten einen besondern Reiz verleiht. Im Innern, dem Eintretenden zur Rechten, befindet sich das Grabmal Mehamed Ali's. Wahrhaft entzückend ist die Aussicht, welche die Terrasse der Moschee gewährt; tief unten liegt die Stadt wie eine Insel inmitten der Wüste; über den flachen Dächern der dichtgedrängten Häuser steigen Kuppeln und Minarete auf, dazwischen grüne Wipfel und Palmenkronen; gerade zu unsern Füßen erblicken wir die Hassan-Moschee, einen königlichen Bau; zur Linken ragen die sogenannten Mamelukengräber aus der Wüste empor.

Kairo besitzt gegen 400 Moscheen, alle so ziemlich nach einem Plane angelegt, dem derjenige der heiligen Moschee von Mekka zu Grunde liegt: sie bestehen aus einem viereckigen, offenen Hofe, der von vier Säulen- oder Pfeilerhallen umschlossen ist; inmitten des Hofes befindet sich ein überwölbter Brunnen, an dem die Muselmänner vor jedem Gebete die durch den Koran vorgeschriebenen Waschungen vornehmen. Unter den Hallen ist die der Richtung von Mekka zugekehrte die eigentliche Gebethalle; Teppiche oder Matten bedecken ihren Boden, Lampen und Kronleuchter hängen von der Decke herab; ihr Hauptmerkmal besteht in dem Mihrab, einer mit Säulen, Arabesken, Mosaikarbeiten und Inschriften geschmückten Nische der Rückwand, welche die Richtung von Mekka anzeigt, der der Gläubige beim Gebete sein Antlitz zuwenden muß; neben dem Mihrab steht das Menber, eine oft sehr reich geschnitzte hölzerne Kanzel. An die beiden Enden der Gebethalle stoßen gewöhnlich die mit Kuppeln gedeckten Grabcapellen, in denen der Gründer der Moschee und seine Angehörigen ruhen. Auf den Ecken der Hofmauer erheben sich die schlanken Minarete, von deren Altanen aus der Muezin die Stunden des Gebetes verkündet; kleine Moscheen besitzen gewöhnlich nur ein Minaret. Die Außenwände der Moscheen sind häufig bunt angestrichen, vorzugsweise in breiten rothen und weißen Querstreifen.

Auf den Friedhöfen außerhalb der Stadt steht eine Anzahl kleiner Grabmoscheen, welche als eben so viele Muster der arabischen Architektur bezeichnet zu werden verdienen; leider sind die meisten derselben bereits sehr verfallen. Die Gräber der circassischen Mameluken-Sultane, gewöhnlich irriger Weise Khalifengräber genannt, liegen im Osten der Stadt.

Die öffentlichen Gebäude und Paläste Kairo's sind Werke der jüngsten Zeit; der älteste Palast ist der von Mehamed Ali auf der Citadelle erbaute, der schönste der gegenüber von Bulaq auf der Insel Ge-

zireh Bulaq gelegene Palast von Gezireh, der mit dem kostbarsten Material ausgestattet und prachtvoll eingerichtet ist. Weiter südlich liegt auf dem linken Ufer, bei dem Dorfe Gizeh, der Palast von Gizeh, inmitten der Stadt endlich derjenige von Abdihn, den der Khedive gewöhnlich bewohnt.

Der merkwürdigste Bazar ist der Khan Chalil. Er besteht aus mehreren gedeckten Straßen und Höfen, in denen die Waaren in offenen Buden zum Verkauf ausliegen oder in Magazinen aufgespeichert sind. Eine große Menschenmenge drängt sich gewöhnlich in denselben herum und bietet unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung, denn der Orientale geht beim Kaufe vorsichtig zu Werke und handelt und feilscht die längste Zeit, bis er zum Entschlusse kommt.

Auf der Südspitze der Insel Roda steht der Nilmesser Megyes. Es ist eine achteckige, mit einer Scala versehene Säule inmitten eines viereckigen Brunnens; eine Treppe führt in denselben hinab. Der tiefste Wasserstand, den der Nil für eine günstige Ueberschwemmung erreichen muß, beträgt 18 Ellen; übersteigt er 22 Ellen, so wird die Ueberschwemmung verderblich. Eine fesselnde Aussicht gewährt die Terrasse neben dem Nilmesser, von der aus man das Treiben auf dem von Masten umsäumten Landungsplatze von Alt-Kairo und die unzähligen Schiffe beobachten kann, die mit ihren großen weißen Segeln gleich Schwänen auf dem Flusse hinziehen und sich bis in weite Ferne verfolgen lassen. Die nördliche Spitze der Insel wird von der Sage als die Stelle der Auffindung Moses' bezeichnet.

Bulaq ist eine unmittelbar am Nil gelegene Vorstadt und der Hafenplatz Kairo's. Hier herrscht das rege Leben, welches die Matrosenviertel kennzeichnet: Schiffsleute treiben sich in den Gassen herum, die einen müßig nach den Kaffeehäusern schlendernd, die andern emsig den Geschäften ihres Berufs nachgehend; sie kommen vom Nil oder drängen dahin. Den ganzen Tag über wird ein- und ausgeladen und jede Handlung mit dem den Arabern unerläßlichen Geschrei begleitet. Das Museum, welches eine der reichsten und merkwürdigsten Sammlungen ägyptischer Alterthümer enthält, ist in einem provisorischen Gebäude am südlichen Ende von Bulaq aufgestellt. Außer einer großen Anzahl Kunstwerke bietet es eine reiche Sammlung kleinerer Figuren und Gegenstände aller Art, so: alle Gestalten der ägyptischen Götterwelt und der heiligen Thiere; Scarabäen und andere Symbole; Mumien, Särge, Urnen und andere auf den Todtencult bezügliche Gegenstände; Papyrusrollen; Waffen, Kleidungsstücke; Haus- und Küchengeräthe, Nippsachen, Toilettengegenstände und Schmuck; Malerpaletten mit Farben, Handwerkszeug, Spielsachen u. s. w. Ein Theil der Sammlung, der in den beschränkten Räumen nicht untergebracht werden konnte, ist in dem Garten und Vorhofe des Museums vertheilt; zu diesen zählen die großen Stelen, Sarkophage, Sphinxe und mehrere Figuren. Die endgültige Aufstellung und Ordnung

der Sammlung wird erst in dem neuen Museum Platz greifen können, welches auf der Bulaq gegenüberliegenden Insel Gezireh erbaut werden soll.

Die nach Schubra führende Allee von riesenhaften Sykomoren und Akazien ist der Kairiner Corso; insbesondere an Freitagen und an Sonntagen begegnet man hier der eleganten Welt zu Wagen, zu Pferde, zu Esel und zu Fuß, die Frauen der vornehmen Harems in grellrothen, goldgelben, meergrünen und himmelblauen Seidengewändern, das Antlitz nach türkischer Sitte in durchsichtige weiße Schleier gehüllt, reiche Koptinnen, Griechinnen, europäische Damen, Paschas und Consuln, deren Equipagen sich durch vorauseilende Vorläufer ankündigen; selbst der Khedive fährt hier, von einem reich uniformirten Gefolge begleitet, häufig spaziren. Manchmal zieht auch eine Reihe Kameele majestätisch durch das Gewühl, in dem sich arme Fellahkinder herumdrängen, um den Kameelmist aufzusammeln, der hier zu Lande als Brennmaterial verwendet wird.

Von dem herrlichen Sonnentempel zu Heliopolis, dessen Hallen, Sphinx-Alleen und Obelisken Strabo noch gesehen hat, ist nur noch ein Obelisk übrig geblieben — der älteste Aegyptens —, ein 20 Meter hoher Granitmonolith, von König Usertesen I. der 12. Dynastie (2803 v. Chr.) errichtet. Er steht in einem Garten vor dem Dorfe Matarieh.

Die Besteigung des Mokattam kostet wenig Mühe und ist sehr lohnend, namentlich gewährt er dem Petrefactensammler eine reiche Ausbeute. Auf der Höhe des tafelförmigen Berges angelangt, überblicken wir das Land wie eine Reliefkarte; die Aussicht ist hier weit umfassender als von der Citadelle aus, die sich, tief zu unseren Füßen liegend, kaum über der Stadt zu erheben scheint; ungehindert schweift das Auge über das grüne Nilthal bis weit in das Delta hinein, über die durch die Pyramidenreihe eingefaßte Libysche Wüste und über die Arabische Wüste, deren glitzernde Terrassen fern im Osten in Luftspiegelungen verschwimmen.

Das Gebirge im Osten vom Dorfe Tura ist das „Troische Gebirge“ der alten Schriftsteller, aus dem das bei Herodot erwähnte „arabische Gestein“ zum Bau der Pyramiden und vieler anderer Denkmäler geholt worden ist. Die antiken Steinbrüche, zu denen wir von Tura aus hinansteigen, ziehen sich bis hinter das eine halbe Stunde weiter südlich gelegene Dorf Massara hin; ihr Anblick ist kaum weniger großartig als der der Denkmäler, die aus ihnen hervorgegangen sind; das ganze Gebirge ist durchwühlt, in ununterbrochener Reihe folgen tiefe Stollen und ausgedehnte Höhlen aufeinander, deren an 10 Meter hohe Wände so genau gearbeitet und sorgfältig geglättet sind, daß man diese Räume für Grabgemächer halten möchte; manchmal hängen mehrere dieser Säle, in denen mächtige Pfeiler ausgespart sind, durch Seitenthüren zusammen und bilden gleichsam unterirdische, dem Gnomenreiche angehörende Paläste. Rothe Linien bezeichnen noch die Abgrenzungen, innerhalb deren die Steinbrecher neue Blöcke herausnehmen sollten;

daneben geschriebene demotische oder hieroglyphische Texte nennen die Namen der Priester, die diese Arbeiten geleitet, oder der Könige, die sie angeordnet haben.

---

350. Die Pyramiden.

(Nach Anton Graf Prokesch-Osten, Sohn, Nilfahrt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Pyramidenfelder bilden die Nekropole der alten Hauptstadt Memphis und ihre Denkmale bedecken den Rand des Wüstenplateau auf einer Linie von 5 geographischen Meilen. Es sind die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, und doch bezeichnen sie schon den Gipfelpunkt einer Civilisation; derartige Werke schafft nur ein gereiftes Volk. Welche Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse verrathen die Wandgemälde der Gräber! Welche Kenntnisse setzt der Bau einer Pyramide voraus, die Anlage ihrer Räumlichkeiten unter der erdrückenden Steinlast, die Stellung ihrer Riesenblöcke, welche seit sechszig Jahrhunderten unverrückt die wohlberechnete Lage einnehmen. So klar diese Denkmale aber auch den hohen Culturzustand der ältesten Gesellschaft offenbaren, so spärlich ist das Licht, welches sie auf die Geschichte ihrer Zeit werfen. Die Pyramiden tragen keine Inschriften und schweigen über die Thaten der in ihnen ruhenden Könige. Um so zahlreicher sind dafür die Aufschlüsse, welche die Privatgräber auf Hunderten von Wandbildern über alle Einzelheiten des täglichen Lebens geben. Die Nekropole von Memphis ist daher vor allen andern dazu geeignet, uns mit den Sitten und Gebräuchen der alten Aegypter bekannt zu machen.

Den Namen Pyramis leitet Prof. Brugsch nicht unwahrscheinlich ab von dem altägyptischen Abimer, d. h. große, hervorragende Grabanlage, welches Wort die Griechen bimar oder bimaris ausgesprochen hätten, woraus mit einer Metathesis pyramis entstanden wäre. Zu den ägyptischen Gräbern gehörte eine für den Todtendienst bestimmte Capelle; diese war aber nicht im Innern der Pyramide, sondern außerhalb derselben versammelten sich die Hinterbliebenen in eigenen Tempeln, deren Ruinen stellenweise noch vorhanden sind. Die Pyramiden selbst wurden unmittelbar nach dem Begräbnisse geschlossen; sie hatten, und waren sie auch noch so groß, keinen andern Zweck, als die Mumie bis zum Tage der Auferstehung zu bergen.

Die drei von Herodot (II. 124—135) geschilderten Pyramiden auf dem Felde von Gizeh sind schon aus weiter Ferne zu erkennen; sie heben ihre ehrwürdigen Häupter hoch über die kleineren Pyramiden und anderen Denkmale. Die erste zur Rechten — die nördlichste — ist die Cheops-Pyramide

(noch 137 Meter hoch, ursprünglich 145 Meter), welche, obgleich ihrer Spitze beraubt, auch heute noch die größte ist. Dicht neben ihr folgt die Chefren-Pyramide (136 Meter hoch), anscheinend höher, weil auf einer erhabenern Stelle stehend, endlich etwas weiter links die dritte, kleinere (nur 62 Meter hoch), die des Mykerinos.

Man pflegt nur die Cheops-Pyramide zu besteigen, deren durch den Verlust der Spitze entstandene Platte von 10 Metern im Geviert den ganzen Riesenbau überschauen läßt. Seine Basis nimmt, was dem Auge nicht faßbar ist, den siebenfachen Raum des Kölner Domes ein. Wahrhaft großartig ist der Ausblick von der Pyramide über die ganze Todtenstadt von Gizeh mit ihren Pyramiden, mit dem Riesenhaupte der Sphinx, die, älter als alle umgebenden Denkmale, seit undenklicher Zeit der aufgehenden Sonne entgegenblickt; ferner über die lange Reihe der Königsgräber bis Daschur hin; über den gelben Sand der endlosen Wüste; über den windungsreichen Nil, die dichten Palmenwälder und üppigen, von Canälen durchschnittenen Felder; in der Ferne erscheint Kairo mit der luftigen Citadellenmoschee und dem langgestreckten Rücken des goldenen Mokattam und die arabischen Berge. Zur Zeit der Ueberschwemmung ist die Landschaft in ein Seestück verwandelt; da glauben wir auf das Meer hinabzublicken; Dörfer und Wälder bilden darin einen Archipel von größeren und kleineren Inseln, zwischen denen manches Segel über Stellen hingleitet, die bald der Pflug durchfurchen wird. — Das Hineingehen in die Pyramide ist sehr beschwerlich wegen der drückenden Hitze im Innern, die fast den Athem benimmt, und wegen der gebückten Körperstellung, die man beinahe fortwährend beobachten muß; auch erzeugt die Glätte des Bodens ein höchst unbehagliches Gefühl. Im Kern der Pyramide liegen, fast übereinander, die sogenannten Kammern der Königin und des Königs, beide aus Granit gebaut, wobei die Wände so meisterhaft gefügt und geschliffen sind, daß man nicht die feinste Messerklinge in die Ritzen zwischen den Blöcken einschieben kann. Die Königskammer, fast doppelt so lang (11 Meter) wie die der Königin, aber eben so breit (5 Meter) und hoch (6 Meter), enthält einen schmucklosen Granit-Sarkophag (an der westlichen Wand), während in der sogenannten Kammer der Königin, die durchaus keine Veranlassung für die ihr beigelegte Benennung bietet, kein Sarkophag stand. Ueber der Königskammer liegen noch 5 kleine Räume, aus Granit gebaut, doch ohne sorgfältige Ausarbeitung; sie haben weiter keinen Zweck, als die auf die Decke der Königskammer drückende Last zu vermindern. Die auf mehreren Blöcken erhaltenen Legenden nennen die Königsnamen Chufu und Chnum-Chufu, beide mit dem Zusatze: „Träger des Diadems, Errichter des Grabdenkmals der Pyramide". Wahrscheinlich gehören beide Namen einem und demselben König an — dem Chufu oder Cheops. Während in der ersten Pyramide die Grabkammer des Königs 42 Meter über der Grundlinie liegt, befindet sich dieselbe in der zweiten unter der Grundfläche, eben

so das Doppelgrab (aus verschiedenen Zeiten) in der dritten Pyramide. Südlich neben dieser stehen drei kleinere Pyramiden in einer Reihe, eben so drei andere östlich neben der Cheops-Pyramide.

Das älteste Denkmal in der Nekropole von Gizeh und eins der merkwürdigsten der Welt ist die (oben erwähnte) Sphinx, östlich von der zweiten Pyramide. Ein Löwenleib mit vorgestreckten Tatzen (52 Meter lang) ruht in ostwestlicher Richtung, zur Hälfte in den weichen Sand vergraben, so daß nur der Rücken, der Hals und das mit dem königlichen Diadem geschmückte menschliche Haupt (19 Meter hoch) zu Tage tritt. Die Inschriften nennen den Koloß, an dessen Brust eine Capelle angebracht ist, „Horus im Sonnenglanze". Dieselbe ist aus dem Felsen herausgemeißelt, der in der Mitte des Körpers, wo sich eine Kluft zeigt, durch Mauerwerk ausgeglichen wurde. Das verstümmelte Antlitz hat dadurch, daß es der Nase beraubt ist, einen äthiopischen Charakter erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kopf Portrait und für König Chufu schon ein ehrwürdiges Alterthum aus einer der vierten Dynastie vorangehenden Zeit war. Das riesige Götterbild mußte einen ihm an Großartigkeit entsprechenden Tempel haben, und den erkennen wir in dem 200 Schritte südöstlich von der Sphinx tief im Sande vergrabenen Granittempel aus riesigen Syenitquadern und Alabasterblöcken, wie sie nur die Pyramiden-Zeit aufeinander zu stellen und mit dieser Genauigkeit zu fügen vermochte. Ausgrabungen haben eine jener für Processionen bestimmten Alleen bloßgelegt, welche von der Sphinx zu dem Tempel führte, eben so eine Ummauerung (vielleicht aus späterer Zeit), welche beide Denkmale einschloß.

Die Gräber, welche die Pyramiden umgeben, sind nach Hunderten zu zählen; die ältesten gehören der Zeit der vierten Dynastie an, die jüngsten den letzten Tagen des Pharaonenreiches. Ohne Ordnung an einander gereiht, finden sich die jüngsten oft neben und zwischen den ältesten, so daß eine gewissen Zeitabschnitten entsprechende Eintheilung des Friedhofes nicht möglich ist.

Zwischen dem Pyramidenfelde von Gizeh und dem südlichern von Sakara liegt die Gruppe von Abu-Sir, welche ursprünglich aus 14 Pyramiden bestand, jetzt aber nur noch drei wohlerhaltene zählt; die übrigen sind meist nur im Unterbaue erhalten, theilweise in Schutthügel verwandelt. An diese Gruppe reihen sich unmittelbar die Königsgräber von Sakara, eine Gruppe von 17 mehr oder weniger erhaltenen, oft nur noch als Hügel erkennbaren Pyramiden. Die größte und zugleich die älteste derselben ist die Stufen-Pyramide, deren Kern sich noch 59 Meter über der Hochebene der Wüste in 6 Absätzen erhebt, und zwar nicht, wie alle andern, mit der Fläche genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, sondern mit einer östlichen Abweichung vom wahren Nord, vielleicht, weil sie aus einer frühern Zeit (der ersten Dynastie?) stammt, als jenes bei den übrigen Pyramiden geltende Gesetz noch

unbekannt war. Die in der Pyramide gefundenen Apisknochen lassen vermuthen, daß sie, wenn auch ursprünglich zum Königsgrabe bestimmt, später als Gruft für Apisstiere und Menschen benutzt worden sei. Das Innere enthält außer einer Sargkammer von nicht weniger als 23 Meter Höhe ein Labyrinth von Gängen, theilweise unter der Grundlinie, die einer spätern Zeit angehören, und, wie die darin gefundenen Mumien und Sarkophage beweisen, als Grabstätten, vielleicht als Familiengruft gedient haben. — Außer den Königsgräbern enthält die Nekropole von Sakara, welche dem Hauptstadttheile des alten Memphis zunächst lag, einige Tausend Privatgräber; man schreitet unausgesetzt zwischen Schächten und zerfallenen Denkmalen, über Mumien-Reste und Gebeine dahin; fast in jeder Vertiefung des ganz durchwühlten Bodens liegen Todtenschädel und Gerippe, und an einigen Stellen sind die menschlichen und thierischen Ueberreste zu Hügeln aufgethürmt, welche eine nichts weniger als angenehme Atmosphäre verbreiten. Eine besondere Abtheilung dieser Nekropole bildet der 1850 entdeckte Apisfriedhof, südwestlich von der Stufen-Pyramide, den man häufig Serapeum nennt nach dem daranstoßenden Tempel des Serapis, eines zur Ptolemäer-Zeit neu eingeführten Gottes, der zwar in naher Beziehung zum Apis steht, doch mit demselben nicht zu verwechseln ist. Die Katakomben bestehen aus langen und hohen unterirdischen Gängen mit vielen Verzweigungen unter der Wüste. In großen Nischen von 6 Meter Höhe stehen die colossalen schwarzen Granitsarkophage der Apisstiere, glatt polirt, wie ein Spiegel, meist ohne Inschrift. Doch bieten die bei Begräbnissen der Stiere aufgestellten Stelen, deren etwa 500 aufgefunden und zum Theil nach Paris gebracht wurden, indem sie die Daten nach Jahren der Regierung der Könige angeben, ein unschätzbares Material für die Feststellung der Chronologie.

Unmittelbar an das Pyramidenfeld von Sakara schließt sich das von Daschur. Die nördlichste und südlichste dieser Pyramiden sind Ziegelbauten; den größten Eindruck macht die zweite von Norden her, weil sie der Cheops-Pyramide nicht weit nachsteht (noch jetzt 100 Meter hoch) und in sehr gutem Zustande erhalten ist. An Gräbern ist dieses Pyramidenfeld fast eben so reich wie die andern Nekropolen, doch sind dieselben beinahe gänzlich zerstört.

---

351. Theben.

(Nach Anton Graf Prokesch-Osten, Sohn, Nilfahrt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Ruinen der „hunderttborigen" Stadt bilden das Hauptziel einer Nilreise. Hier, in dem Mittelpunkte des ehemaligen Pharaonenreiches, findet sich auch heute noch Alles vereint, was seine Bedeutung in der Weltge-

schichte veranschaulicht; obgleich verwüstet und verstümmelt, geben die mächtigen Bauten noch immer Zeugniß von jener markigen Kraft, welche die fernsten Völker gebeugt hat, und ihre Wände sprechen zu uns, wie die Blätter eines Buches, von der einstigen Größe und Blüte Aegyptens, von den Thaten seiner Herrscher, von den Sitten und Gebräuchen seiner Bürger.

Der hieroglyphische Name Thebens, specieller des östlichen Thebens, ist Ap oder auch Ape, mit dem Artikel T'Ape, woraus das koptische Thabe und das griechische Thebae entstanden ist; die unter den Ptolemäern eingeführte Benennung Diospolis ist eine Uebersetzung von Nut-Amen, Ammonsstadt. Ihre Gründung ist in das mythische Dunkel der ägyptischen Urgeschichte gehüllt. In die Geschichte tritt Theben erst mit der 11. Dynastie (2850 Jahre v. Chr.) ein, welche von Manetho eine thebaische genannt wird und deren Gräber entdeckt worden sind. Doch erst nach der Vertreibung der Hyksos und mit der Wiederherstellung der von ihnen zerstörten Tempel, also unter der 18. Dynastie (1706 v. Chr.), beginnen die herrlichen Bauten, welche, im Laufe des folgenden Jahrtausends vermehrt, vergrößert und verschönert, die Stadt zu dem Wunder der Alten Welt gemacht haben. Nach der Vernichtung und Plünderung durch Kambyses (527) konnte sich Theben, trotz der unter den Ptolemäern vorgenommenen Verschönerungen, nicht mehr erholen; die Verlegung der Residenz nach den Städten des Delta unter den letzten Dynastieen und der Aufschwung Alexandriens entzogen ihm die Lebenskraft. Ihre Empörung gegen Ptolemäus Soter II. brachte der Stadt den völligen Untergang durch Feuer und Schwert, so daß Strabo zur Zeit des Augustus nur noch ärmliche Ortschaften, um die vier Haupttempel gruppirt, fand. Das Feld von Theben bot damals schon so ziemlich den heutigen Anblick.

a) Die Ostseite (Luxor, Karnak).

Unter allen ägyptischen Tempeln gewährt kaum einer einen so traurigen Anblick als der Tempel von Luxor; andere sind mehr zerstört und verödet, dieser aber ist entheiligt durch die elendesten Lehmhütten mit ihrer schmutzigen Bevölkerung. Der älteste Theil des Tempels stammt von Amenhotep III. (1600 v. Chr.) aus der 18. Dynastie; Ramses II. (1407 v. Chr.) aus der 19. Dynastie vollendete den Bau. Die nördlichen Pylone haben, obgleich zu einem Drittel im Schutte vergraben, noch immer eine Höhe von 18 Meter und machen durch das Massenhafte ihrer Körper einen gewaltigen Eindruck. Zu beiden Seiten des zwischen den Pylonen liegenden gegenwärtigen Thores ragen zwei colossale Granitfiguren Ramses' II. aus dem Boden, bis an die Schultern vergraben, mit abgeschlagenen Gesichtern. Links von der östlichen Figur steht der Obelisk (26 Meter hoch), dessen Gefährte jetzt auf der Place de la concorde in Paris unter dem Einflusse der Witterung zu Grunde geht. Alle vier Seiten des Obelisk sind mit Inschriften bedeckt, welche die überschwenglichsten Lobsprüche auf Ramses II. enthalten; auch die

Außenwände der Pylone sind mit Inschriften und historischen Bildern geschmückt, deren Züge immer unkenntlicher werden. Durch einen langen Vorhof, der von einem Peristyl mit doppelten Säulenreihen umgeben ist, gelangt man in den fast eben so langen Säulengang des Horus, dessen 14 Säulen, im Gegensatz zu den Bündelsäulen des Vorhofes, runde, mit großen Figuren gezierte Schäfte und Kelch-Capitäle haben; es sind die größten Säulen des Tempels. Aus dem Säulengange führt ein zweiter, wie der erste Vorhof, von doppelten Säulenreihen eingefaßter Hof durch einen Porticus mit 32 Säulen in vier Reihen zu einem Raume, der in christlicher Zeit als Kirche gedient hat, wie noch eine mit Heiligenbildern übertünchte Wand bekundet. Auch die weiter folgenden Räume sind aufs Reichste mit Bildern und Inschriften versehen, die theils den Localgott von Theben, den Ammon, theils den königlichen Erbauer Amenhotep verherrlichen.

Von den nördlichen Pylonen des Tempels von Luxor führt durch wohlbebautes Land eine Allee von riesigen Widdersphinxen zu den mächtigen Ruinen des Ammontempels von Karnak; die abgesägten Köpfe dieser Widder liegen meist neben ihnen auf der Erde. Sie gehört zu einem Netze solcher Alleen, welche die Gruppe von Karnak einerseits gürtelförmig umschlossen, andererseits, strahlenförmig ausgehend, mit den fernen Tempelgruppen verbanden. Ohne einheitlichen Plan und in weit auseinander liegenden Zeiträumen gegründet, sind die vielen großen und kleinen Gebäude, welche die Gruppe von Karnak bilden, um so schwieriger zu unterscheiden, und in ihrer Selbständigkeit oder Zusammengehörigkeit zu erfassen, als die Zerstörung, namentlich durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, ihre Grenzlinien verwischt hat. Auf keinem andern Punkte der Erde findet sich eine solche Menge von Trümmern bunt durcheinander geworfen, wie hier in den Labyrinthen von Vorhöfen, Hallen, Kammern, Pylonen, Obelisken, Colossen, Sphinxen u. s. w., die in einem Zeitraume von 2400 Jahren angehäuft worden sind und von einer großen Umwallung in Form eines länglichen Vierecks eingeschlossen wurden. Die Innenwände des Ammontempels sind mit religiösen Darstellungen, die Außenwände mit historischen Bildern bedeckt.

b) Die Westseite (Medinet-Abu. Die Gräber).

Die Tempel der Westseite, vorzugsweise Memnonien (von menu = sich erinnern) genannt, standen, im Gegensatz zu den Tempeln der Ostseite, mit dem Todtenculte in Verbindung, denn im Westen war der Eingang zur Unterwelt, in welcher der Verstorbene verweilen mußte, bis er geläutert in der Sonnenbarke im Osten wieder aufsteigen konnte zur Sternenwohnung. Die nahe libysche Kette war der Friedhof von Theben, die Tempelreihe an ihrem Fuße galt dem Andenken der dort begrabenen Könige; sie selbst bauten in dem Gebirge ihre Gräber, in der Ebene ihre Memnonien, in denen sie in

der Erinnerung fortleben wollten. Die Darstellungen auf den Tempelwänden beziehen sich daher sowohl auf Todtencult, als auf die Thaten ihrer Gründer.

Die Denkmale von Medinet-Abu (einer koptischen Stadt) zerfallen in drei Hauptgruppen:

aa) Den kleinen, ältesten Tempel, ein Werk der 18. Dynastie; Tothmes II. und III. nebst ihrer Schwester haben ihn dem Ammon-Ra gewidmet, und die zahlreichen Wandbilder mit noch gut erhaltenen Farben stehen größtentheils in Bezug zu diesen drei Herrschern.

bb) Den südlich an den kleinen Tempel stoßenden, größtentheils zerstörten Palast Ramses' III. mit einer thurmähnlichen, zweistöckigen Façade. Die in riesigem Maßstabe auf den Außenwänden eingemeißelten Bilder stellen Ramses III. vor, wie er dem Ammon-Ra die gefangenen Feinde darbringt und von ihm das Siegesschwert erhält, während die Wandmalereien im Innern den König im Kreise seiner Frauen und Töchter zeigen und einen Einblick in das häusliche Leben desselben gewähren.

cc) Den großen Tempel hinter dem Palaste, ein Werk desselben Königs, welches neben dem Tempel von Karnak der großartigste Bau in Aegypten ist. In demselben hat uns Ramses III. gleichsam seine Autobiographie hinterlassen. Schon in dem zweiten Vorhofe, dem schönsten aller in Aegypten erhaltenen Tempelhöfe, sind die Wände und Decken ganz mit Bildern in lebhaften Farben bedeckt, welche die wichtigsten Momente aus dem Leben Ramses' III. wiedergeben, sowohl die kriegerischen Ereignisse als die religiösen Feste des Friedens. Im Innern des gänzlich zerstörten eigentlichen Tempels haben die Ausgrabungen einen ganzen Festkalender aufgedeckt, der für die Kenntniß der religiösen Gebräuche der alten Aegypter vom größten Werthe ist, wie in geschichtlicher Hinsicht die 10 Bilder auf der nördlichen Außenwand, welche den Krieg des Königs gegen die Libyer (1279 v. Chr.) zu Lande und zur See behandeln.

Das Memnonium Amenhotep's III., des Erbauers des Tempels von Luxor, welches man Amenophium genannt hat, ist längst verschwunden, und nur die beiden Riesenstatuen, die seinen Eingang schmückten, die sogenannten Memnons-Colosse, ragen noch in voller Majestät über der grünen Flur empor. Sie sind aus einem braunrothen harten Sandstein gehauen und messen über dem jetzigen Niveau der Ebene 17 Meter. Die südliche Statue ist aus einem Stücke und somit die größte Steinstatue der Welt; die nördliche wurde, nachdem sie im Jahre 27 v. Chr. in Folge eines Erdbebens über den Hüften abgebrochen war, mit Werkstücken hergestellt; diese ist die klingende, also der eigentliche Memnon. Beide Figuren stellen den König, auf seinem Throne sitzend, dar; zu seiner Rechten ist seine Gemahlin, zu seiner Linken seine Mutter in kleiner, bis an seine Kniee reichender Gestalt. Alle Zeugnisse für das Tönen der Statue bei Sonnenaufgang, die in großer Anzahl auf den Beinen und Füßen derselben von den angesehensten Be-

suchern (selbst vom Kaiser Hadrian und seiner Gemahlin) eingegraben sind, fallen nach jener durch das Erdbeben erfolgten Zerstörung und verstummen wieder unter Septimius Severus, der die noch jetzt bestehende Ausbesserung vornehmen ließ; sie klang nur, so lange sie zerbrochen war, und verlor ihre wunderbare Stimme wieder mit dem Zustopfen der Risse und Sprünge. Die Erklärung des Wunders liegt darin, daß der während der Nacht stark abgekühlte Stein durch die bei Sonnenaufgang erfolgende Erwärmung und rasche Ausdehnung ein Krachen von sich gegeben hat, welches in seinen Sprüngen und Rissen als langgehaltener Ton fortklingen konnte. Uebrigens haben neuere Beobachtungen diese Erscheinung auch an andern Monumenten und Steinen constatirt und die Araber sahen darin nur einen oft wiederholten Spuk.

Das Memnonium Ramses' II., mehr als zur Hälfte zerstört, enthält ausschließlich Darstellungen der Thaten dieses Königs. Es ist das einzige Bauwerk Aegyptens, von dem wir eine Schilderung bei einem Schriftsteller des Alterthums (bei Diodor, nach Hekatäus) haben, welcher es das Grabmal des Osymandyas nennt. An der Rückwand des Vorhofes steht die riesige Bildsäule Ramses', die größte Aegyptens, da sie den Memnons-Coloß noch übertraf; die Länge des Kopfes beträgt 3½ Meter, diejenige des Ohres allein schon beinahe 1 Meter. Unter den weiteren Räumen zeichnet sich der Saal der Bibliothek durch seine astronomischen Deckengemälde aus.

Die Gräber. Der ganze östliche Abfall des Libyschen Gebirges nebst den vorliegenden Hügeln und selbst die Ebene bis an die Tempelreihe heran ist mit Gräbern erfüllt; schon aus der Ferne sieht man die geheimnißvollen Felsenthore, in langen Galerieen übereinander gereiht, sich schwarz von der gelben Wand abheben. Am weitesten entfernt und ganz abseits liegen im Norden die Gräber der Könige, im Süden die der Königinnen. Dieselben bestehen aus drei Hauptabtheilungen: 1) aus dem für den Besuch und die Opfer der Hinterbliebenen bestimmten Vorgemache (Grabcapelle), 2) den zur Sargkammer führenden Gängen, Schächten oder Brunnen, 3) der Sargkammer. Da die Erhaltung des Leibes bis zum Tage der Auferstehung der Aegypter größte Sorge war, so suchten sie ihn nicht allein vor Verwesung, sondern auch gegen Gewaltthaten zu schützen und schlossen ihn durch möglichst viele Hindernisse (wie die labyrinthischen Gänge und Schächte) hermetisch von der Oberwelt ab. Dennoch sind schon im Alterthum viele Gräber geöffnet worden, um wieder zur Bestattung der Leichen benutzt zu werden; in der christlichen Zeit mußten vollends die Todten den Lebenden weichen; erst zogen sich fromme Einsiedler in diese Höhlen zurück; seit der Zerstörung der koptischen Ortschaften suchten die flüchtigen Einwohner ihr Obdach darin; seit jener Zeit sind die meisten Gräber bis auf den heutigen Tag bewohnt gewesen.

Das sehenswürdigste Grab ist das von Belzoni entdeckte und nach

ihm benannte, welches in allen seinen Theilen auf den Todtencult bezügliche Bilder enthält mit Figuren in jedem Maßstabe, von der Höhe einer Spanne bis zur Lebensgröße, alle vollendet in Zeichnung und Farben. Inmitten eines gewölbten Saales fand Belzoni einen leeren Sarkophag aus Alabaster, mit Sculpturen bedeckt, der Deckel lag zertrümmert außerhalb des Grabes; der Sarg befindet sich jetzt in England. Die Inschriften, Bilder und Malereien des Grabes sah der berühmte Reisende noch in der ganzen Herrlichkeit ihrer ursprünglichen Vollendung, und erst unserer Zeit ist die Schmach vorbehalten geblieben, die schönen Wände mit Hammer und Meißel in ihren jetzigen traurigen Zustand zu versetzen.

Die finsteren Schwellen der Gräber zu überschreiten, erfordert eine gewisse Selbstüberwindung. Wie Meeresbrausen tönt aus der Tiefe der Flügelschlag von Millionen Fledermäusen herauf, welche diese Katakomben bewohnen und den Eindringling in ganzen Schwärmen umflattern, oft sein Licht erlöschen oder an ihn anprallen und die ohnehin drückende Luft vollends verpesten.

---

352. Chartum.

(Nach Alfred von Kremer, Aegypten, und Ernst Marno, Reisen im Gebiete des weißen und blauen Nils, bearbeitet vom Herausgeber.)

Chartum, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nils auf der Nordspitze der Halbinsel Sennaar, gegründet durch Mehmed Ali nach der Eroberung des Sudan durch die Türken (1823), ist ein vorgeschobener Posten des ägyptischen Handels in der afrikanischen Wildniß und der Sitz der türkischen Herrschaft im Sudan, welcher die Districte Dongola, Sennaar, Takar, Kordofan u. s. w. umfaßt. Die günstige Lage, ungefähr im Centrum ausgedehnter Länder, am Vereinigungspunkte zweier großer, schiffbarer Ströme und zahlreicher, hier beinahe aus allen Richtungen zusammen laufender Handelsstraßen, sichert dieser jungen Stadt eine hervorragende Stelle im Continental-Handel mit den kleinern Märkten dieses Theiles von Afrika. Die einheimische Industrie liefert Filigran-Arbeiten in Gold und Silber, die in ganz Aegypten wegen ihrer Zierlichkeit und Eleganz gesucht sind. Noch schönere Arbeiten dieser Art kommen aus Sennaar. Vorzüglich ist es der Elfenbeinhandel und der in neuerer Zeit durch die Fahrlässigkeit der ägyptischen Behörden wieder aufblühende Sclavenhandel, welche dem Verkehr von Chartum größere Lebhaftigkeit verleihen. Das meiste Elfenbein kommt vom weißen Nil und wird dort theils von den Negern, besonders gegen venetianische und böhmische Glasperlen, eingetauscht, theils geraubt oder zur Auslösung geraubter Kühe gegeben. Die Neger

versammeln sich oft zu Tausenden, um ihr Eigenthum zu vertheidigen, werden aber meistens durch die europäischen Feuerwaffen in die Flucht geschlagen, ihre Dörfer von den Siegern niedergebrannt, ihr Vieh geraubt und ihre Frauen und Kinder als Sclaven fortgeführt. Es bestehen viele feste Plätze („stabilimenti") in der Entfernung von 10—20 Tagereisen vom Flusse, wo der Raub (oft 6000—8000 Kühe) aufbewahrt wird und von wo aus stets neue Raubzüge in Begleitung von (50—60) bewaffneten Berbern unternommen werden. Doch haben die wenigsten dieser Kaufleute, unter denen es, zur Ehre des deutschen Namens, keine Deutschen gibt, sich durch dieses schmachvolle Geschäft ein Vermögen erworben. Die Bezahlung so vieler bewaffneter Diener, die Ausgaben für Waffen und Munition absorbiren den ganzen Ertrag des geraubten Elfenbeins und der Sclaven, deren viele während des Transports als Opfer unmenschlicher Behandlung fallen. Die Sclavenschiffe, welche bis Chartum hinabgehen, werden nämlich der Art überfüllt, daß die Sclaven, dicht zusammengekauert, sich während der ganzen Reise in sitzender Stellung halten müssen; ihre Nahrung besteht in einigen Händen voll ungekochter Durrah. In Chartum werden sie am hellen Tage nackt durch die Stadt getrieben; der Hauptmarkt für den Menschenhandel ist ein außerhalb des ägyptischen Gebietes bei den Schilluk-Negern gelegener Ort, Heleb-Kaka, wo die Araber gegen Geld oder gegen Gold- und Silbergeschmeide Sclaven einkaufen.

Durch die projectirte und theilweise schon vollendete Eisenbahn nach Chartum wird der Einfuhrhandel wohl bedeutend gewinnen und auch die Ausfuhr der wenigen Naturproducte billiger und rascher zu den größeren Absatzplätzen gelangen, als früher; aber das Quantum ist für die Rentabilität einer Bahn zu unbedeutend. Der Nil selbst würde in noch höherem Grade die natürliche Verkehrsstraße des Landes sein, wenn dessen für die Schifffahrt hinderliche Stromschnellen beseitigt würden, während jetzt eine streckenweise Verlegung des Transportes auf die Landwege nicht zu umgehen ist; selbst die erste große gegen Westen gerichtete Krümmung des Nils wird durch Einschlagung des Landweges abgeschnitten.

---

353. Abessinien und seine Bewohner.

(Nach Werner Munzinger, Ostafrikanische Studien.)

Wer je Abessinien gesehen hat, wird immer mit Bewunderung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, die, am südlichen Ende des Rothen Meeres gelegen, schroff gegen dessen Gestade abstürzt, langsam gegen die oberägyptischen Wüsten sich abflacht, in breiten Terrassen sich über 3200 Meter erhebt, und deren Gipfel unseren Alpenkönigen nur den ewigen Schnee lassen. Die

weiten Hochebenen sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Winterströme, von tropischem Regen geschwollen, graben sich tiefer und tiefer schauerliche Abgründe und die Zeit erweitert die schmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihrer tropischen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Wege; da ist das Jagdgebiet des Löwen und der Elephant weidet friedlich; da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen Traume. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe, schilfige Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen Pfad, wenn nicht die Elephanten-Heerde ihn schon geebnet hat. Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuren, hochragenden Stamm und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und ladet in ihren ewigen, nächtigen Schatten. Hier ist Urwald; hier liegen mächtige Stämme der Verwesung preisgegeben und versperren den Weg. Frisch sproßt das Gras aus der nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab Acht! der Dornenbaum höhnt deine Kleider mit den krummen Stacheln, und grausame Disteln und Nesseln verletzen den unbedachten Fuß.

Wo aber das Thal sich verengt und das Wasser mühsam über die Granitblöcke von thurmhohen, senkrechten Schieferfelsen sich einen kargen Weg bahnt, da ist es dunkel fast den ganzen Tag. Hier wird selbst der Vogel scheu und stumm, und die am spärlichen Wasser sich labende Gazelle lauscht ängstlich auf bei jedem Geräusch in der fluchtwehrenden Enge. Selten wird die ewige Stille gestört von dem Geheul der an den jähen Abgrund sich klammernden Affen.

Wehe dem, der hier weilt in der Regenzeit! Von langer Fahrt müde, bettet sich der Wanderer in dem Thale; er ist von der Hitze erschöpft; selbst diese finstern Gründe laden ihn zur Ruhe. Im heißesten Mittag wiegt er sich in süße Träume — da erdröhnt es dumpf im Hochgebirge; ein Schuß, ein zweiter, dann der schreckliche, den ganzen Himmel durchrasende Donner. Doch fürchtet er sich noch nicht, das Gewitter ist ja so ferne. Da erhebt sich oben ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Es wird lauter, gewaltiger; es zischt, es prasselt, es tost, es brüllt — nun nahet es schäumend und sich überstürzend — es ist der Waldstrom. Der Bach, vom Regen angeschwollen, ist ein mächtiger Strom geworden; seines kurzen Lebens eingedenk, stürzt er wild und feurig das Thal hinab; die tiefgewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht und die grasige Ebene wird von Schutt überrollt; das Wasser füllt das ganze Thal und langt hoch an die Felsen hinauf. Wehe dir, Armer, wohin solltest du entfliehen? Hast du die Flügel des Adlers, hast du die Krallen des Affen, der über dir schwebend deiner Noth höhnt? Hier ist sie nicht dein Knecht, die Natur, hier ist sie dein Feind, der dich vernichtet. Es sind wenige Jahre her, daß in einem breiten, trocknen Strombette ein ganzes Zeltlager der Beduinen

mit ihren Heerden von dem ungeahnten Waldstrom überfallen und fortgerissen wurde. Hunderte von Menschen, Tausende von Ziegen wurden seine Beute. So sind die Tiefländer Abessiniens; wie feindlich und doch wie schön!

Besser ist es wohnen in dem kalten, vom Winde gefegten, baumlosen Hochlande. Da sengt keine übermächtige Sonne das grüne Gras, keine wuchernde Vegetation wird dem Menschen feindlich. Die schwarze Erde gibt viel, aber sie fordert Schweiß, die kalte Luft ermöglicht die Arbeit. Der Mensch ist stark und kann auch fleißig sein; Dorf reiht sich an Dorf. Hier zeigt sich die Natur vom Menschen besiegt; das Raubthier hat sich schon lange in die Wildniß zurückgezogen. Ein erfreulicher Blick; doch mäßig schön, wie der Bewohner, den die rauhen Winde schwärzen, und selbst die Frauen hat die rauhe Arbeit männlich gestaltet.

So ist Abessinien im Vergleich zum übrigen Afrika sehr gut und sehr schlecht bedacht. Es vereinigt die verschiedensten Klimate der Welt: die südliche Hitze, die nordische Kälte. Wenn ihm auch die schiffbaren Flüsse mangeln, so hat es doch Ueberfluß an fließendem Wasser. Der von tropischen Regengüssen reichlich getränkte Boden versagt selten eine schöne Ernte. Wenn das Hochland besonders Weizen und Gerste erzeugen kann, eignet sich das Niederland für die edleren Culturpflanzen, besonders für die Baumwolle. Das Klima, besonders im Hochlande, ist sehr gesund und auch dem Europäer äußerst zuträglich, im Gegensatz zu dem fieberreichen Westafrika, das uns so viele Opfer kostet. Der Volksgeist ist durchaus dem Ackerbau zugewandt. Ist die Industrie auch in ihrer Kindheit, so muß man doch gestehen, daß sich der Abessinier ohne fremde Zufuhr warm und gut bekleiden kann. Nur der Luxus wendet sich ans Ausland. Die natürlichen Talente des Volkes liegen, der Concurrenz und des guten Beispiels entbehrend, unentwickelt danieder. Wenn auch der Handel in Folge der Unsicherheit immer mehr abnimmt, so soll doch Niemand glauben, es ständen die Abessinier ihren Brüdern, den Juden, Phöniziern und Arabern, an Krämergeist nach. Schulen sind selten. Wie in unserem Mittelalter lernen nur die Geistlichen und die Aerzte lesen und schreiben, und ihre Wissenschaft dient ihnen nur, um die Psalmen David's zu recitiren. Denn die Abessinier haben nur eine theologisch-ascetische, aus dem Griechischen übersetzte Literatur; doch entbehren sie nicht der Geschichte, die im Chronikstile gehalten und fortgesetzt wird. Die abessinischen Theologen sind sehr stark in spitzfindiger Dialektik; ihre Methode ist das Auswendiglernen, so daß man Leute findet, welche die ganze Bibel vom Anfang bis zum Ende auswendig hersagen können. Uebrigens sind die Abessinier sehr wißbegierig, sie lesen gern, wenn ihnen nur Lectüre geboten wird; sie lernen mit unerhörter Leichtigkeit, und bewunderungswürdig ist die eiserne Beharrlichkeit, mit der sie ein ganzes Leben an Einem Zwecke fortarbeiten. Die Unverdrossenheit der Studenten

in Gondar, die lange Jahre durch unablässig vom Morgen früh bis in die Nacht hinein mit ihren Professoren sich einschließen und des Abends in der Stadt herumziehen, um ein nothdürftiges Abendbrod sich zu erbetteln, könnte manchen europäischen Schüler beschämen. Geduld ist eine durchaus abessinische Tugend.

Den großen Gaben hat die Natur ihren größten Werth genommen, da sie das Land der Communicationsmittel beraubt hat. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar in das Rothe Meer ergießen; es fehlen die allmählich nach Osten sinkenden Ebenen, die gegen die Küste auslaufend den Kameeltransport ermöglichen. Die Flüsse verhindern in der Regenzeit allen Verkehr; Straßen- und Brückenbau bedingt aber eine dauerhafte, erleuchtete Regierung. Eine solche vorausgesetzt, scheint der Bau von fahrbaren Straßen nicht sehr schwierig, besonders vom Norden her, wohin das Hochland nur sehr langsam abfällt, und der Gewinn wäre ungemein groß. Die Nähe Arabiens würde eine bedeutende Getreide-Ausfuhr möglich machen. Der Gallakaffee würde schon seiner Billigkeit wegen in Aegypten vorherrschend werden. Das Niederland würde die nöthige Baumwolle erzeugen und selbst exportiren können, während die Spinner sie jetzt theilweise von Indien beziehen. Der durch leichtere Communicaton gesicherte Friede würde die Soldaten dem Pfluge zurückgeben und in wenig Jahren die Bevölkerung des Landes, das auf dem Flächenraum Frankreichs nur vier Millionen Einwohner zählt, verdoppeln, während sie jetzt in Folge der Bürgerkriege sichtlich abnimmt und ganze Provinzen öde und wüst liegen.

Die Bewohner dieses schönsten Landes von Afrika sind ganz verschiedenen Ursprungs, doch hat sie das Klima einander ähnlich gemacht und das Interesse dem Auslande gegenüber geeinigt. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stand es auf der Höhe der damaligen Cultur: das Christenthum, das ununterbrochen von Aegypten den Nil hinauf bis hieher reichte, schuf einen stetigen Verkehr mit dem römischen Reiche. In Glauben, Sitte, Recht und Feinheit des Lebens war es uns ähnlich, doch seit es von dem Abendlande durch die Fortschritte des Islam abgeschnitten ist, blieb es stehen und ging allmählich zurück; es ist verwildert, wenn es auch jetzt noch Europa viel näher steht, als dem nachbarlichen Afrika. Es ist umringt von Feinden, wie die Rose von Dornen: im Norden, wo das Hochland in Stufen gegen die oberägyptische Wüste abfällt und endlich in unabsehbare Tiefebenen sich endet, da wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka. Im Westen begrenzt Abessinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen; im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Wohl brauchte es Jahrhunderte, das Hochland vor allen diesen Feinden dem Christenthum zu bewahren. Doch jetzt steht Abessinien gegen außen unabhängig da; es hat nur die innern Feinde zu fürchten, die

Anarchie, den freiwilligen Verfall seiner Religion und Sitte, den Selbstmord.

Der Abessinier fühlt, wie wir, nur roher und oft viel natürlicher und freimüthiger. Eben so wenig fehlt Muth und Frohsinn; man singt und tanzt die sternenhelle Nacht durch; Rhapsodien loben den Helden, den Löwentödter wie den Menschenbezwinger. Freud und Leid wird ausgesungen; das Lied begleitet die Arbeit, es bejubelt die Hochzeit.

354. Die Gallas.

(Nach A. Katte, Reise in Abessinien.)

Die Gallas, das merkwürdigste Volk Abessiniens, sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, von einnehmender, interessanter Physiognomie, und weniger schwarz als die übrigen Abessinier. Die schönsten Sklaven, die nach Aegypten und Arabien aus Abessinien ausgeführt worden, sind Gallas. Sie werden auch in diesen Ländern, wegen ihrer körperlichen sowohl als geistigen Vorzüge, besser bezahlt als die übrigen Abessinier. Sie sind stark, gewandt, thätig, arbeitsam und ausdauernd in einmal angefangenen Unternehmungen. Treue und Mäßigkeit sind ihre hervorstechenden Tugenden; auf ihr gegebenes Wort soll man sich immer verlassen können. Dagegen sind sie rachsüchtig, und, wie alle auf einer niedern Stufe der Civilisation stehenden Völker, grausam gegen ihre Feinde. Bei ihren Kriegen und Streifzügen kommen ihnen ihre vortrefflichen Pferde, welche die steilsten Berge mit Leichtigkeit hinaufgehen und mit bewundernswürdiger Sicherheit und Gewandtheit über breite und tiefe Felsschluchten und Abhänge hinwegsetzen, auf das beste zu Statten. Infanterie kennt man unter ihnen, wie in den meisten andern Provinzen, gar nicht, ja, ein Galla würde es für eine Schande halten, anders als zu Pferde in den Kampf zu ziehen. Ihre Waffen bestehen, wie die der Abessinier, in einem starkgekrümmten Säbel, der an der rechten Seite getragen wird, einer hellebardenartigen Lanze und einem Schild aus der Haut des Hippopotamus. Feuergewehre sind ihnen unbekannt. Bogen und Pfeil tragen sie nur sehr selten. Ihre Kleidung ist die einfachste von der Welt. Das Fell eines wilden Thieres über die Schulter gehängt, trotzen sie der Hitze und Kälte, die sie in hohem Grade ertragen können. Im Gefecht sind sie kühn und tapfer. Der Angriff geschieht mit Heftigkeit und großem Geschrei. Zuerst schleudert man die Lanze in die feindlichen Reihen, alsdann greift man mit dem Säbel in der Hand an. Gelingt der erste Angriff nicht, so fliehen sie, um aber gleich zu einem zweiten zurückzukehren.

Ein großer Theil der Gallas sind Heiden, meistens Feuer- und Fetisch-Anbeter. Viele beten auch die Gestirne, Andere Thiere und Bäume an.

In der Gegend von Makade, südlich vom blauen Fluß, werden drei große Steine angebetet, die aus der Sonne herabgefallen sein sollen. Ein jedes Dorf, ein jeder Flecken hat seine eigene Regierung und seine eigene Religion. Die mohammedanischen Gallas befolgen die Vorschriften des Korans mit größerer Gewissenhaftigkeit als die Araber selbst. Die christlichen Gallas empfangen das Christenthum der Abessinier mit allen seinen Auswüchsen von Bilderdienst und Streitsucht. Mit der Annahme einer anderen Religion ändern die Gallas auch gewöhnlich ihren Charakter. Ohne ihre Laster in Tugenden zu verwandeln, werden sie alsdann faul, hinterlistig, tückisch, habgierig und fanatisch. Die letztere Eigenschaft findet sich hauptsächlich bei den mohammedanischen Gallas, die, ganz gegen die Weise der Muselmänner, im höchsten Grade intolerant sind, und öfters im wildesten Fanatismus zu den gewaltthätigsten Bekehrungsmaßregeln gegen andere Gallastämme schreiten.

Der Glaube an gute und böse Geister, Hexen, Zauberer, Verzauberungen u. s. w. ist überall gleichmäßig verbreitet. Menschenopfer, um die Götter zu versöhnen, finden in Zeiten der Noth Statt. Drückt eine Hungersnoth oder eine andere Calamität das Land und erscheint in solchen Augenblicken eine Karawane, so wird alsdann das Loos über sie geworfen, und der, den es trifft, den zürnenden Göttern geopfert. In jedem andern Falle sind sie sehr gastfrei, und man reis't im Ganzen weit sicherer unter ihnen als unter den anderen Völkerstämmen Abessiniens, welche die Reisenden, namentlich die Europäer, nur in ihre Häuser aufnehmen, um sie desto sicherer berauben zu können.

355. Die Bewohner der Berberei.

(Nach Hermann Fürst von Pückler-Muskau, Semilasso in Afrika, und L. Budry, Algerien und seine Zustände.)

Die Berbern (vom griechischen βάρβαροι), zu denen auch die Kabylen gehören, können als die Urbewohner der Berberei angesehen werden. Sie bilden ohne Zweifel ein Gemisch von Karthagern, Römern, Numidiern und Saracenen, und mögen von allen ihren Vorfahrern etwas beibehalten haben. Diese Leute finden sich in verschiedenen Stämmen (Tribus) über die ganze Berberei, von Marokko bis zum Golf von Sidra, vertheilt. Sie sind in der Regel von hoher Statur, mager, muskulös und von entschlossenem Charakter, mit durchdringenden Augen und fast immer schönen Zähnen, die mit ihren römischen Zügen und schwarz gebrannten Gesichtern schön contrastiren. Sie wohnen meist in den Bergen, entweder in elenden Hütten von Erde und Steinen oder in schwarzen Zelten, von Ziegenhaar gewebt. Höchst genügsam und mäßig, fast nur von Brod, Milch und Datteln lebend,

erreichen sie ein hohes Alter. Die Jagd, etwas Ackerbau und Viehzucht sind ihre einzige Beschäftigung; treu und gastfrei für Freunde, sind sie wild und grausam gegen Feinde, Fremden abgeneigt und eifersüchtig auf ihre rohe Unabhängigkeit.

Zu den Berbern gehören auch die Kabylen. Bei keinem Volke erscheint wohl der Stolz auf eine uralte, ununterbrochene Unabhängigkeit gerechtfertigter, als bei ihnen. Die römische Weltherrschaft und der Andrang der Vandalen im 5. Jahrhundert vermochten nicht, ihnen ihre Freiheit zu rauben; die gegen Ende des 7. Jahrhunderts hereinbrechende Flut der Araber, welche weder die Meerenge von Gibraltar noch die Pyrenäen aufzuhalten vermochten, brach sich an der Tapferkeit dieses Volkes und an der Unzugänglichkeit seiner Wohnsitze, und keine Armee der späteren türkischen Machthaber war im Stande, diese Söhne des Gebirges vollständig ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen. Dieser Nationalstolz macht sich denn auch in dem ganzen Wesen des Kabylen bemerkbar; das ihm eigene würdevolle Benehmen verläßt ihn auch bei den geringfügigsten Handlungen seines Lebens nicht und zeichnet ihn vor allen benachbarten Völkerschaften auf das vortheilhafteste aus. Reizbar von Gemüth, versetzt ihn alles in Zorn, was irgendwie seinen Stolz verletzt. Von offenem Charakter, verschmäht es der Kabyle, zu Lügen und Winkelzügen seine Zuflucht zu nehmen. Diese Offenheit beobachtet er auch bei seinen Kriegen; denn während der Araber seinen Feind, ohne ihm den Krieg zu erklären, plötzlich überfällt, schickt der Kabyle immer eine Kriegserklärung voraus, welches auf folgende Art geschieht. Das Unterpfand des Friedens zwischen zwei Stämmen besteht in irgend einem beliebigen Gegenstande, den sie gegen einander austauschen, welcher dann el Mezrag, die Lanze, genannt wird, wahrscheinlich weil früher Lanzen ausgetauscht wurden. Will nun ein Stamm dem andern Krieg erklären, so schickt er den Mezrag zurück, und der Stamm weiß dann, woran er ist. Die Dia oder das Blutgeld als Sühne für den Mord eines Verwandten oder Stammgenossen anzunehmen, gilt bei den Kabylen für schimpflich, und nur das Blut des Mörders oder das eines seiner Anverwandten kann das vergossene Blut sühnen. In dieser Beziehung herrscht zwischen den Sitten der Kabylen und denen der Araber Süd-Arabiens eine merkwürdige Uebereinstimmung. Wie bei allen orientalischen Völkerschaften, wird auch bei den Kabylen die Gastfreiheit als eine Haupttugend angesehen; jeder, welcher Religion, welcher Nation er auch angehören möge, kann sicher sein, auf das gastfreieste aufgenommen und behandelt zu werden, und nichts in der Welt würde einen Kabylen bewegen können, einen Flüchtling an seine Verfolger, wären sie auch noch so mächtig, auszuliefern. Die politische Verfassung der Kabylen-Stämme unterscheidet sich auffallend von denen der andern unzähligen Völkerschaften, welche den großen afrikanischen Continent bewohnen; denn während jene alle Abstufungen von dem abschreckendsten

Despotismus der Negerstaaten bis zur freien patriarchalischen Verfassung der Beduinenstämme zeigen, welche die ungeheure Wüste nomadisirend durchziehen, bietet diese einen im höchsten Grade ausgebildeten Republikanismus dar, wie er wohl auf der weiten Erde nicht anderswo angetroffen wird. Jeder Stamm ist ein abgeschlossenes Ganzes, eine Republik für sich, und mehrere dieser Stämme bilden wiederum eine Conföderation, ohne daß diese jedoch einer Central-Verwaltung unterworfen wäre oder den Charakter der Stabilität an sich trüge. Diese Conföderationen bilden sich je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes und lösen sich auf, wenn andere politische Ereignisse eintreten oder Feindschaft zwischen den beiden bisher verbündeten Stämmen ausbricht. Trotz der streng republikanischen Sitten, aus denen die Institutionen der Kabylen hervorgehen, findet man dennoch, wie in allen älteren und neueren Republiken, hervorragende Familien, militärischer oder religiöser Abkunft, welche einen so ausgedehnten Einfluß besitzen, daß fast immer die Anführer aus ihnen gewählt werden. Ein Menschenschlag, welcher solche Institutionen besitzt, außerdem Acker- und Gartenbau treibt — denn wo sich nur ein fruchtbarer Strich Landes darbietet, sieht man auf das beste angebaute Felder und schöne Obstgärten —, ferner feste Wohnplätze hat, dessen Häuser aus Stein und Kalk aufgeführt, von Vertheidigungswerken umgeben sind, deren Anlage sehr vielen natürlichen Verstand verräth, und auch eine für ein wildes Volk erstaunliche industrielle Thätigkeit entwickelt, kann als ein in hohem Grade culturfähiger angesehen werden.

Zahlreicher als die Berbern sind die **Beduinen**, welche die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen. Diese scheinen noch ganz die nämlichen bis auf den heutigen Tag, die sie zur Zeit Moses' und der Propheten gewesen sind. Ihre Tracht, mit dem einfachen, faltenreichen Mantel, der zugleich den Kopf bedeckt, nebst den nackten Füßen mit Holzschuhen oder Sandalen, erinnert ebenfalls mehr an das Alte Testament als an die gegenwärtige Zeit. Die Beduinen sind von sanfterer Natur als die wilden Berbern, ihr Teint ist olivenfarben, der Ausdruck ihrer Augen mild und voll Leben. Sie sind ebenfalls sehr mäßig, von großer Ausdauer, gute Reiter, tapfer im Kriege und gewandt in Führung ihrer Waffen. Von Ort zu Ort wandernd und ihre Zelte überall aufschlagend, wo der Boden, den sie nur oberflächlich bearbeiten, ihnen eine ergiebige Nahrung verspricht, haben sie nirgends eine bleibende Stätte; ihre Weiber beschäftigen sich mit der Zucht der Bienen und des Seidenwurmes, verfertigen die Zeuge für die Kleidung ihrer Männer und die Zelte, in denen sie wohnen. Ihre Gastfreiheit ist sprüchwörtlich geworden und ihre Sitten sind noch eben so einfach, als in der urältesten Periode. Gesellig, Freunde wunderbarer Erzählungen und der Poesie, dem Luxus fremd und leicht in Enthusiasmus versetzt, sollte man glauben, daß kein Volk mehr als sie zur Civilisation geneigt sei. Vielleicht steht sie ihnen noch bevor, und in Spanien hatten einst ihre

Brüder sie schon in einem Grade zu erlangen gewußt, den damals keine andere Nation Europa's erreichte.

Ein dritter bedeutender Theil der Bevölkerung besteht aus Negern, welche, obgleich Mohammedaner und alle religiösen Vorrechte derselben genießend, doch nur Sclaven sind. Der Sclavenhandel mit dem Innern Afrika's war einst bedeutend, doch wurden die Schwarzen vielleicht hier besser als irgendwo behandelt. Auch scheinen diese Menschen heiter und glücklich, obgleich zuweilen von einem schwermüthigen Heimweh ergriffen.

Die hier anwesenden Türken zeichnen sich besonders durch ihre Geldgier und vielfachen Aberglauben aus. Sie glauben nicht nur an Hexen und Zauberer, Vampyrs, unglückliche Zahlen und Thiere, bösen Blick u. s. f., sondern haben auch das hebräische Opferprincip beibehalten. Wenn sie den Grundstein zu einem Gebäude legen, schlachten sie gern ein Lamm, dessen Blut sie auf einen Stein träufeln lassen; lassen sie ein Schiff vom Stapel laufen, so wird das Fleisch des getödteten Thieres in das Wasser geworfen.

Auch befinden sich 700,000 Juden in sämmtlichen Staaten der Berberei. Als eine grausame Politik an 200,000 Menschen dieses Glaubens aus Spanien und Portugal vertrieb, suchten sie eine Zuflucht bei den Barbaren. Sie fanden in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Brüder, ursprünglich aus Judäa und Aegypten hier eingewandert. Sie sind in der Berberei die vorzüglichsten Handwerker, stehen an der Spitze der Douanen (Zölle), haben den größten Theil der Einkünfte wie die Ausfuhr mehrerer Handelsartikel gepachtet, unter ihrer Controle steht die Münze und sie reguliren den Werth des Geldes, sie haben des Beys Juwelen und Kostbarkeiten unter ihrem Verschluß, sind seine Schatzmeister, Geheimschreiber und Dolmetscher; das Wenige, was man hier von Künsten, Wissenschaften und Arzneikunde weiß, ist größtentheils auf die Juden beschränkt; sie sind im Genuß noch mehrerer anderer Monopole, und Viele besitzen ungeheure Reichthümer. Mit solchen Mitteln kann ihre Unterdrückung nur scheinbar sein, und so verhält es sich auch in der That.

---

356. Tripolis.

(Nach Heinrich Freiherr von Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, und Wilhelm Heine, Sommerreise nach Tripolis, bearbeitet vom Herausgeber.)

Tripolis (Tarabolos), diese am Meere gelegene Wüstenstadt, welche uns gleichsam in die Mitte von Afrika versetzt, macht von Außen einen freundlichen Eindruck: die sauberen weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmchen, die unregelmäßige, malerische Masse des Schlosses zur



Linken und die ins Meer auf einer Felszunge vorspringenden Forts zur Rechten, dazwischen die auf einem sanft ansteigenden Hügel theils europäisch, theils maurisch angelegten Häuser mit ihren echt arabischen Dachterrassen, überragt von' den luftigen Kuppeln und den schlanken, säulenartigen Minarets der Moscheen, dies Alles, beleuchtet von einer afrikanischen Sonne, auf der tiefblauen Fläche des Mittelmeeres sich spiegelnd, gewährt einen so reizenden Anblick, wie wenige Küstenstädte Nordafrika's. Dieser freundliche Eindruck, welchen die Stadt auf den in ihre Rhede Einsegelnden macht, wird glücklicher Weise durch das Betreten derselben nicht allzusehr verscheucht, eine im Orient vielleicht einzige Erscheinung.

An Größe und Bevölkerungszahl (30,000 E.?) steht Tripolis bedeutend gegen die beiden andern Hauptstädte der alten Barbareskenstaaten, Tunis und Algier, zurück; denn diese beiden sind Bevölkerungscentren mitten im „Tell" (dem angebauten, alluvialen, der Production von Cerealien durchaus günstigen Lande) gelegen, von Landschaften umgeben, welche den fruchtbarsten Gegenden Südeuropa's nicht nachstehen und selbst heut zu Tage, troß der sonst allgemeinen Verödung von Nordafrika, noch von einer bedeutenden Menschenzahl bewohnt werden, die in jenen beiden Volkscentren den Brennpunkt ihres Verkehrs findet. Tripolis dagegen, der Seehafen des Negerlandes, ist eine Stadt jener Vorwüste, welche, noch an Oasen reich, eine Fülle von Bodenerzeugnissen hervorzubringen im Stande ist und welche in Tunisien, Algerien und Marokko, zwischen Tell und Wüste hingelagert, einen Uebergang vom Tell zur Wüste vermittelt, in der Regentschaft Tripolis aber, welche keinen „Tell" hat, unmittelbar an die Küste tritt. Auch dadurch unterscheidet sich Tripolis von andern moslimischen Städten, so von Tunis und Algier, daß seine Häuser nicht innerhalb eines viel zu weiten Mauerkreises zerstreut liegen, sondern eine compacte Masse bilden und vermittelst über die engen Straßen gespannter Mauerbogen sich gegenseitig stützen. Eine breite Straße zieht sich parallel mit dem Meeresufer und von diesem nur durch eine niedere Mauer getrennt durch die ganze Länge von Tripolis bis zum Regierungspalaste auf einem Felsenvorsprung am südöstlichen Ende der Stadt, wo die wohlhabenden Europäer, Consuln und Kaufleute, wohnen. Diese Straße vereinigt die schönste Aussicht auf das nur einige Schritte entfernte Meer mit der günstigsten Luft, da die See-Mauer nicht hoch genug ist, um zu verhindern, daß im Winter die Sonne, im Sommer die See-Brise Kälte und Hitze ermäßigen. Sowohl in den Bazaren als auch in der Bazarstraße, einer gewölbten Verbindungshalle zwischen zwei Straßen, zeigt sich das bunteste Völkergemisch: die stumpfnasigen Neger des Sudân, die edler geformten Schwarzen von Bornu (welches man hier immer scharf von Sudân unterscheidet), die Handelsherren der Wüste mit ihrer weißen, malerischen Kopfumhüllung und ihren vielfarbigen Bornussen, hier und da ein halb wilder Tuareg mit schwarz verschleiertem Gesichte, daneben die verschiedenen

Classen der Tripolitaner in ihren, je nach dem Stande wechselnden, mannichfaltigen Costümen, endlich die in die europäisch zugeschnittene Tracht der Reform gekleideten türkischen Beamten, so wie im Zuaven-Costüm uniformirte Soldaten. Eine zweite große Bazarstraße, der Bazar der Seidenwirker genannt, enthält in den Läden zugleich die Werkstätten der Fabrikanten seidener oder halbseidener viereckiger Umschlagtücher, in die ein Mann sich zwei- bis dreimal in voller Körperlänge einwickeln kann. Diese Seidenstoffe bilden beinahe das einzige Erzeugniß moderner tripolitanischer Industrie. Seit den frühesten Zeiten bildete Tripolis einen bedeutenden Ausfuhr- und Einfuhrhafen für einen beträchtlichen Theil der Küste Nordafrika's. Seitdem aber die Ausfuhr von Sclaven aus der Regentschaft verboten ist, haben sich die Karawanen aus dem Innern östlich nach Aegypten oder westlich nach der Küste von Marokko gewandt, und da sich hierdurch die Transportmittel verminderten, so hat natürlich auch die Einfuhr bedeutend abgenommen. Dennoch finden sich jeden Dinstag auf dem Markte am See-Ufer 20,000 Araber zum Austausche ihrer Producte gegen europäische ein. — Die Umgebung von Tripolis hat weder Bäche noch Flüsse, deshalb fehlt auch hier die sonst in den Städten des Orients häufige Wasserleitung; Brunnen und Cisternen müssen die Einwohner mit diesem nothwendigen Lebensbedürfnisse versehen, auch Felder und Gärten künstlich bewässert werden.

Seit der Einführung der unmittelbaren Herrschaft des türkischen Sultans in der Regentschaft Tripolis (als einem Vilayet) im Jahre 1835 hat das türkische Element dem arabischen viel Terrain abgewonnen. Türkisch sind alle öffentlichen Gebäude (einzelne Moscheen ausgenommen), die Casernen, die Forts und Batterien, welche die Stadt auf der Seeseite trefflich zu vertheidigen scheinen, während sie sich auf der Landseite in baufälligem Zustande befinden, die Gefängnisse, Spitäler u. s. w. Selbst die größten und ansehnlichsten Moscheeen gehören dem Ritus der Hanafy an, den man wohl als den türkischen bezeichnen kann und der keine echten Araber Nordafrika's unter seinen Bekennern zählt.

Daß an der Stelle des heutigen Tripolis bereits zur Glanzzeit des römischen Kaiserreiches eine Stadt lag, beweis't nicht nur ein noch erhaltener Triumphbogen, dessen Inschrift bekundet, daß er dem Kaiser Marc Aurel errichtet worden, sondern auch noch vielfaches antikes Gemäuer, welches man theils am Meeresufer (am Quai dieser Römerstadt), theils als Fundamente der jetzigen arabischen Stadtmauer antrifft. Welches aber war der Name dieser antiken Stadt? Die moderne Benennung Tripolis ist offenbar spätern Ursprungs und bildete im Alterthum nur die Bezeichnung der Provinz, welche nach ihren drei großen Städten (Oea, Sabratha und Groß-Leptis) die „dreistädtische“ (provincia Tripotitana, früher ein Theil von Africa proconsularis) ebenso genannt wurde, wie die Pentapolis von Cyrenaica von ihren 5 Städten. Nach dem Itinerarium Antonini und der

Peutinger'schen Tafel scheint das schon von den Phönikiern gegründete Oea (auch: Osa) die Vorgängerin von Tripolis gewesen zu sein.

---

357. Tunis.

(Nach Heinrich Freiherr von Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Hoheitsverhältniß der Hohen Pforte zur Regentschaft Tunis, welche seit 1575 unter türkischer Oberhoheit steht, ist 1871 durch einen Ferman des Sultans in der Weise geregelt worden, daß der Sultan auf den früher erhobenen Tribut verzichtete, aber dem „Bey" und „Besitzer des Königreichs Tunis" fortwährend die Investitur ertheilt. Dieser darf ohne Ermächtigung des Sultans weder Krieg führen noch Frieden schließen, noch Territorien abtreten, und diplomatische Verhandlungen mit dem Auslande nur über innere Fragen anknüpfen; er muß seine Truppen im Kriege der Hohen Pforte zur Verfügung stellen und auf die Landesmünzen den Namen des Sultans prägen lassen. Im Innern herrscht der Bey absolut; die Thronfolge geschieht nach türkischem Erbrechte innerhalb der schon seit 1691 regierenden Dynastie.

a. Die Stadt.

Bei der Ankunft in dem schönen, großen Golf, einst von Karthago, jetzt von Tunis, entdeckt man eine etwa 1½ Meilen vom Meere entfernte weißliche, staubbedeckte Masse niederer, würfelförmiger Bauten, über deren flache Terrasse einige Hundert Kuppeln und Minarets von Moscheen, Capellen, Heiligengräbern, Koranschulen emporragen. Diese in der Ferne auf niedern Hügeln gelagerte Masse ist die Hauptstadt der Regentschaft, vom Meere und Golf durch einen sumpfigen See getrennt. Der Landungsplatz ist das kleine, freundliche Hafenstädtchen Goletta. Zu dessen beiden Seiten erheben sich Lustschlösser des Bey, und ringsherum, auf den Anhöhen des Ruinenfeldes von Karthago, die Sommerwohnungen der tunesischen Großen, die, wenn der Bey Seebäder nimmt, ihren Landaufenthalt in seiner Nähe wählen.

Wie die meisten aus dem Mittelalter stammenden Städte, so hat auch Tunis einen doppelten Mauerkreis, einen innern, welcher die eigentliche Stadt oder die Altstadt, und einen äußern, welcher das Ganze, Stadt und Vorstädte, einschließt. Durch die endlosen Vorstädte mit ihren ungepflasterten, unbeleuchteten, in jeder Beziehung verwahrlosten Straßen, die nicht selten das unsichere Bett eines Morastes darstellen, gelangt man zum „Thore des Meeres" hinein auf einen kleinen viereckigen, mit Arkaden umgebenen Platz, welcher den Mittelpunkt des europäischen Verkehres in Tunis bildet und von

welchem aus enge, winkliche Gäßchen in die verschiedenen Theile des Frankenviertels führen. Während aber die Gassen des maurischen Quartiers zum größten Theil, wenigstens in der innern Stadt, gepflastert und gekehrt werden, bieten die des europäischen Viertels im Sommer eine Wüste von Staub, im Winter einen Sumpf dar; ja man hat eigene, auf eisernen Gestellen ruhende Ueberschuhe erfunden, um dieses Kothmeer zu durchwaten. Am schlimmsten ist der Zustand derjenigen Straßen, in welchem die Italiener und Malteser ihre Läden haben, aus denen aller Unrath, oft der widerwärtigsten Art, auf die Straße geworfen wird und dort der Verwesung und Verwitterung überlassen bleibt. Denn für die Europäer existirt die einheimische Straßenpolizei nicht, und die Consuln sind zu ohnmächtig, eine solche einzuführen. So ist das Frankenviertel das ungesundeste von Tunis. Auf jenem kleinen Platze am Seethore befinden sich die ersten und theuersten Kaufläden, hier wird die Börse abgehalten und werden alle jene Schwindelgeschäfte eingefädelt, welche dem Markte von Tunis zu einem so üblen Ruf verholfen haben. Noch schmutziger als das fränkische Quartier erweis't sich das jüdische, welches noch vor Kurzem ein abgeschlossenes Ghetto bildete, wo eine patriarchalische Rabbinerverwaltung die Straßenpolizei ausübt oder vielmehr nicht ausübt. Den belebtesten Theil dieses Viertels bildet ein eigener Juden-Bazar, wo ärmere Juden alles Erdenkliche feil halten, während andere Juden ihre Bazare in der höher gelegenen, reinlichen Maurenstadt haben.

Die große Zahl der die Stadt fast allenthalben umringenden öden, schmucklosen Friedhöfe und der gänzliche Mangel an Landhäusern, Villen, Lustorten, Gärten und Spaziergängen, welche sonst den Umkreis mancher moslimischer Städte verschönern, verleiht der Umgebung der sog. „grünen" Stadt (eine wohl durch Mißverständniß zweier ähnlich klingender Worte entstandene Benennung) ein höchst trostloses, wüstenähnliches Ansehen.

b. Die Bevölkerung.

Vielleicht in keiner Stadt bieten die verschiedenen Elemente, aus denen die **Bevölkerung** besteht, größere Contraste in ihrer äußern Erscheinung, in ihren religiösen Meinungen, Rechtsanschauungen, Sitten und Gebräuchen, wie in Tunis.

Die hier ansässigen **Europäer**, zur Hälfte Malteser, sind nur noch dem Namen nach und in ihrer äußern Erscheinung Europäer; der Sprache nach sind sie es nicht mehr, denn viele drücken sich weit leichter arabisch aus, als in dem Idiom ihres Mutterlandes. Der Umstand, daß der Europäer nur von seinem Consul gerichtet werden kann und dieser, im Widerstreben gegen jedes energische Auftreten in Rechtssachen, nur die gröbsten Vergehen und selbst diese kaum vor sein Tribunal zieht, erzeugt einen gewissen Uebermuth solcher Schützlinge und hat dem europäischen Stadtviertel den traurigen Ruf verschafft, daß hier fast allein blutige Verbrechen begangen werden,

namentlich seitdem vor der Conscription entlaufene Süditaliener und Sicilianer sich zahlreich in Tunis niedergelassen haben. Auch in geschäftlichen Beziehungen ist Ehrlichkeit eine seltene Tugend der Tuniser Franken geworden, welche diesen Mangel damit entschuldigen, daß die Juden, in deren Händen fast der ganze Handel ist, ja auch und zwar auf die unverschämteste Weise, besonders durch eine fast fabelhafte Verfälschung der Waaren, betrügen und daß man sonst mit diesen nicht concurriren könne. Am wenigsten aber machen sich Tuniser Franken und Juden ein Gewissen daraus, die türkische Regierung auf die schamloseste Weise zu betrügen, namentlich bei Lieferungen von Lebensmitteln, Munition, Kleidungsstücken für die Armee u. s. w. Ja selbst Consuln und Consularbeamte nehmen solche Unredlichkeiten in Schutz, indem sie den Schuldigen der einheimischen Jurisdiction entziehen und ihm, natürlich für theures Geld, ein europäisches Bürgerrecht verleihen, wie z. B. der spanische Consul das spanische Bürgerrecht an afrikanische Juden zu einer Zeit verkaufte, als nach dem Gesetze noch jedem Israeliten der Aufenthalt auf spanischem Boden untersagt war. Die Matadore unter der Judenschaft treiben dann noch im Großen Wuchergeschäfte mit ganzen Stämmen des Innern, indem sie sich gewöhnlich mit einem Scheik associiren, welcher die Steuern der armen Unterthanen zu einer Jahreszeit erpressen muß, in welcher gerade das Geld am seltensten zu sein pflegt. Der Araber, dem im Falle der Nichtzahlung Gefängniß und Prügelstrafe bevorsteht, verkauft dann dem Juden seine nächste Ernte für die Hälfte, oft für ein Viertel des wirklichen Werthes, um sich nur Geld zu verschaffen. Auf diese Weise sind schon ganze Provinzen an den Bettelstab gebracht worden. — Ihre unzweifelhaft höhere geistige Begabung erhebt die Israeliten in national-ökonomischer Beziehung weit über die apathischen, industrielosen und ungeschickten Araber. Ihr größerer Wohlstand, ihre nüchterne Lebensweise und die eigenthümliche Zähigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Race sind die Ursachen, weshalb sich die jüdische Bevölkerung von Tunis so auffallend vermehrt hat (bis über 30,000 Seelen), während die arabische immer mehr abnimmt.

Dennoch macht die arabische Bevölkerung zwei Drittel der gesammten Einwohnerschaft (150,000) aus. Sie besteht aus verschiedenen Elementen, unter denen die ursprünglichen Stadtaraber, welche wir Europäer Mauren zu nennen pflegen, mit den aus Spanien vertriebenen Moslims (den „Andalos" aus Andalusien) eine homogene Volksmasse bilden, welche die Araber des Innern vorzugsweise Tuniser nennen. Was diese besonders kennzeichnet, ist ihr tief religiöser Charakter. Sie beschränken sich nicht auf das, allen guten Moslemins gemeinsame, strenge Einhalten der Gebetszeiten und die gewissenhafte Beobachtung der Fasten im heiligen Monat Ramadhan, sondern hegen auch eine außerordentliche Verehrung für verstorbene oder lebendige Heilige („Derwische"), obgleich der Koran eine solche nicht kennt. Unter den

sehr zahlreichen Derwischen unterscheidet man zwei Arten: die „Verzückten" und die „Weisen". Die ersteren tragen oft einen Lebenswandel zur Schau, der allem, was Religion, ja was Sitte und Anstand verbieten, zu spotten scheint, und gelten dennoch für Heilige, weil der Moslim annimmt, daß ihr Geist im Himmel weile und nur ihre sichtbare Hülle auf der Erde zurückgeblieben sei. Verletzt z. B. ein „Verzückter" das Verbot des Weintrinkens, so sündigt er nicht; denn das, was wir kurzsichtigen Menschen für Wein ansehen, ist in der That ein Trank des Paradieses, in welchen die dienstthuenden Engel den profanen Traubensaft verwandeln, so wie er die Lippen des Derwisches erreicht. Warum die zweite Sorte den Namen der „Weisen" führt, ist uns schwer begreiflich; wir würden diese Gottesmänner ebenfalls zu den „Verzückten" oder richtiger zu den Verrückten rechnen, denn in ihrem excentrischen Benehmen ist, wenn sich nicht schlaue Verstellung unter dem Gewande des Wahnsinns verbirgt, keine Spur von Weisheit zu entdecken. Mögen diese Derwische zu ihren Lebzeiten immerhin einen hohen Grad von Verehrung genießen, so erwartet sie doch erst nach ihrem Tode die höchste aller Erdenstufen. Jeder Derwisch findet seine ewige Ruhestätte in einer eigens für ihn erbauten Qobber, d. h. einem kuppelbedeckten Gebäude, welches je nach der Wichtigkeit des Heiligen und nach den Mitteln seiner Verehrer bald eine stattliche Grabcapelle, bald nur ein kleines niedriges Hüttchen ist, über dem jedoch niemals die den Abschluß bildende Kuppel fehlt. Diese Gräber der Heiligen haben auch ein Asylrecht für Verbrecher und besonders für verfolgte Schuldner; und, wie an christlichen Wallfahrtsorten, werden auch hier den Heiligen Gelübde gethan für Heilung einer Krankheit oder Erreichung eines andern frommen Wunsches. — Eine Eigenschaft, wodurch die mohammedanischen Tuniser höher stehen als die christlichen und jüdischen, ist ihre patriarchalische, schon in ihrem offenen und würdigen Auftreten erkennbare Ehrlichkeit, welche moslimische Kaufleute und Handwerker in einem Grade üben, der ihren Interessen schädlich wird, indem sie einerseits der Raubsucht der Großen, andererseits der Betrügerei der Christen und Juden ausgesetzt sind. Daher führt der Tuniser Bürgerstand ein höchst einfaches, bedürfnißloses Leben.

Zu der moslimischen Bevölkerung von Tunis gehören noch die **Mamluken**, eine zwar wenig zahlreiche, aber durch ihren hohen Rang hervorragende Classe. Das Wort „Mamluk" bedeutet zwar ursprünglich so viel als Sclave, wird aber im ganzen Orient vorzugsweise gebraucht zur Bezeichnung hoher oder niederer Würdenträger, welche aus dem Sclavenstande hervorgegangen sind, oder richtiger vielleicht von Menschen, welche im Palaste des Fürsten halb als Sclaven, halb als Lieblinge, oft sogar wie eigene Kinder erzogen wurden. Seit der Abschaffung der Sclaverei legt man den jetzt bedeutungslosen Namen noch denjenigen bei, welche aus dem noch vor 30 Jahren bestehenden Sclavenstande hervorgegangen sind, in Tunis speciell denen von

griechischer Abkunft. Zu den Mamluken gehören in Tunis gegenwärtig die Minister, die meisten Generale, wie überhaupt fast alle Großen; sie sind die Reichsten, die Räuber des öffentlichen Gutes, und ihrer griechischen Geldgier wird das Schicksal dieses armen Landes Preis gegeben.

358. Algier.

(Nach W. Wattenbach, Algier, und L. Buvry, Algerien und seine Zukunft.)

Die ganze, sehr ausgedehnte Provinz Algerien zerfällt in drei Hauptabtheilungen von sehr verschiedener Beschaffenheit. An das Meer gränzt zunächst ein Küstenstrich mit geringen Erhebungen, nur wenige Meilen breit und unterbrochen durch Gebirge, welche bis ans Meer vorspringen. Dieses Küstenland ist sehr fruchtbar. Zwar kommt es wohl einmal vor, daß Heuschrecken Alles kahl fressen, daß lange Dürre oder ein glühender Sirocco die Ernte verdirbt; auch Erdbeben fehlen nicht. Aber solche Plagen sind doch nur selten, und gewöhnlich lohnt eine reiche Ernte. Im Winter, wenn bei uns die Natur erstarrt, gedeihen dort die Gemüse am besten. Neun Monate im Jahre hat man dort die schönsten und zartesten grünen Erbsen, Artischocken und andere Gemüse. Was die Natur bei guter Pflege leisten kann, das zeigen die Gärten von Mustapha und St. Eugène mit ihrer Blütenpracht, das zeigen die altberühmten Orangenhaine von Blidah, das zeigt vor Allem der Jardin d'essai, der Versuchsgarten, eine vortreffliche Einrichtung, der man in Frankreich vielfach begegnet, bestimmt, um mit fremden Pflanzen Versuche anzustellen und sie, wenn sie Erfolg versprechen, heimisch zu machen. Neben der prachtvollen Allee von Platanen, durch deren dunkles Laubgewölbe hindurch das blaue Meer uns entgegen leuchtet, zieht sich eine andere von Dattelpalmen, deren Früchte jedoch hier noch nicht zur Reife kommen. Ausgezeichnet gedeiht in hohem und dichtem Gebüsch das Bambusrohr. Bananen oder Pisang werden in großer Mannichfaltigkeit cultivirt. Die Cactusfeige, hier Figuier de Barbarie genannt, umgibt in dichten Gruppen grotesk geformter Stämme die Wohnungen der Eingeborenen und liefert ihnen mehrere Monate hindurch ein Nahrungsmittel, welches hier noch das Brod der Wüste, die Dattel, vertreten muß. Aber diese vorgeschrittene Cultur beschränkt sich leider noch auf die nächste Umgebung der Hauptstädte, während ein großer Theil des anbaufähigen Küstenlandes noch völlig wüst liegt. An vielen Orten steht der Ausbreitung des Ackerbaues die Natur der Flüsse hinderlich im Wege, welche, alle unbedeutend und nicht schiffbar, bei ihrer Mündung Barren aufwerfen; stagnirend verbreiten sie sich, nach den Frühlingsregen und wenn auf dem Atlas der Schnee schmilzt, über das umliegende Land und erzeugen verderbliche Sümpfe, deren Beseitigung sehr

schwierig ist. Wie in allen verwahrlosten Ländern hat deshalb der erste Ansiedler viel mit Fiebern zu kämpfen, welche bei fortschreitendem Anbau verschwinden.

Die Franzosen hatten Anfangs gar nicht daran gedacht, das ganze Land zu erobern und zu regieren. Sie wollten sich auf die Küstenstriche in der Umgebung der hauptsächlichsten Hafenstädte beschränken. Es dauerte lange, bis sie auch nur in der Metidscha sich nachhaltig festsetzten, der fruchtbaren Ebene, welche sich von dem algierischen Hügelland, dem Sahel, bis zum Atlas erstreckt. Allein die Nothwendigkeit, den Colonisten Sicherheit zu schaffen, führte sie immer weiter; man konnte den Feinden nicht den Besitz der Berge lassen, aus deren Schlupfwinkeln sie fortwährend ihre räuberischen Ueberfälle machten.

Das Atlasgebirge, welches den Küstenstrich von der Wüste trennt, bildet ein sehr ausgedehntes Hochland zwischen 6—7 parallelen Bergketten, die sich nicht viel über 1300 Meter erheben. Dieses bald hügelige, bald ganz flache Land, Tell (d. i. Hügel, Erhebung) genannt, welches seine größte Ausdehnung in der Provinz Constantine hat, ist jetzt nur zum geringsten Theil angebaut, hat aber früher eine sehr zahlreiche Bevölkerung ernährt. Noch jetzt zeugen davon sehr ausgedehnte römische Ruinen, mit Bauwerken, die auf großen Reichthum schließen lassen, in Gegenden, die gegenwärtig völlig öde sind. Sie würden noch viel zahlreicher und besser erhalten sein, wenn nicht die Araber sie überall so viel wie möglich zerstört hätten, um zu verhindern, daß die Türken sie als Stützpunkte und Festungswerke benutzten. Die Gebirge selbst kann man selten malerisch nennen. Unsere prächtigen Waldungen, den Hauptschmuck unserer Berge, muß man da nicht suchen; sie sind in so kräftiger Entwickelung wohl niemals vorhanden gewesen, dazu aber durch Jahrhunderte lange Verwüstung zu Grunde gerichtet. Cedern finden sich an einigen Stellen auf den höchsten Gebirgen; sonst bildet besonders noch die Korkeiche größere Waldungen. Der Ebene näher sind alle Abhänge bedeckt von der Zwergpalme, die sich in unsern Gewächshäusern recht hübsch ausnimmt, hier aber nur selten Stämme treibt, sondern Alles mit ihren Blättern bedeckt und durch die wuchernden Wurzeln dem Ackerbau sehr hinderlich ist. Dem Araber diente sie schon lange zu Matten, Seilen und allerlei Flechtwerk, worin er sehr geschickt ist; jetzt verarbeitet man sie in großen Fabriken zu vegetabilischem Roßhaar (crin végétal), welches zur Auspolsterung vortrefflich geeignet ist. Auch zur Papierbereitung wird jetzt die Zwergpalme sowohl wie die zu ähnlicher Verwendung brauchbaren Gramineen Alfa und Diß in bedeutender Menge verarbeitet.

Auf der letzten Abstufung des höchsten Gipfels des Algierischen Sahelgebirges erhebt sich längs dem Meere amphitheatralisch die Hauptstadt Algier, welche sich dem vom Meere Kommenden als eine Masse weißer Steinblöcke darstellt, ihn aber bei seiner Annäherung unterscheiden läßt, daß

das, was er für ein Chaos nackter Felsen hielt, niedrige, weißbetünchte Häuser mit flachen Dächern sind.

Die Stadt theilt sich in zwei Quartiere, in das europäische und das maurische, die sich durch ihre von einander abweichende Bauart unterscheiden. Der untere, dem Meere zunächst liegende Theil bildet das europäische Quartier und besteht aus drei- und vierstöckigen, in europäischem Baustile aufgeführten Häusern. Es wird von zwei bedeutenden Straßen durchzogen, der Straße Bab-Azun und der Straße der Marine. Beide münden auf dem Gouvernementsplatze aus, welcher durch den Zusammenfluß dieser Hauptstraßen zum Sammelpunkte der Bevölkerung wird und daher auch der lebhafteste der Stadt ist. Die Häuser dieses Platzes wie der Hauptstraßen haben in ihrem unteren Stockwerke Bogengänge, um in einem so heißen Klima die Fußgänger sowohl gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen als gegen den zuweilen heftig niederströmenden Regen zu schützen. Im Hintergrunde dieser Arkaden öffnen sich elegante, reich ausgestattete Kaufläden, welche besonders am Abend einen prachtvollen Anblick darbieten.

Algier besitzt 10 große Moscheen und ungefähr 50 kleine Capellen, in welchen Heilige oder Marabut begraben liegen; doch würde man hier vergebens die meisterhafte Ausführung der alten maurischen Architekten suchen, welche derartige Bauten in Kairo, Damaskus, Bagdad, Cordova, Granada, Sevilla u. a. m. auszeichnet. Die Façaden haben nichts Bemerkenswerthes, und die mit Galerieen versehenen Thürme sind im Verhältniß zu dem Bau nicht sehr hoch. Diese Galerieen sind zum Ausrufen der Gebetstunden durch den Muezim bestimmt. Mehrere dieser Moscheen liegen im europäischen Quartier, die meisten jedoch stehen im maurischen zerstreut umher. Ihre Einrichtung ist von der größten Einfachheit; Bilder und Statuen fehlen zufolge der mohammedanischen Religionsbegriffe gänzlich, und nur einige mit Versen aus dem Koran beschriebene Tafeln hangen an den Wänden umher.

Tritt man zu dem Hafenthor hinaus, so gelangt man auf den das Fort de la Marine mit der Stadt verbindenden Damm, welcher seiner Länge nach durch eine mit Cactus und Orangenbäumen besetzte Terrasse in zwei Hälften getheilt wird, längs deren Seiten Wege angelegt sind, von denen der nördliche nach dem Palast des Admirals und in das Fort de la Marine, der südliche hingegen dem Hafen entlang auf den neuen Molo führt. Die Aussicht, welche man von diesem aus genießt, ist wahrhaft großartig; läßt man das Auge über die azurblauen Wogen des Golfs nach Osten schweifen, so erblickt es die im Hintergrunde desselben aufsteigenden pittoresk geformten Gebirge; nach Süden ruht es auf schneebedeckten Gipfeln, während es im Vordergrunde sich an dem grünen Pflanzenteppich, welcher den Sahel überzieht, und den auf denselben malerisch gruppirten weißen Landhäusern erquickt.

Nach Westen bietet sich dem Beschauer das überraschend herrliche Schauspiel des Panorama's von Algier, dessen Hintergrund die grünen Höhen des Sahel schließen und mit dem blendenden Weiß der Stadt freundlich contrastiren. Der mit bedeutenden Kosten hergestellte Hafen hat eine Tiefe von 5 Metern; die Einfahrt bietet bei nördlichem Winde einige Schwierigkeit.

Von besonderem Interesse für den Fremden ist der maurische Bazar, sowohl der darin aufgestellten Boden- und Kunsterzeugnisse halber, als auch zur Erlangung eines Genrebildes maurischen Lebens und Treibens. Der Fußboden so wie die halbe Höhe der Wände sind mit schön gearbeiteten Strohmatten bekleidet, auf welchen mit unterschlagenen Beinen die Mauren umhersitzen. Mit ächt orientalischer Gravität sitzen hier die Meister, eine lange Pfeife rauchend und ihre Gehülfen überwachend, welche mit Anfertigung hübscher Lederstickereien, zierlicher Pantoffeln oder prächtiger Frauengürtel beschäftigt sind. Das wohlriechende Rosenöl von Tunis durchduftet die Halle, während man in anderen Kaufläden zierlich umwobene Straußeier, Armbänder aus Korallen vom Riffe bei la Calle, seine arabische Bornusse, Kameelhaardecken, seidene Shawls und rothe tunesische Fez (Mützen) erblickt.

Aus dem Bazar tritt man auf einen Platz, dessen Westseite die Kathedrale und der Palast des Gouverneurs einnehmen. Die Kathedrale wurde aus einer der schönsten Moscheen zu einer christlichen Kirche umgestaltet; leider aber hat sie durch diesen Umbau keineswegs gewonnen, denn man hat ihr äußerlich eine der sonderbarsten Gestalten gegeben, die zu keinem der bekannten Baustile paßt. Das ehemalige Haus Hassan Pascha's, eines der reichsten Mauren Algiers, ist jetzt die Residenz des General-Gouverneurs der Regentschaft und sowohl dem Aeußern als auch dem Innern nach das schönste Gebäude der Stadt, welches seinen maurischen Typus unverändert beibehalten hat.

Im maurischen Quartier bekommt man eine annähernde Vorstellung von dem, was Algier einst war. Dieser Theil der Stadt mit seinen dunkeln, steilen, winkelreichen Straßen und Engpässen gleicht einem großen Labyrinthe, in dem Straßen von 1 Meter Breite in ihren mannichfachen Krümmungen alles Andere, nur keine gerade Linie zeigen, für welche die eingebornen Ingenieure eine erklärte Abneigung gehabt zu haben scheinen. Die Häuser zeigen von außen keine Fenster, wenn man nicht etwa den einzelnen angebrachten Luftlöchern diesen Namen geben will. Oft ragen die oberen Etagen der Häuser über die der entgegengesetzten Häuserreihe weit hinaus, zuweilen stoßen sie in der Mitte an einander, indem sie unten nur eben einen Raum zum Durchgange lassen; an vielen Stellen windet sich die Straße unter finsteren Bogengängen fort. Zweimal im Jahre werden die Häuser frisch betüncht. Da die Straßen ihrer Enge halber unbefahrbar

sind, so wird Alles auf Eseln hergebracht, und selbst der Fußgänger ist nicht selten in Verlegenheit, genügenden Raum für seinen Körper zu finden, wenn ihm ein Zug dieser beladenen Thiere begegnet. Dicht an die Wand geklemmt, harrt er des Augenblickes, wo es sich entscheiden wird, ob er von den Säcken gequetscht, ob er mitgeschleift werde oder unbeschädigt aus dem Rencontre hervorgehen soll. Zum Ueberfluß ist das Steinpflaster noch sehr holprig, voll Löcher, und oft nimmt noch eine Kloake die Mitte der Straße ein; das häufig treppenförmige Pflaster und das damit verbundene Auf- und Absteigen trägt endlich auch wenig dazu bei, die Beschwerden eines solchen Weges zu mildern.

Durch die Straße der Casbah steigt man 497 Treppenstufen zu der früheren Residenz des Dey von Algier, der Casbah, hinauf. Dieses Schloß, welches den höchsten Punkt der Stadt einnimmt und 150 Meter über dem Meeresspiegel liegen soll, beherrscht die ganze Stadt so wie einen Theil ihrer Umgebung, wird jedoch von dem südöstlich von der Stadt sich auf einem Felsen erhebenden Fort de l'Empereur dominirt. Das Aeußere dieses großartigen Baues hat ein trauriges, finsteres Aussehen, wiewohl die aus den Oeffnungen der Mauern dräuend hervorschauenden gewaltigen Kanonen entfernt sind. Das Innere desselben stimmt eben so traurig, wenn man die Verwüstungen erblickt, welche in diesem luxuriösen Sitze der letzten Deys von Algier angerichtet worden sind. Zu jener Zeit enthielt die Casbah außer dem Palast eine Moschee, mit Waaren angefüllte Magazine, einen bombenfesten Pulverthurm, zwei hübsche Gärten, eine Menagerie und viele andere Dinge, welche theils zum Unterhalt der Garnison, theils zum Zeitvertreibe der Beherrscher dienten. Alle diese Herrlichkeiten sind nun dahin; die Kachel-Einfassungen der Thüren und Fenster sind größtentheils zerbrochen, der schöne Marmorboden ist verschwunden, eben so die prachtvolle Spiegel-Galerie und die mit goldenen Zierrathen geschmückten Kioske; die schönen Arkaden sind zugemauert, die Gärten zerstört, und von den mannichfaltigen Bäumen, welche dieselben zierten, sieht man nur noch einige hohe Orangenbäume, die eine Fontaine beschatten, und trotz alledem macht das Ganze durch seine Größe noch einen imposanten Eindruck.

359. Marokko.

(Nach Gerhard Rohlfs, Mein erster Aufenthalt in Marokko, und Karl Andree, Geographie des Welthandels, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das am nordwestlichen Ende von Afrika gelegene Kaiserreich Marokko ist von allen an das Mittelmeer gränzenden Ländern Nordafrika's eines der am günstigsten gelegenen. Mit Einschluß der wüsten Strecken zwischen den

Oasen, die bis 26° n. Br. und 22 ö. L. reichen, ist es ein Drittel größer als Frankreich. Wenige Länder Afrika's haben im Verhältniß zum Binnenlande eine so große Küstenentwickelung (1265 Kilometer am Atlantischen Ocean, 60 an der Meerenge von Gibraltar, 425 am Mittelmeer). Die Küsten nach dem Mittelmeer fallen steil ab und haben unzählige Buchten, die aber zu klein sind, um gute Häfen zu bilden, doch groß genug, um den Riff-Piraten mit ihren kleinen Fahrzeugen Sicherheit gegen stürmische Witterung zu gewähren. Einen guten Ankerplatz bietet Ceuta. Die atlantische Küste bis südlich von Mogador ist vollkommen flach und das Meer hat hier hohe Sanddünen aufgeworfen, die mit Leutisken-Büschen bewachsen sind; sie sind für die Schifffahrt äußerst gefährlich, besonders bei nebliger Witterung, erst 30 Seemeilen vom Lande findet man 100 Faden Wasser.

Der Atlas durchzieht Marokko von S.W. nach N.O. (die Gebirge Algeriens gehören nicht zum Atlas, wie die Franzosen meinen, sondern Algerien hat nur ausgedehnte Hochebenen mit davorliegenden Gebirgsketten); der große Atlas ist nur in Marokko und erstreckt sich vom Cap Gher bis zum Cap Ras am Mittelmeer, ist von hufeisenförmiger Gestalt, gegen Nordwesten geöffnet; hier senkt er sich in breiten Terrassen allmählich zum Tieflande, während er gegen S.O. senkrecht und steil abfällt. Sein höchster Punkt, der Djebel Miltsin (3475 Meter?), liegt im S.W., etwa südlich von der Stadt Marokko und ist stets mit Schnee bedeckt. Alles Land von der nördlichen Kante des Atlas bis zum Atlantischen Ocean und Mittelmeer ist vollkommen culturfähig. Daher ist Marokko dasjenige Land von Nordafrika, welches den breitesten Gürtel von culturfähigem Boden hat, und dies nicht nur nördlich vom Atlas, sondern auch im Süden ist das ganze Sus-Thal zum Anbau geeignet. Die Flüsse unterscheiden sich wesentlich von den langgezogenen Wasserläufen ohne Nebenflüsse im übrigen Nordafrika, namentlich vom Nil, dadurch, daß sie nicht lang sind, aber zahlreiche Krümmungen und eine starke Verästelung nach den Quellen hin haben. — Marokko hat von allen Staaten Nordafrika's das gesundeste Klima in Folge der bedeutenden Erhebungen des Landes, der erfrischenden Winde von beiden Meeren, der Abwesenheit von flachen Seen und Sümpfen, wie sie Algerien und Tunis von W. nach O. durchziehen. Die Einwohnerzahl mag ungefähr die doppelte von Algerien sein, welches bei ähnlicher Bodenbeschaffenheit und fast gleichen klimatischen Verhältnissen eine ungefähr gleiche Volksdichtigkeit hat, aber kaum halb so groß ist. Man schätzt daher die Bevölkerung auf 6½ Millionen. Bis jetzt hat sich in Marokko das Urvolk, die alten Numider (= Mauren), von den eingewanderten Arabern fern und unvermischt erhalten. Die Berbern sind nicht nur bedeutend zahlreicher (⅔), sondern auch über einen weit größern Raum des Landes (⅘) ausgebreitet, als die Araber, welche nur in großen Städten und Ortschaften das überwiegende Element bilden, sonst nur noch sporadisch vorkommen, namentlich

in den Oasen. Beide unterscheiden sich am meisten durch die Sprache, wenig durch den Körperbau. Die ursprüngliche Verschiedenheit in Sitten und Gebräuchen ist durch die mohammedanische Religion sehr ausgeglichen worden, die auch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme unter sich sehr verwischt hat.

Seit mehreren Jahrhunderten unterhält Marokko Verbindungen mit Timbuktu. Von den dorthin ziehenden Karawanen (Káfilas) vereinigen sich zuweilen mehrere und bilden dann eine „Akabar". Gewöhnlich zählt eine Káfila nur bis zu anderthalb hundert Männern und ein- bis zweitausend Thiere, oft auch bloß siebenzig bis achtzig Kameele. Ausgangspunkte sind die Städte Marokko, Tetuan, Fas und Tafileit (Tefilelet); in Tatla und Akka vereinigen sich die Züge, um gemeinschaftlich die westliche Wüste zu durchwandern. Unterwegs berühren sie die Gegenden, welche mit reichen Lagern von Salz gesegnet sind und bringen dieses werthvolle Erzeugniß der Wüste nach Timbuktu, wo, neben dem Golde, Salz den Haupthandelsartikel und seit den ältesten Zeiten dem ganzen Niger entlang einen der wichtigsten Gegenstände des Austausches bildet. Es ist in jenen Gegenden, wie in manchen Theilen Ostafrika's, Werthmesser. An den nacktesten, unfruchtbarsten Stätten der Wüste hat die Natur jene unerschöpflichen Salzlager ausgebreitet, während sie weiten Landschaften des fruchtbaren Innern dieses, den Menschen zum nothwendigen Bedarf gewordene, Mineral gänzlich versagt. So tief eingegraben in den Gesetzen der Natur liegt das Princip des Völkerverkehrs, des Austausches der Bedürfnisse. Aus weiter Ferne zieht der Bewohner jener ungastlichen Zonen zu den Salzlagern, beladet seine Hunderte und Tausende von Thieren und geht in Monate langer Wanderung andern fruchtbaren Zonen zu, deren Bewohner gern mit ihrem Korn und den Erzeugnissen ihrer Gewerbsamkeit ihm sein Salz abkaufen. Die Karawanen aus Marokko nach Timbuktu bringen viele europäische Waaren nach diesem Stapelplatze, der von der höchsten Bedeutung für den Handel schon deshalb ist, weil er dem Maghreb ul Aksá von allen afrikanischen Handelsplätzen am nächsten liegt und oberhalb und unterhalb Verkehr im Stromthale des Niger hat. Von weit und breit strömen dort Kaufleute zusammen, und die Handelsherren aus Ghadámes, Mogador, Marokko und Fas haben in Timbuktu ihre Agenten. Der größere Theil der europäischen Artikel kommt aus Mogador, von wo man namentlich rothes Tuch und Kaliko aus Manchester sendet; auch die Messerschmiedewaaren stammen aus England. Von Timbuktu werden diese Artikel vertheilt, meist am Nigerstrom entlang. Die beiden andern Handelswege sind jene von Marokko und Rhadámes. Die englischen Waaren haben hier noch die Oberhand; jetzt bemüht sich Frankreich mit Eifer, sowohl von seinen Besitzungen in Senegambien aus wie von Algerien her, mit Timbuktu in Verbindung zu kommen.

360. Madeira.

(Nach Ferd. von Hochstetter, Madeira, in den gesammelten naturwissenschaftlichen Vorträgen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Von Marokko her kam nach Portugal die Kunde von einer im Atlantischen Ocean gelegenen Insel (der Atlantis *) der Alten?). Der Infant Don Henrico, der bekannte Protector der Schifffahrt, sandte zwei Seefahrer zur Entdeckung aus, welche, durch Sturm verschlagen, 1418 an einer kleinen Insel landeten, die sie Porto Santo nannten, und 1419 auf einer zweiten Reise die nahe gelegene größere Waldinsel fanden, von der sie im Namen Johann's I. von Portugal Besitz nahmen. Wenige Jahre später (1421) wurde sie von den ersten europäischen Ansiedlern bevölkert und erhielt wegen des (freilich jetzt seltenen) vortrefflichen Bau- und Nutzholzes ihrer Urwälder den Namen Madeira (portugiesisch = Bauholz oder Nutzholz). Die Portugiesen verbrannten die Urwaldungen und erzielten dadurch, wie man sagt, den herrlichen, kräftigen Boden für ihren berühmten Weinbau.

So viele Punkte an der Küste von Madeira auch den Namen „Porto" (Hafen) führen, so ist doch nirgends auf der Insel ein eigentlicher Hafen. Schroff und steil steigt die Küste in die Höhe, von einem weißen Kranze schäumender Wogen umgürtet. Auch die bei der Hauptstadt Funchal (sprich: Funschal) ist nichts anderes als eine offene Rhede, der Brandung des Oceans, zumal bei Südwinden, preisgegeben; das Landen ist stets ein Kampf mit den Wellen, und selbst an dem flacheren Strande von Funchal nicht ohne Schwierigkeit. Die Hauptstadt soll ihren Namen, der so viel als Fenchel-Acker bedeutet, von den ersten Ansiedlern erhalten haben, weil sie den Platz ganz mit Fenchel (funcho) überwachsen fanden.

Ist der erste Eindruck, den der Anblick der Stadt von der See gewährt, ein landschaftlich großartiger, so hat auch ein erster Spazierritt durch die Stadt und ihre nächste Umgebung einen unbeschreiblichen Reiz wegen des Vorgeschmacks von tropischer Natur in allen den herrlichen Pflanzenformen, die hier unter Pflege gedeihen. In der Stadt bilden Platanen, großblütige Tulpen und Trompetenbäume, zierliche Akazien und Mimosen die Alleen. In den Gärten der zahlreichen, terrassenförmig über einander liegenden Landhäuser, deren schönste Engländern gehören, sieht man Cypressen, Brasil-

*) Nach F. Unger, Die versunkene Insel Atlantis, Vortrag 1869, führt eine Vergleichung der untergegangenen und der jetzt lebenden Faunen und Floren von Europa, den atlantischen Inseln und Nordamerika zu dem Schlusse, daß einst (in der Tertiär-Zeit) da, wo sich jetzt die Fläche des Atlantischen Oceans ausdehnt, ein großes Festland existirte, von Island bis zu den Inseln des grünen Vorgebirges, das in die Tiefe des Oceans versunken ist und nur einzelne Bergspitzen (Island, Madeira, die Azoren, die canarischen Inseln, die des grünen Vorgebirges) zurückgelassen hat.

tannen, den Drachenbaum und die Dattelpalme. Von der Banane mit den riesigen, vom Winde zerfetzten Blättern, welche hier einen ihrer Hauptsitze hat, pflückt man sich die Paradiesfeige. Gummibäume, wohlriechende Magnolien und Camphorbäume erreichen auf Madeira schon die ansehnlichsten Dimensionen. Und welcher Reichthum Jahr aus, Jahr ein an farbiger Blumenpracht, an kostbarem Blütendufte! Was Brasilien und die westindischen Inseln, was Tropen und Nichttropen Schönes, Duftiges und Wohlriechendes haben, Alles scheint auf Madeira sich wie in einem von der Natur angelegten botanischen Garten ohne Gleichen zu vereinigen. In niederen, geschützten Lagen und an der Südseite trifft man, statt der frühern Weincultur, wieder Plantagen von Zuckerrohr, kleine Kaffeegärten, ganze Felder der großen Cactusart, auf welcher das Cochenille-Insect gezogen wird, freilich nicht mit gleichem Erfolge wie auf den benachbarten canarischen Inseln. Geht man höher hinauf in die Berge, so gelangt man in Kastanien- und Lorberwälder. Und welche Aussicht von solchen Höhen! Blüten und Blumen, Grün in allen Schattirungen, rauschende Gebirgswasser, zu Füßen die niedliche, reinliche Stadt, die Schiffe und die endlose Fläche des blauen Oceans, der ohne Grenze mit dem Himmel in einander fließt.

Doch nicht die großartige, romantische Natur der Insel, nicht ihr feuriger Wein, der schon jetzt eine große Seltenheit geworden ist, oder ihre köstlichen Südfrüchte locken jährlich Tausende von Gästen über den Ocean nach Madeira, sondern die Luft und das Klima. So ist denn Madeira in der letzten Zeit einer der berühmtesten klimatischen Curorte geworden. Ihr vortreffliches Klima verdankt die Insel theils der geographischen Lage (unter 32½° n. Br.), theils und hauptsächlich der oceanischen Lage, welche einen geringen Wechsel der Temperatur, eine gleichmäßige Vertheilung der Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten, auf die einzelnen Monate und eben so auf Tag und Nacht zur Folge hat. Das Wasser besitzt nicht die gleiche Fähigkeit, die Wärmestrahlen der Sonne zu absorbiren und wieder in den kalten Himmelsraum auszustrahlen wie das Land. Daher erwärmt sich der Ocean unter dem Einflusse der Sonne bei Tage weniger als das Land, kühlt sich aber auch bei Nacht nicht eben so schnell ab; er ist also bei Tage im Allgemeinen kühler, bei Nacht aber wärmer als das Land. Eben so ist auch der Sommer auf dem Meere nicht so heiß wie auf dem Lande und der Winter nicht so kalt, ein ähnlicher Fall, wie mit der Temperatur unserer Keller. Diese gleichmäßige Temperatur des Meeres theilt sich nun aber auch kleinen Inseln mit, die deßhalb ein oceanisches Klima haben, während fern vom Meere, im Innern der Continente die mittleren Temperatur-Differenzen weit bedeutender sind (z. B. in Wien 18° R., auf Madeira nur 4⅓° — nämlich zwischen 14° im Januar und 18½° im August). In ähnlicher Weise sind auch die täglichen Temperatur-Differenzen auf Madeira nur sehr geringe, während sie z. B. in Wien in einem Tage bei plötzlichem

Witterungswechsel bis auf 17° anwachsen und für die Respirations-Organe äußerst fühlbar sind. Dazu kommt, daß auf Madeira die warme Sommer-Temperatur durch den am Tage wehenden Seewind wesentlich gemildert wird, und daß man in und bei Funchal, der Jahreszeit entsprechend, seinen Aufenthalt höher oder niedriger wählen kann, für den Winter im untern Theile der Stadt, nahe dem Meere, für den Frühling in den Villen auf einer Höhe von 200—300 Meter, für den Sommer in Commacha, 700 Meter über dem Meere. Dieses gleichmäßig warme und milde Klima, dazu die eben so gleichmäßig feuchte und staubfreie Luft, das macht Madeira und insbesondere Funchal so geeignet zum Aufenthaltsorte für Lungenkranke.

In Funchal leben Portugiesen, Engländer, Franzosen, Italiener und einige wenige Deutsche. Englische Sitte und Sprache wird von Jahr zu Jahr herrschender, theils durch den großen Verkehr englischer Dampfboote auf der Rhede, theils durch die große Zahl englischer Familien, welche sich in und um Funchal niedergelassen haben und die noch größere Zahl brustleidender Engländer, welche den Winter hier zubringen. Die Maderenser sprechen portugiesisch, aber auffallend langsam und mit einem eigenthümlich singenden Ton. Diese Landbevölkerung, welche in niedrigen Strohhütten, auf nackter Erde in glücklichster Harmonie mit ihrem Vieh lebt, hat in den letzten Jahrzehnten sich bedeutend vermindert, theils durch Auswanderung Verarmter nach Brasilien und Westindien, theils durch die Cholera, welche in einem Sommer (1856) 9000 Menschen wegraffte, theils durch die Traubenkrankheit (seit 1852), welche den Haupterwerbszweig des Landvolkes, den Weinbau, fast gänzlich vernichtet hat. Die Regierung, anstatt Funchal zum Freihafen zu machen und durch Verwandlung der unsichern Rhede in einen sichern Hafen sein Emporblühen zu ermöglichen, befolgt das strengste Absperrungssystem; nicht bloß Madeira als Insel ist abgesperrt, sondern eben so der Hauptbandelsplatz Funchal gegen Madeira selbst. Bis jetzt war Funchal, trotz seiner für die ganze Schifffahrt nach dem südatlantischen Ocean so bequemen Lage, mit dem fruchtbarsten Boden und dem besten Klima der Welt, nichts als ein Weinkeller hinter Schloß und Riegel, der nun aber seit Jahren leer steht, eine nothdürftige Kohlenstation, ein Erfrischungs- und Erholungsort oder aber eine Grabstätte für Kranke.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Verkehrs ist noch, daß man auf ganz Madeira keinen Wagen mit Rädern sieht, sondern, obgleich nie Schnee fällt, Jahr aus, Jahr ein im Schlitten fährt. In einem altmodischen, viersitzigen Kutschkasten auf einem mit zwei oder vier Ochsen bespannten Schlittengestell fahren die Damen von Funchal über Steine und Sand zur Kirche oder zum Ball; eben so schleppt der Bauer die Erzeugnisse seines Bodens auf Schlitten über die Berge zur Stadt. Bei der hochliegenden Marienkirche nostra senhora del monte steht immer eine Anzahl zweisitziger Schlitten bereit, um, gelenkt von zwei den Schlitten durch Stricke hemmenden Männern,

mit rasender Geschwindigkeit auf den mit glattem, kleinem Basaltgerölle gepflasterten Wegen bergab nach Funchal zu fahren. Denn für Wagenräder sind die Wege zu steil und zu glatt. Erst in den letzten Jahren wurde, ohne Zweifel auf Veranlassung der Engländer, welchen Spazierenreiten und Fahren ein Lebensbedürfniß ist, die erste ebene Straße (New-Road) dem Meeresufer entlang angelegt, welche zur Einführung von Räderfuhrwerk geführt haben und jetzt der Corso der Funchaler sein wird. Bei größeren Excursionen reitet man oder läßt sich, wenn die Wege zu schlecht sind, in einer Hängenmatte oder in einem länglichen Korbe (Palankin) von zwei starken Männern tragen; denn zu Fuß Gehen in der Sommer-Temperatur, stets bergauf, bergab, ist ganz außer Mode. Auch legt man bei der bewunderungswürdigen Stärke und Ausdauer der Träger auf diese Weise fast die doppelte Distanz eines Tagemarsches in einem Tage zurück.

361. Die canarischen Inseln.

(Nach Julius v. Minutoli, Die canarischen Inseln, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die canarischen Inseln werden als Anhang des Festlandes von Spanien, d. h., als dazu gehörige Nachbarinseln, im Gegensatz zu den überseeischen Besitzungen, betrachtet und bilden eine der 49 Provinzen der Monarchie. Diese Gruppe (gegenüber der Südwestküste des marokkanischen Kaiserreiches) besteht aus 7 größeren und 6 kleineren Inseln. Die größeren heißen: Fuerteventura, Gomera, Canaria, Hierro (Ferro), Lanzarote, Palma und Teneriffe, die größte der Canarien; die kleineren sind nicht bewohnt.

Die Lage der Inseln unter einander, ihre Formation und ihre Nähe an der afrikanischen Küste haben die Ansicht gerechtfertigt, daß sie mit dem afrikanischen Gebirgssystem zusammengehangen und eine Fortsetzung des Atlas-Gebirges gebildet hätten. Eine Vergleichung der klimatischen Verhältnisse, der Vegetation, der Geschöpfe, die sie bewohnen, selbst der Sprache und Sitten der ursprünglichen Bewohner der Inseln haben diese Hypothese zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Doch tritt derselben der vulkanische Ursprung der Inseln und ihre Erhebung aus dem Meeresgrunde zu entschieden entgegen, als daß man annehmen könnte, die Inseln wären nur Ueberreste eines untergegangenen Continentes, von denen lediglich nur die Vulkane sich erhalten hätten. Daß sich die Gebirgsmassen aus der Tiefe des Meeres erhoben, bekunden die ausgedehnten Muschelschichten auf den Höhen. Eine ungeheuere Kraft muß nothwendig gewesen sein, bis sie den Widerstand der auf sie drückenden Wassermasse zu überwältigen vermochte. Aus dem furchtbaren eröffneten Krater erhob sich ein Central-Vulkan, der Pico de Teyde auf Teneriffe, ein Koloß von Trachyt, und eröffnete die Ver-

bindung des Innern mit der Atmosphäre. Die Ausbrüche der Vulkane waren am heftigsten kurz vor und bald nach der Besitznahme der Inseln durch die Spanier. Diejenigen auf den Inseln Gomera, Fuerteventura und Hierro haben zuerst aufgehört. Auf Palma fand die letzte Eruption, und zwar aus 40 Oeffnungen, im J. 1677 Statt. Der Pico de Teyde auf Teneriffe (3711 Meter hoch), welcher noch jetzt unausgesetzt Schwefeldämpfe ausströmt, hat bereits seit 500 Jahren seine Ausbrüche eingestellt.

Das Klima auf den Canarien ist im Allgemeinen eben so angenehm als gesund. Die Temperatur ist, trotz der südlichen Lage der Inseln, eine gemäßigte, denn Luftströmungen kühlen sie ab. Am heißesten ist es auf der Insel Fuerteventura, wahrscheinlich wegen ihrer größeren Nähe an der afrikanischen Küste und wegen der bedeutenden Ebenen, die sich dort finden. Die heißen Landwinde vermögen sich auf dem 20 Leguas zählenden Wasserwege nicht hinreichend abzukühlen. Mit dem Eintritt des Märzmonates hört der Frühling auf den canarischen Inseln schon auf. Zu Ende des Sommers und zu Anfang des Herbstes weht öfters der Südost- oder Levantewind, aus dem glühenden Sande der Wüste herüberziehend. Er trocknet die Erde aus und läßt Pflanzen und Früchte verdorren. Wenn er nicht nach Norden oder Nordosten umspringt und in diesem Falle die Glut mit einer Regenschauer abkühlt, ist seine Wirkung auf alle Geschöpfe unerträglich. Menschen und Thiere fallen betäubt um. Vögel und Ziegen verbergen sich in den Felsspalten. Die Luft wird so dick und trübe, daß man die Umrisse der nächsten Berge nicht zu erkennen vermag. Plötzliche Wirbelwinde reißen Alles in einem Strudel mit sich fort. Obgleich sich die Menschen in ihre Wohnungen zurückziehen, so tritt doch bei Vielen ein Zustand höchster Nervenaufregung ein. Die beklemmte Brust hebt sich unruhig, das Auge entzündet sich, die Haut springt auf. Hält der Levantewind an, so führt er von der gegenüber liegenden afrikanischen Küste ungeheure Schwärme kleiner und großer Heuschrecken herüber, welche, in das Wasser stürzend, von Wind und Wellen in großen Haufen willenlos fortgetrieben, sobald sie die canarischen Gestade bedecken, sich wiederum beleben und verwüstend in die Felder fallen. Im Jahre 1812 lagen die Heuschrecken auf den der Ostküste zu gelegenen Ebenen Fuerteventura's in so unglaublicher Menge, daß sie an einigen Stellen eine 1 Meter hohe Masse bildeten. Es gibt kein Mittel zur Abwehr als die Hoffnung, daß die Heuschreckenmassen, bevor sie sich von ihrer Betäubung erholen und beleben, von dem umsetzenden Winde nach einer andern Richtung vom Ufer fortgetrieben werden. Mit Anfang November stellen sich die Nordnordost- und Nordwestwinde ein. Sie führen den befruchtenden Regen mit sich, wenn nicht Südwinde die heilsame Wirkung paralysiren. Im December herrschen bei Südsüdwest- und Westsüdwest Regen, Sturm und Hagelschauer. Im Januar liegen der Pico de Teyde und die Höhen der übrigen Berge der Inselgruppen in tiefem Schnee. Auf manchen, namentlich den

östlich belegenen Inseln, fällt bisweilen das ganze Jahr hindurch kein Regentropfen.

Die Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens, Lage und Klima begünstigen eine starke Entwickelung der Pflanzen beider Hemisphären. Von der niedrigen Küste ab, in den Barranken und Wäldern, bis zu den höchsten Gipfeln ist jeder Pflanze ihre eigene Zone angewiesen. Doch sind auf den Canarien die Schönheiten der Natur weniger eng zusammengedrängt als auf Madeira. Auch ist durch reichere Bewässerung das an sich volkreichere Madeira mehr bebaut. Canaria vereinigt die Naturschönheiten und Eigenthümlichkeiten fast aller canarischen Inseln. Alle Culturpflanzen des ganzen Archipels finden hier ihr günstige Stätte. Der Ackerbau steht auf keiner der übrigen Inseln auf so hoher Stufe.

Die **Bevölkerung** der Canarien bietet eine Mischung von Aus- und Inländern mit Spaniern. Auf der Insel Palma erkennt man augenblicklich die Abkömmlinge der dortigen portugiesischen Ansiedler an der Hautfarbe, an ihrer Haltung, Tracht und fröhlichem Wesen; nicht minder die Urenkel der holländischen Colonisten an ihrem blonden Haar, ihren blühenden Gesichtsfarben und an dem kalten und gemessenen Wesen, mit dem sie auftreten. Auf den Inseln Gomora und Hierro begegnet man den Galejos oder Galicianern. Sie haben ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, wie im Mutterlande, treu bewahrt: sie suchen Arbeit und Unterhalt außerhalb. Sie leben sparsam, versagen sich allen Genuß und kehren, wenn sie ein Sümmchen verdient, heim; sei es, um das Ersparte mit den Freunden in kurzer Zeit zu verjubeln und dann getrost wieder hinauszuziehen, um in der Fremde ein neues mühsames Leben zu beginnen, oder um daheim ein Stückchen Land und eine Hütte zu kaufen zur Begründung eines Hausstandes. Auf den Inseln Lanzarote und Fuerteventura ist der maurische Typus der Bevölkerung unverkennbar. Auf Canaria und Tenerife, den größten, reichsten, bevölkertsten und zuletzt eroberten Inseln, hat sich die Physiognomie der Ureinwohner, der Guanchen, am deutlichsten erhalten.

Der Charakter der Canarier ist ein durchaus liebenswürdiger. Sie sind offen, harmlos, friedfertig und versöhnlich, treu, bescheiden und zuverlässig, arbeitsam und genügsam, dabei aber von einer Gastfreiheit, wie sie ihres Gleichen sucht. Reitet man durch einen Ort, so wird man gewiß von verschiedenen Seiten her angeredet und aufgefordert, abzusteigen, auszuruhen und im Hause vorlieb zu nehmen. Nimmt man die Einladung an, so ist man nicht ein Gast zur Mahlzeit, sondern ein Freund des Hauses oder wie ein Mitglied der Familie betrachtet, das da geht und kommt und bleibt nach eigenem Belieben, ohne Förmlichkeiten und Redensarten.

Der Anstand und die ernste Haltung, die auch die unteren Stände im gewöhnlichen Leben beobachten, verläßt sie selbst in außergewöhnlichen Lagen des Lebens nicht. Bei ihren Volksfesten und Tänzen, bei ihren Spielen im

Springen, Ringen, Schleudern und Wettlaufen, überall Maß und Ziel und nirgends Ausbrüche roher Gesinnung und Leidenschaft; an Kranken- und Todtenbetten, in Kummer und Noth eine an Stoicismus grenzende Ruhe und Resignation.

b. Central-Afrika.

362. Die Sahara.

(Nach E. Desor, Die Sahara, und E. F. Laukhard, Geographische Bilder aus Afrika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Wüste Sahara ist nicht nur wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung (600 Meilen in die Länge) und wegen ihres erwärmenden Einflusses auf das Klima unserer Hemisphäre merkwürdig, sondern hat auch geographisch eine größere Bedeutung als irgend ein Binnenmeer, sogar als das Mittelländische Meer. Denn nicht dieses, sondern eigentlich die Sahara scheidet beide Erdtheile, und hervorragende Geographen haben es ausgesprochen: Afrika beginnt erst mit dem Sudán, jenseit der Wüste. In der That hat der Atlas die wesentlichen Merkmale der Gebirge Südeuropa's: er besteht großen Theils aus denselben Formationen; seine Flora ist im Wesentlichen die der Mittelmeerländer; eben so mit wenigen Ausnahmen die Fauna, besonders was die niederen Thiere betrifft. Auch die Völkerstämme des nördlichen Afrika's, die Berbern und die Kabylen (s. Nr. 355), sind von unserer Race. Vielleicht wird man in nicht allzuferner Zukunft zugeben, daß die ersten arischen Einwanderer in unsern Continent von Asien aus nicht durch den Norden Europa's, sondern über Nordafrika eingezogen sind, um längs den Küsten des Mittelmeeres und des Oceans ihre Niederlassungen zu begründen.

Die Sahara, welche demnach den Atlas vom eigentlichen Afrika trennt, ist nicht, wie man sich gewöhnlich vorstellt, eine einförmige und absolut unfruchtbare Region. Mit dem „Tell" (s. S. 445) verglichen, erscheint sie allerdings als ein ewiges Einerlei; es ist die einförmige Ebene gegenüber dem Gebirge mit all' seiner Mannichfaltigkeit. Nur eine relative Unfruchtbarkeit, welche von sehr verschiedenen Ursachen herrühren kann, ist ein gemeinsamer Charakterzug sämmtlicher Theile der Wüste, von welchem jedoch die Oasen eine Ausnahme bilden, und darin eben liegt ihr mächtiger Reiz. Die Ursache jener relativen Unfruchtbarkeit der Sahara sind zunächst die sandige Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Regen, dann aber auch das Vorhandensein gewisser mineralischer Stoffe im Uebermaße und die Gewalt der Winde, welche selbst die rauhesten Pflanzen hindern, im Boden Wurzel

zu fassen. So sind hier, gerade unter bevorzugten Breitengraden, die Elemente der Unfruchtbarkeit angehäuft. Man kann dreierlei Formen der Wüste unterscheiden.

a) Die Plateauwüste, welche mehr als drei Viertel der Sahara einnimmt, ist die ursprüngliche Form, der Boden des innern Beckens, wie er nach dem Abfluß des einstigen Sahara-Meeres gestaltet war. Sie weist im Allgemeinen, wenn ihre Einförmigkeit nicht von Dünen unterbrochen wird, ebene Flächen auf, die fern am Horizont mit dem Himmel verschwinden und unwillkürlich an das Meer erinnern. In der ganzen Sahara findet sich der gleiche kieselige Sand, dessen Körner an Größe und Form von einander abweichen; doch ist dieser Sand mehr oder weniger durch Gyps zusammengekittet, manchmal so stark, daß er auf der Oberfläche des Bodens eine fest zusammenhängende Kruste bildet. Die Plateaux sind mit einer im Sommer durch die Sonnenhitze verbrannten, nach den ersten Wintertagen aber frisch grünenden Vegetation vollständig bedeckt. Dies sind entweder Dornsträuche, welche die Erde um sich her festhalten können und deshalb eben so viele kleine Erhebungen bilden, oder Staudengewächse mit fleischigen, zähen, knotigen und verkümmerten Blättern, die theilweise von Kameelen oder Schafen angefressen sind. In Senkungen des Bodens, wo dieser noch etwas Feuchtigkeit bewahrt, bedeckt sich die Erde mit einem feinen Rasen vom schönsten Grün. Dies sind die Wiesen der Sahara, auf welche der Araber während des Winters seine Schafe und Kameele zur Weide hinabtreibt (s. unten), weil die Berge des Atlas zu kalt sind, um hier im Winter unter Zelten zu leben und im Frühjahre nach dem Gebirge zurückzukehren. Durch diesen Gegensatz von Gebirg und Wüste hat der als Eroberer von Asien hereingedrungene Araber sein Nomadenleben, das für ihn zur zweiten Natur geworden, auf afrikanischem Boden fortsetzen können — freilich nicht zum Vortheile der Civilisation, die bei solcher Lebensweise schon vor dreitausend Jahren ihr Endziel erreichte. Wenn dagegen die Jünger Mohammed's, als sie den Eingebornen, Berbern und Kabylen, ihren Glauben und ihre Sprache aufnöthigten, deren ansässige Lebensweise angenommen hätten, so würde sich der Norden Afrika's wahrscheinlich in ähnlicher Weise entwickelt haben, wie Spanien unter der arabischen Herrschaft.

b) Eine andere Form der Wüste, die man Auswaschungswüste nennen könnte, ist zur absoluten Unfruchtbarkeit bestimmt, weil das Uebermaß von Salz jede Vegetation verhindert. Wir sehen hier nur ausgedehnte Senkungen des Terrains oder Becken mit flachem Boden, welcher aus einem feinen und gleichartigen Sande besteht, ungefähr wie der Löß im Rheinthal. Da man an den steilen, sandigen Rändern dieser Auswaschungen Seemuscheln antrifft, so scheinen dieselben Canäle zu sein, welche das Wasser des Saharameeres während der Periode der Hebung ausgehöhlt hat und in Folge deren das große Becken der Sahara trocken gelegt wurde bis auf die gegenwärtigen

Seebecken (Schotts), die den letzten Ueberrest des einstigen Meeres darstellen.

c) Die Dünenwüste ist diejenige Form, welche unserem Geiste vorschwebt, wenn wir an die Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit denken. Denn hier gesellt sich zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unstätigkeit desselben. Das Kameel oder Dromedar ist hier fast unentbehrlich, nicht nur wegen seiner Genügsamkeit, sondern auch, weil seine breiten Füße es ihm gestatten, da aufzutreten, wo der Mensch und das Pferd im Flugsand einsinken. So lange diese Dünen noch ebene Räume zwischen sich haben, ist die Vegetation nicht vollständig erloschen; wenn sie aber allmählich so nahe an einander rücken, daß sie sich berühren, dann tritt gänzliche Unfruchtbarkeit ein. Je mehr man in die Region des Flugsandes vordringt, um so tiefer wird man von einem gewissen Unbehagen erfaßt, welches sich auch durch die ernste Stimmung verräth, die auf der Karawane ruht. Denn wenn der Simun mit seinem glühenden Odem diese beweglichen Massen aufwühlt, so kann er Karawanen, ja ganze Armeen, wie dies die Geschichte erzählt, unter denselben begraben. Die Wandelbarkeit der Formen dieser Sandwellen, welche nicht minder imposant sind, als die Meereswellen, und Aehnlichkeit mit den im Winter auf Hochebenen zusammengewehten Schneewellen haben, existirt nur für die Oberfläche und die Außenseiten der Dünen; ihre Umrisse können wechseln, aber ihre Masse und ihre Lage bleibt beständig, und so unterscheiden sie sich wesentlich von den Dünen der Meeresküsten. Dies kommt daher, daß die Winde aus verschiedenen Richtungen wehen, bald aus Südosten, bald aus Nordwesten, so daß ihre Wirkungen sich gewissermaßen aufheben. Auch hat man sich überzeugt, daß der Düne eine natürliche Boden-Erhebung als Kern dient und daher vorgeschlagen, sie (statt mit der uneigentlichen Benennung „Dünen") mit dem arabischen Worte „Areg" d. h. Sandhügel zu bezeichnen, welches Wort in den Tu-Aregs (s. Nr. 364) oder den Bewohnern der Sandhügel (d. h. der Dörfer in den benachbarten Oasen) wiederkehrt. Wenn der Sand in gewissem Verhältnisse mit Gyps vermischt ist, so widersteht der Boden dem Andrang der Winde; wenn aber der Gyps fehlt, so lockert sich der Boden, zerstäubt und liefert dann das Material zu den Aregs oder den sogenannten Dünen.

Die Oasen. Die Sahara hört auf, eine Wüste zu sein, sobald sie mit Wasser, dem wesentlichen Elemente alles Lebens, gespeist wird. Die afrikanische Sonne ist so wirksam, daß die Vegetation sich hier unter den ungünstigsten Bedingungen, sogar bei Abwesenheit der sonst zum Anbau unentbehrlichen Humuserde, entwickelt. Unter allen tropischen Pflanzen ist die Dattelpalme die einzige, welche sich allen Anforderungen dieses tyrannischen Klima's anbequemt hat, wie unter den Thieren das Kameel, welches Entbehrungen ertragen kann, die jedes andere Wesen erdrücken würden. Ohne den Dattelbaum und das Kameel könnte der Mensch in der Wüste nicht leben. Mehr

als jeder andere Baum braucht die Dattelpalme Wärme, um ihre Frucht zur Reife zu bringen, und weniger als jeder andere hängt sie von der Qualität des Wassers ab, wenn es ihr nur in hinreichender Menge zukommt. Daher das arabische Sprüchwort: „Die Dattelpalme will ihr Haupt im Feuer und ihre Füße im Wasser haben". Wo die einfache Bewässerung vermittelst fließender (oberirdischer) Wasser, welche, wie in Südeuropa, angesammelt und canalisirt werden, fehlt oder nicht ausreicht, da gräbt man artesische Brunnen, die schon im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (bei Olympiodor) erwähnt und von den späteren arabischen Schriftstellern sehr ausführlich besprochen werden, oder man treibt Gruben in den Boden bis zur Auffindung des unterirdischen Wassers. Stehen in diesem die Wurzeln des angepflanzten Dattelbaumes, so ist jede weitere Berieselung überflüssig. Die übrigen Pflanzen der Oasen sind alle untergeordneter Natur und wachsen gewöhnlich nur im Schatten der Palmen. Sobald einmal die neue Bohrungsmethode in der Sahara eingeführt war (seit 1854), hat man sich nicht mehr auf die Vermehrung der Brunnen in den Oasen beschränkt, sondern auch in den Regionen der Wüste, die ihrer am meisten bedurften, eine Kette von Stationen herzustellen versucht, welche die Karawanen der Nothwendigkeit überheben sollen, Wasservorräthe mit sich zu führen; doch haben wenige den gehegten Erwartungen entsprochen, sowohl was die Quantität, als insbesondere was die Qualität des Wassers betrifft.

Die größte Oase ist Fezzan, südlich von Tripolis, länglich rund, von öden Gebirgen wie von einem Ringe umschlossen. Sie ist 60 Meilen lang und 40 Meilen breit und das Ziel vieler Handels-Karawanen, so daß in den 100 Flecken und Dörfern, vorzüglich aber in der Hauptstadt Murzuk, ein beständiger Markt gehalten wird. In der mit dem Nil gleichlaufenden Reihe von Oasen ist Siwah die nördlichste. Hier war im Alterthum ein berühmtes Orakel des Jupiter Ammon, welches Alexander der Große besuchte.

Die Bewohner der Oasen sind theils Nomaden, theils Kaufleute und dienen den durchziehenden Karawanen als Geleiter oder Unterhändler beim Kauf, lauern auch wohl den Reisenden auf und plündern sie oder erpressen Durchgangszölle von ihnen. Im Winter und Frühling gewährt die Weide der Oase dem Vieh hinreichende Nahrung; gegen Anfang des Sommers aber werden die Kameele mit Datteln und Wollenzeugen, welche die Frauen gewebt haben, beladen, und der ganze Stamm, Männer, Weiber und Kinder, bricht auf nach dem Markte; auch die Heerden, die Hunde und die Zelte werden mitgenommen. Der Zug geht nach Norden, zum Atlaslande. Hier werden alle Bedürfnisse eingehandelt, bis dann zu Ende des Sommers diese Zugvögel vergnügt in ihre Heimat zurückkehren. Die Handelszüge durch die Wüste gehen regelmäßig, in Gesellschaften von 200 bis 1000 Kaufleuten mit ihren Lastthieren. Die Karawane von Fez nach Timbuktu braucht 129 Tage, unter denen 59 Rasttage sind.

Noch eine Merkwürdigkeit der Sahara ist die Kimmung, das Trugbild, welches die Italiener Fata Morgana nennen. Es erscheint nämlich dem Wüstenwanderer zuweilen mitten in der Einöde am Horizonte, etwa auf eine Stunde Wegs Entfernung, eine grüne Gegend, aus der Palmen die Häupter heben, sich behaglich im Winde schaukelnd, oder ein schattiges Thal, ein kleiner See, Karawanen mit Reitern, bepackten Kameelen u. dergl. Das Bild, welches Anfangs trübe erschien, wird immer deutlicher und zuletzt so klar, daß man es mit einem schnellen Rosse in drei Minuten glaubt erreichen zu können. Welch ein Trost für die Durstenden, Müden, Halbverschmachteten! Da fängt das Bild wieder an zu erblassen oder hebt sich hoch in die Luft und erscheint zuweilen auch verkehrt, so daß Alles auf dem Kopfe steht; endlich verschwindet es, und die heiße, endlose Wüste dehnt sich wieder unabsehbar vor den Blicken der Wanderer aus. Diese Täuschung schreibt man einer Fee mit Namen Morgana zu; es ist aber die Abspiegelung irgend einer weit entlegenen Scene aus der Wirklichkeit. Als Spiegel dient vielleicht eine dünne, durchsichtige Luftschicht, hinter welcher sich eine dichtere, kältere gelagert hat, wie im Kleinen jedes Glas und jeder klare Bach, hinter welchem eine dichte, undurchsichtige Fläche sich befindet, zum Spiegel wird.

---

363. Die Tebu (Tibbo) in der östlichen Sahara.

(Nach E. Behm, Das Land und Volk der Tebu, bearbeitet vom Herausgeber.)

In der östlichen Sahara liegt, zwischen der altberühmten Oase von Udschila und Siwah im Norden, den Nil-Ländern im Osten, Darfur, Wadai und Kanem im Süden und der viel bereisten Straße von Fezzan nach Bornu im Westen, ein ungeheures Gebiet von 13 Breitengraden und 15 Längengraden, dem Mittelländischen Meere an Ausdehnung fast gleichkommend, das noch auf den meisten Karten als eine trostlose Leere erscheint. Kein Wunder daher, wenn im Allgemeinen diese ganze Region für eine einheitliche, fast ununterbrochene Sandwüste gehalten wurde, wenn man die Vorstellung von einem unendlichen Meere wogenden Sandes, die man früher von der ganzen Sahara hatte, für ihre östliche Hälfte noch festhielt. Durch die neuesten Forschungen ist diese Region erst in ihrer südwestlichen Abtheilung näher bekannt geworden, wo die Gebirgsländer und die dichter gedrängten Oasengruppen der Tebu, die Landschaften Tibesti, Wadjanga und Borgu sich ausbreiten, rings umgeben von einem Wüstengürtel, aber manchen schönen und fruchtbaren Landstrich bergend.

Während aus der westlichen Sahara die schwarze Urbevölkerung bis auf einige Reste verschwunden ist, hat dieselbe sich in der östlichen bis auf den heutigen Tag erhalten und erreicht hier den nördlichsten Punkt ihrer Ver-

breitungsgrenze. So viel man bis jetzt weiß, gehören die sämmtlichen schwarzen Bewohner dieses Gebietes einer einzigen Nation an, deren Name von den mit ihr in Berührung gekommenen Reisenden bald Tibbo oder Tibbu, bald Tubu geschrieben wird, nach Dr. H. Barth aber: Tebu. Trotz ihrer nahen Beziehungen zu den Bewohnern von Bornu darf man die Tebu doch nicht zu den eigentlichen Negern zählen, von denen sie sich sowohl durch die Gesichtsbildung als durch weniger krauses und weniger wolliges Haar unterscheiden. Die Tebu sind ein wohlgebildeter Menschenschlag; ihr langes, ernstes, intelligentes Gesicht sticht vortheilhaft von dem runden, bausbackigen, lachenden der stammverwandten Bornaui ab; ihr Wuchs ist schlank, die Glieder gut geformt, die Augen lebhaft, die Nase nicht aufwärts gebogen, die Lippen, wenn auch dick, doch nicht so vorspringend, wie bei den Bewohnern von Bornu. Die körperliche Gewandtheit bildet eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften, die schon Herodot an den Garamantischen Troglodyten rühmt. Diese Gewandtheit macht es ihnen leicht, den arabischen Sclavenjägern zu entgehen und die Wachsamkeit ihrer Wächter zu täuschen; sie richten ihre Reitkameele wie Pferde zu einer Menge der schwierigsten Manoeuvres ab. Dazu kommt eine außerordentliche Ausdauer und Abhärtung im Ertragen von Mangel. Wenn sie auf ihren Wüstenreisen Tage lang nichts zu essen finden, so zermahlen sie die Knochen eines gefallenen Kameels zu Staub, lassen ihren eigenen lebenden Kameelen am Auge zur Ader und bereiten aus dem Blut und den gepulverten Knochen einen Teig, den sie verzehren. Auch sind sie das einzige Volk, welches sich dem äußerst schwierigen Dienste eines Couriers durch die Wüste unterzieht, sie legen mit ihren Kameelen etwa sechs engl. Meilen in einer Stunde zurück und haben kein anderes Gepäck als einen Sack Korn, einen oder zwei Wasserschläuche und eine Schale aus Holz oder Metall. Die Aussicht auf glückliche Rückkehr ist so gering, daß niemals einer allein geschickt wird.

In der Lebensweise haben die Tebu viel mit ihren westlichen Nachbarn, den Tuareg (s. S. 463), gemein, wie das schon die ähnliche Beschaffenheit ihres Landes mit sich bringt. Ueber die Oasen der östlichen Sahara zerstreut, zerfallen sie in eine große Anzahl einzelner Stämme, die unter patriarchalischer Regierungsform, mit je einem Häuptling an der Spitze, ein Nomadenleben führen. Wo es der Boden gestattet, treiben sie Ackerbau, aber ihre Hauptnahrungsquelle ist die Viehzucht. Ihre trefflichen Reitkameele werden weithin ausgeführt, um in den übrigen Theilen der Sahara zur Zucht verwendet zu werden. Fleisch, Milch und Datteln bilden einen wesentlichen Theil ihrer Nahrung, und sie sind, was bei einem Wüstenvolke auffallend ist, große Freunde von (getrockneten) Fischen.

Eine Industrie, wie sie sich in Haussa und andern Staaten des Sudan findet, kennen die Tebu nicht; dagegen sind sie unternehmende Handelsleute, wenigstens die längs der großen Verkehrsstraßen ansässigen. Der Verkehr

durch die östliche Sahara liegt eben so in ihren Händen, wie der durch die westliche Wüste in den Händen der Tuareg, indem sie den Handel theils auf eigene Rechnung betreiben, theils nur die Karawanen führen und ihnen die Kameele vermiethen. Hauptsächlich vermitteln sie den Austausch der Waaren des Südens gegen die des Nordens und bringen vor Allem Sclaven aus den Negerländern nach Fezzan und Ghat; ihre eigenen Landesproducte, mit einziger Ausnahme des Salzes, sind verhältnißmäßig unbedeutend; diese werden gegen Baumwollenzeuge, Kleider, Perlen und sonstige Bedürfnisse ausgetauscht. Eine nicht unbedeutende Einnahmequelle der Tebu bildet auch das Passagegeld oder der Tribut, den sie von den Karawanen, welche ihre Gebiete durchziehen, oft auf die unverschämteste Weise erpressen. Was sie sonst noch gebrauchen, suchen sie sich durch Plünderung und Raub zu verschaffen, die ihnen viel eintragen mögen, ihren Ruf aber auch gründlich verdorben haben. Doch lassen sich diese gewaltthätigen Plünderungszüge zum Theil wenigstens als Wiedervergeltungen entschuldigen, denn beständig von Anderen überfallen, ausgeplündert, in die Sclaverei geschleppt, suchen sie sich zu entschädigen und rächen sich, wo sie die Uebermacht haben. Nur bei den westlichen Stämmen dieses Volkes ist der Islam die vorherrschende Religion, andere werden übereinstimmend als Heiden bezeichnet, ohne daß man über ihre religiösen Vorstellungen und über die Formen ihres Götzendienstes etwas Näheres erfährt.

364. Die Tuareg in der mittlern Sahara.

(Nach Heinr. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.)

Die von den Arabern und nach ihnen von den meisten Geographen Tuareg genannten Berbern der Wüste gehören der weißen Menschen-Race an; denn abgesehen von ihrer Abstammung, sind alle gewöhnlich bedeckten Theile ihres Körpers fast so weiß wie bei den Europäern, während die Farbe des Gesichts durch den Einfluß des Klima's dunkelbraun geworden ist. Ihre Figur ist groß und wohlgebildet, ja, die Tuareg sind nach der übereinstimmenden Angabe aller afrikanischen Reisenden der schönste Menschenschlag dieses Erdtheils. Besonders ist die Muskel-Ausbildung der freien Stämme außerordentlich.

Ihre Kleidung ist mannichfaltig, je nachdem sie mit verschiedenen benachbarten Stämmen in Berührung gekommen sind, so daß es schwer zu sagen ist, was ihre ursprüngliche Kleidung war. Jedoch scheint bei den in der Nähe der Araber wohnenden Stämmen ein weites Gewand vorherrschend zu sein, während die westlicheren Stämme ein mehr eng anschließendes kurzes Hemd als gewöhnliche Tracht eingeführt haben. Das Charakteristische

ist der Gesichtsshawl (Litham), der zwei Mal um das Gesicht gewunden wird, so daß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittlern Theil des Gesichtes mit der Nasenspitze frei läßt; indem er zugleich um den Kopf und die Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopf befestigt wird, bildet er die ganze Kopfbedeckung, welche das Gesicht gegen den Einfluß des heißen Wüstenwindes und die Augen vor dem Sande schützt. Ihre Waffen sind ein gerades, sehr langes Schwert, das jedoch nur dem freien Manne zukommt; ein Dolch, der am linken Handgelenk so befestigt ist, daß er am Vorderarm anliegt und mit dem Griff nach der Hand zugewendet ist; ein etwa 2 Meter langer Speer, bei den Freien von Eisen, bei den Nichtfreien von der Korna-Wurzel; oft auch eine Flinte.

Die Sprache der Tuareg ist ein Berber-Dialekt und soll fast in der ganzen Ausdehnung ihres Gebietes dieselbe sein, in Agades wie in Timbuktu, dagegen hat sie in den Grenzländern viele Wörter der benachbarten Sprachen aufgenommen. Ihre Religion ist die mohammedanische, doch wissen sie meist nichts von ihren Glaubenssätzen, als den Spruch: „Es gibt keinen Gott außer dem einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet". Abergläubisch sind sie im höchsten Grade: Hals, ja bei einigen Stämmen selbst Arme, Beine, Brust, Gürtel und Mütze sind mit einer Menge Amulette und Täschchen behangen, in denen Sprüche aus dem Koran gegen alle erdenklichen Zufälle und Gefahren aufbewahrt werden.

Die reineren Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus. Daher kommt es, daß sie beständig unter einander oder mit ihren Nachbarn in Kampf begriffen sind und daß sie von den übrigen Bewohnern Nord-Afrika's gefürchtet und gehaßt werden. Die Araber sagen: „Der Scorpion und der Tuareg sind die einzigen Feinde, denen man in der Wüste begegnet", und nennen die letzteren Besessene oder Dämonen. Bei ihren Räubereien kann man ihnen jedoch keine Grausamkeit zum Vorwurf machen, wie sie auch im Allgemeinen ihre Sclaven gut behandeln. Die Frauen genießen eine größere Freiheit als bei den Arabern, sie dürfen unverschleiert einhergehen und sich in die Gespräche und Angelegenheiten der Männer mischen.

Ihre Hauptbeschäftigung, die Kameel- und die Schafzucht, nöthigt die Tuareg, ein nomadisirendes Leben zu führen, doch haben sich auch viele in Dörfern und Städten niedergelassen. Eine große Anzahl lebt vom Handel, und dadurch ist diese Völkerschaft von so hoher Bedeutung für den Verkehr im Innern Nord-Afrika's geworden, daß sie es hauptsächlich ist, welche den Austausch der Waaren des Sudan und der der Küste vermittelt und welche die Karawanen durch ihre Heimat, die Wüste, geleitet. Sie sind die eigentlichen Beherrscher jener Karawanen-Straßen; ohne ihren Schutz wäre es unmöglich, ins Innere vorzudringen. Sehr hinderlich ist hierbei ihre Trennung in verschiedene, oft einander feindlich gegenüber stehende Stämme;

denn es genügt nicht, den Schutz eines derselben gewonnen zu haben, sondern man muß sich den Weg durch oft wiederholte Geschenke und Tribute eröffnen. Solche Tribute machen einen beträchtlichen Theil der Einkünfte der Tuareg aus.

c. West-Afrika.

365. Das Negerreich Dahomey.

(Nach Fr. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans.)

Das Königreich Dahomey liegt an der Westküste Afrika's in der Nähe des Delta, das der Niger, der zweitgrößte Strom Afrika's, bei seiner Mündung bildet. Es wird von keinem Volke, sondern von einer Armee bewohnt der rohesten und grausamsten, von der die Geschichte weiß. Man denke sich ein unbebautes, obwohl höchst fruchtbares Land, das Millionen von Menschen reichlich ernähren könnte, aber nur etwa 200,000 Sclaven einschließt. Im Mittelpunkte dieser Einöde liegt eine Stadt, Abomey, in welcher der Souverain residirt. Dieser König ist ein Menschenjäger, wie sein Heer die Meute, die er auf die Verfolgung des Wildes mit der unsterblichen Seele abgerichtet hat. Alljährlich tritt er aus seinem Palaste, dessen Mauern mit abgeschnittenen Köpfen geziert sind, sammelt seine Truppen und zieht mit ihnen aus der Stadt, ohne daß ein Anderer, als er selbst, das Ziel des Zuges kennt. In einer Nacht nähern sie sich dann irgend einer friedlichen Ortschaft und mit Anbruch des Morgens, wenn die Bewohner aus ihren Hütten treten, fallen sie über dieselben her, tödten die Alten, zerschmettern die Kinder und binden die jungen Männer und Frauen, die sie theils zum Verkauf, theils zu Menschenopfern aufbewahren. Feuer, in die Hütten geworfen, vollendet das Werk der Zerstörung, und die Horde zieht heim, die heulenden Gefangenen in ihrer Mitte und Hunderte von abgeschlagenen Köpfen als Tropäen mit sich führend.

Der König von Dahomey hat zwei Hauptstädte, eine afrikanische, Abomey, im Innern des Landes, und eine europäische, Whyda, an der Küste gelegen. Von der ersteren aus geschehen die Razzia's, in der letzteren werden die Gefangenen als Sclaven verkauft. Whyda ist das Hauptquartier der reichsten Sclavenhändler auf der ganzen Küste. Diese Sclavenhändler sind meistens Brasilianer, Portugiesen oder Spanier, doch gibt es ihrer auch unter den Eingeborenen, die ihre Brüder verkaufen, gleich den Söhnen Jacob's. Sie sind zu gleicher Zeit reelle Kaufleute, die ihre Bodenerzeugnisse verladen. In der Stadt haben sie ihre Neger-Caserne, auf dem Lande haben sie ihre Plantagen. Dort speichern sie Menschen auf und brennen ihnen mit dem Glüheisen eine Marke ein; hier ziehen sie mit idyllischer Sorgfamkeit Palm-

bäume und Oelpflanzen, deren Früchte sie nach Frankreich und England versenden. Der Boden um Whyda ist überaus fruchtbar und vermöge seiner wellenförmigen Beschaffenheit, mit trockenen Höhen und feuchten Niederungen, zu mannichfaltigem Anbau geschickt. Die Bewohner von Dahomey haben noch mehr als die übrigen Afrikaner, von denen dieser Vorzug feststeht, Anlage zur Bewirthschaftung des Landes. Leider wird dieselbe nur sehr wenig begünstigt. Die Politik der Häuptlinge ist es, die kriegerischen Neigungen ihrer Stämme zu pflegen, die friedlichen niederzuhalten, um sich die reichen Einkünfte, die ihnen der Sclavenhandel bringt, nicht schmälern zu lassen.

Die Stadt Abomey ist mit einem Graben umgeben, der die einzige Befestigung dieser Soldatenstadt bildet. Die Thore, sechs an der Zahl, sind einfache Lehmmauern, die zwei Mal durchbrochen sind. Einer von den beiden Durchgängen ist für den König bestimmt. Das wahre Reichswappen, nämlich die Schädel von Hingerichteten, bilden die Verzierung der Thore, neben denen man Reihen von Menschen- und Thiergerippen aufgepflanzt sieht. Im Mittelpunkte der Stadt erheben sich zwei neben einander gelegene königliche Paläste. Rings um dieselben liegen die Wohnungen der Rathgeber und Heerführer des Königs. In dieser Stadt ohne Gewerbe, in der fast alle Einwohner Soldaten sind, geht das Leben unter öffentlichen Lustbarkeiten und Kämpfen hin. Jedes Jahr im März unternimmt der König einen Zug gegen einen Nachbarstamm, kehrt darauf, mit Raub beladen, zurück, und nun beginnt eine Reihe von barbarischen Festlichkeiten, die unter seinen Leuten die Trägheit, Plünderungssucht und Verachtung des Menschenlebens wach erhalten. Diese wilden Feste, die in der Landessprache die „Gewohnheiten" heißen, werden unwandelbar mit dem Schauspiel von Hinrichtungen beschlossen, die man an Unschuldigen vornimmt. Das größte Fest ist das im Mai abgehaltene; es dauert mehrere Tage, an denen verschiedene Ceremonieen vorgenommen werden. Man beginnt mit Lobgesängen auf die in den jüngsten Razzia's vollführten Heldenthaten, und es sollen diese naturwüchsigen Poesieen nicht ohne Eigenthümlichkeit sein. An den folgenden Tagen zieht der König im Triumphe mit der dem Feinde abgenommenen Beute in der Stadt umher, und endlich folgt der große Tag der Beutetheilung und die Abschlachtung der Gefangenen.

d. Süd-Afrika.

366. Die Hottentotten und die Buschmänner.

(Nach Oskar Peschel, Völkerkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

In den südlichen Theilen Afrika's, der atlantischen Küste nahe, vom Indischen Ocean nach Westen verdrängt, zum Theil in Horden verstreut, sitzt

eine Menschenrace, die in zwei Abtheilungen zerfällt, in die Hottentotten und in die Buschmänner. Der eine Name bedeutet Stotterer und wurde ersteren wegen ihrer Schnalzlaute zum Spott von den Holländern gegeben. Der Ursprung des Namens Buschmänner (wegen ihrer Wohnungen aus zusammengeflochtenen Aesten?) ist noch völlig dunkel. Gemeinsam ist beiden Abtheilungen der büschelförmige Haarwuchs, der aber auch bei den andern Süd-Afrikanern, wenn auch minder scharf ausgeprägt, auftritt. Von diesen trennt sie zunächst die ledergelbe oder lederbraune Farbe der Haut, welche letztere durch frühe und starke Runzelung auffällt.

Buschmänner und Hottentotten bilden eine gemeinsame Race, sie sind Geschwister einer Mutter. Sprachlich allerdings haben sie nur die Schnalzlaute gemein, die durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht werden. Außer den Schnalzlauten besteht zwischen den Sprachen beider keine Aehnlichkeit, abgesehen von wenigen Worten, die beiderseitig ausgetauscht worden sind. Die Mundarten der Buschmänner weichen wie bei allen Jägervölkern stark auseinander, doch bleibt eine gewisse Verwandtschaft noch immer kenntlich.

Die Hottentotten waren Rinderhirten zur Zeit, als sie die Portugiesen zuerst zu Gesicht bekamen, trieben aber keinen Ackerbau, sondern begnügten sich mit den wildwachsenden Früchten und Wurzeln. Als Obdach diente ihnen ein niedriges, halbkugelförmiges Gestell aus Stäben, die in die Erde gesenkt, gebogen, zusammengebunden und mit Binsenmatten gedeckt wurden. Lederne Schürzen und Mäntel bildeten die Bekleidung, auch gehörten die Hottentotten zu den Sandalenträgern und es bedeckten sich beide Geschlechter den Kopf mit einer Fellmütze. Speere, Wurfstöcke und Fechterstäbe zum Pariren waren ihre Waffen, und da sie jagten, führten sie auch Bogen und Pfeile, welche letztere vergiftet wurden. Wie alle Afrikaner verstanden sie Eisenerze auszuschmelzen und das Metall zu verarbeiten. Eben so war das Abrichten der Reitochsen von Alters her bei ihnen gebräuchlich. Aus Honig bereiteten sie ein berauschendes Getränk, wie denn ihr starker Hang zu solchen Genußmitteln das Branntweintrinken später bis zu einem nationalen Laster hat ausarten lassen. Dazu gesellte sich schon seit langer Zeit das schädliche Rauchen von Hanf, welches sie mit den Bantu-Negern gemein haben. Durch ihre Unreinlichkeit haben sie sich wohl am meisten die Geringschätzung der Europäer zugezogen. Sie beschmieren sich stets dick mit Fett, welches eine schwarze glänzende Kruste bildet, so daß die gelbbraune Haut kaum durchschimmert. Sie behaupten, daß dieses Einschmieren gegen die Sonnenstrahlen schütze und Hautkrankheiten verhindere. Die Schmiere bildet ein Hauptunterscheidungszeichen der Classen: der Reiche bedient sich frischer Butter, der Arme des Schaffettes. Rachsucht, geringe Ehrfurcht vor den Eltern und das Aussetzen der Altersschwachen in Einöden sind ebenfalls Flecken im Charakter der

Hottentotten. Ihr Hang zur Freiheit oder, deutlicher gesprochen, zum Müßiggang hat ihre Kopfzahl stark vermindert, und ihr gänzliches Aussterben wird sich schwerlich abwenden lassen. Sie lebten in Horden unter Häuptlingen, die ihr Ansehen mit den Aeltesten einer Gemeinde theilten. Bisweilen haben wohl auch die einzelnen Horden Bündnisse zur Abwehr gemeinsamer Feinde geschlossen.

Ueber die Religionsschöpfungen dieser merkwürdigen Bevölkerung herrscht noch große Dunkelheit. Gewiß ist nur, daß die Hottentotten den männlich gedachten Mond verehren. Ihren Glauben an eine Fortdauer der Entschlafenen bezeugt die Sitte, daß sie den Leichen bei der Beerdigung eine Stellung wie im Mutterschooße geben. Unter ihnen gab es auch Schamanen, die über Regen und Sonnenschein Gewalt ausübten und die Geister der Krankheiten austrieben. Natürlich fand sich auch der Glaube an Zaubermittel vor, doch stiftete die Hexenverfolgung lange nicht so viel Unheil an, wie bei den Bantu-Negern.

Wer die hohe Entwickelung ihrer Sprache zu würdigen versteht, wer außerdem zu schätzen weiß, daß die Hottentotten fremde Sprachen leicht erlernen und tadellos sprechen, wer ihre Gabe bewundert, Thierfabeln fremden Ursprungs für afrikanisches Verständniß umzugestalten, der wird nicht länger dulden, daß sie zu den niedrigsten Menschenracen gezählt werden; ja er wird ihnen sogar unter den Halbculturvölkern eine möglichst hohe Stellung zuerkennen. Gewiß besaßen sie für gesellschaftliche Verbesserungen alle Anlagen, aber die Wasserarmuth Süd-Afrika's, welche seine Bewohner zwingt, immer wieder zu wandern, hat ihr Seßhaftwerden verhindert und damit war auch eine größere Verdichtung der Bevölkerung ausgeschlossen.

Die Hottentotten zerfielen ursprünglich in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitte von einander geschieden waren und sich eigene Namen beilegten. Jedoch durch die Kriege mit den Kaffern und besonders mit den am Cap angesiedelten europäischen Colonisten holländischer Abstammung, so wie durch Mischung mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern, nicht minder auch durch den Branntweingenuß, sind sie bedeutend herabgekommen und der letzte Rest der reinen Hottentotten wird bald verschwunden sein.

367. Die Cap-Colonie.

(Nach Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, und Karl Ritter: Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Küstenterrasse des Südens von Afrika mit dem weit hin auf dem Meere sichtbaren Tafelberge ist der Hauptsitz der Cap-Colonie. Die

Wichtigkeit des Caps wurde zuerst von den Holländern begriffen. Obwohl Vasco de Gama dasselbe entdeckt hatte, verkannten die Portugiesen die Bedeutung desselben als Militairstation und als Zwischenglied in der Kette ihrer ost- und westafrikanischen Besitzungen, da hier weder Gold noch edle Gewürze zu holen waren und die stolzen Eroberer es nicht der Mühe werth hielten, Krieg gegen Völkerstämme zu führen, die keine Schätze hatten und in barbarischer Bedürfnißlosigkeit an unwirthlichen Gestaden fischten oder im Innern ihre Heerden weideten. Als aber die Holländer im Beginn ihres Freiheitskampfes gegen die spanische Herrschaft den Seeweg nach Indien betraten, um die Waaren am Orte ihrer Erzeugung aufzusuchen, die ihnen die kurzsichtige Politik des spanischen Hofes zu holen verweigerte, stellte sich für sie das Bedürfniß heraus, einen Zufluchtsort auf der langen Wasserstraße zu besitzen, der ihnen die nöthigen Hülfsquellen bot, um erschöpfte Vorräthe zu erneuern.

Im Jahre 1652 nahmen sie durch Anlegung einiger Festungswerke, da wo gegenwärtig die Capstadt liegt, von diesem Posten förmlich Besitz. Seitdem haben sich Niederländer, Deutsche, Engländer, Franzosen dort angesiedelt und einen bedeutenden Landstrich bevölkert und angebaut, der das Capland genannt wird. Wie alle andern holländischen Colonieen, fiel auch das Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen in die Hände der Engländer, welche die Capstadt 1801 an Holland zurückgaben, aber nach kurzer Abtretung 1806 wieder eroberten. Seitdem blieben sie im Besitze dieses Landstriches, dessen Behauptung und Erhaltung den Begründern der Colonie immer kostspielig gewesen zu sein scheint. In dem größern System der britischen Seeherrschaft bildet dagegen diese oceanische Colonie ein wichtiges Mittelglied für das Ganze: einmal als Erfrischungsort und Ausbesserungs-Platz für die Schiffe der ostindischen Compagnie, dann als Observationsposten und Station für die Kriegsflotten, welche den Eingang zum indischen Handelsmeere und zu den französischen Colonieen auf Bourbon und Isle de France dominiren, und drittens als Vermittlungsposten zur Fahrt nach jedem Erdtheile. Von der Wiege in den beiden Häfen der Cap-Zunge, der „Tafelbai" im Norden und der sogenannten „falschen Bai" im Süden, ist das gesammte nach ihr benannte Capland mit den vielen jetzt angebauten und bevölkerten Districten und Republiken nordostwärts herausgewachsen. Auch in klimatischer Hinsicht hat diese Besitzung durch ihre gesunde Lage einen hohen Werth; denn für die englischen Truppen, die nach dem heißern Klima Ostindiens bestimmt sind oder aus diesen ungesunden Regionen zurückkehren, ist sie ein großes Genesungshaus. Die aus Indien zurückkehrenden Invaliden und Kranken erholen sich hier sehr leicht wieder, die aus Europa dahingehenden Regimenter acclimatisiren sich dagegen hier für die heiße Zone und bereiten sich mit geringerer Lebensgefahr zu den Beschwerden vor, die ihrer dort warten. So ist die Cap-Colonie gleichsam

das Madeira der südlichen Hemisphäre. Diese Vortheile werden noch erhöht durch die große Leichtigkeit, von hier aus wie von einem gemeinsamen Mittelpunkte sehr schnell in die von den europäischen Küsten sonst so ungleich entfernten Gegenden der Erde durch bequeme Meeresfahrten zu gelangen. Für den Handel mit China, Ostindien und Südamerika, für den ertragreichen Walfischfang in den Südmeeren ist daher diese Colonie von größter Wichtigkeit, der wahre Schlüssel des indischen Oceans und ein Hauptposten für die Beherrschung der Weltmeere. In der Zukunft muß sie, nach Erringung größerer Selbständigkeit, das große Welt-Emporium für den Handel von China, Indien, Australien und Europa werden.

Die herrschende Sprache ist, namentlich im Innern des Landes, die holländische; doch wird dieselbe immer mehr vom Englischen verdrängt, gleichwie auch die anglo-sächsische Race jeder andern den Vorrang abgewinnt. Die Mehrzahl der weißen Bewohner, so wie die civilisirten Hottentotten- und Kaffern-Stämme bekennen sich zur protestantischen Religion. Die zahlreichen Malaien dagegen, deren Vorfahren von den Holländern aus Java und andern holländischen Besitzungen im indischen Archipel als Sclaven eingeführt wurden, sind Mohammedaner. Die Colonie besitzt (seit 1850) ihre eigene Verfassung mit einer Vertretung, welche aus einem gesetzgebenden Rathe (legslative council) von 15 Mitgliedern und einem Parlament (house of assembly) von 46 Mitgliedern besteht. Nächst dieser Repräsentativ-Verfassung verdankt die Cap-Colonie den zahlreichen politischen Rechten der Bevölkerung, so wie freisinnigen Handels- und Schifffahrts-Gesetzen ihr rasches Aufblühen und ihre mit jedem Jahre steigende Wohlfahrt. Der Hauptreichthum des Landes besteht in den Erträgnissen des Ackerbaues und der Viehzucht; doch eignen sich Klima und Boden in mehreren Theilen des Gebietes zugleich vortrefflich zum Anbau von tropischen und subtropischen Pflanzen; namentlich werden Baumwolle und Zucker bereits an der Ostküste wie in Natal und Britisch-Kaffraria mit großem Nutzen gebaut.

368. Die Kaffern.

(Nach Friedr. Müller, Ethnographie, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Ausdruck Kaffer entstammt dem arabischen Worte Kafir, „Ungläubiger“, und wäre also richtiger Kafer zu schreiben. Wir verstehen darunter im engern Sinne ein bestimmtes, im Süden Afrika's, nordöstlich von den Hottentotten ansässiges Volk, im weitern Sinne einen Völkercomplex, welcher alle an der Ostküste Afrika's vom Cap bis an das Gebiet der Gallas wohnenden Stämme umfaßt, von denen das Volk der Kaffern als das bedeutendste betrachtet werden kann.

Die **Kaffern** sind von Haus aus ein Nomadenvolk. Alle Kafferstämme zeigen eine besondere Vorliebe für Viehzucht, welche für so ehrenvoll gilt, daß sie ausschließlich von den Männern geübt wird. Ihre Nahrung ist ausschließlich der Milch entnommen. Während dem Weibe die Besorgung des Feldes und die Bereitung der Speisen zufallen, gehört außer der Milchwirthschaft die Verfertigung der Kleider und Geräthe zu den Obliegenheiten des Mannes. Die **Kleider** werden in der Regel aus Fellen verfertigt, die Waffen aus Eisen, welches von den Kaffern selbst gegraben und geschmolzen wird. Unter den **Waffen** stehen obenan die Lanze, der Wurfspieß, die Keule und die Hacke. Bogen und Pfeile kommen in der Regel nicht vor.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater das Oberhaupt, welchem die Frauen und Kinder unbedingt gehorchen. In weiterer Folge stehen die Oberhäupter der Familien unter dem Districtsoberhaupte, die Districtsoberhäupter unter dem **Häuptlinge** des Stammes. So steht jedes Mitglied eines Stammes vom Districtsoberhaupte abwärts in einer gewissen Bevormundung und darf nur mit Erlaubniß seines Vorgesetzten etwas Wichtiges unternehmen. Dadurch soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit rege erhalten und die Ansicht, der Stamm sei nichts anderes als eine große Familie, mit dem Häuptlinge als Vater an der Spitze, praktisch durchgeführt werden. Der Häuptling ist innerhalb seines Stammes unumschränkter Herr, dessen Wort dem Gesetze gleich geachtet wird. Jedoch muß er mit den bestehenden Satzungen und Gewohnheiten so wie mit den Anschauungen seiner Unterhäuptlinge und des ganzen Volkes sich in Uebereinstimmung befinden, widrigenfalls es geschehen könnte, daß ihm der Gehorsam verweigert wird. Er muß über die Sicherheit seines Stammes wachen und für das Gedeihen desselben Sorge tragen. Ihm liegt es ob, in schwierigen Rechtsfällen zu entscheiden und die gewonnene Beute unter die Krieger zu vertheilen. Im äußern Auftreten unterscheidet sich der Häuptling durch nichts von den übrigen Stammesgenossen; er bewohnt dieselbe ärmliche Wohnung, trägt dieselben Kleider und verrichtet dieselben Geschäfte wie Jedermann aus dem Volke.

Bei begangenen Verbrechen ist in der Regel die ganze Familie für die Unthat irgend eines ihrer Mitglieder verantwortlich. Auf die meisten derselben ist eine Sühne gesetzt, welche in einer Anzahl von Kühen besteht; in den seltensten Fällen — nur dann, wenn der Missethäter auf frischer That ertappt wird — verhängt man über ihn die Todesstrafe. Dies gilt unter den freien Stämmen besonders vom Diebstahl. Diesen strengen Gesetzen entspringt die Ehrlichkeit der freien Kafferstämme, welche immer gegen Stammesgenossen geübt wird, aber dort, wo Colonieen fremder Ansiedler sich finden, bedeutende Ausnahmen erleidet.

Der Wunsch nach Rinderbesitz erfüllt ganz den Sinn des Kaffern und

bei Tag und bei Nacht sinnt er auf Mittel, seinen Viehstand zu vermehren. Ihm opfert er alle andern Lebensbedürfnisse und kaum wird er, in den Besitz von Geld gelangt, sich herbeilassen, irgend ein Kleidungsstück oder Geräth anzuschaffen, wenn er es noch so nothwendig brauchen sollte. Aller Erwerb wird zusammengescharrt und in Kühe umgesetzt.

Im Umgange ist der Kaffer leutselig, gesprächig und voll von Schmeicheleien. Dabei aber versteht er es, ein gewisses Selbstbewußtsein zu behaupten und ist, wenn dieses verletzt worden, auch alsogleich zum Streite bereit, welcher gewöhnlich in grobe Thätlichkeiten ausartet, so daß beide Theile schließlich mit blutigen Köpfen heimziehen. Aber die ganze Angelegenheit hat damit auch ihr Ende erreicht; nie wird dem Feinde der unliebsame Handel nachgetragen oder derselbe auch nur durch eine finstere Miene mehr daran erinnert. Die Gastfreundschaft des Kaffern gegen seine Stammesgenossen ist eine Folge der Beschaffenheit des Landes. Sie wird in der umfassendsten Weise geübt, und Niemand, der auf eine Reise sich begibt, nimmt irgend welchen Proviant mit sich, da er gewiß ist, in jedem Hause freie Unterkunft zu finden.

Der Kaffer ist ein unerschrockener und bis zur Todesverachtung tapferer Krieger. Seine Tapferkeit artet selten in Barbarei aus, wie beim Malaien und Amerikaner; er weiß im tapfern Feinde auch den Menschen zu achten. Der Feind wird nie überfallen und mit Hinterlist bekriegt, sondern der Krieg wird stets vorher angekündigt. Dieser gilt auch nicht so sehr dem Leben des Feindes als seinen Besitzthümern, daher wird der wehrlos gefangene Feind nach geschlossenem Frieden wieder freigelassen.

Was den religiösen Glauben der Kaffern betrifft, so ist es sehr zweifelhaft, ob ihnen die Idee eines ewigen, allmächtigen Wesens überhaupt bekannt ist, in der Sprache wenigstens läßt sich keine Spur eines solchen entdecken. Dagegen werden, wie bei andern Naturvölkern, die Seelen der Abgeschiedenen verehrt und ihnen eine große Macht über die Angelegenheiten ihrer lebenden Stammgenossen zugeschrieben. Es werden daher oft ihnen zu Ehren Thiere geschlachtet und davon die Galle als besonders wirksam angesehen. Man bespritzt mit ihr die Anwesenden und läßt sie von derselben etwas trinken. Gegen die Anfechtungen der bösen Geister bedient man sich verschiedener Amulette, welche aus Wurzeln, Holz- und Beinstückchen, so wie Hörnern, Klauen, Haaren und andern Dingen bestehen. Man begegnet oft Individuen, welche mit dergleichen Amuletten förmlich behängt sind. Der Glaube an ihre Kraft und Wirksamkeit ist so tief eingewurzelt, daß der Kaffer, wenn er auch zum christlichen Missionar Vertrauen gefaßt hat und rationelle Mittel gegen Krankheiten von ihm annimmt, sich dennoch nicht enthalten kann, nebenbei sein Amulet zu tragen. Neben den Zauberpriestern kommen im Norden, namentlich im Innern des Continents, wo der Regen sparsam fällt, die Regenmacher zahlreich vor und stehen beim Volk im größten Ansehen. In

der Regel widerfährt auch den christlichen Missionaren die Ehre, für solche Regenmacher gehalten zu werden. Wenn Jemand krank ist, so schickt er nach dem Wunderdoctor, welcher nur nach weitläufigen Ceremonieen zur Cur schreitet. Diese besteht theils im Auflegen eines Amulets und im Hersagen von Zaubersprüchen, theils auch im Darreichen von Arzneimitteln. Ist Jemand gestorben, so beginnen seine Freunde und Angehörigen zu klagen und mit ringenden Händen umherzulaufen und schlagen sich auf die Brust und aufs Haupt. Noch an demselben Tage wird der Todte bestattet. Man gräbt zu diesem Behufe innerhalb der Umzäunung oder in der Nähe derselben ein Grab und setzt den Leichnam in hockender Stellung, umgeben von seinen schönsten Kleidungsstücken und Waffen, hinein. Darauf wird das Grab mit Steinen zugedeckt und in der Regel eine Dornhecke auf demselben gepflanzt, um es vor der Entweihung durch wilde Thiere zu schützen. Bei mehreren Stämmen des Innern werden die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt, um von den Hyänen aufgefressen zu werden. Nach dem Tode wird der Mensch nach der gewöhnlichen Ansicht der Kaffern zu einem Geiste. Er wohnt als solcher in der Unterwelt und kommt da mit seinen Vorfahren und Freunden zusammen. Er findet dort dieselben Dinge wie hier auf der Oberwelt, Häuser, Kühe, Schafe und andere Thiere, aber alle sind viel kleiner. Auch der Mensch wird dort in eine Art Zwerg umgewandelt. Nach einer andern Ansicht verwandelt sich der Mensch, nachdem er gestorben ist, in ein Thier, am liebsten in eine Schlange. Nur tapfere Häuptlinge werden in Löwen oder Elephanten verwandelt. Wenn daher eines dieser Thiere einem Hofe naht, ohne Jemand etwas zu Leide zu thun, so wird es von den Bewohnern mit einer gewissen Pietät betrachtet, und man sagt dann, der dahingegangene Freund sei gekommen, um die Seinigen zu besuchen.

Die Sprachen der Kaffer-Race bilden einen Sprachstamm, den man mit dem Ausdrucke Bantu-Sprachen bezeichnet. Derselbe erstreckt sich, mit Ausschluß der Hottentotten- und Buschmann-Sprachen, über ganz Süd-Afrika vom Cap der guten Hoffnung bis zum 5 oder 6° nördl. Breite. Alle diese Sprachen hängen unter einander auf das innigste zusammen, etwa so wie die indogermanischen oder die semitischen Sprachen, und sind als Abkömmlinge einer nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache zu betrachten. Sie hängen mit keinem Sprachstamme Afrika's noch Asiens zusammen, obgleich sich gewisse Anklänge an die hamitischen Sprachen nicht verkennen lassen. Der Kaffer weiß die Sprache mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu handhaben. Seine Rede zeugt von natürlichem Mutterwitz und Nachdenken. Die Lieder, mit denen die Kaffern sich die Zeit verkürzen, sind von geringem Umfange und bestehen in der Regel aus einem einzigen, in mehreren Variationen vorgetragenen Gedanken. Dagegen athmen manche zu Ehren ihrer verstorbenen Häuptlinge verfaßten Gesänge einen tiefen poetischen

Geist und zeugen von Sinn für dichterische Formen. Neben Gesängen finden sich auch Fabeln, Räthsel u. a. Stücke erzählender Art.

369. Die beiden südafrikanischen Republiken.

(Nach Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, und Friedr. Jeppe, Die Transvaal'sche Republik, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die englische Regierung, welche vor mehreren Decennien durch die Bewilligung von Colonial-Parlamenten der Form und dem Wesen nach den Colonieen ein für beide Theile vortheilhaftes Verhältniß der Gleichstellung, statt des frühern der Unterordnung, gewährte, hat auch (1854) kurze Zeit nach der Autorisirung des Cap-Parlaments alle Ländereien jenseit des Vaalflusses aufgegeben, um dem Zustande eines ewigen Kampfes zwischen den Colonisten und den Kaffern um Weideplätze auf dieser am meisten verwundbaren Seite ein Ende zu machen. Sie ließ den Ansiedlern jenes Districtes die Wahl, hinter die Grenzen des aufgegebenen Landes sich zurückzuziehen, in welchem Falle sie für ihre Verluste entschädigt wurden, oder zu bleiben und auf den englischen Schutz zu verzichten. Die Mehrzahl beschloß das letztere und constituirte sich unter dem Namen Orange-River-Sovereignity als unabhängigen Staat.

Kurz vorher war die Republik der „Boer" entstanden. Veranlassung dazu gab die vom englischen Parlament (1834) decretirte Sclaven-Emancipation, welche das Mißfallen der holländischen Bevölkerung Süd-Afrika's im höchsten Grade erregte, indem aus den emancipirten Sclaven eine Bande arbeitsscheuer Vagabunden sich bildete. Diese „Boer" hielten die Aufrechthaltung der Sclaverei für viel nothwendiger zu ihrem Gedeihen, als die Territorien, auf denen sie ihre Heerden weideten, von denen sie im Innern Afrika's beliebig viel in Besitz nehmen konnten, ohne die Regierung in der Capstadt oder in England zu befragen. Sie brachen daher, wie einst die Cimbern und Teutonen, mit Weibern und Kindern, mit ihren Wagen, Heerden und Sclaven auf, um fern von der Heimat, die bei ihrer halbnomadischen Lebensweise ohnedies nur einen bedingten Werth für sie hatte, neue Wohnsitze oder wenigstens neue Weiden zu suchen. Die englische Regierung betrachtete die Auswanderung als Landesverrath, und um die Ansiedlung der „Boer" wenigstens in der Küstenregion zu verhindern, stiftete sie die Colonie Port-Natal, als eine Dependenz der Cap-Colonie, und bot jedem Boer, der zurückkehrte, 3000 Acres Land in Natal an. Einige nahmen das Anerbieten der Regierung an, der Rest setzte den Unabhängigkeitskrieg fort, bis die englische Regierung, von der Nutzlosigkeit weiterer Verfolgung über-

zeugt und durch die Kaffernkriege von 1849—1851 gehindert, auch die (1852 proclamirte) **Boer-** oder **Transvaal-Republik** anerkannte.

So haben sich neben den beiden Colonieſtaaten, Cap und Natal, zwei freie Staaten im Norden der Cap-Colonie gebildet als Krystallisationspunkte, von wo aus die Plateauländer von Inner-Afrika in den Kreis der Civilisation gezogen werden. Beide Freistaaten gehören in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Klima zu den besten Regionen in Afrika, sind aber von dem Küstenlande und den Absatzmärkten am Ocean durch die Drakenberge ausgeschlossen. Allerdings gehört die Sclaverei dort zu den rechtlichen Zuständen; allein dieselbe ist keine unmenschliche, vielleicht nicht einmal eine harte, sondern mehr eine Art von Hörigkeit. Die Sclaven leben in der Familie des Boer, essen an seinem Tische, sind seine Gefährten auf der Jagd und seine Kampfgenossen auf dem Kriegszuge; ihre Arbeit ist nicht die aufreibende des Schwarzen in der Zuckerplantage, sondern die ungleich leichtere des Jägers oder Hirten.

Die **Regierung** beider Republiken hat viel Aehnliches. Der Präsident des Staates wird in beiden auf 5 Jahre gewählt; der höchste politische Körper ist der vom Volke gewählte „Volksrath“ (von 30 resp. 50 Mitgliedern), welcher die Gesetze beschließt, die der ausübende Rath (uitvoerende raad) von 5 Mitgliedern auszuführen hat. Beide Staaten haben ein selbstabgefaßtes Grundgesetz; beide sind in meist nach Städten benannte Districte getheilt, welche von einem durch das Volk gewählten „Landdrosten“ (Bürgermeister) verwaltet werden. Beiden Staaten ist von der englischen Regierung durch Proclamation des Gouverneurs der Cap-Colonie (1871) das in ihrem Bereiche liegende Gebiet der jüngst entdeckten Diamantfelder, deren Bevölkerung schon 50,000 Seelen betragen soll, abgenommen worden, und trotz des wiederholten Protestes beider Republiken haben die Verhandlungen noch zu keiner Rückgabe des annectirten Gebietes geführt.

Außer jenen Diamantfeldern sind seit 1867 auch mehrere reiche Goldfelder entdeckt worden. Insbesondere ist die Transvaal'sche Republik so reich an Erzen und andern werthvollen Mineralien, wie kaum ein anderes Land; sie hat Ueberfluß an Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, Porzellanerde, Alaun, Marmor, Salpeter und Edelsteinen. Steinkohlen liegen in ungeheuren Strichen fast offen zu Tage. Die Verschiedenheit des Klima's, welches bei der hohen Lage des wohlbewässerten Landes im Allgemeinen sehr gesund ist, begünstigt sowohl den Anbau tropischer und halbtropischer Erzeugnisse, als den Kornbau und die Viehzucht. Früchte aller Art reifen theils im Sommer, theils im Winter. Auch ist das Land ein Eldorado des Jägers; denn Wild jeder Art ist in Ueberfluß vorhanden; doch haben sich Elephanten, Steinböcke, Gnus, Zebras, Büffel, Nashörner und Giraffen in der letzten Zeit mehr und mehr in unbewohnte Gegenden (nach Norden) zurückgezogen, wo sie weniger verfolgt werden. Da in der Cap-Colonie das Jagen des Straußes bei schwerer

Strafe verboten ist und dadurch die Preise der Straußenfedern enorm gestiegen sind (200—300 Thlr. für das Pfund oder etwa 100 Federn), so werden jetzt ungeheure Quantitäten dieses werthvollen Handelsartikels aus dem Transvaal'schen, zum Theil auch aus dem Oranje-Freistaate nach England ausgeführt.

Die Bauern der Transvaal-Republik, größtentheils Abkömmlinge von deutschen, französischen und holländischen Emigranten, welche die Cap-Colonie und Natal gründeten, reden eine Art Platt-Holländisch, mit vielen deutschen, französischen und englischen Wörtern und Ausdrücken vermischt, während in der Oranje-Republik in den gemischten Elementen das Englische vorherrscht. Jene Bauern sind ein besonders leutseliges, religiös gesinntes und gastfreies Völkchen. Kein Fremdling, sei er arm oder reich, wird von ihrer Schwelle gewiesen, sondern findet ein freundliches und bereitwilliges Obdach, wenn dieses auch nur ein Stroh- oder vielmehr Grasdach einer stark gebauten, einfachen und sehr dürftig ausgestatteten Lehmhütte ist. Mit großer Zähigkeit halten sie an den alten Sitten und Gebräuchen fest, die sie von ihren Vorfahren geerbt haben.

---

370. Zanzibar.

(Nach Karl Andree, Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unter der Benennung Zanzibar (Sansibar), d. h. Land der Schwarzen, faßte man früher sowohl die gleichnamige Insel und Stadt, als auch das Gestadeland vom Cap Delgado (10° südl. Br.) bis über den Aequator hinaus (2° nördl. Br.) zusammen. Gegenwärtig beschränkt man den Namen Zanzibar auf die Stadt; die Insel, auf welcher dieselbe liegt, heißt so wohl bei den Arabern als bei den Schwarzen Kisiwa, d. h. Eiland, im Gegensatze zu Barr el Moli, d. h. Festland. Einen neuern allgemeinen Ausdruck für das südlich vom Aequator sich auf dem Festlande ausdehnende Küstenland ohne bestimmte Grenze nach dem Innern zu haben wir nicht. Die schwarzen Küstenstämme erkennen dem Namen nach den Sultan von Zanzibar als Oberherrn an, sind aber da, wo sie nicht unmittelbar am Meere wohnen, thatsächlich unabhängig. Die Insel liegt 20—30 engl. Meilen von der afrikanischen Küste und der Canal zwischen Insel und Festland hat für die größten Schiffe hinreichende Tiefe.

Die Stadt Zanzibar (6° südl. Br.) bildet an der korallenumsäumten Küste der Insel einen weiten Bogen und hat den bequemsten und sichersten Hafen an der Ostküste von Afrika, welcher das Haupt-Emporium des auswärtigen Handels dieser Küste zu werden verspricht. Sie ist neuern Ursprungs

und verdankt ihr Emporblühen lediglich dem Handel, namentlich mit Elfenbein und Sclaven. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts waren nur einige armselige Hütten und eine Burg vorhanden; gegenwärtig mag sie während der Handelsmonate 50,000—60,000 Einwohner zählen. Die Gebäude der Stadt, welche ein arabisches Gepräge trägt, sind, wie jene von Dschidda und andern Städten am Rothen Meere, aus Korallenfels aufgeführt und haben einen weißen Kalkanstrich. Die besten gehören den auswärtigen Kaufleuten im westlichen Viertel, die Hütten der Eingeborenen bestehen meist nur aus Pfählen und haben keine andere Bedeckung als Rohr oder Matten, welche sehr feuergefährlich sind. Durch Anlage von Abzugscanälen würde die im Innern ganz flache Stadt viel weniger ungesund sein; aber der Araber hält Pest und Fieber für ein viel kleineres Uebel, als die geringe Anstrengung, welche zur Herstellung von Gräben und Dämmen erforderlich wäre. Die Flut steigt 4—5 Meter hoch und dringt dann in die Häuser, weil weder Wellenbrecher nach Werfte vorhanden sind. Am Meere erhebt sich die Burg mit ihren Mauerzinnen und runden Thürmen, einer Batterie von 20 Geschützen und dem Zeughause. Ein europäisches Bombardement könnte die Festung nicht aushalten. Oestlich von der Burg steht das Zollhaus, die arabische Börse, ein langer, schmutziger Schuppen, wo allerlei Waaren, namentlich werthvolle Hölzer und Elfenbein, in großer Menge umherliegen. Am lebendigsten ist Zanzibar in der eigentlichen Handelszeit während des Nordost-Monsuns.

Von hier aus kommt das beste Elfenbein in den Handel. Dasselbe wird in der ganzen Region von 2° nördl. Br. bis 10° südl. Br. gewonnen, von der Küste an bis westlich vom Tanganyika-See. In Ugovo und den umliegenden Wüstenstrecken, wo Elephanten in großer Menge vorkommen, gibt es ausgezeichnete Jäger, die sich auf das Fallenstellen verstehen; in dürren Jahren findet man auch viele todte Elephanten in den Wäldern. Der Elfenbeinhändler muß sehr erfahren und vorsichtig sein, wenn er bei seinem Geschäfte empfindliche Verluste vermeiden will; denn die Araber verlangen am Elfenbein nicht weniger als sechs gute Eigenschaften: es muß weiß, schwer, sanft, dick an der Spitze des Zahns, nicht stark gekrümmt sein und dunkle Striche an der Oberfläche haben. In manchem Jahre kommen nahe an 20,000 Elephantenzähne (einzeln über 200 Pfd. schwer) nach Zanzibar.

Der Sclavenhandel hat seine Brutstätte im Innern des Continentes und zerfällt in vier von einander getrennte Operationen: das Einfangen der Sclaven, den Landtransport, den Seetransport und schließlich den Verkauf der Waare auf den Sclavenmärkten. Das Abfangen wird zumeist von den Stammesbeherrschern selber betrieben. Zum Theil sind dies kleine Raubritter, die ihre Gefangenen als legitime Beute betrachten, theils Räuber im Großen, die sich zusammenscharen und die Bevölkerung ausgedehnter Landgebiete zu Sclaven machen und an arabische Händler verkaufen. Letztere sind

es, die den zweiten Proceß des scheußlichen Geschäftes, nämlich den Landtransport, durchführen. Dies geschieht auf die grausamste Weise. Bei magerer Kost werden die Armen Wochen lang vorwärts getrieben, grauenvoll von ihren Treibern mißhandelt, bei ihrer Ankunft in Kilwa, dem bedeutendsten Markte der Ostküste, durch Rasiren eines Theiles ihrer Haupthaare als verkäufliche Waare gekennzeichnet und hierauf in arabischen Barken nach Zanzibar befördert. 30- bis 40,000 solcher Unglücklichen kommen jährlich nach Kilwa, aber eine eben so große Anzahl stirbt vielleicht auf dem Wege dahin. Die mit dem Leben davon kommen, werden zu Hunderten auf elenden Booten nach Zanzibar geschickt, woselbst die meisten, zu Skeletten abgemagert, ans Land gebracht werden. Zanzibar ist der große Sclavenmarkt für Persien und Arabien, ist annoch vielleicht der einzige Fleck auf der Erde, auf dem 100 bis 300 Sclaven täglich zum Verkauf ausgeboten werden, wo der Sclavenhandel so offen betrieben wird, wie anderswo der Pferdehandel. Kein anderer Handelsartikel schwankt im Preise auf dem Markte so sehr wie die schwarze Menschenwaare. Man bezahlt einen nicht mannbaren Knaben mit 15 bis 30 Dollars; ein Mann zwischen 25 und 40 Jahren ist 13 bis 20 Dollars werth; ist er älter, etwa nur 10 Dollars. Sclaven, die soweit abgerichtet sind, daß man sie als Factoren beim Handel im Innern verwenden kann, erhält man für 25 bis 70 Dollars. Sclavinnen sind um ein Drittheil theuerer als Männer. Die jährliche Einfuhr von Sclaven in Zanzibar wechselt zwischen 10- bis 20,000 Köpfen. Der Sclavenausfuhr nach Asien könnte ein kleines Geschwader von Dampfern steuern, aber die Ursachen der Sclaverei und des Sclavenhandels würden im Innern bleiben; der freie Afrikaner will und mag nicht arbeiten, daher kann er der Sclaven nicht entbehren, die seinen Acker bestellen.

371. Madagaskar.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen und L. Crayon, Histoire de l'établissement français de Madagascar.)

Die Insel Madagaskar liegt an der Ostseite von Afrika, von welchem sie durch den Canal von Mozambique getrennt wird. Der Größe (10,500 □-M.) nach ist sie die dritte Insel der östlichen Hemisphäre, wenig kleiner als Neu-Guinea und Borneo. Sie umfaßt zwei deutlich zu unterscheidende Theile: einen nördlichen und östlichen, ganz gebirgigen und einen südlichen und westlichen, verhältnißmäßig flachen. Während unsere Karten nach bloßen Vermuthungen einen centralen, die Insel in zwei nahezu gleiche Theile trennenden Gebirgskamm darstellen, haben die neuesten Forschungen (Alfred Grandidier's) das Vorhandensein von 5 Bergketten erkannt, die alle mehr

oder weniger derselben Richtung von NNO. nach SSW. folgen. Auf der Ostseite gibt es keinen einzigen schiffbaren Fluß, auf der Westseite hingegen mehrere, die 30 bis 40 engl. Meilen aufwärts schiffbar sind. Dennoch ist der gegen den indischen Ocean gewendete Ostabhang sehr fruchtbar in Folge der reichhaltigen Niederschläge, welche der Nordost-Monsun bringt. Er zeigt eine schmale Linie von Wäldern, die sich an jene der Westküste anschließen und somit einen Gürtel bilden, in dessen Mitte nichts als Wüste und Oede herrscht. Das reiche Laub und die hohen Bäume in dem Waldgebiete, die sich schlängelnden Flüsse und die Wasserfälle in vielen der Thäler, die kleinen Dörfer mit rohgebauten Häusern, die Menge krystallisirter Mineralien, die in der Sonne glänzen, bilden die Elemente einer Scenerie von ausnehmender Schönheit.

Afrikanische Neger und Malaien aus Indien scheinen zuerst Madagaskar bevölkert zu haben. Die Bewohner der Küsten haben den Typus und die schwarze Farbe ihrer afrikanischen Voreltern bewahrt, während man bei den Völkern des Innern die deutlichsten Spuren asiatischer Abstammung findet; namentlich hat sich die malaiische Hautfarbe fast in ursprünglicher Reinheit im Mittelpunkte des obern Plateau's erhalten, ein Beweis, daß die Malaien später als die Neger gekommen sind. Sie würden sich, als ein seefahrendes Volk, gewiß nicht weit von den Küsten entfernt haben, wenn sie diese nicht schon besetzt gefunden hätten. In neueren Zeiten, nachdem Madagaskar (1506) durch die Portugiesen entdeckt war, hatten auch die Europäer zahlreiche Verbindungen mit der Insel, theils um Handel zu treiben und Niederlassungen zu gründen, theils um an ihren damals noch wenig bekannten Küsten Zufluchtsorte gegen die Verfolgungen der Seeräuber zu finden. Es mußten dadurch mancherlei Kreuzungen mit den Eingebornen entstehen. Daher stammen die mehr oder weniger zahlreichen, von einander verschiedenen Volksstämme, welche die Insel unter sich getheilt haben.

Die Madecassen sind im Allgemeinen große, wohlgewachsene und starke Leute. Von Kindheit auf nackt einhergehend, haben ihre Gliedmaßen sich frei entwickeln können. Auch die Erwachsenen sind durch ihre einfache Kleidung in ihren Bewegungen durchaus nicht gehemmt. Ein Stück Baumwollenzeug umhüllt den obern Theil des Körpers und ein anderes ist um die Hüften geschlungen. Der Madecasse braucht im Allgemeinen wenig Nahrung und arbeitet nur so viel, als zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse erfordert wird. Auch beschränkt er sich auf die Ausübung der gemeinsten Gewerbe und auf den Anbau seiner Nahrungspflanzen. — Ein Gebrauch, der Aehnlichkeit mit einer unter den Morlaken in Dalmatien herrschenden Sitte hat, ist der sog. Blutschwur, wodurch zwei Freunde das Band, das sie vereinigt, noch mehr befestigen. Beide Theile lassen in Gegenwart der vornehmsten Einwohner des Orts sich etwas Blut entziehen, fangen es mit einem Stück Ingwer auf und Jeder verschluckt das ihm von dem Andern

dargereichte Stück, indem er dabei die furchtbarsten Verwünschungen für den Fall eines Treubruches auf sich herabruft. Sie sind von nun an verbunden, sich in allen Verhältnissen des Lebens wechselseitig beizustehen. Viele Europäer haben, um ihren Vortheil im Verkehr mit den Eingebornen zu befördern, solche Freundschaftsbündnisse mit Einzelnen von diesen geschlossen; doch wird die Sitte heut zu Tage nicht mehr so gewissenhaft beobachtet und ist häufig zu einer leeren Förmlichkeit geworden. Dagegen wird die Gastfreundschaft fortwährend aufrecht erhalten.

In Betreff der Religion glauben die Madecassen an ein gutes und ein böses oberstes Wesen, unter welchen eine Menge geringerer Gottheiten stehen, welche über die Elemente und die menschlichen Schicksale gebieten; einen regelmäßigen Cultus und eigene Priester gibt es nicht. Man empfängt das Gute mit Gleichgültigkeit gleichsam als eine Sache, die man zu fordern berechtigt ist. Nur gegen befürchtete Uebel sucht man sich durch Opfergaben zu schützen. Auch glaubt man an unglückliche Tage, und ehemals wurden sogar Kinder umgebracht, die an diesen auf die Welt kamen. Große Verehrung bezeigt man den Todten. Jede Familie hat einen eigenen Bestattungsplatz, wohin selbst, wenn es möglich ist, die an entfernten Orten verstorbenen Glieder der Familie gebracht werden. Die Särge, aus einer Holzart gemacht, die für unzerstörbar gilt, werden in eigene Hütten, einer über dem andern, aufgehäuft unter großen Bäumen mitten im Walde. Diesen Bestattungsorten, mit dem bezeichnenden Namen „kaltes Haus", nähert man sich nur mit Zeichen der tiefsten Verehrung, und wer den Theil des Waldes, wo sich ein solches „kaltes Haus" befindet, umhauen wollte, würde sich den Haß und die Verfolgung der beleidigten Familie zuziehen.

D. Amerika.

372. Allgemeine Charakteristik der neuen Welt. *)

(Nach Adolf Douai, Personen, Land und Zustände in Nordamerika.)

Nord- und Südamerika unterscheiden sich in ihrer Bodenbildung von allen Festländern der alten Welt in folgenden Rücksichten: Ihre größte Erstreckung liegt von Norden nach Süden, weil die Hauptgebirgszüge sich in ziemlich meridianaler Richtung erhoben haben, während in der alten Welt die Haupterstreckung und Hauptgebirge westöstlich verlaufen. Aber auch die Gebirge von geringerer Erhebung gehen in Amerika vorherrschend von Süd nach Nord, nahe gleichlaufend mit den Hauptketten. Dadurch herrscht

*) Vergl. Band I., S. 40 ff.

die Beckenbildung in Amerika vor. Wir haben hier folgende große Becken: das des Mississippi, welches von denen des Mackenzie- und des Lorenzstromes durch keine nennenswerthe Wasserscheide getrennt ist, also mit ihnen fast ein einziges Becken bildet. Ferner die Wüstenbecken von Oregon, Utah und Sonora, von denen die beiden ersteren völlig von Gebirgen umschlossen sind. In Südamerika hängen die drei großen Becken des Maranhon, des Orinoco und des La Plata völlig zusammen, ohne bemerkbare Wasserscheiden zwischen sich zu lassen. Man kann sagen, daß drei Viertel alles amerikanischen Landes diesen Becken angehören, neben welchen noch eine Anzahl kleinerer auftritt. Dies bewirkt eine Einförmigkeit der Bodengestaltung, welche in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht hat. Es gibt nirgendwo sonst längere ununterbrochene Gebirgs- und Höhenzüge, ausgedehntere Ebenen, mächtigere Flüsse, die weither alles Land entwässern, tiefer in den angeschwemmten Boden einschneiden, gewaltsamer aufstauende Gebirge durchbrochen haben. Selbst größere Wüsten und Steppen sind nur wenige in der alten Welt. Es fehlt fast durchweg an der Mannichfaltigkeit rasch zwischen Berg und Thal wechselnder Scenerie, an Verschiedenheit der Richtung bei Gebirgen und Flüssen, an einer starken Küstenentwicklung und an Gebirgsknoten, deren Ausläufer nach allen Richtungen der Windrose sich erstreckten.

Diese großen Becken haben alle Kalk- und Sandsteinformation (Trias- oder Kreidegruppe) in sehr flacher Lagerung. Sie würden also allesammt Wüste sein, wenn nicht die größten Becken den polaren und äquatorialen Luftströmungen, also starkem Feuchtigkeits-Niederschlage offen wären. Die es nicht sind (die meisten kleineren und die von Oregon, Utah und Sonora), mußten deßhalb auch Wüsten werden. Selbst in den großen Becken aber gibt es ungeheure Steppen, weil die herrschenden Winde über zu weite Landstrecken geweht haben, um nicht sehr trocken daselbst anzukommen, und weil die Hauptwassermassen, die von den Gebirgen aufgesaugt werden, unterirdisch unter den Kalkflötzschichten ablaufen, bis sie auf einer undurchdringlichen Thonschicht tieferer Flötzstufen als riesige Landseen oder ungemein prächtige Quellen hervorbrechen. Unter allen Ländern Amerika's hat allein die atlantische Abdachung in den Vereinigten Staaten eine größere Mannichfaltigkeit der Bodenformation und der Küstenentwickelung, ein entschiedenes Vorherrschen der Eruptionsgebirge, ohne gänzlichen Ausschluß der Sedimentschichten, eine größere Menge mittelgroßer Flüsse (die aber fast alle gleichförmig von Nordwest nach Südost herabkommen) und Bäche, und somit einen häufigeren Witterungswechsel.

Die Bodengestaltung bedingt die herrschenden Windrichtungen. Dieselben sind im großen Ganzen kaum irgendwo regelmäßiger und einförmiger. In Nordamerika (mit Ausschluß der Wüstenbecken) ist die herrschende Windrichtung in der ersten Hälfte des Jahres Nord und Nordost, in der

zweiten Südwest und West, und zwar wehen in der Regel dieselben Winde zur selben Zeit über das ganze Land bis an das Felsengebirge — die Alleghanies unterbrechen weder noch verändern sie bedeutend ihre Richtung. Dadurch ist eine weit größere Gleichförmigkeit des Klima's über das ganze Land bedingt, und hiermit wieder eine größere Uebereinstimmung der Pflanzen- und Thierarten über ausgedehnte Strecken hin, als irgendwo in der Welt. Wie angedeutet, ist der Wetterwechsel am häufigsten in den atlantischen Staaten der Union, theils der See- und Landwinde wegen, theils, weil der Golfstrom mit seiner warmfeuchten Luft diese Küste an zwei Stellen berührt, theils der kalten Strömung wegen, welche, aus dem Polarmeere herabkommend (und im Frühsommer Eisberge mitführend), auf den Neufundlandbänken mit dem Golfstrome zusammentrifft. Im Laufe eines Tages, ja weniger Stunden finden mitunter, besonders im Winter, Temperaturwechsel von 25—35 Grad Réaumur Statt. Je tiefer ins Land hinein, desto seltener und geringer werden sie; eben deshalb nimmt auch die Regenmenge und der Niederschlag allmählich nach der Mitte des Landes hin ab. Der Regen kommt also in der Mehrzahl der Fälle und an den meisten Orten (und zwar je südlicher und westlicher, desto mehr) in Strömen und sehr plötzlich und hört eben so rasch wieder auf, um trockenen Winden Raum zu geben. Deswegen, und weil die Feuchtigkeitscapacität der geringeren geographischen Breite wegen durchweg ziemlich groß ist, hat ganz Nordamerika ein überwiegend trockenes Klima, ungeachtet seiner bedeutenden Regenmenge. Dies wirkt natürlich auf den Pflanzen- und Thiercharakter, und in Gemeinschaft mit beiden auf den menschlichen ein.

Die Pflanzen- und Thierwelt zeigt entsprechende Eigenthümlichkeiten darin, daß es eine Menge Species gibt, welche fast von den Polarländern des hohen Nordens herab bis zum Aequator und darüber hinaus bis nach Patagonien verbreitet sind — eine Erscheinung, die in der alten Welt nirgends vorkommen kann. Beispielsweise erwähnen wir die amerikanische Ceder, den Mais, den wilden Tabak, die amerikanische Fichte, die Lebenseiche, verschiedene Wallnußarten, die Cypresse; den amerikanischen Hirsch, das verwilderte Pferd und Rindvieh, den Panther, das zahme Schwein, das Haushuhn, Hunde und Katzen. Diesen und vielen andern Pflanzen und Thieren begegnet man wild oder man kann sie acclimatisiren auf jedem Fuß breit Landes in Amerika, das überhaupt dazu sonst geeignet ist; das Klima steht ihrer allerweitesten Verbreitung nicht im Wege. Man erkennt sofort, daß dies eine Folge der Beckenbildung mit der davon abhängenden Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit der Winde und des Klima's überhaupt ist. Die Isothermallinien reichen nirgends in der Welt weiter von den Breitegraden ab, sind überhaupt nirgends so gewunden und rasch aufeinander folgend als in Amerika. Hier allein findet man das wunderbare Schauspiel, daß innerhalb 34 Breitengraden alle Klimate der Welt zusammengedrängt

sind; denn die Nordspitze von Labrador unter dem 60° nördl. Br. hat 10 Monate Winter, New-York unter dem 40° bloß 6 Monate, Florida unter dem 30° kennt fast gar keinen Schnee und kein Eis, und unter dem 26° ist schon völlig tropisches Klima. Dagegen kommen in Texas 11 Grade Kälte vor, selbst an der Golfküste, und während drei Monaten kann es Eis gefrieren, während am nördlichen Red River und am Mackenzie bis zum 60° nördl. Br. ein heißer dreimonatlicher Sommer Maisbau und Rindviehzucht erlaubt; denn im Mississippibecken liegen die Isothermallinien viel weiter auseinander als an der atlantischen Küste.

Boden und Klima und ihre Erzeugnisse haben schon auf die Ureinwohner, die Indianer, ihr unverlöschliches Gepräge gedrückt, und zwar in ähnlicher Weise wie später auf die eingewanderten Europäer. Daß die Indianer der großen Becken sich nicht zur Culturstufe des Ackerbaues, nicht einmal zu der wandernder Viehzüchter erheben konnten, lag schon darin, daß es im ganzen Beckenlande kein zähmbares Thier, weder Rindvieh noch Pferde, weder Schweine noch Ziegen und Schafe gab. Und da auch die, obschon meist bewaldete Bodenfläche keine genügende Menge wildwachsender Früchte bot, um die Einwohnerschaft zu ernähren, wohl aber jagdbares Wild jeder Art in Fülle, so mußten die Indianer der großen Becken nothwendig Jägervölker werden.

In den kleineren Becken und auf den Küstenabdachungen dagegen ist der Eingeborne zu höheren Culturstufen aufgestiegen. Die Indianer der nordatlantischen Küste hatten einen mannichfaltigeren Boden, ein mannichfaltigeres Klima und mannichfaltigere Erzeugnisse beider. Sie hatten Mais und Reis; den letztern sammelten sie wild ein, den erstern bauten die Weiber, nebst Tabak, in einiger Ausdehnung, so weit es eben ohne Zugvieh möglich war, an. Sie hatten einen reichen Fischfang, besonders von Seefischen (während die großen Becken an Süßwasserfischarten, besonders genießbaren, sehr arm sind), und die Jagd auf Geflügel war ergiebig. Es gab mehr Kunstfertigkeit und eine reichere Sagenwelt, welche diese Indianer bei ihrer späteren Verdrängung in den fernen Westen durch die Weißen dorthin auch unter andere Stämme verpflanzt haben. Viel ansehnlicher noch mußte der Geistesfortschritt in den kleineren Becken Mittel- und Südamerika's und auf den westindischen Inseln ausfallen. Die Natur ist dort ergiebig und lieblich mild, und zwar nicht in einem solchen Grade, um alle Arbeit überflüssig zu machen. Mit sehr mäßiger Anstrengung kann man ihr nicht bloß die allerersten, sondern auch viele das Leben verschönernde Bedürfnisse abgewinnen. Schon der roheste Ackerbau ergibt Mais und Bananen, Wein und Faserstoffe, und ein geringer Sammlerfleiß ergibt wildwachsende Früchte genug, um Zeit und Lust zur Verschönerung des Lebens zu lassen. Damit war der Fortschritt des Eingebornen auf die Stufe des Ackerbauers geboten. Das Landschaftsbild, das Klima und die Productenwelt sind viel abwechseln-

der als in den großen Becken, das erstere meist ebenso erhaben als lieblich, den dichterisch-künstlerischen Sinn anregend und das Gefühlsleben und die Einbildungskraft auf Kosten des Verstandes und Willens ausbildend. Daher das merkwürdige Schauspiel einer höheren Geistesbildung in tiefster Abgeschiedenheit von Schifffahrt, Handel und Völkerverkehr, überhaupt einer hohen Culturstufe Mexico's, Central-Amerika's und Peru's, welche die Spanier vorfanden. Die Nothwendigkeit, alle diese Güter gegen die Habgier kriegerischer Nachbarstämme vertheidigen zu müssen, vor welchen die hohen Gebirge und Wüsten und Meer, welche das Land umgeben, nicht völlig schützten, nöthigte die Ureinwohner der kleineren Becken Mittel- und Südamerika's frühzeitig zum Bau fester Städte, zur Anlegung von Straßen und Brücken und zur Bildung staatlicher Genossenschaften, und zwar zur Monarchie mit stehenden Heeren und mit einer Landesreligion, und wahrscheinlich auch zum Entstehen von Kasten. Damit entsprangen bildende Kunst, Industrie und Handwerke.

Alle ersten Ansiedelungen fanden auf der atlantischen Küstenabdachung Statt, dem einzigen Gebiete Nordamerika's, das durch eine größere Mannichfaltigkeit der Bodenoberfläche, des Klima's und der Erzeugnisse dem Aufblühen höherer Civilisation noch einigermaßen förderlich ist. Nur hier konnte sich eine neue Fortschritts-Nation bilden; es war das der einzige dazu geeignete Boden in der neuen Welt. Das Klima ist gesund, der Boden nicht unfruchtbar und zu Ackerbau, Viehzucht, Gewerbfleiß, Schifffahrt, Fischfang und Handel gleich sehr geeignet. Außerdem acclimatisirt der Europäer sich hier leicht, die zu keiner Zeit ganz stockende Einwanderung aus Europa wurde also nicht durch schwere Acclimatisations-Krankheiten gelichtet. Somit mußte die Bevölkerung rasch zu einer hinlänglichen Dichtigkeit anwachsen und zu stetem raschen Fortschritt in der Civilisation gedrängt werden; die Tochterländer blieben durch Handel mit den hochgebildeten Mutterländern im Zusammenhang, und deren Literatur und wissenschaftlicher Fortschritt kamen den Colonieen zu Gute.

Die Hindernisse der höheren Cultur sind aber in der neuen Welt größer als in der alten. Der Körper hat mit klimatischen und Bodeneinflüssen zu kämpfen, welche den Geist mächtiger herabziehen oder einseitig werden lassen, und es gehört mehr geistige Tüchtigkeit dazu als in Europa, um sich in Amerika zu einem harmonisch entwickelten Menschen auszubilden und auf der errungenen Culturstufe zu erhalten.

---

373. Die Gebirgs- und Stromsysteme Amerika's.

(Nach K. Andree, Nordamerika, und Moritz Wagner in der Zeitschrift: „Aus der Natur".)

Als Hauptgezimmer und Rückgrat für die große westliche Erdhälfte erheben sich die Cordilleren und die Anden, welche vielfach in mehreren Zügen neben einander streichen und den Charakter eines Kettengebirges so entschieden tragen, wie keine andere Bodenerhebung. Diese Anden ragen bei einer Kammhöhe von 2000 bis 3500 Meter in einzelnen Gipfeln bis über 7000 Meter empor. Die niedrigste Erhebung zwischen beiden Weltmeeren, die auf der Landenge von Panama, dem schmalen Bande, durch welches die beiden großen Halben des Continents zusammenhangen, beträgt etwa 160 Meter.

Die verschiedenen Ketten beider Gebirge laufen auf beiden Strecken mit einander parallel und schließen Hochflächen ein, welche dem ganzen Continente ein besonderes Gepräge verleihen. Eben so eigenthümlich und von bestimmendem Einflusse auf die Bodenentwicklung erscheint es, daß dieser Rückgrat fast überall hart an der westlichen Seite lagert und schroff und steil, fast ohne Stufenbildung, zum Meere abfällt. Denn hier haben die Küstenterrassen oft eine Breite von nur wenigen Meilen; nirgends erreichen sie eine solche von 50 Meilen. Die eigentliche Flächenbildung Amerika's liegt durchaus nach Osten hin. Die bisherige Ansicht, daß ein einziges Gebirgssystem den ganzen Continent von Norden nach dem Süden durchziehe, ist jüngst beseitigt worden durch eine Unterscheidung von fünf Gebirgssystemen, abgesehen von den isolirten Gebirgsgruppen sowohl in Süd- als in Nordamerika.

1) Die Anden in Südamerika beginnen an der Magelhaensstraße und reichen bis nahe an die Küsten des caribischen Meeres (980 Meilen lang, 21—124 Meilen breit). Sie enthalten bei einer mittlern Kammhöhe von etwa 3500 Meter die höchsten Gipfel des Erdtheiles: den Pic de Sorata (7600 Meter), den Illimani (7500 Meter), den Sahama (7000 Meter) und den Vulkan Aconcahua (6380 Meter). Der westliche Abfall zum Großen Ocean ist schroff, fast ohne Stufen- und Plateaubildung, dagegen der östliche Abfall gegen das große Tiefland sanfter, mit vielen Terrassen und Hochebenen. Die Wasserscheide ist dem Großen Ocean bedeutend näher als dem Atlantischen. Daher erhalten die Ströme an der Ostseite eine kolossale Entwicklung, während an der Westseite nur Gebirgs- und Küstenflüsse vorhanden sind, die nach kurzem Laufe die Südsee erreichen. Das Charakteristische der Anden besteht a) in den bedeutenden Hochebenen zwischen den Hauptketten, die theils zweifach, theils dreifach gereiht sind; b) in den theils thätigen, theils erloschenen Vulkanen, meist zwischen den beiden Hauptketten. Am

großartigsten ist die Doppelreihe der Vulkane von Quito (zwischen 1° nördl. Br. und 2° südl. Br.).

2) Die Isthmus-Cordillere, sowohl im SO. durch eine Einsenkung (6—7° nördl. Br.) von den Anden getrennt, als im Nordwesten durch die Landenge von Panama von den mittelamerikanischen Cordilleren (nur 9 Meilen lang und 1 Meile breit, mit Gipfeln bis zu kaum 1000 M.). Der Abfall ist nach beiden Oceanen gleich steil.

3) Die Cordilleren von Central-Amerika beginnen bei der Einsenkung auf der Landenge von Panama und reichen bis zur Einsenkung auf der Landenge von Tehuantepec (202 Meilen lang, 16—17 Meilen breit; mittlere Kammhöhe 2000 Meter). Auch dieses Gebirgssystem ist ausgezeichnet durch Stufen- und Plateaubildung, eben so durch Vulkane.

4) Die Cordilleren von Mexico bilden das Randgebirge des Plateau's von Mexico oder Anahuac, auf welchem eine Gruppe von hohen Schnee- und Vulkangipfeln (der Popocatepetl 5391 Meter), in der Richtung von Westen nach Osten, von Meer zu Meer sich erhebt, während sonst die Vulkane in der meridionalen oder der Hauptrichtung des Kettengebirges und nicht auf Scheitelflächen, sondern auf den Randgebirgen selbst anzutreffen sind.

5) Die Cordilleren von Nordamerika. Nördlich vom nördlichen Wendekreise beginnt die Erweiterung durch Parallelketten, welche breite Hochflächen einschließen. Die westliche Kette, welche die Küste begleitet, zerfällt (durch mehrfache Unterbrechungen) in die Cordilleren von Sonora im Süden, die Sierra Nevada und die langgestreckten westlichen Cordilleren oder See-Alpen im Norden, ebenfalls mit riesenhaften, wahrscheinlich vulkanischen Berggipfeln (der Eliasberg 4500 Meter); die östliche, fast ununterbrochene Kette heißt im Süden die Sierra Madre, in der Mitte die Cordilleren von Anahuac oder Neu-Mexico, im Norden das sogenannte Felsengebirge (Rocky Mountains), mit konischen, oft scharf zugespitzten Berggipfeln bis zu 5000 Meter Höhe (im Mount Hoker). Zwischen den Rocky Mountains im Osten, der Sierra Nevada und dem Cascaden-Gebirge im Westen breitet sich das große westliche Plateausystem (1300—1600 Meter) aus, welches durch transversale Bergzüge, die von den westlichen Cordilleren nach dem Felsengebirge laufen, in mehrere Becken getheilt wird. Das nördlichste dieser Becken ist das des Columbia, das nächstfolgende (nach Süden) enthält die Wüste Utah mit dem großen Salzsee, dem dritten entströmt der Colorado in einer tiefen Spalte nach dem californischen Meerbusen.

Im südamerikanischen Osten lagern auf den weiten Hochflächen Brasiliens mehrere Bergketten, die im Allgemeinen eine mit der Küste gleichlaufende Richtung einhalten. Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Anden; ein tiefes Längenthal trennt das westliche Brasilien vom östlichen Ober-Peru. Die Hochlande von Guyana zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoco erstrecken sich tief ins Land hinein; auch sie bilden

mehrere Parallelketten, gleich dem Küstengebirge von Venezuela, welches nach Norden zu steil abfällt, während im Westen des Maracaibo-Sees das Schneegebirge von Santa Marta als ein für sich allein und abgesondert dastehendes Massengebirge erscheint.

Im Norden der Landenge von Panama steigen die Cordilleren von Guatemala wieder zu beträchtlicher Höhe empor. Nachdem sie einen Ausläufer durch die Halbinsel Yucatan vorgeschoben, senken sie sich auf dem Isthmus von Tehuantepec abermals. Von dort an tragen sie einen neuen Charakter; sie stellen sich oft als Randgebirge dar, welche Hochflächen umsäumen, und fallen in schmalen Stufen nach beiden Meeren hin ab. In Folge dieser Gestaltung der Gebirge erscheinen die Hochebenen Nordamerika's als breite Gebirgsrücken, jene von Südamerika dagegen im Allgemeinen als zerklüftete Hochthäler. In Mexico liegen die höchsten Gebirgsgipfel auf der Scheitelfläche selbst. Die nordamerikanische Central-Cordillere, eine Fortsetzung des östlichen mexicanischen Randgebirges, erstreckt sich unter dem Namen der Felsengebirge — Rocky- oder Stony-Mountains — bis in den hohen Norden hinauf. Höher noch als das Felsengebirge gipfeln die nordamerikanischen See-Alpen, die von der Südspitze der Halbinsel Californien bis zu den Aleuten der Westküste entlang streichen. In dieser Küstenkette brennen und rauchen noch manche Vulkane, wie denn überhaupt die dem Meere zunächst liegenden Ketten, auch in Süd- und Mittelamerika, die thätigeren Vulkane haben.

Zwischen dem Mississippi und dem Atlantischen Ocean streichen die Alleghanies, gleichfalls als Kettengebirge. Canada und Labrador haben ihre besonderen Höhenzüge. Die Gebirgsmassen im Polarmeere erscheinen als vereinzelt, gleich jenen Westindiens, auf Cuba und Haiti.

Die Entwickelung der Stromsysteme ist durch die orographischen Verhältnisse bedingt. In Amerika sind nicht, wie in der alten Welt, Hochgebirgsland und Tiefland durch Stufenländer vermittelt. Diese ausgleichende Form, welche Uebergänge bildet und dem Boden Mannichfaltigkeit gibt, mangelt der westlichen Erdhälfte im Allgemeinen eben sowohl wie das Massengebirge. Bei der vorwiegenden Ebenenbildung gewinnen die unteren Läufe der Ströme eine ungeheure Ausdehnung, und in den weiten Flächen steht auch ihrer eigensinnigsten Entwickelung und Verflechtung kein Hinderniß entgegen. Die größten Ströme verdanken meist dem westlichen Hochgebirge ihren Ursprung, erhalten auch von den im Osten sich erhebenden Kettengebirgen eine Menge von Zuflüssen und wälzen daher eine ungeheure Wasserfülle in den Ocean. So empfängt der Mississippi Zuströme vom Ostabhang des Felsengebirges, von der westlichen Abdachung der Alleghanies, dem südlichen Abfall der Landhöhe an seinem Quellbezirke, und von jenem der nördlichen Seenplatte. Der Amazonenstrom bildet ein Aufnahmebecken für Gewässer von den Anden, von den brasilianischen Gebirgen und der Sierra Parime,

und fällt erst nach einem Laufe von 800 Meilen, selbst einem Meer vergleichbar, in den Ocean.

In den amerikanischen Hochgebirgen liegen oft die Quellgegenden großer Stromgebiete ganz nahe bei einander, so z. B. des Rio del Norte, Missouri und Columbia. In Südamerika bewirkt häufig eine beinahe unmerkliche Bodenwölbung, eine sogenannte Mesa, eine Wasserscheide. So flach ist oft das Land, daß große Stromsysteme durch förmliche Gabeltheilungen mit einander in Verbindung stehen, und daß der Orinoco in seinem oberen Laufe einen Arm, den Cassiquiare, in den Rio Negro sendet, welcher sich in den Amazonenstrom ergießt. In Nordamerika werden die Zuflüsse des Mississippi und des S. Lorenz oft nur durch ganz kurze Strecken Landes, sogenannte Tragplätze (Portages) von einander getrennt, weßhalb man sie ohne erhebliche Mühe durch Canäle mit einander in Verbindung bringen konnte. Verschiedene Ströme verschwimmen buchstäblich in einander. Besonders im Gelände des Amazonenstroms und des Orinoco erblicken wir ein labyrinthisches Geflecht von Stromrinnen, die auf Hunderten von Meilen keine fortlaufende Bodenerhebung von nur 30 Metern darbieten, und wo auf 100 Meilen Stromlauf kaum 30 Meter Fall vorhanden ist. Die Llanos am Orinoco, die Bosques am Amazonenstrom und die Pampas am La Plata erheben sich allesammt schwerlich mehr als 100 Meter über den Spiegel des Atlantischen Oceans. Diese drei großen Niederungen und Stromgebiete mögen allerdings einst Becken großer Seen gebildet und als ein großes Binnenwasser die Anden von den östlichen Gebirgen Südamerika's getrennt haben.

Weit häufiger als im Süden verwischen sich in Nordamerika die Unterschiede von Fluß und See. Das große canadische Seenland jenseit des 40. Breitengrades (vergl. Nr. 377) bildet in der Gestaltung der westlichen Erdhälfte einen ganz charakteristischen Zug, für welchen sich nur in Schweden und Finnland ein Analogon findet. Etwa unter der Breite der Mississippiquellen und da, wo die Wasserscheide zwischen dem S. Lorenzstrom, dem Abfluß des großen canadischen Süßwassermeeres, und den in die Hudsonsbay fallenden Gewässern liegt, erhebt sich eine felsige Hochfläche, die sogenannte arktische Felsen- oder Seen-Platte. Auf ihr liegt ein Gewirr von unzählbaren Flüssen und von Seen, die lediglich als lagunenartige Stromerweiterungen erscheinen und bei hohem Wasserstande verschiedene Stromsysteme mit einander verbinden, z. B. durch den Athapesco-See jene des Columbia und des Mackenzie, welches letztere dem Eismeere angehört. Für den großen Handelsverkehr sind diese Gewässer von keiner Erheblichkeit, sie erleichtern aber den Pelzhändlern das Vordringen ins innere Land sehr wesentlich.

Weil die Cordilleren und Anden nicht den Charakter der Massengebirge tragen, sondern als Kettengebirge streichen und nur selten breite Kämme zeigen, so wird durch sie die Bildung von Alpenseen nicht begünstigt. Die Flüsse finden keine großen Becken, in welchen sie sich ansammeln könnten,

sondern brechen in raschem Laufe durch steile Hochthäler. Wo solche Aufnahmebecken sich finden, sind sie von nicht erheblichem Umfang, den sagenreichen Titicaca-See in Bolivia allein ausgenommen. Dem Flachlande Südamerika's mangelt gleichfalls die eigentliche Seen-Bildung. Stehende Wassersammlungen, Steppenseen, sind allerdings vorhanden; sie sind aber zumeist nur periodisch und als große Moräste zu betrachten.

---

a. Nordamerika.

374. Grönland.

(Nach Anton von Etzel, Grönland, und Henrik Helms, Grönland und die Grönländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Grönland, jene auch auf den neuesten Karten noch unvollständig dargestellte Ländermasse, scheint nach den neuesten Untersuchungen keine zusammenhängende Eisfläche zu sein, sondern vielmehr ein Conglomerat von Inseln, die durch tiefe Fjords oder Straßen von einander getrennt und auf der Landseite durch die große Eisdecke mit einander verbunden sind, welche über dem ganzen Innern ausgebreitet liegt und ihren Ueberfluß in Gestalt von Gletschern und Eisbergen in die See ergießt. Ohne Zweifel befindet sich Land unter diesem Eise, wie es ja auch Land unter dem Meere gibt; aber heut zu Tage ist nichts davon zu sehen. Es scheint dort gar keine Berge zu geben, und was früher der Art existirt haben mag, ruht jetzt unter einer Eisdecke, die durch neuen Schneefall während 7—8 Monaten und durch die geringe Verdunstung in größerem Maßstabe zunimmt, als eine Verminderung derselben durch Abgang von Eisbergen Statt findet.

Die Küstengestaltung Grönlands macht dasselbe einerseits den Polarländern Amerika's, andererseits dem europäischen Scandinavien ähnlich, so daß man es wohl „das Scandinavien Amerika's" genannt hat. Denn zu Amerika gehört es eher als zu Europa, nicht bloß wegen der weiten Ausdehnung der Meere, die es von Europa trennen, sondern auch wegen der gemeinschaftlichen Urbevölkerung, wegen der Flora und Fauna, welche denen der arktischen Gegenden verwandt sind, und mit Amerika ist es auch durch eine gemeinsame Entdeckungsgeschichte verwebt. Denn nachdem der verbannte Isländer Erik der Rothe im J. 876 das damals unbewohnte Land betreten und ihm den anlockenden Namen „Grönland" gegeben hatte, gingen seine Söhne auf weitere Entdeckungsreisen aus und gelangten nach der Ostküste Nordamerika's, dem sog. „Winland". Später (im 14. Jhdrt.) drangen die Eskimos von den amerikanischen Polargegenden her in das Land und vertrieben die Colonisten oder unterwarfen sie. Die Fahrten nach Grönland

hatten gänzlich aufgehört, und dieses mußte, wie Amerika, zum zweiten Male entdeckt werden. Der Engländer Davis gelangte im J. 1585 durch die nach ihm benannte Wasserstraße nach der Westküste Grönlands. Doch blieb die Entdeckung unbenutzt, bis 1721 die dänische Regierung auf Veranlassung eines Missionars, der die Bekehrung der Grönländer zum Christenthum versuchte, auf der Westküste, von der Südspitze bei Cap Farewell bis fast zum 74° n. Br., Handelsposten errichtete, wo dänische Beamten den Grönländern europäische Waaren gegen Felle, Speck, Eiderdaunen u. s. w. austauschen.

Wie überall im arktischen Gebiete (Island, Spitzbergen, Nowaja Semlja) ist auch in Grönland die Westküste zugänglicher und bewohnter (bis jenseit des 77° n. Br.) als die Ostküste, welche wegen der sie umgebenden Eismassen selten und nur an einzelnen Punkten die Annäherung von Schiffen gestattet hat. An der Westküste entlang zieht sich ein Gürtel von Inseln, meist nackten, unbewohnten Felsen, als ein natürlicher Wall gegen das stürmische Polarmeer, dessen wildes Toben die Festsetzung des Eises an der Küste hindert und nur im Innern der großen Buchten gestattet.

Die Kälte steigt in Süd-Grönland selten über 20° R., ist demnach nicht stärker als manchmal im nördlichen Deutschland, allein durch den scharfen Wind, der sie begleitet, wird sie so empfindlich, daß man selbst in grönländischer Tracht von lauter Pelzwerk sich nicht im Freien aufhalten kann. Der Schnee bedeckt dann den Erdboden in solcher Höhe, daß alle Wohnungen verschüttet sind; tiefe Hohlwege zwischen Schneewänden von 4—5 Meter Höhe werden von einem Hause zum andern offen gehalten. Während in Süd-Grönland der kürzeste Tag noch 5½ Stunden, die längste Nacht nur 18 Stunden dauert, hat die nördlichste Colonie, Uparnawick, 80 Tage Finsterniß (12. Nov. bis 30. Jan.), die nur Mittags einer matten Dämmerung weicht, welche die Einwohner benutzen zur Jagd, zum Fischfang und zu andern Beschäftigungen im Freien. Die Rückkehr der Sonne wird mit Freude begrüßt, aber wenn sie nun zuletzt Tag und Nacht scheint, so wird man ihrer eben so überdrüssig, als man sich vorher nach ihr sehnte, obgleich dadurch die Pflanzen sich schnell entwickeln und der Unterschied in der Vegetation zwischen Nord- und Süd-Grönland so in einem gewissen Grade ausgeglichen wird. Das Gras erreicht aber nirgends eine solche Höhe, daß es für den Winterbedarf abgemäht werden kann; daher ist Viehzucht so gut wie unbekannt. Das Meer liefert die fast einzige Nahrung für den Menschen. Während bei den Säugethieren auf dem Lande ein dicker Pelz Schutz gegen die Kälte gewährt, sind die See-Säugethiere (Walfische, Seehunde) mit einer dicken Lage von Fett unter der Haut gegen die allerdings geringere Kälte des Wassers geschützt. Die Fische ziehen in gewissen Jahreszeiten in großen Massen in die Meerbusen Grönlands, um zu laichen; andere Schaaren steigen in die kleinen Flüsse hinauf und wieder andere sammeln sich an den

Riffen außerhalb der Küste. Dennoch benutzen die Grönländer diese reiche Erwerbsquelle nur, in so fern die Hungersnoth sie dazu treibt. Eben so wird der Reichthum an Seevögeln, die mit ihren Nestern die unzähligen kleinen Inseln und Scheren bedecken, verhältnißmäßig wenig ausgebeutet; nur die Eier werden in unglaublicher Menge verzehrt, nicht aber das Vogelfleisch.

---

375. Die Eskimos.

(Nach G. Hartwig, Der hohe Norden, und Henrik Helms, Grönland und die Grönländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unter allen wilden Völkerfamilien gibt es vielleicht keine, die so weit verbreitet wäre, wie die der Eskimos, keine, die so weit wie diese mit dem einen Fuß in Amerika, mit dem andern in Asien stände und sowohl der alten als der neuen Welt zugehörte. Man findet Eskimos sowohl an der östlichen Spitze des Tschuktschenlandes als im nördlichsten Theile von Neufundland, man trifft sie sowohl auf den Inseln des Behrings-Meeres als in Grönland; sie steigen im Norden bis zum 80. Grade hinauf, — eine Polnähe, die kein anderes bekanntes Volk erreicht. Mit wenigen Ausnahmen liegt die ganze von ihnen bewohnte Region jenseit der äußersten Grenzen des Baumwuchses, in dem allerödesten, unwirthbarsten Theile der Erde. Wie schlecht würde es um den Eskimo stehen, wenn er nur allein von dem, was die stiefmütterliche Erde hervorbringt, leben sollte, wenn nicht das Meer mit seinen Robben und Walrossen, seinen Cetaceen und Fischen für die Bedürfnisse seines unersättlichen Magens sorgte? So findet man ihn denn nirgends in weiter Entfernung von den unerschöpflichen Vorrathskammern des Oceans, und keiner verdiente mehr den Namen eines Küstenbewohners, als er, der, von der Natur gezwungen, einen so großen Theil der Gestade des Polarmeeres umsäumt.

Alle Mitglieder der weitverbreiteten Eskimo-Familien sind an gewissen Grundzügen kenntlich, wodurch sie sich von allen Nachbarvölkern unterscheiden. Ihr breites, flaches Gesicht mit den hervorstehenden Jochbeinen und den kleinen mehr oder weniger schrägen Augen zeigt eine Aehnlichkeit mit den mongolischen oder tatarischen Völkern, die wir vergebens bei den nordamerikanischen Indianern suchen würden. Auch ihre Hautfarbe nähert sich mehr der weißen, und so wie die Männer älter werden, ist ihr Gesicht stärker behaart als das ihrer kupferrothen Nachbarn. Die meisten Männer sind etwas unter der mittleren europäischen Größe; die Frauen sind sämmtlich von kleiner Statur. Was dem Eskimo gewöhnlich an Höhe abgeht, ersetzt er durch einen mächtigen, breitschultrigen Torso, und er übertrifft an Körper-

kraft alle andern Ureinwohner von Amerika. Auffallend bei beiden Geschlechtern ist die Kleinheit ihrer wohlgeformten Hände und Füße. Die Kleinheit der Füße läßt sich allenfalls dadurch erklären, daß sie sich fast immer sitzend im Schlitten oder im Boote bewegen, aber die Hände sind doch zu harten Arbeiten verurtheilt.

Allgemein ist die Sitte des Tätowirens von Kinn, Stirn oder Backenknochen; nicht aber wie bei den Südsee-Insulanern werden hier kunstreiche Figuren in die Haut eingegraben, sondern nur einzelne Striche, welche nicht übel stehen sollen. Vielfach haben die Männer die häßliche Gewohnheit, die Unterlippe in der Nähe jedes Mundwinkels zu durchbohren und große blaue und grüne Glasperlen oder Quarzstücke, welche an Splittern von Walroßzahn befestigt sind, in die Oeffnungen zu stecken. Manche durchbohren auch die Nasenscheidewand und benutzen diese künstliche Apertur, um eine Knochennadel und eine Zahnmuschel von der californischen Küste anzubringen, wodurch sie sich ein martialisches Ansehen zu geben meinen.

Ihre Kleidung wissen die Eskimos vortrefflich ihren Bedürfnissen anzupassen. Mit ihren doppelten Beinkleidern aus Rennthier- oder Robbenfell, deren unteres das Haar nach innen kehrt, und ihren zwei Röcken oder Ueberwürfen, deren oberster mit einer großen Kapuze versehen ist; mit ihren mit Vogelfell oder dünnen Rennthierhaaren gefütterten Stiefeln und ihren mächtigen Handschuhen trotzen sie der grimmigsten arktischen Kälte. Aus den Gedärmen der Robben oder der Walrosse verstehen es die Frauen, wasserdichte Hemden zu verfertigen, welche im Sommer den schweren Oberrock ersetzen und bei ihrer fast amphibischen Lebensweise ihnen treffliche Dienste leisten.

Ihre glockenförmigen Hütten bauen sie sich aus feinem Schnee, der unter dem Einfluß der starken Winde und der steinsprengenden Kälte eine solche Festigkeit erhalten hat, daß er ein herrliches, leichtes Baumaterial liefert. Monate lang dauern diese so gebrechlich scheinenden Gebäude; denn vermöge ihrer zirkelrunden Form widerstehen sie mit Leichtigkeit dem Winde, und auch das Austhauen hat wenig Einfluß auf ihre Schneemauern, bis die Sonne im Hochsommer bedeutendere Kräfte entwickelt. Das Ameublement — Sitze, Tisch, Schlafplätze — besteht ebenfalls aus Schnee, und darüber gebreitete Thierfelle lassen es an Comfort nicht fehlen. Man begreift, daß unter einer solchen Schneeglocke ein starkes Holzfeuer sich nicht anmachen ließe; aber gerade hierin besteht der Triumph der Eskimo-Baukunst, daß sie ein solches entbehrlich macht. Die ewig brennende Thranlampe reicht hin, um die nassen Kleider und Stiefeln der Heimkehrenden zu trocknen; im kleinen Raum erzeugt sie in Verbindung mit der animalischen Wärme der eng zusammengepackten Bewohner eine hinreichend hohe Temperatur, und da der Eskimo eine besondere Vorliebe hat für rohes Fleisch, so braucht er auch keinen größeren Heerd zum Kochen.

Die eigenthümlichste Erfindung dieses merkwürdigen Volkes ist unstreitig

die des einsitzigen Bootes — des Kayaks oder der Baidare. Ein leichtes hölzernes, langes und schmales Gerippe ist, bis auf eine Oeffnung in der Mitte, mit Seehundsfellen wasserdicht bekleidet. Der Mann sitzt mit ausgestreckten Füßen darin und ragt mit dem Körper aus der Oeffnung hervor. Sein leichtes Ruder in der Hand, seine Waffen vor sich, das Gleichgewicht wie ein Kunstreiter haltend, fliegt er pfeilschnell über die bewegliche Wasserfläche dahin, und sollte eine Welle ihn umwerfen, so weiß er mit seinem Ruder sich leicht wieder in die Höhe zu heben. Die große Baidare oder das Frauenboot besteht ebenfalls aus einem mit Robbenfellen überzogenen Gerippe, ist aber so geräumig, daß es an 50 Personen fassen kann. Der Mast trägt ein dreieckiges Segel, aus den Darmhäuten von Seehunden verfertigt. Der Mann würde es unter seiner Würde halten, in einem solchen schweren Familienboot zu rudern; er überläßt diese Arbeit ausschließlich den Frauen, die nach dem Tact eines monotonen Gesanges, den Oomiak — so heißt das Fahrzeug — durch die Fluten forttreiben. Die Eskimos zwischen dem Mackenzie- und dem Coppermine-Fluß wurden daher zu dem sonderbaren Irrthum verleitet, die englischen Matrosen, welche sie gemeinschaftlich rudern sahen, für Weiber zu halten. Einer von ihnen fragte sogar, ob alle weißen Frauen Bärte hätten?

Auch die Waffen der Eskimos so wie die Geräthschaften, die ihnen zur Jagd und zum Fischen dienen, zeigen eine große Kunstfertigkeit. Die Ruder sind geschmackvoll mit Walroßzähnen ausgelegt, die Speere sauber geschnitzt, der mit Darmsaiten umwundene elastische Bogen schnellt den wohl 2 Meter langen Pfeil mit mörderischer Sicherheit zum weit entfernten Ziel. Zur Erlegung größerer Thiere ist letzterer mit einem scharfen Feuerstein oder einem zugespitzten Knochen versehen, abgestumpft und kleiner hingegen, wenn er den flüchtigen Vogel tödten soll.

Jahr aus, Jahr ein wiederholt sich bei den Central-Eskimos derselbe einförmige Lebenskreis. So wie im Mai oder Juni die Flüsse sich von ihrer Eisdecke befreien, begeben sie sich zu den Wasserfällen, wo sie ihre Sommerzelte aufrichten und den stromaufwärts schwimmenden Fischlegionen mit ihren Speeren nachsetzen. Um dieselbe Zeit oder früher noch in mehr südlichen Gegenden verfolgen sie das Rennthier, welches die Küsten und Inseln aufsucht, um sein Junges zu werfen, noch ehe der Schnee vollständig geschmolzen ist. Wo das offene Land keinen besondern Schutz gewährt, um sich dem Wilde zu nahen, werden tiefe Gruben in den schneereichen Schluchten gegraben und oberflächlich mit Schnee zugedeckt. Der nächste Wind verwischt die Spuren der Menschenhand. Das sorglose Rennthier wandert, ohne Böses zu ahnen, über die krystallene Fläche dahin — plötzlich aber versinkt der verrätherische Boden unter seinen Füßen — und aus dem engen Kerker, in welchen sein Unstern es führte, gibt es keinen Ausweg, als den Tod. Anfangs September versammeln sich die Rennthiere in

größeren Heerden, um wieder südwärts zu ziehen; doch an ihren gewohnten Pässen über die Flüsse oder dort, wo der sich verengende Landsee ihnen das Ueberschwimmen erleichtert, wartet ihrer der Eskimo mit Speer und Bogen und lichtet ihre furchtsamen Reihen. — An den Küsten, die der Walfisch besucht, wird der August seiner Verfolgung gewidmet, und eine glückliche Jagd verschafft der ganzen Gemeinde einen sorgenlosen Winter. Der Walfischfang erfordert ein gemeinsames Handeln; er ist es, der die Eskimos ihre Winterhütten aus Treibholz längs den Gestaden des Polarmeers zu Dörfern vereinigen heißt: ostwärts vom Cap Parry, wo man keine Walfische mehr antrifft, sind auch keine Dörfer mehr, sondern nur einzelne Hütten. Zum Sitz eines solchen Dorfes wird gewöhnlich eine kühn vorspringende Küste gewählt, wo das tiefe Wasser es gestattet, die erlegten Cetaceen bis ans Ufer zu ziehen.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß man nirgendwo ein Volk findet, welches so friedlich lebt, wie die Grönländer. Die Unfruchtbarkeit des Landes, die Art ihres Zusammenlebens und das öftere Mißlingen der Jagd bewirken, daß alle einander nöthig haben und deshalb Streitigkeiten möglichst zu vermeiden suchen. Sie kennen das Wort „Krieg" nicht. Mord findet äußerst selten Statt, geschieht aber ein solcher, so wird er aufs Entsetzlichste gerächt; eine Fehde entsteht zwischen der Familie des Mörders und der des Ermordeten, die erst endet, wenn das ganze Geschlecht des Einen ausgerottet ist. Denn der Grönländer besitzt einen hohen Grad von Gerechtigkeitsgefühl, welches ihn einerseits eine gerechte Strafe dulden läßt, ohne daß eine Spur von Erbitterung oder Haß in seinem Gemüthe zurückbliebe, welches ihn aber andererseits in Raserei zu bringen vermag, wenn er sich ungerecht behandelt glaubt. Eben so ist Ehrlichkeit eine hervorragende Tugend der Grönländer; vom Verschließen der Häuser oder der Kisten und Schränke weiß man nichts, der Dieb ist ein Gegenstand der höchsten Verachtung. Gastfreundschaft üben sie gegen Einheimische und Fremde, so lange die Nahrungsmittel ausreichen. Nach den Anstrengungen und Gefahren des Tages sind sie Abends sehr lustig, tanzen im Kreise um einen Sänger, der die aus einer mit Fell überspannten Thierrippe verfertigte Trommel rührt oder haschen nach einem Ball, belustigen sich bei einem Gewinnspiel oder messen ihre Stärke, indem Einer unaufhörlich auf den Rücken des Andern hämmert, wobei es darum gilt, ob der Schlagende oder der Geschlagene es am längsten aushält.

Neben diesen guten Eigenschaften hat ihr Leben auch mehrere minder lobenswerthe Seiten entwickelt: so sind sie gefühllos und hartherzig, mißhandeln ihre Thiere (Hunde) auf's Grausamste, sehen ruhig dem Unglücke und dem Leiden Anderer zu. Leichtsinnig denken sie nicht an die Zukunft und kümmern sich nur um das Heute. Das Sammeln für den Winter geschieht kaum nothdürftig, und ist dieser lang und strenge, so reichen die Vor-

räthe niemals aus und die Hungersnoth rafft dann viele Menschen weg. Für europäische Genüsse, z. B. Kaffee, geben sie ihr letztes Seehundsfell, ja ihre Fanggeräthschaften und Boote hin, ohne zu bedenken, daß sie dadurch die Fähigkeit verlieren, ihren natürlichen Lebensunterhalt auf dem Meere zu suchen.

376. Das germanische Amerika im Vergleich mit dem romanischen.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa.)

Der Antheil am Boden der neuen Welt, welcher der britischen Insel durch ihre Lage zugewiesen wurde, ist der nördlichste, kälteste, am wenigsten durch kostbare Erzeugnisse des Pflanzen- und Mineralreichs ausgezeichnete. Ist es dennoch derjenige, der am kräftigsten und frischesten aufblüht, in dem sich europäische Cultur am echtesten und gesundesten erhält und wieder erzeugt, hat er auf England über alle Berechnung belebend und stärkend zurückgewirkt, während das spanische Amerika eine verderbliche Verlockung für das Mutterland wurde, so scheint er das zum Theil sich selbst, zum Theil seinen neuen Bewohnern zu verdanken. Zunächst war das Klima im britischen Amerika dem europäischen am meisten ähnlich, dem Europäer angemessen, der in tropischer Hitze nirgends leiblich und geistig gedeiht. Ebenso der Boden, gleich heilbringend durch das, was er gab, wie durch das, was er weigerte. Anfangs lockte kein Gold und Edelgestein wilde Abenteurer an, sondern fruchtbare Fluren, üppige Waldungen zogen fleißige Landleute, politisch und religiös Gedrückte oder Mißvergnügte an. Diese Ansiedler fanden aber hier keine offenen, wohl angebauten und reich bevölkerten Gegenden vor, keine mächtigen Reiche, mit in mancher Beziehung hoch gestiegenen Künsten der Verfeinerung und des Luxus — wie die Spanier auf den baumlosen Hochebenen von Peru und Mexico — sondern undurchdringliche Urwälder, in denen ganz rohe, wenig zahlreiche Jägerstämme herumirrten. Diese mußten und konnten zurückgedrängt oder vertilgt werden, was dort so grausam wie unthunlich gewesen wäre; so blieb im Norden rein europäische Bevölkerung, im Süden entstand mehr oder minder Vermischung, und was schlimmer ist, ein Verhältniß der Dienstbarkeit, durch Verschiedenheit der Farbe und Racen auf's härteste bezeichnet. Die britischen Ansiedelungen endlich waren dem Mutterlande ungleich näher und erreichbarer als die spanischen. Nach der Westküste von Südamerika zwar erleichtern Meeresströmungen und Winde die Fahrt und gleichen in gewissem Grade die Entfernung aus, allein die dem europäischen Leben

gemäßen Gegenden, die Hochebenen von Mexico, Peru, Chile liegen, diese abwärts, jene hinter dem westindischen Insel-Archipelagus versteckt, durch ein gefahrenreiches Meer und heftige Stürme schwer zugänglich. Und selbst von der südlichen Westküste aus ist die Rückfahrt nach Europa ungleich schwieriger und gefahrvoller als die Hinfahrt. Dem Bewohner der Hochebenen ist die Küste fern gerückt durch beschwerliche Wege, durch verderbenbringenden Wechsel des Klima's. Sehr selten kehrte ein Colonist nach Spanien zurück. Nach dem britischen Amerika dagegen war die Hinfahrt zwar Anfangs mühsam, bis man einen bessern Weg auffand, die Rückfahrt dagegen durch herrschende Winde, günstige Strömungen sehr leicht gemacht. Daher eine ununterbrochene Verbindung mit Europa. Handel, Wißbegierde oder Schaulust führte die vermögenden Ansiedler hinüber. So blieben sie in lebendigem Zusammenhang mit europäischer Sitte, Bildung, Literatur. Unstreitig gebührt jedoch der im englischen Volke erhaltenen politischen Productivität ein so großer Antheil am Gedeihen der nordamerikanischen Ansiedelungen als den übrigen begünstigenden Verhältnissen. Es ist hierbei bemerkenswerth, wie in Nordamerika durch die Art der Uebersiedelung selbst, noch mehr bei erworbener Unabhängigkeit, der sächsische Bestandtheil des englischen Lebens, als der volksmäßigere, dem aristokratischen normannischen gegenüber, die Oberhand gewann.

---

377. Canada und seine Seengruppe.

(Nach K. Andree, Nordamerika, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Das „amerikanische Sibirien", wie man die Besitzungen der Hudsonsbay-Compagnie auch wohl nennt, um den Charakter und das Klima jener weiten Einöden zu bezeichnen, macht im Süden des 50° n. Br. allmählich einem fruchtbaren und mildern Lande Platz, dessen üppiger, zum Theil mit stolzen Wäldern dicht bedeckter Boden zu Ackerbau und Viehzucht einladet und schon jetzt eine ansässige Bevölkerung von etwa drei Millionen Seelen zählt. Canada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, die letzten Colonieen, welche Großbritannien auf dem Festlande Nordamerika's behaupten konnte, bieten eine Menge trefflicher Häfen dar, sind reich an Erzeugnissen des Ackerbaues, an Fischen und an Holz; sie gewähren den englischen Fabrikaten einen ausgedehnten und vortheilhaften Markt, nehmen alljährlich manches Tausend britischer Einwanderer auf, die nach kurzer Zeit werthvolle Consumenten von Industrieproducten werden, und sichern der englischen Regierung in Nordamerika auch militärischen Einfluß. So lästig und kostspielig daher in mancher Hinsicht der Besitz dieser Colonieen für Großbritannien sein mag, in politischer und commercieller Beziehung bleiben sie demselben von großem Werthe.

Wie im Innern Afrika's, so durchschneidet auch hier eine fortlaufende Reihe von Süßwasser-Seen das große Becken von Nordwest nach Südost, welche zum Theil eine so ungeheure Ausdehnung gewinnen, daß man sie mit demselben Rechte Binnenmeere nennen könnte, wie den Caspischen See. Für die National-Oekonomie Nordamerika's ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die meisten dieser Seen durch natürliche Wasserstraßen mit einander in Verbindung stehen. Da wo die Communication noch auf Hindernisse stößt, sind bei den geringen Niveau-Differenzen des dazwischen liegenden Landes künstliche Canäle ohne großen Aufwand von Zeit und Kosten herzustellen.

Die fünf großen Canadischen Seen, die südlichsten und östlichsten Glieder der weit ausgedehnten Landseenkette Nordamerika's, ergießen ihre Wassermassen — die größte Ansammlung von Süßwasser auf der Erde — durch den S. Lorenzstrom in den Atlantischen Ocean. Diese Masse fließt ohne erhebliche Hindernisse aus den drei westlichen Becken: Superior- (Obere), Michigan- und Huron-See, welche im Grunde ein einziger See sind, in das vierte, den Erie-See.

Der Obere und der Huron-See hangen durch den St. Mary's River zusammen, einen Fluß, der sich hier zu kleinen Seen erweitert, dort mit seinen Armen malerische Inseln umschließt, an einigen Stellen aber auch zwischen Felsen eingeengt in gefährlichen Stromschnellen dahinbraus't. Ein absolutes Hinderniß für die Schifffahrt bildeten die unter dem Namen Sault St. Mary bekannten Stromschnellen. Alle Waaren, welche die Canadische Seen-Terrasse hinaufgeführt waren, mußten, um an die Küsten des Oberen Sees zu gelangen, hier ausgeladen und eine Strecke weit zu Lande transportirt werden. Selbst die Fahrzeuge, welche den Oberen See beschifften, waren meistentheils stückweise auf Karren und Lastthieren über jenen sehr frequentirten Trageplatz befördert worden. Um solchem Zeitverluste und Kostenzuwachs vorzubeugen, schenkte der Congreß im Jahre 1852 dem Staate Michigan 750,000 Acres Land unter der Bedingung, daß er einen Canal zur Umgehung der St. Mary-Stromschnellen ausführen lasse. Zur festgesetzten Zeit, im Mai 1855, war das Werk vollendet. So ist ein Schiffsverkehr zwischen den Küsten des Lake Superior und den Atlantischen Hafenplätzen ermöglicht und der letzte Riegel gesprengt, der die Verbindung der großartigen Seenreihe hemmte.

Bis zum Erie-See hat der Strom der großen Süßwasser-Ansammlung eine vorzugsweise südliche Richtung; von nun an geht dieselbe bis zur S. Lorenzmündung nach Nordosten. Der Erie-See bildet den Mittelpunkt für die Binnenschifffahrt auf den Seen; er steht mit Canada, dem Hudson und dem Mississippi durch Canäle und Eisenbahnen in Verbindung. An der Nordostecke strömt der Niagara-Fluß aus dem Erie-See und ergießt sich nach einem etwa 16 Stunden langen Laufe zu dem 72 Meter tiefer liegenden

Ontario-See, dem kleinsten unter den fünf großen Wasserbecken. Den Gesammt-Flächeninhalt aller fünf großen Seen nimmt man zu etwa 3600 Geviert-Meilen an.

Die Wasserfälle des Niagara liegen dem Ontario näher als dem Erie. Wenn man sich ihnen von der Seite des letzteren nähert, deutet nichts auf jenes wunderbare Natur-Schauspiel hin, welchem an Großartigkeit kein anderes gleichkommt. Der Strom fließt auf einer weiten Hochebene vergleichsweise ruhig bis etwa eine halbe Stunde oberhalb des Falls. Dann beginnt er sich zu kräuseln; bald folgt eine Reihe von heftigen Stromschnellen, auf diese abermals eine glatte Wasserfläche, die jedoch bis zum Rande des Abgrundes mit ungeheurer Schnelligkeit sich weiter drängt. Die Wasserfülle von vier mächtigen Binnenseen stürzt in Thurmeshöhe nicht in einer Menge getheilter Cascaden, sondern in einer einzigen Masse hinab, und ist nur durch eine kleine Insel, die Ziegen-Insel, in zwei Theile gesondert. Die Hauptabtheilung des Falles, welche auf der Canadischen Seite liegt, wird der Hufeisenfall genannt (700 Meter breit, 148 Meter hoch). Man kann sagen, beinahe der ganze Niagara stürzt sich in ihm herab. Jenseit der Ziegen-Insel, welche etwa ein Viertel der Strombreite einnimmt, liegt der amerikanische Fall (368 Meter breit, 53 Meter hoch), durch welchen sich eine weit geringere Wassermasse hinabstürzt. Von dem berühmten Tafelfelsen, der bis dicht zum Wasser hinanreicht, so wie von dem gegenüberliegenden amerikanischen Tower hat man einen Gesammt-Ueberblick über den ganzen Fall, über seine Farbenbogen bei Sonnenschein und seine zauberischen Bilder in einer hellen Mondnacht. Mehrmals täglich fährt ein Dampfboot bis dicht an den Katarakt, und zwar so nahe, daß die Fahrgäste vom Schaume und Staube des Wassers bespritzt werden. Bis Toronto (11 Meilen weit) sieht man zuweilen die Dampfsäule des Sturzes, als einen senkrechten weißlichen Streifen am fernen Horizont aufsteigen.

Die berühmte Niagara-Hängebrücke, welche Canada mit der Union verbindet, liegt unterhalb des großen Falles, zwischen diesem und dem sog. Strudel (Whirlpool-rapids), 75 Meter über dem Wasserspiegel, mit einer Spannung von 260 Meter. Ueber dieses kühne Werk, das seines Gleichen sucht, führt eine Eisenbahn.

Am östlichen Ende des Ontario-Sees erhält der Strom, welcher dem großen Süßwasserbecken zum Abzuge dient, den Namen S. Lorenz.

378. Ottawa, die neue Hauptstadt von Canada.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Canada, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Ottawa, früher Bytown genannt, die bedeutendste Stadt von Central-Canada, liegt an der Mündung des kleinen Rideau-Flusses in den Ottawa,

87 (engl.) Miles von der Vereinigung des letztern mit dem S. Lorenz. Ihren ursprünglichen Namen erhielt die Stadt nach ihrem Gründer, dem Ingenieur-Obersten By, den die englische Regierung mit dem Bau des Rideau-Canals beauftragt hatte (1827). Der Rideau-Fluß steht nämlich mit einer Reihe von Seen in Verbindung und die ganze Linie vom Ottawa bis zur Festung Kingston am Ontario-See wurde durch Canalisirung schiffbar gemacht. Im Jahre 1854 ward Bytown durch einen Act des canadischen Parlamentes zur City erhoben und ihm sein jetziger Name beigelegt. Auch andere canadische Städte haben, als sie aus dem Stadium einer town (oppidum) in das einer city (civitas) eintraten, ihren Namen gewechselt, wie Toronto, das vorher York hieß.

Der Canal, welcher dem rasch sich entwickelnden Verkehr schon bald nicht mehr genügte, trennt den obern Theil der Stadt von dem untern und wird durch acht prächtige Schleusen in den Ottawa geleitet. Die Stadt ist durch ihre Lage im Innern von Canada weniger einem feindlichen Handstreiche ausgesetzt, als Montreal und Toronto, und für eine Akropolis oder Citadelle geschaffen. Ihre breiten und geraden Straßen durchschneiden sie meist in rechten Winkeln.

Am westlichen Ende der Stadt befinden sich die berühmten Chaudière-Fälle (d. h. Kessel-Fälle), die an Großartigkeit und Schönheit nur von den Niagara-Fällen übertroffen werden. Drei Flüsse springen von hohen Felsenbänken in diesen Kessel hinein: der Ottawa in dem langgestreckten Falle Chaudière, dann der Rideaufluß in einem schleierartigen Falle, der, wie ein Vorhang (rideau), von den Felsen herabhängt und dem Flusse den Namen gegeben hat, und der Gatineau. Ueber den schäumenden Abgrund zieht sich eine Hängebrücke, welche Ober- und Unter-Canada verbindet. Im Nordosten der Stadt sind noch zwei Katarakte, über welche die Gewässer des Rideau-Flusses sich mit wildem Ungestüme in den Ottawa stürzen, und welche, obschon an Erhabenheit und Majestät mit dem Chaudière nicht zu vergleichen, nicht ohne Reize sind. Ueberhaupt ist die Scenerie in dieser Gegend von unübertrefflicher Schönheit, und die sinnreichen Vorrichtungen zur Ableitung und Benutzung mancher Wasserstrahlen in den Maschinenwerken, die in der Nähe der Fälle aufgeschossen sind, tragen nicht wenig dazu bei, das Interesse zu erhöhen. Eine ganze Reihe von Kunstschleusen hat Aehnlichkeit mit den Schleusenwerken des berühmten Trollhätta-Falles (s. Nr. 234) in Schweden. Ehemals wurden die großen Holzmassen, welche den Ottawa herabkommen, in ihrem rohen Zustande bis Quebec, dem Stapelplatze des ganzen canadischen Holzhandels, weiter geschafft und dort zu Brettern verschnitten; seit dem Aufblühen von Ottawa haben Einwanderer aus Neu-England, die überall, wo etwas Neues zu unternehmen ist, an der Spitze stehen, angefangen, gleich hier auf Sägemühlen die Bäume in alle gewünschten Gestalten zu bringen. Die von hier aus gelieferten Vorräthe versehen hauptsächlich die

32*

aus Europa ankommenden Schiffe mit ihren Retourladungen, so wie auch die Märkte der Vereinigten Staaten, wo der Begehr nach canadischem Bauholz in stetem Zunehmen ist.

Die Zukunft Ottawa's, welches auch Eisenlager in seiner unmittelbaren Nähe besitzt und durch Eisenbahnen, Canäle, Telegraphenlinien schon längst mit dem ganzen canadischen Verkehrsnetze verwebt ist, kann nur eine erfreuliche sein: im Mittelpunkte eines fruchtbaren und sich rasch entwickelnden Landes gelegen, in fast ausschließlichem Besitz des Holzhandels, mit einer unerschöpflichen Wasserfülle versehen, die den Verkehr mit den Hauptorten Canada's und der benachbarten Republik erleichtert, ist es bestimmt, in einer nicht entfernten Periode der Sitz einer umfassenden industriellen Thätigkeit zu werden.

379. Montreal.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Canada, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nordwärts des Breitengrades von New-York und Boston ist jedenfalls Montreal die größte und lebhafteste Stadt in Nordamerika. Sie hat sich in neuerer Zeit zum Hauptstapelplatz und zur Metropole der Lebensbewegung am Lorenzstrom erhoben. Dieses verdankt sie den Vortheilen ihrer geographischen Lage.

Die erste Veranlassung zu einer Ansiedlung in dieser Gegend gab wohl ohne Zweifel der Umstand, daß gleich oberhalb der Stadt der große S. Lorenz seine Schiffbarkeit verliert in Folge von Felsen und Stromschnellen. Bis zu diesem Ende der Lorenz-Schifffahrt waren schon oft französische Schiffe vorgedrungen, als im J. 1641 hier das verpallisadirte Städtchen Ville Marie entstand, das kleine Samenkorn zu dem jetzigen großen Montreal. Es ist selten, daß die Seeschifffahrt auf einem Flusse erst da endigt, wo er schon Kataralte und Felsenriffe hat. Doch ist dies bei Montreal der Fall; Seeschiffe von ziemlich bedeutendem Kaliber, zuweilen auch Walfische und andere Seethiere, kommen stromaufwärts bis Montreal, welches also, obgleich 100 Meilen weit landeinwärts gelegen, als ein Seeplatz betrachtet werden kann. Der Verkehrsweg weiter hinauf, längs der Kataralte, ist durch Canäle, Felsensprengen und Eisenbahnen so verbessert worden, daß die Staaten und Städte an den großen canadischen Seen in innige Verbindung gesetzt werden und leichter als sonst mit diesem Anfangspunkte der Seeschifffahrt verkehren. Außerdem ist aber Montreal die Mündungsstadt des Ottawa, dieses großen Nebenflusses des Lorenzflusses, der die Insel, worauf Montreal liegt, umfließt und sich in deren Nähe in den S. Lorenz ergießt. Derselbe durchströmt ein waldreiches Land und bringt fortwährend große Holzstöße

nach Montreal herab, um dafür Culturwaaren zu empfangen. Die Wälder lichten sich allmählich längs seines Ufers, der Bodenbau vermehrt sich, kleine Städte wachsen schnell an seinen Geländen empor, Dampfschiffe und Eisenbahnen dringen schon weit hinauf und setzen den Nordwesten mit Montreal in Verbindung, während auch der Champlainsee von keinem Lorenzhafen so bequem zu erreichen ist, als von Montreal, das somit als ein bedeutender Kreuzungs- und Centralpunkt von vier verschiedenen Richtungen erscheint.

Da der S. Lorenz sich von Montreal gegen Norden wendet und den (ihm dort ziemlich nahen) Ocean erst auf einem großen Umwege erreicht, da derselbe in jenen kalten Gegenden oft und lang mit Eis bedeckt ist und da sein Mündungsgebiet von großen Halbinseln und Inseln (Neufundland, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Labrador) umgeben und gleichsam versperrt ist, wo häufige Nebel und Windwechsel die Schifffahrt erschweren, so hat man Montreal auf kürzestem Wege durch eine Eisenbahn mit dem Meere, bei der Stadt Portland im Staate Maine, in Verbindung gesetzt. Für Holz und andere schwerfällige Waaren wird der Strom über Quebeck, der natürlichen Mündungsstadt des S. Lorenz, immer der Hauptweg bleiben, aber leichtere Waaren so wie der Postverkehr mußten sich ganz nach Portland wenden.

Durch alle diese, theils natürlichen, theils künstlichen Handelsorgane ist in der am Anfange unseres Jahrhunderts noch so bedeutungslosen Stadt eine solche Thätigkeit hervorgerufen worden, daß man nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in der ganzen Umgegend, auf Schritt und Tritt, einem eben vollendeten oder so eben begonnenen Etablissement begegnet. Und alles Neue wird gleich nach einem Plane begonnen, der die jetzigen Bedürfnisse weit zu überschreiten und für das Montreal der Zukunft berechnet zu sein scheint. Wo man noch vor 50 Jahren in Sümpfen und Gebüschen Schnepfen und Rebhühner schoß, ist jetzt der befestigte Boden mit Kirchen aller Confessionen, mit andern öffentlichen Gebäuden von eben so viel Geschmack als Solidität, so wie mit sehr comfortablen Wohnhäusern bedeckt. Die mächtigen aus Quadern gebauten Quais und Mauern, mit denen man das ganze Fluß-Ufer der Stadt befestigt hat, sind ein nützliches Prachtwerk, nach welchem selbst London bisher noch vergebens verlangt hat. In der Nähe des Flusses ist ein eigenes Geschäftsquartier entstanden, welches nur Comptoire und Packhäuser enthält, auch schon einige Fabriken und Manufacturen, zu deren Betrieb die vortreffliche Wasserkraft in den Lorenz-Fällen benutzt wird. Vor die Stadt und in die Vorstädte sind die halbländlichen Wohnsitze der Kaufleute hinaus verlegt und haben sich bereits bis nahe an den Fuß des Montrealer Berges hinaus geschoben, wo sie oft äußerst reizende Situationen einnehmen.

Dieser längliche, hübsch bewaldete Berg, weit und breit die einzige Höhe auf der flachen Insel zwischen den Flüssen Ottawa und S. Lorenz,

trug den Namen „Montreal“ (königlicher Berg) schon lange, ehe noch eine Stadt hier vorhanden war. Das Städtchen an seinem Fuße hieß ursprünglich Ville Marie (s. oben), und dies ist auch heut zu Tage noch der bischöfliche oder kirchliche Name. Erst allmählich ging der Name des Berges auf den Ort über und der Berg selbst hieß nun nicht mehr der „königliche Berg“, sondern bloß „der Berg“ (the mountain). Von einer Plattform, die sich rings um die Höhe desselben zieht, hat man eine vorzügliche Aussicht, zunächst auf die fruchtbare Insel Montreal, im Süden auf den mächtigen S. Lorenz, jenseit desselben, nach Osten, auf langgestreckte Gebirge, gegen Norden auf den durch massenhafte Waldlandschaften sich schlängelnden Ottawafluß.

Montreal, die bevölkertste und größte Stadt von Canada und dabei die reichste im Centrum des Verkehrs, war auch eine Zeit lang der Sitz des Gouvernements. Allein bei einem Volksaufruhr wurden die dortigen Regierungs- und Parlamentshäuser verbrannt und die Behörden verließen den Ort. Die Montrealer hofften zwar, daß sie zurückkehren würden, allein sie fanden drei Mitbewerber für den Sitz des Parlamentes und der Regierungsorgane. Dem Buchstaben des Gesetzes nach sollte das östliche Quebec, an der Mündung des Lorenzstromes, die Ehre mit Toronto, der Hauptstadt des ganzen britischen Westens, theilen und beide Städte alle 4 Jahre als Vorort abwechseln. Allein einen solchen Wechsel fand man sehr unbequem, und so erhielt in Folge der Rivalität zwischen den drei großen Städten Canada's das junge Ottawa, welches in geographischer Hinsicht die centralste Lage in ganz Canada hat, den Vorzug, wie es auch in den Vereinigten Staaten eine alte weise Sitte ist, die Regierungssitze aus den großen, volkreichen Städten nach kleineren, abseits gelegenen Orten zu versetzen, wo man ungestört für das Wohl des Landes sorgen kann und keinen „Mob“ zu fürchten hat.

380. Die nordamerikanische Union.

(Nach Adolf Uhde, Die Länder am untern Rio del Norte, und Franz Löher, Land und Leute in der alten und neuen Welt, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Für eine so rasche, gesunde und gewaltige Entwickelung, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika sie aufweisen, hat die Geschichte der Menschheit bisher keine Analogie. Vor kaum hundert Jahren (1776) bildeten die 13 englischen Colonieen einen schmalen Küstensaum, der von Maine bis Georgien reichte und im Westen von den Alleghanies begrenzt ward. Allmählich dringen Ansiedler über diese Gebirgskette nach Westen vor, und seit die Unabhängigkeit der früheren Provinzen, die nun

einen Staatenbund bilden, gesichert ist, gründen sie in dem weiten und fruchtbaren Stromgebiete des Mississippi einen „Staat" und ein „Gebiet" nach dem andern. Aber gegen Westen und Südwesten hin stoßen sie auf hemmende Schranken: dort liegt das französische Louisiana; im Süden tritt das spanische Florida ihrem weiteren Vordringen entgegen. Ein günstiges Geschick will, daß sie auf friedlichem Wege (1803) in den Besitz des gesammten Louisiana gelangen, welches in seiner alten Ausdehnung vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen reichte. Und ehe noch zwei weitere Jahrzehnte verschwunden sind, erwerben sie (1819) auch das spanische Florida. Nach einem Menschenalter rücken sie weiter vor und pflanzen nach der Einverleibung von Texas (1845) ihre Grenzpfähle am Rio Grande del Norte auf: ihr Gebiet reicht also schon vom S. Lorenzstrom im Nordosten bis zum mexicanischen Staate Cohahuila im Südwesten. Darauf beginnt der Krieg mit Mexico. Die amerikanischen Streiter werfen des Cortez entartete Nachkömmlinge in einem Treffen nach dem andern, Büchsenschützen aus den Wäldern Wisconsins und Pennsylvaniens tafeln „in Montezuma's Hallen", unter dem sternenbesäeten Banner. Der Preis des Sieges ist nicht gering: er fügt das Gebirgsland von Neu-Mexico, das große westliche Binnenbecken, das Colorado-Stromgebiet und das reiche Californien dem Staatenbunde hinzu, der freilich schon einige Jahre früher seine Ansprüche auf das Land zu beiden Seiten des Columbiastromes, auf Oregon, durchgesetzt und somit das Gestade des großen Weltmeeres erreicht hat. Aber nun erst verfügt dieser Staatenbund als Gebieter über die Westküste und deren treffliche Häfen. Zuletzt hat er auch noch die russischen Besitzungen in Amerika (Alaska) sich einverleibt.

Seitdem kehren die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Front dem Osten wie dem Westen der alten Welt zu; ihre Gestade werden von beiden großen Weltmeeren bespült; Nordamerika ist nun das eigentliche Land der Mitte und eine Weltmacht ersten Ranges geworden. Kein anderer Staat hat neben solcher Ausdehnung zugleich eine so vortheilhafte Handelslage, und kaum ein anderer ist in sich selbst so mannichfach gegliedert. Die Vereinigten Staaten könnten eine Welt für sich bilden und im Nothfalle sich selbst genügen, da ihr Gebiet einen Flächeninhalt (170,000 □-M.) einnimmt, welcher jenen des Festlandes von Europa übertrifft.

Geschaffen, ein Weltreich zu bilden, sind sie in physikalischer Beziehung von dem Schöpfer mehr begünstigt als irgend ein anderes Land. Eine Riesenküste mit den schönsten Seehäfen an zwei Weltmeeren, große schiffbare Flüsse und Seen erleichtern die Verbindung nach dem Meere, gleichförmige Regen versprechen sichere Ernten, ein kräftiges Klima in den meisten Staaten erweckt die Thätigkeit der Einwohner, ein reicher Boden erzeugt die Producte des Nordens wie des Südens; Metalle aller Art und Kohlenlager wecken Industrie und Handel. Die nördlichen Staaten liefern das Getreide, Caro-

lina den Reis, die südlichen Staaten die Baumwolle, Louisiana den Zucker, Californien das Gold, Michigan das Kupfer, New-York und New-Jersey das Eisen, Pennsylvanien das Petroleum, Ohio die Kohle, Kentucky die Pferde, Virginien den Tabak, und wenn Cuba, „die Perle der Antillen", an die Vereinigten Staaten fallen sollte, so wird selbst der Kaffee für sie ein einheimisches Product werden. Eisenbahnen durchziehen in allen Richtungen das Land, Dampfboote pflügen die Seen und Flüsse, die Küstenschifffahrt erreicht einen Tonnengehalt von 6 Millionen, mehr als 20,000 Schiffe laufen in ihre Häfen ein und keine gefährlichen Nachbarn zwingen die Regierung, ein großes stehendes Heer zu halten. Der praktische Sinn der kräftigen Yankees unterwirft sich den selbst gegebenen Gesetzen, und ein Streben elektrisirt die Nation: die Hülfsmittel des Landes in größter Fülle zu entfalten. Wie groß auch die Fortschritte des Ackerbaues und der Industrie hier waren, so sind doch Handel und Schifffahrt noch weit riesenhafter vorwärts gegangen. Der Handel aber stachelt die Gewinnsucht und begünstigt den Unternehmungsgeist. Jeder strebt mit allen Kräften danach, Schiffseigenthümer und dabei so schnell wie möglich reich zu werden. Die Concurrenz erzeugt das Bedürfniß, stets neue Absatzwege, neue Gebiete für die fieberhafte Thätigkeit dieser Handelsnation zu suchen und immer mehr Länder auszubeuten.

Seine größte Meisterschaft entfaltet der Amerikaner im Colonisiren. Das hat er zuerst im eigenen Lande gründlich gelernt, und dieses Talent überträgt er jetzt auch auf fremde Wildnisse. Wer es nicht selbst mit ansah, dem kommt es unglaublich vor, wie rasch Amerikaner Wälder niederhauen und in blühende Fluren verwandeln, Flüsse schiffbar machen, Städte gründen, Canäle und Eisenstraßen ziehen. Wie durch eine besondere Gabe wissen sie gleich, welche Schätze die Erde birgt, wie das Land fruchtbar zu machen und welche Culturpflanzen einzuführen sind. Sie scheinen wie dafür geschaffen, den ungeheuren Continent von Nord- und Südamerika zu besiedeln, und es gibt dort keine Ortschaft, wo nicht bereits ein paar Nordamerikaner umherspüren. Die Engländer scheinen ihnen diesen Welttheil fast ganz überlassen zu haben, selbst ihr Westindien haben sie halb und halb aufgegeben, als fühlten sie, daß sie dort gegen die Mitbewerbung der Yankees doch unterliegen müßten. Aber diese kommen bereits auf Schaaren von Segeln auch nach den Südsee-Inseln, nach Hinterindien, nach China und Japan. Vom chinesischen Handel besitzen die Amerikaner schon fast eben so viel als die Engländer selbst. Sie scheinen bestimmt zu sein, in dem großen Verkehr, der jetzt die Länder des Orients der Cultur erschließt, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Ueberhaupt läßt sich nicht absehen, bis zu welcher Größe und Macht der Handel der Nordamerikaner noch anschwellen wird. Ihre Mittel dafür sind einzig: Lage, Producte, ungeheures Landgebiet, feurige Energie, politische

Ungebundenheit und ein nationaler Handelsgeist, welcher keine unfruchtbaren Verzehrer im Lande duldet und den Werth der gelehrten Stände nach ihrem materiellen Nutzen beurtheilt. So außerordentlich diese günstigen Bedingungen dafür, so außerordentlich sind auch in Handel und Industrie die Fortschritte der Amerikaner in den letzten 80 Jahren gewesen. Schon jetzt sind ihre Schiffe zahlreich in allen Häfen der Welt, schon jetzt fließen ihnen aus der alten Welt nicht bloß rüstige Arbeitskräfte, sondern auch Capitalkraft zu; wie viel deutsches, englisches und französisches Geld bereits in und für Nordamerika arbeitet, läßt sich kaum mehr berechnen. Die nationale Sicherheit der Nordamerikaner ist unantastbar und ihre Stellung im Welthandel bereits so fest, daß wohl sie den Krieg mit England, die Engländer nicht mehr den Krieg mit ihnen ertragen könnten; denn diese würden den Schlag nicht mehr verwinden, den ihnen das Aufhören der Einfuhr der nordamerikanischen Baumwolle und der Ausfuhr von Manufacturwaaren nach Nordamerika versetzen müßte. Das nordamerikanische Volk zählt zwar noch nicht so viele Millionen Köpfe wie das Deutsche Reich, aber schon beginnt das Aufstreben seiner Handelsmacht, im Verhältniß zu einem europäischen Hauptstaate betrachtet, die Umrisse des Kampfes eines Welttheils einem einzelnen Volke gegenüber anzunehmen.

---

381. Neu-England und die Yankees.

(Nach Adolf Douai, Personen, Land und Zustände in Nordamerika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Neu-England ist von Natur in sich abgeschlossen als eine Halbinsel von nahezu viereckiger Form. Die südliche und östliche Seite bildet die Küstenlinie vom Harlem-Fluß (einem Arm des Hudson, der in den Long Island-Sund mündet und das Stadtgebiet von New-York zur Insel Manhattan macht) bis ans Cap Breton; die nördliche Seite ist der S. Lorenzstrom (New-Brunswick und Nova Scotia gehören in jeder Hinsicht, außer in der politischen, zu Neu-England), und die westliche ist ein vulkanischer Riß in die Erdoberfläche, in welchem der Hudson fließt und die Seen George und Champlain eingesenkt sind. Diese seltsame Halbinselbildung wiederholt sich im Kleinen innerhalb des Gebietes von Neu-England und des ganzen Vierecks mehrfach. Neu-Schottland, das Cap Ann und das Cap Cod sind ähnlich gebildete und liegende Dreiecke, welche vom Festlande durch tiefe vulkanische Einsenkungen des Bodens abgetrennt sind, nur daß die Einsenkungslinie nicht gleich sehr vom Wasser ausgefüllt wird.

Ein Hauptgebirgszug läuft von Südwest nach Nordost und besteht

aus zwei parallelen Ketten: einer niedrigern (600 Meter) südlichen, welche sich nach der Massachusetts-Bai abdacht, und einer ungleich höhern (2200 Meter) nördlichen (welche in Vermont „Grüneberge“, in New-Hampshire und Maine „Weiße Berge“ heißt), mit Abdachung in Maine und New-Brunswick, beide mit abgesonderten Vorbergen, welche Inseln und Halbinseln bilden. Zwischen beiden Ketten laufen mehrere verbindende Höhenzüge mit Einsenkungen von Norden nach Süden; die Flüsse aber, alle in meridianer Richtung fließend, durchbrechen entweder die südliche Kette oder münden in den Lorenzstrom. Eine Menge kleinerer Seen erhöhen die landschaftliche Schönheit. Größere Ebenen gibt es nirgends, selbst nicht stark ausgeflachte Flußthäler; das Hügelland herrscht fast unbeschränkt, abwechselnd mit höheren Bergketten, welche nirgendwo in die Region ewigen Schnees oder Eises, kaum in die der Alpenwiesen emporragen, sondern meist bis an den Gipfel mit Nadel- und Laubholz bewachsen sind. Als Abdachungsland (nach der atlantischen Küste) hat das Viereck vor den großen Becken (s. Nr. 373) eine größere Mannichfaltigkeit der Bodenfläche und eine Küstenentwickelung voraus, welche reicher wohl nur am griechischen Theile des Mittelmeeres vorkommt.

Auf die Bevölkerung der Neu-Engländer hat dieser Boden mit seinem Klima in kaum 250 Jahren bedeutende Einwirkungen hervorgebracht. Wie alle Anglo-Amerikaner unterscheiden sie sich von ihren Stammgenossen, den Engländern, durch eine größere Körperlänge, eine schmalere. Schädel- und Gesichtsbildung, eine größere Nervösität, eine größere Veränderlichkeit in der Stimmung, den Neigungen und Beschäftigungen, eine viel größere Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung; einen Mangel an Herzlichkeit, Gemüth, an Jugend, durch zu frühe Reife und zu frühes Alter. Von allen andern Anglo-Amerikanern aber unterscheiden sie sich auffällig durch dankbares Andenken an das Mutterland und steten Zusammenhang mit seinen geistigen und sittlichen Bestrebungen; durch Beibehaltung manches Altenglischen, z. B. im Bau und der Einrichtung der Wohnungen, einzelner weniger Feste, geselliger Gebräuche, durch Anknüpfung von Bekanntschaften und Briefwechseln mit Engländern; durch Vorliebe für das Landleben und Sinn für landschaftliche Schönheit und häuslichen Comfort. Ferner unterscheiden sich die Yankees von allen andern Anglo-Amerikanern durch eine reichere geistige Anlage und größere Willenskraft und Ausdauer. Die hervorragendsten der im Lande gemachten Erfindungen, wie die der Cottonpresse, des Dampfschiffes, der Nähmaschine, des Dampfpflugs und der Mähmaschine, stammen alle von Yankees her. Die großen Schriftsteller und Dichter sind alle Neu-Engländer; von den Künstlern sind es bei Weitem die meisten, von den Staatsmännern waren es wenige, aber gerade die genialsten, wie die beiden Adams und Webster. Auch die Geschichtschreiber und wissenschaftlichen Forscher sind fast alle Yankees, wie Franklin, Bancroft, Prescott, Squier, Mitchell u. v. A. Von den großen Rednern, besonders den geistlichen, den großen Rechts-

gelehrten, Aerzten, Seehelden, kurz, von berühmten Fachmännern aller Art haben die Yankees mehr als ihren Antheil aufzuweisen.

Der Neu-Engländer liebt die geistige und moralische Bildung, und das unterscheidet ihn am stärksten von andern Anglo-Amerikanern. Die andern, wenn sie nicht geradezu mit ihrer Rohheit prahlen, wie dies die Anglo-Amerikaner (fälschlich ebenfalls Yankees genannt) in den Südstaaten thun, suchen in der Regel die Bildung mehr um des Scheines willen; die Yankees wollen in der Regel gebildet sein. Beide haben keine wahre Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, natürlich mit einzelnen, höchst ehrenwerthen Ausnahmen; der Yankee aber bringt verhältnißmäßig ungeheure Opfer für die Pflege dieser drei höchsten Güter. Der kleine Staat Massachusetts zahlt, während alle seine übrigen Ausgaben in Friedenszeiten kaum eine halbe Million übersteigen, für seine öffentlichen Schulen anderthalb Millionen jährlich, und aus Privatmitteln fließt wenigstens das Doppelte dieser Summe jährlich für Erziehungswerke. Derselbe Staat gründete die ersten Blinden-, Taubstummen- und Irren-Anstalten im Lande, und zwar nach dem Muster der besten europäischen, und machte Propaganda für Einführung derselben auch in allen übrigen Staaten. Seine Waisenhäuser, Hospitäler, Strafanstalten und Armenpflege sind musterhaft. Seine Polizei übertrifft selbst die englische in Rücksicht auf öffentliche Gesundheitspflege, Wegebauten, Fürsorge für Rath- und Hülflose, Verschönerung der öffentlichen Spazirgänge u. s. w. Es gibt in Boston allein zwei große Bibliotheken, die eine von 700,000, die andere von 150,000 Bänden, deren Benutzung Jedermann unentgeltlich freisteht und deren Auswahl wenig zu wünschen übrig läßt; und es gibt in den Neu-Englandstaaten Hunderte solcher öffentlichen Bibliotheken — beinahe in jedem Township (= Stadtschaft) eine — mit mehreren Millionen gut ausgewählter Bände zusammen. Von Massachusetts ging auch die erste Anregung zur Reform des Schulwesens nach deutschem und schweizerischem Muster aus. Die übrigen fünf Neu-Englandstaaten folgen dem von Massachusetts gegebenen Beispiele, da er für sie alle der Mutter- und Musterstaat ist. Es herrscht zwischen ihnen ein Wetteifer, sich einander in Anstrengungen für alle Bildungszwecke zu überbieten; und dieser Wetteifer pflanzt sich auch in alle diejenigen Staaten und Theile von Staaten fort, wo die Yankees die Oberhand haben, und wirkt als ein wohlthätiges Beispiel selbst auf diejenigen Staaten ein, wo dies nicht der Fall ist.

Die Erwerbszweige der Neu-Engländer sind an der Seeküste natürlich Fischfang, Schifffahrt und Handel, welche Gewerbe vielfach in einander greifen. Der Fischer ist von selber immer auch Schiffer, aber er ist es nirgends so sehr wie hier, und des Schiffers Ziel ist es, seine Ladung selber einkaufen und in andern Häfen verhandeln zu können; aus einem sorglosen Matrosen wird ein speculirender Kaufmann, der es in der Regel zu einem ansehnlichen Vermögen bringt und sich dann unweit der Küste auf

einem Landsitze zur Ruhe begibt, von Zeit zu Zeit eine Vergnügungsfahrt auf seiner Yacht unternehmend. Die Lust zum seemännischen Leben ist aber hier so ansteckend, daß gebildete junge Männer und angehende Kaufleute, selbst Farmerssöhne tief aus dem Innern, als Matrosen in Dienst gehen, theils aus Leidenschaft für die See, und dann bleiben sie bei diesem Berufe, theils um die Welt zu sehen oder neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, und dann verlassen sie die See bald wieder.

Der Fischfang, besonders der Stockfischfang auf den Bänken von Neufundland, so wie der Fang, die Zucht und der Vertrieb von Austern in den Buchten von Connecticut und Massachussetts und der bessern Sorte aus den virginischen Gewässern der Chesepeakbai, endlich auch der Walfischfang begründen einen großen Theil des Reichthums von Neu-England, den die palastähnlichen Landsitze der Walfisch-Industriellen in New-Bedford, die vielen schönen Bauten in Salem, Portland, Boston, New-Haven und andern Fischereihäfen und der allgemeine Wohlstand der von Fischern bewohnten Küstensäume bekunden.

Der amerikanische Küstenhandel wird dadurch so bedeutend, weil die Küstenlinien von Norden nach Süden durch mehrere Klimate, die hier in schmälere Gürtel zusammengedrängt sind, verlaufen, also die Erzeugnisse verschiedener Klimate durch kurzen Wassertransport sehr rasch und bequem auszutauschen erlauben. Diese Küstenschiffahrt ist nun großentheils in den Händen der Neu-Engländer, weil sie im Besitze der meisten und besten Häfen und Seeleute, der gebildetsten und unternehmendsten Navigatoren, der vorzüglichsten Schiffbauhölzer in jeder beliebigen Menge, der hauptsächlichsten Manufacturen (der Spinnereien und Webereien in Lowell, Lawrence u. s. w., welche die Baumwolle des Südens verarbeiten) und sehr verschiedenartiger Bodenerzeugnisse sind. Während New-York, namentlich seit der Verbindung des Hudson mit den großen Binnenseen durch den Erie-Canal (1825), die Verbindung Europa's im Osten mit dem amerikanischen Westen beherrscht, vermittelt Neu-England den amerikanischen Verkehr zwischen Norden und Süden. Bis nach dem La Platastrome hinab beleben seine schnell segelnden, flachen Schooner das Atlantische Meer und den Mexicanischen Meerbusen, diesen Productenaustausch aller möglichen Klimate unterhaltend, und von Oregon aus, dessen Wälder die werthvollsten Nutzhölzer der Welt enthalten, hat bereits in gleicher Weise der Große Ocean eine lebhafte Küstenschiffahrt durch eine Yankeebevölkerung erhalten.

382. Boston.

(Nach Friedrich Ratzel, Aus Amerika, und Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Da die atlantische Küste Nordamerika's sich in ihrem Verlaufe von Süden nach Norden immer weiter gegen Osten hinausrückt, so haben ihre Hafenplätze um so kürzere Wege nach Europa, je weiter nördlich sie gelegen sind. Boston nun ist unter den hervorragendsten Handelsstädten jener Küste der am östlichsten gelegene, ein Vorzug, den ihm kein anderer von annähernd gleicher Bedeutung streitig machen kann. Nördlicher gelegen, würde es sein Hinterland dünner bevölkert finden; bei südlicherer Lage würde es Europa weniger nahe sein.

Seit 1629 nahm der Strom der Einwanderer nach Neu-England vorzugsweise die Richtung auf die inselreiche Bucht, in welche der Charles River mündet. Charlestown war schon vorher gegründet, Boston, Dorchester, Roxbury und Watertown entstanden 1630, so daß nun fünf Gemeinden, nur durch schmale Meeresarme getrennt, bei einander lagen. Sie gediehen alle, doch hob sich Boston durch seine centrale und fast insulare Lage und die Nähe des sehr geschützten Hafens am raschesten. Zum Versammlungsorte des Rathes der Colonie von Massachusetts bestimmt, wurde Boston der Hauptpunkt der (schon auf 14 vermehrten) Niederlassungen in der Charles River-Bucht und seine Bedeutung als Handelsstadt wie als Universitätsstadt wuchs in demselben Maße, als die Bevölkerung der Colonieen an Zahl und Wohlstand zunahm, und schon die nächste Generation sah in Boston die natürliche Hauptstadt des Landes. Der Entwickelung Bostons wie aller Handelsorte der englischen Colonie standen aber fast anderthalb Jahrhunderte hindurch künstliche Beschränkungen entgegen, welche das eifersüchtige Mutterland dem Handel und Gewerbefleiß seiner Colonieen auferlegte, wie z. B. durch die Navigationsacte von 1651. Die theilweise sehr kleinlichen Beschränkungen und Besteuerungen hörten nicht eher auf, bis die Colonieen die Lasten, welche ihre natürliche Entwickelung hemmten, gewaltsam abschüttelten. Und gerade in Boston war es, wo nach lange vorausgegangener Agitation im September 1773 der wegen seiner hohen Steuer verhaßte ostindische Thee in den Hafen geworfen und damit der erste Schritt zum offenen Widerstande gegen die britische Colonialpolitik gewagt wurde. Auf dem Bunkershill ragt der stolze Obelisk empor, der an jenen Tag erinnert, an welchem die englischen Waffen sich zuerst vor der kriegerischen Kraft der verachteten Colonisten senken mußten.

Wie in allen älteren Theilen Nordamerika's, so nahmen auch in Boston nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges (1776—1783) Handel und Gewerbe einen viel rascheren Aufschwung als bisher, und war auch das Wachsthum der Bevölkerung nicht so stark, wie in New-York und Philadelphia, so

steht doch gegenwärtig Boston, was den Handel mit dem Auslande betrifft, nur hinter New-York und New-Orleans zurück. Den bedeutendsten Aufschwung seiner Entwickelung verdankt es aber der Anlage von 8 Eisenbahnen, deren Zahl und Ausdehnung gerade in Neu-England rascher als in einem andern Theile der Union zunahm und welche für Boston nicht minder wichtig waren, als die großen Canal-Anlagen nach den westlichen Seen für New-York. Denn abgesehen von der Küstenschifffahrt, bilden sie die einzige Verbindung mit seinem Hinterlande.

Als Hauptstadt des gewerbthätigen Neu-Englands zählt Boston unter den Gegenständen seiner Ausfuhr die Erzeugnisse zahlloser Fabriken in erster Reihe. Für den Schuh- und Stiefel-Handel ist es der Hauptort in Amerika; der Westen und Süden sind für diesen Artikel wie für alle Erzeugnisse Neu-Englands der Hauptmarkt. Ueberhaupt ist Massachusetts vorwiegend ein Industrieland, welches eine große Menge Baumwollen-, Leder- und Holzwaaren, Maschinen, Geräthe, Glas, Papier u. s. w. erzeugt, wovon mehr als ein Fünftel auf Boston und die nächste Umgebung kommt. Die Fabrikbevölkerung zeichnet sich durch Fleiß, Bildung, Anstand und Sittlichkeit aus — eine Folge der zahlreichen Volksschulen, die auch den Kindern der ärmsten Familien zugänglich sind. Daher auch die außerordentliche Erscheinung, daß, abgesehen von den Eingewanderten, kaum ein Procent der weißen Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig ist. Ein eigenthümlicher Ausfuhrgegenstand Bostons ist ferner (seit 1806) Eis, welches in großen Massen nicht nur nach verschiedenen Plätzen der Küste verladen wird, sondern auch in der Entwicklung des ostindischen Handels keine unbedeutende Rolle spielt, indem es bis nach Bombay, Kalkutta und Batavia versandt wird. Dagegen ist der Holzhandel, welcher früher, als noch ein waldreiches Hinterland vorhanden war, so bedeutend gewesen ist, gleich dem Schiffsbau nordwärts verzogen; die Häfen von Canada und des Staates Maine haben hierin Boston überholt.

Die Bevölkerung sah seit 1830 nicht allein ihre Zahl sich vervierfachen (bis auf 1/4 Million) und ihren Reichthum sich verachtfachen, sondern mit dem wachsenden Verkehr und dem Zufluß zahlreicher fremder Elemente wurden auch neue Anregungen geboten und höhere Anforderungen an das Leben gestellt. Die puritanische Einfachheit, welche nur Arbeiten und Beten als Kern des Lebens kannte, schwand mehr und mehr, und ein vernünftiger Genuß der Reichthümer, welche die Vorfahren unter so vielen Mühen und Entbehrungen gewonnen, erschien weniger verdammenswerth. Es ist dadurch mit der Zeit besonders für die Geschäftshäuser, nach dem Vorgange New-Yorks und anderer „Pilzstädte", ein möglichst reicher, prunkender Stil in Aufnahme gekommen, und auch manche Wohnhäuser suchten ihr Aeußeres schön und reich zu gestalten. Der große Brand vom 10. November 1872, der wegfraß, was auf 40 Acres im Herzen Bostons stand, hat diesem Bestreben reiche

Gelegenheit geboten, sich zu bethätigen und hat innerhalb eines Jahres Reihen von Geschäftshäusern und Kaufläden entstehen lassen, wie keine Stadt sie prunkvoller besitzen mag. Aber der Prunk ist es auch allein, der diese Bauten bemerkenswerth erscheinen läßt, und wenn man sie von oben bis unten mit Marktschreiereien behangen und beklecksert sieht, thut es Einem am Ende gar nicht leid, daß diese häßliche Unzier keine edleren Formen verhüllt. Was die Wohnhäuser betrifft, so stehen ihre Façaden weit hinter denen der new-yorker zurück. Es herrscht hier nämlich, und merkwürdiger Weise gerade in den besten Quartieren, die Sitte, eine fast halbkreisförmige Ausbauchung, gleichsam einen verlängerten Erker, vom Grunde bis zum Dache zu führen, und wenn dies schon jedem einzelnen Hause etwas unschön Aufgewulstetes gibt, so wird es bei dem unbeschränkten Blick, den die geraden, breiten Straßen bieten, wo man 40—60 Häuserfronten in einer Reihe sieht, geradezu vernichtend für den Gesammteindruck. Das sieht aus wie eine Compagniefront von Falstaffen. Baumwuchs kommt in den Straßen Bostons natürlicher Weise nicht so reichlich vor, wie in andern amerikanischen Städten; denn die älteren Straßen sind zu solchem Schmucke zu enge, aber was von Neuem angelegt ist, trägt überall zwei, wohl auch vier Reihen Bäume, und die besonders prächtigen, wie Commonwealth-Avenue, ziert ein wohlgepflegter, nicht zu schmaler, eingegitterter Rasenstreif in der Mitte. Boston selbst, als Stadt, ist sehr gut von der Kuppel des Staathauses zu überschauen; das Staathaus nimmt den höchsten Punkt ein und man sieht hier aus der Mitte Altbostons heraus alle die Vorstädte jenseit der Wasserwege, den Hafen mit seinem Inselgürtel, die Wasserwege innerhalb der Stadt und den Wald der Schiffsmasten. Auch ist eine sehr schöne Ansicht von einer Höhe ob Charlestown zu gewinnen, wo man Altboston in der ganzen Breite, die es gegen Nordosten kehrt, vor sich hat, wo man die Häuser sich am Hügel hinaufthürmen und über alle die vergoldete Kuppel des Staathauses ragen sieht, und wie die Stadt und ihre Vorstädte auf vielen Seiten und in mancherlei Weise vom Meere bespült sind, wo man auch in die merkwürdig flachgründigen, sehr regelmäßigen Stadttheile schaut, welche auf aufgefülltem Seeboden erbaut sind, weil die Halbinsel bereits zu wenig Raum bietet.

383. Die mittleren und nordwestlichen Staaten der Union.

(Nach Adolf Douai, Personen, Land und Zustände von Nordamerika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das den mittleren und nordwestlichen Staaten Gemeinsame in Bezug auf Klima und Bodenbeschaffenheit, gegenüber einerseits Neu-England, andererseits den (ehemaligen) Sclavenstaaten, besteht darin, daß jeder dieser

Staaten in zwei Klimagürteln liegt und eine größere Einförmigkeit in der Oberfläche des Bodens hat als Neu-England, aber eine geringere als die Südstaaten. In Bezug auf das Klima gehören Nebraska, Wisconsin, Michigan und New-York dem Fichten- und dem Laubholz-Gürtel mit einem Winter von 6—7 Monaten, dagegen die Staaten Jowa, Illinois, Ohio, Pennsylvanien und New-Jersey dem Laubholz- und Lebenseichen-Gürtel mit einem Winter von 4—5 Monaten an.

Außerdem haben diese mittleren und nordwestlichen Staaten noch das Gemeinsame, daß sie ungemein reich an Mineralien sind, was man von Neu-England gar nicht, von den Südstaaten bei Weitem weniger sagen kann. Dazu sind die mineralreichen Bodenschichten überall ohne besondere Mühe zu eröffnen, regelmäßig gelagert und an die großen Wasserstraßen bequem hingelegt, wodurch alle diese Staaten untereinander fast noch inniger verbunden sind, als es selbst die nordwestlichen durch den Mississippi mit dem Süden sind. Somit hat die Natur sie gleichsam auf einander angewiesen und zur Einheit des Interesses gezwungen.

Den Ackerbau betreibt in allen diesen Staaten hauptsächlich der Deutsche älterer und neuerer Einwanderung und mit ihm zusammen der Holländer und Scandinavier, während der Yankee vorwiegend damit beschäftigt ist, Capital und Anregung zu Handel, Industrie und Speculation zu geben, die Staaten- und Gemeinde-Gründung einzuleiten, neue Städte, Eisenbahnen, Canäle, Erzgruben und industrielle Unternehmungen zu gründen und den Hauptvortheil davon zu ernten. Mit ihm wandern zugleich Kirchen und Schulen, Bibliotheken, Zeitungspressen und Wohlthätigkeits-Anstalten, kurz höhere Cultur westwärts, und erst seit Kurzem hilft ihm der gebildetere Theil der Deutschen und Germanen überhaupt bei dieser Aufgabe.

Nie vorher in der Geschichte hatte der Handel eine so riesige Bedeutung unter den Berufsarten, als er sie in Amerika erlangt hat. Hier hat er zum ersten Male ein ungeheures, durch keine Zollschranken durchsetztes Gebiet auszubeuten; hier hat er völlige Gewerbefreiheit zur Grundlage; hier ein Volk, das vom Handelsgeiste angeweht ist und ihm jeden Vorschub leistet; hier zahlreiche Millionen, die sich ausbeuten ließen (Negersclaven, deutsche und irische Einwanderer und die spanisch- und portugiesisch-indianischen Bevölkerungen Süd- und Mittel-Amerika's), hier endlich die ausgedehntesten Verkehrsstraßen. Er konnte alle Gesetzgebung zu seinen Gunsten gestalten, er konnte, dem Ackerbau, der Viehzucht, der großen und kleinen Industrie Bahn brechend, vorangehen und ihr seine Wege weisen; er konnte auf das beispiellose Aufblühen eines Riesen-Culturstaates aus der Wildniß die kühnsten und doch sichersten Berechnungen bauen, und er hatte dabei fast ein Jahrhundert lang nur eine Störung durch einen kurzen Krieg zu erleiden und keine Lasten eines bewaffneten Friedens zu ertragen.

Die Industrie ist in allen Mittel- und westlichen Staaten weit über-

wiegend in den Händen der Yankees; erst seit Kurzem fangen Eingewanderte, besonders Deutsche, an, ihnen dabei zu helfen. Dagegen sind Deutsche sehr häufig Arbeits-Directoren und die besten Arbeiter in den industriellen Anstalten. Im Allgemeinen unterscheidet sich der anglo-amerikanische Handwerker und Industrielle dadurch vom deutschen, daß er weit mehr verschiedene und äußerst zweckmäßige Werkzeuge und Maschinen erdenkt und anwendet, während dieser weit gründlicher und allseitiger in der Geschicklichkeit seiner Hände ist. Jener braucht weit mehr Mittel zum Zwecke, ein weit größeres Anlagecapital und ist nicht allzu sparsam mit Benutzung der Abfälle; dieser braucht weit mehr Zeit zum Fertigwerden, erzeugt Solideres, aber weniger Praktisches und ist oft sparsam am unrechten Orte. Wo beide Nationalitäten zusammenarbeiten, und vollends, wenn auch Franzosen zur Lieferung eines geschmackvollen Aeußern an der Waare herbeigezogen werden, entsteht wahrhaft Vollendetes und Unübertreffliches.

Der Deutsche ist durch sein Phlegma oder, wenn man lieber will, durch seine Gemüthlichkeit vorzugsweise befähigt, dem abspannenden, früh reifenden und früh alternden Klima des Landes am längsten Widerstand zu leisten und Cultur-Einflüsse zu schaffen, welche den schädlichen Natur-Einflüssen die Wage halten. Die deutsche Nationalität ist, wie ihr heimatlicher Boden vier gleich lange Jahreszeiten und einen wirklichen Frühling und Herbst hat, so auch die einzige in der Welt, welche ewig jugendlich bleibt und deren Angehörige im Kindesalter wirklich Kind, im Jünglingsalter wirklich Jüngling und Jungfrau, im Mannesalter wirklich Mann und Weib und im Greisenalter noch immer elastisch, frisch und jung an Geist zu sein vermögen. Selbst in seiner Ausartung unterscheidet sich der Deutsche noch stark zu seinem Vortheile von dem Anglo-Amerikaner. Er mag gemein, roh und kriechend werden; aber er wird kaum je so boshaft, niederträchtig und schuftig, wie der ausgeartete Yankee und Anglo-Amerikaner. Mit einem Worte: der Deutsche ist bestimmt, die Erbschaft der übrigen Amerikaner zu einer neuen Nationalität zu verschmelzen, welcher er seine Culturgesetze gibt, und selbst seine Sprache und Literatur hier aufrecht zu erhalten. Bereits ist der deutsche Einfluß im Nordwesten in einer breitern Ausdehnung, im Osten in einem höhern Grade eine unwiderrufliche Thatsache geworden.

384. New-York.

(Nach Wilhelm Grisson, Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Hammann-Hoffmann, Californien, Nevada und Mexico, und Alexander Freiherr von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Man mag sich Nordamerika nähern, auf welchem Punkte man wolle,

so wird man durch den Anblick des Landes überrascht. Der südliche Charakter, der Charlestown auszeichnet, die reizende Meeresbucht, um die sich Baltimore amphitheatralisch erhebt, die flache aber gefällige Lage Philadelphia's, Boston auf seiner in die See hineinspringenden Felseninsel, die großentheils hohe Küste, gebildet aus Felsen oder Sandhügeln, aus mit Wäldern bedeckten oder mit Häusern gezierten Höhen, an deren Fuß das Meer in seiner Ruhe wie in seiner Empörung gleich erhaben ist, — alles dieses ist wohl geeignet, die großen Erwartungen des Ankömmlings schnell zu befriedigen. Vor Allem prächtig und imposant ist aber die große Bai, in deren Hintergrunde sich das stolze New-York auf der Manhattan-Insel ausbreitet. Diese unendliche Menge von Schiffen aller Nationen, die von zwei Seiten, im North und East River, die Stadt so nahe umgeben, daß ihre Bugspriets über die Straße weg fast die Häuser berühren, dieses ununterbrochene Leben, dies Kommen und Abgehen von zahllosen Dampfschiffen, die, untermischt mit kleineren Fahrzeugen aller Art, unter denen besonders die eleganten, pfeilschnellen Wherries der zahlreichen new-yorker Ruderclubs sich auszeichnen, in allen Richtungen die prachtvolle Bai, den tiefen klaren Hudson durchkreuzen, diese lieblichen Inseln, die über die Bai hingesäet sind, die bald grandios felsigen, bald unbeschreiblich reizend-idyllischen Ufer des Hudson, die Felsenküsten von Long-Island, die amphitheatralisch aufsteigenden, mit geschmackvollen Villen bis zu den höchsten Höhen hinauf besetzten Ufer von Staten-Island, alles dieses zusammengefaßt bildet ein Gemälde, in dessen Anschauen man niemals ermüden kann. Und tritt man dann in die Stadt selbst mit ihren breiten, geraden Straßen, mit ihren Granit- und Marmorpalästen neben reinlichen rothen und gelben Backsteinhäusern, mit ihren baumbepflanzten, mit Springbrunnen verschönerten Plätzen, ist man Zeuge des unendlichen Wogens und Treibens der großen Welthandelsstadt, dann möchte man oft stehen bleiben, um sich Rechenschaft abzulegen über die Eindrücke des Neuen, Ungewohnten, und wird doch willenlos fortgerissen hinein in das allgemeine Gewühl.

Doch nicht die ganze Häusermasse, welche man auf Plänen oder Ansichten über die verschiedenen Landzungen, Halbinseln und Inseln am Ausflusse des Hudson-River ausgestreut sieht, gehört zu New-York. Die eigentliche Stadt nimmt nur die Halbinsel ein, die sich zwischen dem Hudson und einer Bucht ins Meer erstreckt. Auf den übrigen Halbinseln und Inseln liegen die Städte **Brooklyn**, **Hoboken**, **New-Jersey**, **Newwark**, die zwar an New-York anlehnen, aber unter besonderer Municipal-Verwaltung stehen. — Der ältere Theil von New-York liegt an der östlichen, vordersten Seite der Halbinsel und von diesem Viertel aus ziehen sich die Straßen landeinwärts, alle in geraden Linien; die von Norden nach Süden gehenden werden Avenues genannt, die von Osten nach Westen laufenden Streets. Schräg durch die Straßen bahnt sich der 30 Meter breite **Broadway**, die

eigentliche Hauptstraße, die sich sowohl durch großartige Bauart als durch eine ganz außerordentliche Frequenz auszeichnet. Er bildet eine wahre Ausstellung von hervorragenden Bauten: da erheben sich Kirchen, Museen, Theater, Circus, großartige Hôtels, elegante Kaffeehäuser und Trinkhallen zwischen ganzen Reihen von Palästen, in denen sich die Comptoire der verschiedenen Compagnieen und großen Handelshäuser befinden. Das Erdgeschoß zieren prächtige Verkaufsläden, wo, trotz Paris und London, der höchste Luxus, der feinste Geschmack entfaltet ist. Und welcher unbeschreibliche Verkehr, welches Gedränge und Treiben von früh Morgens bis in die späte Nacht hinein! Die Fahrstraße ist fortwährend mit Wagen angefüllt, die sich in allen Richtungen kreuzen. Der Amerikaner hält auf schöne Gespanne und feine Kaleschen: da rollen hochgebaute Phaetons vorbei auf Rädern so dünn wie Spinnenbeine, und mitten durch solche zieht sich die Kette der Omnibus (stages), die sich einer nach dem andern auf dem Fuße folgen und sich durch die verschiedensten Constructionen auszeichnen. Und wie die Fuhrwerke auf der Fahrbahn, so drängen sich die verschiedensten Menschenclassen auf den sehr bequemen Trottoirs, einander kaum beachtend. Es sind Geschäftsmänner, die von ihren Comptoiren auf die Börse, auf das Zollhaus, auf das Stadthaus, in die verschiedenen Banken eilen, Kaufleute, Makler, Richter, Advocaten. Neger bieten singend Pastetchen, Kuchen, Ananas und alle Arten Früchte zum Verkauf aus. Wir verlassen das Gewühl des Broadway, der Bowery, um es mit dem Gewühl des Marktplatzes zu vertauschen. Einen unermeßlichen Raum, gegen Sonnenstrahl und Regen geschützt, von Kaufenden und Verkaufenden durchwogt, finden wir mit Allem angefüllt, was das Bedürfniß erheischt, was der Luxus begehrt: Früchte der verschiedensten Art, von der duftigen Ananas und den andern Erzeugnissen des Südens herab bis zur Kartoffel und zum prosaischen Kohlhaupt; von Vögeln, denen nur ihr bunt schimmerndes Gefieder zur Empfehlung gereicht, bis zum unscheinbaren, aber dem Feinschmecker werthen Feldhuhn und Rebhuhn; See- und Flußfische unendlich verschiedener Gattung, von kolossaler Größe und von diminutivster Gestalt. In Amerika liegen dem Manne außer seinen gewöhnlichen Geschäften auch die gesammten Sorgen für den Hausstand ob, er ist die Hausfrau, und ihn findet man einkaufend auf dem Markte, ihn sieht man, was sich lächerlich genug ausnimmt, mit einem großen Korbe voll Grünwaaren am Arme und einer Hammelkeule oder einem Fisch in der Hand, vom Markte nach Hause wandeln, ihn findet man überall im Rathssaal, im Gerichtszimmer, im Comptoir und an der Börse, in der Küche und in der Kinderstube. Die Damen finden sich nur heimisch im Schlafzimmer, im Besuchzimmer, und Nachmittags auf dem Broadway, das heißt, der rechten Seite desselben, da die linke, die Parkseite, nicht genteel, und auf der Battery. Dort wandeln Spaziergänger jeden Alters nach vollbrachten Tagesgeschäften auf und ab, während ihnen zur Seite aus den

geöffneten Fenstern der prächtigen Gast- und Privathäuser die Stiefel- und Schuhsohlen derer in unzähliger Menge entgegenstarren, die, nachlässig auf Stühlen hingegossen, Cigarren im Munde, die Beine bequem auf die Fensterbänke hingestreckt, ihrerseits die Vorübergehenden die Musterung passiren lassen.

Zu den Sehenswürdigkeiten New-Yorks zählt in erster Linie der Centralpark, welcher auf einem Raume von 15,000 Acres alle möglichen landschaftlichen Formen vergegenwärtigt. Alleen und zierliche Promenaden, für Equipagen, für Reiter und Fußgänger abgetheilt, ziehen sich durch weit ausgedehnte Grasplätze. Diese wechseln mit künstlichen Felspartieen, dunkeln Wäldchen, blumenbegrenzten Garten-Anlagen, in harmonischer Weise zusammengestellt. Alles belebt und durchzogen von Bächen und Flüssen, über die eine Menge pittoresker Brücken von Stein-, Eisen- und Holz-Construction führen — wahre Kunstwerke der Gartenbau-Technik. Dieser Park umfaßt auch die großen Bassins, welche New-York mit Trinkwasser versehen und aus deren Schooß die Röhrenleitungen in alle Straßen und Häuser sich verzweigen.

New-York besitzt eine große Anzahl Kirchen und Capellen, den verschiedensten Culten gewidmet und mit großem Aufwande, zum Theil von Leuten, die ihr Ansehen aufrecht erhalten wollen, in allen möglichen und unmöglichen Stilarten errichtet. An sich klein, scheinen sie noch winziger neben den monumentalen und Privat-Bauten, die sie umgeben. Unseren Städten verleihen die massenhaften Umrisse der Kathedralen, die hohen Thürme und Dächer der andern Kirchen ihr eigenthümliches Gepräge. In New-York gerade das Gegentheil. Vom Strome aus betrachtet, oder von Jersey-City, wo die aus Europa Kommenden landen, zeigt die große Metropole der neuen Welt nichts als eine verworrene Menge rother, gelber, grauer Ziegelbauten, überragt von zwei oder drei Kirchthürmen. Betritt man aber die Stadt, so erkennt man alsbald seinen Irrthum, zumal wenn man die Fifth (5.) Avenue erreicht, von wo die Geschäfte verbannt sind und die Ruhe in ihr Recht tritt. Die pomphaften, anspruchsvollen, weltlichen Prachtgebäude, darunter manche von zweifelhaftem architektonischen Werthe, sind in dieser Avenue mit allerliebsten Vorgärten geschmückt, so niedlich und so reizend, daß man weder Muße noch Lust hat, zu den überladenen Façaden der Häuser aufzublicken. So fesselt diese Fifth Avenue das Auge zugleich durch den Wechsel großartiger Fernsichten und lieblicher Landschaftsbilder.

Der ungeheure Verkehr in den verschiedenen Häfen, Werften und Buchten gibt New-York und dem was daran hängt ein außerordentlich bewegtes Leben. Doch sind die Straßen, die nahe am Strande liegen, in keiner Beziehung die saubersten. Es sind die Quartiere der Matrosen, Agenten u. s. w., wo die Industrie der Ausbeutung in hohem Grade blüht. In dem großen, wenig ansehnlichen Stadtviertel der Deutschen finden die

als Einwanderer angekommenen Landsleute bei ihren meist zu Yankees gewordenen Brüdern Rath und Beistand, ehe sie die weite Reise nach dem Westen antreten. Dort werden schon ihre hochgespannten Erwartungen herabgestimmt, ihr republikanischer Feuereifer abgekühlt, und sie werden vorbereitet auf den Rückschlag, der sich erst recht fühlbar macht in den entlegensten Theilen der Union, an den bewaldeten Gestaden des Lake-Superior, in den Kornkammern von Minnesota und Wisconsin, auf den Prairieen von Nebraska und Arkansas, am Redriver von Texas oder in den grünen Schluchten der Sierra Nevada.

So viel ist gewiß, New-York bleibt noch für weite Zeiträume die Hauptstadt der Union und wächst, wie diese wächst, an Macht und Volksmenge. Aus dem ganzen Innern des Landes, selbst aus dem englischen Canada, laufen hier die Hauptströme des Verkehrs zusammen, auch der Küstenhandel auf und ab findet hier seinen Mittelpunkt, von wo aus Dampfschiffslinien nach Westindien, Europa und Südamerika gehen. Die übrigen Seehäfen der Vereinigten Staaten scheinen, New-Orleans ausgenommen, nur Vorposten von New-York zu sein, das zwei Drittel vom Handel des gesammten Landes in Händen hat. Geschäfte und Capitalien haben hier einmal ihre feste Stelle und ihre wohlbegründeten Verbindungen; das ändert sich so leicht nicht. New-York wird daher der Hauptsitz bleiben für den Handel der Union. Zugleich aber werden gewerbliche, politische und religiöse Interessen, selbst Künste und Wissenschaften, in dieser Hauptstadt ganz anders Kraft, Schwung und Leben behalten, als an andern Plätzen Amerika's. New-York ist weder von religiösen noch von politischen Flüchtlingen gegründet, der Handel allein führte auf dieser Stelle Familien zusammen, welche sehr bald zu großen Reichthümern gelangten und dafür auch rasch aus frischer Hand sich Genüsse verschaffen wollten. Die germanische Art des Volkes aber, das hier sich ansiedelte, die unaufhörliche Zuströmung aus Europa, das rasche Gedeihen des weiten Hinterlandes und das scharfe, zwischen nordischer Kälte und Gluthitze wechselnde Klima waren Thatsachen, welche es verhinderten, daß neben dem Handel sich bloß üppiges Wohlleben einfand. Wohl strebt der New-Yorker zuerst nach fürstlicher Pracht in seiner Wohnung, nach glänzenden Landhäusern, nach Tafelschwelgereien ohne Gleichen, wohl ist die Gesellschaft nicht von altaristokratischen Familien oder hochgebildeten Kreisen beherrscht, sondern von Geldreichen, welche die Handelsflut emporhebt und verschlingt; dennoch entbehrt New-York auch nicht solcher Männer und Frauen, welche ernstlich höhere Interessen pflegen und den Geschmack an Musik, Literatur und an allen möglichen Ideen und Erfindungen weiter verbreiten. *)

---

*) Dieser Schluß-Absatz nach Franz Löher, Land und Leute in der alten und neuen Welt, III. Band.

385. Buffalo.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pennsylvanien, und Moritz Wagner und Karl Scherzer, Reisen in Nordamerika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Erie-See, einer der stürmischsten und tückischsten unter den großen Seen Nordamerika's, ist unter den fünf canadischen der südlichste und doch keineswegs der am meisten vor Schnee und Eis geschützte; vielmehr ist er weit mehr der Eisbedeckung ausgesetzt, als sein nordöstlicher Nachbar, der Ontario. Derselbe ist nämlich ein sehr flaches, der Ontario dagegen ein viel tieferes Becken. Das östliche Ende des Erie, bei Buffalo, bildet einen kleinen, 10 Meilen breiten Sack, in welchen die kalten Westwinde aus allen Häfen und Buchten das Eis hineintreiben, was auch schon durch die nach Osten gerichtete Strömung der Gewässer geschieht. So fährt man in vielen Wintern mit Wagen und Pferden über das Eis von Buffalo nach Canada.

Wie Kingston und Toronto am Ontario, so liegen Buffalo und Detroit an beiden Enden des Erie-Sees. Sie beherrschen die Schifffahrt auf ihren Seen und haben sich alle in kurzer Zeit zu bedeutenden Plätzen erhoben. Buffalo aber läuft allen den Rang ab. Noch in unserer Jugend kannten wir den Ort kaum dem Namen nach, und jetzt ist er schon eine ansehnliche Stadt mit etwa 120,000 Einwohnern. Seine Lage in der Nähe der New-Yorker Verkehrslinie gibt ihm diesen Vorzug. Er beherrscht nicht nur die ganze Länge des Erie-Sees, er vermittelt nicht nur über den Niagara-Isthmus hinweg den Verkehr zwischen Erie und Ontario, sondern er tritt auch von allen Binnenplätzen dem Meereshafen von New-York am nächsten. Durch den Erie-Canal, dieses großartigste Werk amerikanischer Wasserverbindung, hat der bedeutende Zug von Menschen und Waaren aus dem Osten nach dem Westen, von der atlantischen Küste zu den canadischen Seen, in Buffalo eine seiner Hauptstationen gefunden.

Tritt man aus dem chaotischen Wasser- und Geschäftsquartier am Canal und am See hervor, so erblickt man eine weit ausgebreitete Stadt, in der sich, wie in allen amerikanischen, die Straßen in regelmäßigem Winkel theilen und die Häusermassen in rechtwinklige Vierecke, sog. „Blocks", zerlegen. Diese amerikanischen Städtepläne sind ursprünglich nach einem republikanischen, gleichmacherischen Principe angelegt, alle Straßen fast gleich lang, gleich breit, gleich central oder nicht central, nichts von Straßen, die zu einem fürstlichen Schlosse oder einem Centralplatze auslaufen; erst der Verkehr organisirt den Stadtplan, er findet eine Hauptstraße heraus, die er mit den Prachtgebäuden, den Wohnhäusern der Reichen, den Kirchen u. s. w. füllt, das minder Bedeutende in die Nebenstraßen schiebend. So hat nicht nur New-York seinen Broadway, sondern auch Buffalo, Boston, Philadelphia eine eben so prädominirende, fashionable Hauptstraße. Und wie in den

andern großen Städten des Ostens, verlegen auch hier viele Familien ihren beständigen Wohnsitz in eins der palastartigen Hôtels; insbesondere höhere Beamten sieht man so in nomadischer Weise ihre Wohnung bald in diesem, bald in jenem Hôtel aufschlagen, so daß von einem väterlichen Hause oder einem mütterlichen Heerde nicht die Rede sein kann. Der geringe Sinn der amerikanischen Frauen für Häuslichkeit ist nicht der letzte Grund für diese ungemüthliche Sitte.

Buffalo ist, wie St. Louis und Cincinnati, ein noch unfertiger Koloß mit jenem amerikanischen Charakter des Ausgedehnten, Wachsenden und Werdenden. Es gleicht einem jungen, kräftigen Baume, von dem man noch nicht sagen kann, wie hoch und wie weit er seine grüne Krone treiben wird. Unter allen Binnenseehäfen Amerika's ist Buffalo der bedeutendste. Eine große Anzahl Steamers gehen zwischen hier und den übrigen Häfen der Seen ab und zu, bringen die europäischen Manufacturwaaren und die Spezereien des Südens dem Westen und empfangen von ihm zum Austausch seine reichen landwirthschaftlichen Producte, welche gewöhnlich im Osten der Vereinigten Staaten consumirt werden und nur in Jahren des Getreidemangels nach Europa gehen. Während des Winters stockt der Verkehr zu Wasser, da die in den Erie-See mündenden Flüsse und der See selbst stellenweise zufrieren, aber seit Vollendung der Eisenbahn nach Chicago dauert der Verkehr mit Illinois, Iowa und Wisconsin auch im Winter ungehindert fort.

386. Philadelphia.

(Nach Friedrich Ratzel, Aus Amerika, und Franz Löher, Land und Leute in der alten und neuen Welt.)

Philadelphia liegt im Hintergrunde der Delaware-Bai, der nördlichsten der Buchten, welche zwischen Cap May und Cap Lookout Lücke um Lücke in die Atlantische Flachküste schneiden. Es ist 23 geographische Meilen vom Eingange in die Bai entfernt, doch gehen die Gezeiten flußaufwärts noch erheblich über Philadelphia hinaus, und zwar in den beiden Flüssen, an oder zwischen denen die Stadt liegt, und Schiffe jeden Tiefganges kommen den Delaware herauf und gehen am Rande der Stadt vor Anker. Nur ein breiter Landvorsprung, zum Staate New-Jersey gehörig, trennt Philadelphia von New-York und die Eisenbahn legt den 19 geographische Meilen langen Weg zwischen beiden Städten in drei Stunden zurück. Dadurch kommt es, daß beide sich in Handel und Industrie theilweise ergänzen, wie denn gegenwärtig fast ein Achtel der philadelphier Einfuhr den Weg über New-York nimmt, während andererseits Philadelphia die new-yorker In-

dustrie mit Eisen, Kohlen und Erdöl speist. Immerhin ist Philadelphia vorwiegend durch Gewerbthätigkeit bedeutend und steht, wenn es auch im überseeischen Verkehr mit den anderen atlantischen Häfen (Boston, New-York, Baltimore), und theilweise nicht ohne Erfolg, wetteifert, doch in dieser Hinsicht nicht nur hinter diesen, sondern auch hinter New-Orleans, San Francisco und Savannah zurück.

Philadelphia's Hauptvorzug ist seine Lage am natürlichen Thore des kohlen- und eisenreichsten Gebietes, das gegenwärtig in den Vereinigten Staaten aufgeschlossen ist, dann seine fast centrale Lage inmitten der nördlichen und südlichen Theile der östlichen Hälfte Nordamerika's, endlich sein dichtbevölkertes, gewerbthätiges Hinterland. Im vorigen Jahrhundert, in jenen Zeiten dürftigen Verkehrs, kam seine centrale Lage viel mehr zur Geltung als heute; es war nicht bloß die politische Hauptstadt, sondern bis in die zwanziger Jahre, in denen es von New-York überholt ward, überhaupt die größte Stadt der Union; jetzt ist es die zweitgrößte Stadt Amerika's.

Philadelphia wurde 1682 durch Penn gegründet und zwischen den Flüssen Delaware und Schuylkill nach einem Plane ausgesteckt, der ängstlich jede Straßenkrümmung vermied und so viel wie möglich bei Quadraten, Rechtecken, rechten Winkeln zu bleiben strebte. Zwei Hauptstraßen von 30 Meter Breite und darüber, eine westöstlich, die andere nordsüdlich laufend, sollten sich in der Mitte der Stadt kreuzen und ihnen parallel sollten die Nebenstraßen angelegt werden, von denen die wichtigeren 20 Meter breit sind. Philadelphia ist, soweit es von Delaware und Schuylkiil begränzt wird, demnach eine sehr vollständige Sammlung aller Größen von Rechtecken. Es entsprach dieser strengen Regelmäßigkeit, daß die nordsüdlich laufenden Straßen einfach numerirt und daß auch die Hausnummern in ein System gebracht wurden, das die Vertheilung der Häuser höchst übersichtlich darstellt. Die geraden Nummern sind auf der Süd-, die ungeraden auf der Nordseite. Zwischen der ersten und zweiten Straße sind die Häuser von 100 an, zwischen der zweiten und dritten von 200 an u. s. f. numerirt. Hat ein Haus die Nummer 836, so weiß ich, daß es zwischen der achten und neunten Straße liegt. In den westöstlich laufenden Straßen, welche alle benannt sind, sind es bestimmte Straßen, welche die Hausnummern von 100 zu 100 eintheilen. So ist Philadelphia wohl die regelmäßigste von allen großen Städten und dürfte vielleicht nur unter den rasch wachsenden Städten des Westens dereinst eine finden, die ihr diesen Ruhm streitig macht. Es fehlt ihm aber an einer Lebensader, und diese könnte nur eine Diagonalstraße sein, welche den Verkehr der rechtwinkeligen Straßen aus einem großen Theile der Stadt aufnähme und weiterführte — eine Straße wie etwa der Broadway in New-York.

In der landesüblichen Phraseologie wird Philadelphia „Quäkerstadt“ und „Stadt der Häuser“ (City of homes) genannt, und will der letztere

Beiname andeuten, daß Philadelphia die (im Verhältniß zur Einwohnerzahl) häuserreichste Großstadt der Vereinigten Staaten sei. Es verdient diesen Ruhm und leidet vielleicht unter allen Großstädten der civilisirten Welt am allerwenigsten von der Volksanhäufung. Das Areal der Stadt ist 6 (geographische) □-Meilen groß und trägt 124,302 Wohnhäuser; dabei ist die Bevölkerung gegenwärtig (annähernd) 740,000 Seelen stark, so daß auf ein Haus nicht mehr als sechs Bewohner kommen.

Aus der Masse vorwiegend kleiner, einfacher, gleichmäßiger Häuser, die dieser Stadt zum mindesten keinen großstädtischen Anstrich geben, treten die Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude bedeutend hervor, wiewohl sie im Ganzen bei Weitem nicht so anspruchsvoll gebaut sind wie in New-York. Die Mehrzahl stammt aus der Zeit, da man überall im Lande griechisch baute, und kaum geht man eine Straße entlang, in der nicht ein dorischer oder jonischer Tempel, sei es als Kirche, Clublocal, Münzstätte oder Post, seine Säulenreihen zeigt. Eigenthümlich ist der Eindruck des großen Gefängnisses nahe beim Parkeingang, des Eastern Penitentiary; von soliden Mauern und Thürmen umgeben, der Eingang schwer verriegelt, sieht es fast citadellenhaft aus und scheint eher in eine unserer mittelalterlichen als in diese Stadt zu passen.

Die weitläufige Anlage hat in Philadelphia das System der Straßen-Eisenbahnen natürlicher Weise zu sehr bedeutender Entwickelung gebracht. Es sind 45 (geogr.) Meilen Straßen-Eisenbahn vorhanden, auf welcher sich täglich 794 Wagen mit 4860 Pferden bewegen. Im Jahre 1872 sind von 15 Gesellschaften gegen 67 Mill. Menschen auf diesen Strecken befördert worden.

Der Stadtpark Fairmount-Park ist wohl das Anziehendste, was Philadelphia an Sehenswürdigkeiten zu bieten hat. In ihm soll im Jahre 1876 die Welt-Ausstellung gehalten werden, welche man zur Feier des hundertjährigen Jubelfestes der Unabhängigkeits-Erklärung projectirt hat.

Verweilen wir bei den vielfältigen Anstalten, welche ein humaner Sinn hervorrief, so ist es nicht allein die Menge und stolze Marmorpracht der Zufluchtsstätten menschlichen Elends, was Philadelphia auszeichnet, sondern der lebendige Gemeingeist, mit welchem sich die ganze Stadt an diesen Anstalten betheiligt, und die musterhafte Verwaltung derselben. Die Bürger sind stolz auf ihre mildthätigen Anstalten, welche durch die ergiebigste Privatwohlthätigkeit fortwährend vermehrt werden. Für die Beamten derselben aber ist es Ehrensache, gute Erfolge zu erzielen; sie denken und probiren ohne Aufhören, um das Beste und Zweckmäßigste zu leisten.

Neben den herrlichen Marmorpalästen für Arme und Waisen, für Blinde und Taubstumme, deren Bau Millionen kostete und deren Größe gleichsam den kommenden Jahrhunderten mit ihren Hülfsbedürftigen entgegensieht, verdient auch das große Invalidenhaus für Flottenmatrosen einen Besuch.

An zweckmäßiger Einrichtung ist darin das Aeußerste geleistet, Alles so sauber, wie das Verdeck eines Kriegsschiffs, aber — so still wie im Grabe. Die alten Theerjacken müssen sich darin wie halbe Leichen vorkommen. Das nahe Marine-Arsenal bietet ihnen wenig Unterhaltung. Von Casernen und Uebungen zur See im Feuer ist dort keine Rede; kommt Kriegszeit, übt man sich desto eifriger. Die großen Fregatten stehen am Lande in ungeheuren überdachten Scheunen bis zum Gebrauche.

Die höheren Lehranstalten, besonders die medicinischen, sind in Philadelphia für amerikanische Verhältnisse bedeutend, am besten aber ist es mit den Volksschulen bestellt. Von Pennsylvanien ging das Freischulsystem aus, nach welchem statt des Schulgeldes der Kinder eine allgemeine Schulsteuer erhoben wird. Zu der Menge nützlicher Kenntnisse, welche die Knaben in der Schule sich aneignen, gehört vor allem Andern die genaue Kenntniß des eigenen Landes und Staates in politischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht. Die Knaben lernen die Eigenschaften des Bodens, die landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse, die Mineralien und den Waldreichthum, die natürlichen und künstlichen Verkehrswege in jeder Gegend ihres Landes so fertig kennen, daß sie den Werth eines Bezirkes auf dem Papier ausrechnen. Die Verfassung der Union und ihres eigenen Staates ist in Schulbüchern nach Art wie Katechismen faßlich dargelegt. Den Schülern wird das Lernen durch viele sinnreiche Mittel erleichtert und zum wahren Vergnügen gemacht. Was an Naturalien oder Abbildungen beschafft werden kann, wird vorgezeigt; bei jedem Dinge wird zuerst gefragt, was hat es den Menschen genützt und was läßt sich daraus machen. Die Lernbegierde wird in diesen Schulen so sehr angeregt, daß die jungen Leute es später nicht mehr lassen können, ihre Bildung nach allen Seiten hin zu vermehren. Dafür sorgen dann die Zeitungen, welche unglaublich reichen und mannichfaltigen Lehrstoff bringen, die öffentlichen Bibliotheken, welche in jeder Stadt fast ebenso früh da sind, als diese selbst, die Vorlesungen über allerlei wissenswürdige Gegenstände, meist ohne Eintrittsgeld, die Vereine, welche zur Beförderung der Wissenschaft und zur Verbreitung von gemeinnützigen Kenntnissen in jeder größeren Stadt in Blüte stehen. Es ist für europäische Begriffe kaum faßbar, wie viel in allen diesen Dingen durch die Freigebigkeit von Privaten geschieht und wie rasch es geschieht. Kaum zählt z. B. eine Stadt 50—65 junge Handwerker, so treten sie auch schon zusammen und schaffen sich eine Handwerker-Bibliothek an, nach einigen Jahren haben sie ein paar Tausend Bände zusammen und stattliche Lesezimmer, und was das Beste ist, die Bücher gehen fortwährend von einer Hand zur andern, ihr Inhalt wird gelesen und bedacht. Wenn die gesammte Masse von Ideen und Kenntnissen, welche so täglich in dies rasch handelnde Volk übergehen, Wurzel schlügen und fruchtbar würden, so müßte hier ein neues Zeitalter aufblühen, so herrlich, wie die Weltgeschichte Aehnliches noch nicht gesehen hat. Es scheint indessen bei der eigenthümlich trockenen Natur des

Landes und Volkes schon dafür gesorgt zu sein, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

387. Baltimore.

(Nach Alexander Ziegler, Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien, und dem Bremer Handelsblatt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Baltimore, erbaut auf Hügeln am Patapsco-Flusse, der sich in die Chesapeake-Bai ergießt, nimmt in Betreff der Bevölkerung (1870: 267,000 Einwohner) den fünften Rang in der nordamerikanischen Union ein. Eine gute Uebersicht der Stadt gewinnt man oben von dem Washington-Monument (53 M. hoch), eine Säule aus Granit (mit 230 dunkeln Stufen), auf welcher eine verhältnißmäßig kleine Statue Washington's steht. Dieses Monument in Verbindung mit dem Battle-Monument in der Calvertstreet hat der Hauptstadt von Maryland den Namen der „Monumentenstadt" erworben.

Für den Verkehr mit den westlichen und namentlich den südwestlichen Staaten der Union ist Baltimore in vielen Beziehungen günstiger gelegen als New-York. Dennoch ist es nicht im Stande gewesen, der Concurrenz des Nachbarhafens zu begegnen; vielmehr hat dieser in immer größerem Umfange den westlichen Verkehr an sich gezogen. Abgesehen von dem Kriege, der dem Handel Baltimore's schwere Wunden geschlagen, während er New-York zu augenscheinlichem Vortheile gereicht hat, erklärt sich das verhältnißmäßig langsamere Fortschreiten Baltimore's durch das Stocken, in welches der Bau der Baltimore-Ohio Eisenbahn in Folge des Versiegens der Geldmittel und des Eintretens anderer Schwierigkeiten gerieth, während unterdessen in New-York sich der Unternehmungsgeist mächtig zu regen begann, der Erie-Canal (s. S. 518) eröffnet und der Bau der concurrirenden Erie-Bahn rasch gefördert und vollendet wurde. So hatte New-York einen Vorsprung gewonnen, der den Vorrang dieses Platzes vor allen andern Häfen der Union endgültig entschieden und gesichert hat. Als nun endlich die Baltimore-Ohio-Eisenbahn dem Verkehr übergeben wurde, war es schwer, den Handel, der einmal eine bestimmte Richtung genommen hatte, in andere Bahnen zu lenken, und Baltimore hat das „Zu spät" schwer büßen müssen. Mit großer Energie und Ausdauer suchte man indessen Versäumtes nachzuholen und den Verkehr des Südwestens an sich zu ziehen. Durch Zweigbahnen und Dampferlinien auf dem Mississippi, Ohio und Cumberland bildete man ein Netz von Verkehrsverbindungen, welches Baltimore befähigte, selbst für einen Theil des Baumwollenhandels New-Orleans eine nicht unerhebliche Concurrenz zu machen. Da Baltimore zugleich für den Tabakshandel der Staaten Mary-



land und Ohio ein Monopol besitzt, so durfte man annehmen, daß durch den erleichterten Transport auch ein nicht geringer Theil dieses Productes aus den Staaten Kentucky und Tennessee sich dem Hafen an der Chesapeake-Bai zuwenden werde. Der Krieg vereitelte die Erfüllung dieser Hoffnungen für einige Jahre. Aber gleich nach wiederhergestelltem Frieden traten die Dampferlinien, welche die Stadt mit Richmond, Charlestown, Savannah u. s. w. verbinden, wieder ins Leben und dazu gesellte sich eine neue Dampferlinie nach Liverpool. So begann denn auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens eine bis dahin nicht gekannte Regsamkeit und Baltimore steht an der Schwelle einer neuen, viel verheißenden Zukunft.

388. Washington.

(Nach Alexander Ziegler, Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien, und Moritz Wagner und Karl Scherzer, Reisen in Nordamerika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Washington, in dem kleinen, nur 3 geogr. □-Meilen umfassenden „District" Columbia, am Flusse Potomac gelegen, hat von allen größern Städten der Union bisher den langsamsten Aufschwung genommen und zählt (mit 110,000 Einwohnern) erst als die eilfte derselben. Die Stadt erinnert an einen Badeort, der nur während der Saison besucht ist. Außer der Zeit, wo der Congreß seine Sitzungen hier hält, bemerkt man wenig Leben, selbst die Verkaufsläden sind zum Theil nur in dieser Jahreszeit geöffnet und stehen die übrigen Monate leer.

Das Capitol auf einer Anhöhe, die eine herrliche, weite Aussicht über Stadt, Fluß und Umgebung bietet, liegt im Mittelpunkte der Stadt und ist in einem großartigen, aber keineswegs reinen Stile erbaut (110 M. lang). In dem Innern gelangt man durch die von oben beleuchtete und mit historischen Basreliefs geschmückte sog. Rotonda zu den Sitzungssälen des Senates und der Repräsentanten, beide im Halbkreise nach Art eines griechischen Theaters errichtet, jener im nördlichen, dieser im südlichen Flügel. Ueber der Eingangsthür zum Repräsentanten-Saal prangt in Marmor, auf einem geflügelten Wagen sitzend, mit Tafel und Griffel, die Göttin der Geschichte, und ein Rad ihres idealen Fahrzeuges dient zugleich als Zifferblatt, um welches sich mahnend der flüchtige Zeiger dreht. In dem Saale thront über dem Sitze des Präsidenten eine kolossale Figur der Liberty von Gyps. Es ist keine Rednerbühne vorhanden, sondern die Mitglieder sprechen von ihrem Platze zur Versammlung. Sowohl Zeichen des Beifalls als des Mißfallens sind verboten. Im Uebrigen aber ist die Versammlung sehr belebt und ungenirt. Während der Verhandlungen lies't man Zeitungen,

spazirt auf und ab, spricht leise mit einander, ohne viel auf den Hammer des Präsidenten oder dessen Bitte um Ruhe zu achten. Einige bringen wohl gar ihre Beine auf den vor ihnen stehenden Schreibtisch — allerdings eine merkwürdige Situation, um es sich bequem zu machen. Trotz dieser scheinbaren Unachtsamkeit weiß doch jeder folgende Redner das eben Verhandelte geschickt zu benutzen. Der Unterschied der politischen Parteien beruhte in der jüngsten Zeit vorzugsweise auf der Sclaven-Frage, wobei gerade die „Demokraten", unter welchen man sich in Europa die Partei des äußersten Fortschrittes denkt, für Beibehaltung der Sclaverei waren, während die „Republikaner" die Sclaven-Emancipation am entschiedensten befürworteten.

Vom Capitol, der Akropolis Amerika's, gelangt man durch die breite Pennsylvaniastraße, die sowohl den Mittelpunkt des Verkehrs als den besuchtesten Spazirgang bildet, zu dem „weißen Hause" oder der Wohnung des Präsidenten, denn dieser Ausdruck entspricht besser als das Wort „Residenz" einer Behausung, welche an Raum, Comfort und Eleganz selbst vielen bürgerlichen Landsitzen nachsteht. Mehr als das „weiße Haus" des Präsidenten geben andere Regierungsbauten der officiellen Hauptstadt der Union ein residenzartiges Ansehen, so das Postgebäude, das Schatzamt, das palastähnliche Gebäude des Patent-Office, welches in seinem Erdgeschosse die Modelle von Maschinen, Werkzeugen u. s. w. enthält, auf welche Patente nachgesucht worden sind, während man im obern Stockwerke eine National-Galerie von allen jenen Gegenständen angelegt hat, die in irgend einer Beziehung für die Geographie und Geschichte Amerika's von Interesse sind. Die 1846 gegründete National-Sternwarte beschäftigt mehr als 10,000 Personen in allen Theilen des Landes mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen für das Observatorium in Washington und bewahrt in ihrem Archiv die zahlreichen Logbücher, in welchen interessante Naturerscheinungen von Schiffscapitänen aufgezeichnet sind, wie solche während ihrer verschiedenen Seereisen wahrgenommen wurden. In demselben Jahre trat eine großartige Stiftung eines reichen Engländers Namens Smithson († 1829 in Genua) ins Leben, die Smithsonian Institution, deren Hauptaufgabe ist, durch Unterstützung geistiger Bestrebungen und Veröffentlichung gediegener Schriften „Wissen und Aufklärung unter den Menschen zu vermehren und zu verbreiten" — also eine ähnliche wie die der europäischen Akademieen der Wissenschaften.

---

389. Cincinnati.

(Nach Moritz Busch, Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi, und J. G. Kohl, Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Troja ward durch die Reize eines Weibes ein Aschenhaufen, Cincin-

nati durch die Anmuth eines andern Weibes zur „Königin des Westens". Die drei Blockhütten, welche man Ende des Jahres 1788 gegenüber dem Ausflusse des Licking in den Ohio errichtet und nicht nach dem altrömischen Feldherrn, sondern nach einer während der Revolution entstandenen freimaurerischen Officiers-Verbindung Cincinnati genannt hatte, ließen geraume Zeit Niemand ahnen, daß sie der Keim zu einer bedeutenden Stadt, geschweige denn zu dem mächtigen Emporium des Binnenlandes sein könnten, das sich jetzt dort erhebt. Eine ältere Niederlassung zu North Bend schien den Vorrang behaupten zu wollen und sollte durch ein Fort befestigt werden, als der befehlhabende Officier plötzlich die Gegend zur Anlegung von Festungswerken nicht geeignet fand und mit seinen Leuten nach Cincinnati zog, einem schönen Weibe folgend, welches der moderne Paris in Uniform kennen gelernt hatte. Die Gegend von Cincinnati ward untersucht und erwies sich unvergleichlich geeigneter zur Ansiedlung. Bald entstand hier aus Baumstämmen und Bootplanken die erste Kirche und neben ihr die erste Schule. Das einzige Wirthshaus des Ortes diente zugleich zur Abhaltung von Gerichtssitzungen; nicht nur das Gefängniß war ein schindelgedecktes Balkenhaus, sondern auch das Fort Washington durchaus von Holz errichtet, wie alle Festungen des Hinterwaldes. Im Jahre 1799 besaß das Oertchen von 500 Einwohnern in 110 Holzhütten bereits zwei Zeitungen, und zwei kugelfeste Kielboote unterhielten die Verbindung mit Pittsburg und der Civilisation im Osten. Von der Gesetzgebung des Territoriums ward es 1802 zu einer Stadt zweiten Ranges (town) und 1819 (bei 8000 Einwohnern) zur Stadt erster Classe (city) erklärt und begann nun sein schnelles Wachsthum und seine rasche Verschönerung. Im Jahre 1870 nahm Cincinnati mit 210,000 Einwohnern die siebente Stelle unter den Großstädten der Union ein. Die Ziegel- und Steinbauten überwogen bald die Block- und Bretterhütten, wiewohl viele der letzteren ein sehr stattliches Ansehen haben und von den achtbarsten Familien bewohnt werden. Wenn die Stadt die sie umschließenden Höhen sämmtlich eingenommen und mit Häusergruppen besetzt haben wird, so wird sie ein vollkommenes Amphitheater von ungeheuren Dimensionen darstellen.

Cincinnati verdankt seine Bedeutung der centralen Lage am Ohio (zwischen Pittsburg und dem Mississippi), welcher hier einen seiner Hauptwinkel bildet, der mit einer scharfen Ecke in die nördlichen Länder eingreift und der Mitte zwischen den beiden großen Seen von Erie und Michigan zustrebt. Man hat daher schon längst diesen Isthmus mit einem Canal durchschnitten und Cincinnati mit dem verkehrreichen Erie-See in Verbindung gesetzt, wie in ähnlicher Weise die Osthälfte des Ohioflusses mit dem Michigan-See und mit Chicago. Da nun die Natur an jenem Flußwinkel, der zugleich in das Centrum des ganzen Flußthales fällt, einen so vortrefflichen Hafen und einen so bequemen Bauplatz für eine große Stadt bereitet hatte, so erklärt

die Combinirung aller dieser günstigen Umstände die hohe Blüte einer Stadt an diesem Flecke, die zugleich Schiffswerft, Fabrikstadt und Marktplatz ist. Ihre Gießereien wetteifern mit denen von Pittsburg, dem amerikanischen Manchester, ihre Stuhl- und Bettstellen-Fabriken versehen den ganzen Westen mit ihren Erzeugnissen, ihre Großhändler vermitteln die Strömungen des Waarentausches zwischen dem Mississippi-Thale und den atlantischen Staaten, ihre riesenhaften Schlächtereien (daher: „Porkopolis“) verproviantiren die (ehemaligen) Sclavenstaaten im Süden wie die Schiffsmannschaften des Ostens — mit einem Worte, ihr Markt ist der Mittelpunkt für den besten Theil alles westlichen Verkehrs.

390. Chicago.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Außer Karakorum, der großen Zeltstadt, welche der Mongole Dschingis-Chan auf der Stelle schuf, wo er als Jüngling die Pferde seines Vaters geweidet hatte, ist noch kein Stück Sumpf, ein Aufenthalt von Büffeln und Prairie-Wölfen, so schnell in einen menschlichen Wohnort verwandelt worden, als Chicago, jetzt die dritte Stadt Nordamerika's, der wichtigste Getreide- und Holzmarkt der Welt — noch vor 40 Jahren ein Militärposten auf einer baumlosen Steppe, an der äußersten Grenze der Civilisation. Diese fast beispiellose und noch stets fortschreitende Entwickelung verdankt sie, gleich dem russischen Odessa, theils ihrer Lage an dem Ufer eines großen Binnenwassers (des Michigan-Sees) und am Rande eines kornreichen Hinterlandes, theils dem energischen und erfinderischen Handelsgeiste ihrer Bewohner. So hat man zur Umladung und Durcharbeitung des Getreides eine höchst sinnreiche Vorrichtung erfunden, eine Art Schöpfmaschinen, die man „Elevator“ genannt hat.

Unmittelbar am schönen Michigan-See, dessen weite Fläche im Frühjahre und Sommer unzählige Segel beleben, erstreckt sich die Michigan-Avenue, zwei Meilen lang, wird aber an Pracht der Gebäude und Mannichfaltigkeit der Stilarten noch übertroffen von der Wabash-Avenue. Im Sommer erscheint dieser herrliche Boulevard wie eine einzige Laube, unter welcher Fahrende und Fußgänger Abendpromenaden genießen, die an das Boulogner Holz bei Paris oder den Hyde-Park in London erinnern. Chicago hat Kirchen für alle Confessionen und in allen Baustilen, in denen sich, wie in den Wohnungen der Privatleute, ein Geschmack und ein Verständniß der Architektur kund gibt, wie man sie sonst nirgendwo auf diesem Continente findet. Auch die Schulgebäude gehören zu den schön-

sten Zierden der Stadt. Der **Bahnhof** der Illinois-Central erinnert an die berühmte Station von Charing Cross in London. Ganz aus Granit gebaut, das Dach wie ein ungeheurer Ballon vorspringend, unter ihm ein wahres Netz von Geleisen, auf denen lange Waggonreihen ihre Bestimmung erwarten, sei es zum mexicanischen Golf oder zu den Felsengebirgen, nach dem Osten oder dem Norden, bekundet er, daß diese Bewohner des Westens Ursache haben, stolz zu sein, in dieser weiten Ferne die schönste Binnenstadt der Welt zu besitzen.

Chicago ist in so vielen Sachen allen Andern voraus, daß es schwer ist, sie einzeln aufzuzählen. Der neue und gelungene Versuch, das Trinkwasser durch einen unter dem Michigan-See herlaufenden Tunnel zu beziehen, setzt in Erstaunen. Beinahe drei Jahre erforderte der Bau des Tunnels, der zwei Meilen weit unter dem See sich erstreckt.

Eine wichtige und interessante Arbeit ist insbesondere der **Washington-Straßen-Tunnel**, der den Zweck hat, Fuhrwerken und Fußgängern das Warten bei den zum Durchlassen der Schiffe geöffneten Brücken zu ersparen. Der Tunnel liegt so tief unter dem Boden des Flusses, daß er die Schifffahrt nicht im Geringsten beeinträchtigt.

Das wahrhaft erstaunliche Gemälde der seit dem letzten Brande ungemein schnell wieder hergestellten Stadt zeigt den Gegensatz zwischen dem im öffentlichen wie im Privatleben sich kund gebenden Geiste Chicago's, wie des Nordwestens überhaupt, und dem ruhigen, zufriedenen Philadelphia. Diese massiven Waarenlagerhäuser, diese palastähnlichen Wohnsitze, diese breiten, schönen Straßen, glatt wie ein Paradeplatz, diese prächtigen Kirchen, diese Börse, auf welcher 2500 Personen Getreide und Producte aller Art kaufen und verkaufen, sind beredte Zeugen der Energie und des Muthes der Handelswelt Chicago's.

---

391. St. Louis.

(Nach **Friedr. Münch**, der Staat Missouri, und **Franz Löher**, Land und Leute in der alten und neuen Welt, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Cincinnatier nennen ihre Stadt die „Königin des Westens", ein Amerikaner aber muß den andern übertrumpfen, also spricht man in **St. Louis** von der „Kaiserin des Westens". Den Kaisermantel wird die Stadt zwar noch lange nicht umthun, in ihren langen Gassen ist wenig Anderes bemerkenswerth, als daß die älteren Häuser solide und die neueren nach der einförmigen Backsteinmode gebaut sind. Aber einen Kaiserscepter hat St. Louis in Händen. Es beherrscht das ganze Mississippi-Thal, ein Reich, so weit, so erfüllt von natürlichem Reichthum, so durchzogen von den Lebens-

adern der Flüsse, wie kaum ein anderes Gebiet auf dem Erdballe. Es liegt zugleich nahe dem Zusammenflusse der größten Ströme des nördlichen Theiles dieses Continents, die tausende (englische) Meilen weit schiffbar sind und mit deren kleinsten nur die europäischen Flüsse sich vergleichen können; es liegt auf einer sanft abgedachten Ebene, die eine endlose Vergrößerung gestattet, aber auf felsenfestem Grunde, an dem Ufer des „Vaters der Gewässer" (des Mississippi), der fast vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden, den größten Theil des Jahres hindurch schiffbar, hinströmt. Es liegt nur wenige Meilen entfernt von der Mündung des gewaltigen Missouri, auf dem die Handelsgüter fast bis zum Felsengebirge schwimmen und der namentlich im Frühjahre bei der Schneeschmelze zahllose Baumstämme aus seiner Wiege in den Rocky Mountains herbeiführt, die der Schifffahrt kaum minder hinderlich sind, als im Winter die Massen von Treibeis; es liegt nahe der Mündung des Illinois, der eine Verbindung mit den fünf großen Seen sichert — nicht fern von der Mündung des „schönen Stromes" (des Ohio), welcher bis zum fernen Osten den Verkehr vermittelt, während durch den fast immer für die hiesigen Riesendampfer schiffbaren untern Mississippi die bequemste Verbindung mit dem Hauptstapelplatze des Südens (New-Orleans) und durch diesen mit Westindien, Mittel- und Südamerika und der alten Welt hergestellt ist. Außerdem laufen zahlreiche Eisenbahnen von allen Richtungen in St. Louis zusammen. Die reichsten Erzlager der Welt sind fast vor den Thoren der Stadt, und Kohlen kommen in jeder verlangten Menge entweder aus Missouri oder den Nachbarstaaten; es fehlt kein nothwendiges Material, und Nahrungsmittel für die Arbeiter können in keinem Theile der Union wohlfeiler in großer Masse geschafft werden. Daher die unabsehbare Reihe von Dampfschiffen, welche längs des hohen Quais das eine am andern liegen, daher das unaufhörliche Gewühl von Waarenkarren, Handlangern und Geschäftsleuten an dem Landeplatze. Ueber tausend Dampfschiffe befahren schon längst den Mississippi mit seinen Nebenflüssen, sie schaffen für St. Louis eine Zukunft, deren Reichthum sich nur erst andeuten läßt.

Die Stadt liegt mit ihren weißen Häusern am hohen Prairienrande, zu dessen Füßen der mächtige Mississippi flutet, welcher den tiefer gelegenen Stadttheil nicht selten (1844 zweimal) bis zum ersten Stockwerk der Häuser unter Wasser setzt. Sie hat in ihrem Aussehen etwas Europäisches, denn sie ist nicht so altstädtisch und schmutzig wie New-Orleans, nicht so regelrecht und sauber, wie Cincinnati. Etwas von europäischer Bildung und Behaglichkeit vereint sich hier mit dem rastlosen Handelsgeiste der Yankees.

Die Franzosen, welche 1764 die erste Blockhütte an dieser Uferstelle des Mississippi erbauten und dann vom östlichen Ufer des Stromes in bedeutender Anzahl einwanderten, weil ihr Gebiet von Frankreich an England abgetreten worden war, verschwinden mit jedem Jahre mehr in der Bevölke-

rung. Wie in New-Orleans und Montreal wissen sie sich des überall hin dringenden Amerikanerthums nur dadurch zu erwehren, daß sie sich in immer engere Familienkreise zurückziehen. Der Franzose liebt heitere Ruhe und gesellige Genüsse; der rastlose, immer schaffende, immer Pläne schmiedende Angelsachse ist ihm ein Greuel. In den mittlern und untern Classen der Bevölkerung gibt es nur noch wenige Franzosen, dagegen sind einige altfranzösische, reiche Familien eine Hauptstütze des Katholicismus.

Die Deutschen bilden seit etwa 1830 in St. Louis einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung; gedrängt wohnen sie jedoch nur rings um den Kern der Stadt herum, wo die Bauplätze nicht zu hoch im Preise sind, auch haben sie sich noch weiter am Flusse hinauf angebaut, wo eine Vorstadt „Neu-Bremen" heißt. Sie üben einen höchst wohlthätigen Einfluß aus zum Besten humaner Bildung und Gesittung; nur halten sie sich bei ihrer nationalen Bescheidenheit auch hier gewöhnlich in zweiter Linie. Unter sich zerfallen sie wieder in kleine Kreise, je nach religiöser oder politischer Uebereinstimmung, unter denen nicht selten lebhafte Fehde herrscht.

---

392. New-Orleans.

(Nach Friedrich Ratzel, Aus Amerika.)

New-Orleans, die Haupthandelsstadt im Süden der Vereinigten Staaten und Hauptstadt des einst französischen Staates Louisiana, liegt am linken Ufer des Mississippi, etwa 20 geogr. Meilen oberhalb seiner Mündung, zwischen dem 30. und 29. Breitengrade. Da in dieser Gegend bereits alles Land Deltabildung ist und die Ufer des Mississippi nur wenig über den mittlern Wasserstand hervorragen, so ist New-Orleans als Wohnstätte eben so schlecht gelegen, wie seine Lage für einen Handelsplatz vortrefflich ist; der letztere Vortheil hat aber alle Nachtheile überwunden. Nur in den ersten Jahren nach der Gründung (1718) wurde es bei einer Ueberschwemmung aufgegeben, bald aber wieder besiedelt, und seitdem ist es trotz Ueberschwemmungen und Krankheiten (bekanntlich ist es einer der Hauptsitze des gelben Fiebers) beständig gewachsen und hat allem Anschein nach noch ein bedeutendes Wachsthum vor sich.

Die Vortheile seiner Lage springen in die Augen, denn durch den Mississippi und dessen Nebenflüsse hat es Wasserstraßen, die bis in die Region der großen Seen und (durch den Ohio) bis in das pennsylvanische Kohlengebiet reichen, während eine der fruchtbarsten Regionen der Welt, die westindischen Inseln und Mittelamerika, ein paar Tagereisen vor seinen Thoren liegt. So ist es in die Mitte zwischen zwei großen und reichen Ge-

bieten gestellt, hat auf der einen Seite das getreide-, holz-, kohlen- und metallreiche Innere Nordamerika's, auf der andern die westindischen und mittelamerikanischen Länder mit ihren nie fehlenden Ernten von tropischen und subtropischen Producten, und in seiner nähern Umgebung eines der bedeutendsten Baumwollengebiete so wie Strecken mit sehr ergiebigem Reis- und Zuckerrohranbau. Es scheint, als ob schon der Austausch zwischen so reichen Gebieten eine große Handelsstadt in ihrer Mitte, gerade in der Lage von New-Orleans, erzeugen müsse, welcher dann durch die Ausfuhr der von allen Seiten und besonders aus dem weiten Hinterlande zuströmenden Producte eine der ersten Rollen im Welthandel zufallen müsse. Zum Theil hat sich dies bewahrheitet; aber Vieles ist nicht eingetroffen, was man besonders beim ersten fabelhaften Aufschwung der Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen für New-Orleans prophezeit hatte. Von den Nachwirkungen des Bürgerkrieges, der es härter als irgend eine andere Stadt im Süden traf, erholte es sich nur langsam. Dann ist das Innere der Vereinigten Staaten in viel ausgedehnterem Maße, als man früher voraussah, durch Eisenbahnen und Canäle nach der atlantischen Küste hin aufgeschlossen worden, und es gilt das ganz besonders von den fruchtbarsten und bevölkertsten Staaten, während das Gebiet westlich vom Mississippi und das Missourigebiet, welche von Natur am meisten nach New-Orleans hingewiesen sind, keineswegs so rasch in der Cultur fortschreiten wie etwa Indiana oder Illinois, was seine Wirkung auf ihre prädestinirte Haupthandelsstadt natürlich nicht verfehlt. Von den Staaten des Mississippigebietes endlich, die einst Sclavenstaaten waren, Louisiana voran, sind viele zerrüttet, verarmt und werden durch politische Wirren und unehrliche Verwaltung in der Entfaltung ihrer Hülfsquellen behindert, zumal vorübergehende Uebel, wie schlechte Ernten, Ueberschwemmungen, Verstopfung der Mississippimündung, sich im letzten Jahrzehnt verschworen zu haben schienen, das Gedeihen dieses Gebietes und seiner Hauptstadt zurückzuhalten. Doch bei den natürlichen Vortheilen der Stadt wird dies alles nur eine Verzögerung in ihrem Entwickelungsgange sein, da derselbe wesentlich vom Fortschritt der Gesammtcultur in den mittleren und südlichen Theilen Nordamerika's abhängt, welche bei allen einzelnen Schwankungen doch im Ganzen entschieden vorwärts geht.

Vor allen nordamerikanischen Städten hat New-Orleans den für den ersten Eindruck wichtigen Vorzug, daß seine breiteste und schönste Straße, die Canal-Street, welche zum Mississippi hinabführt, auch zugleich die belebteste ist. Sie schneidet, trotzdem sich die Stadt seit 50 Jahren um mehr als das Zehnfache ausgedehnt hat, noch immer durch die Mitte des „Halbmondes", in dessen Form New-Orleans den hier stark gekrümmten Mississippi umwachsen hat. Als Ausgangspunkt der zahlreichen Pferdebahnlinien, durch ihre Lage nahe bei den Bahnhöfen und den Landungsplätzen der Dampfer und Fähren, dadurch, daß sie das eigentliche Geschäftsviertel der Stadt durch-

schneidet und fast in jedem ihrer Häuser ein reich ausgestattetes Gewölbe beherbergt, wird sie in der That die Hauptlebensader der Stadt. Aber freilich muß man ihre Belebung mit amerikanischem Maßstab messen. Die Pferde-Eisenbahnen verdichten und beschleunigen den Verkehrsstrom in diesen ohnehin geräumigen Straßen ungemein und machen ihn dadurch natürlich nach außen weniger auffallend. Dieselben gehen still, ohne Gedränge und Verwirrung ihren Weg, und selten mischt sich ein Ein- oder Zweispänner oder ein Güterfuhrwerk darunter, denn der Gütertransport benutzt vorwiegend den Fluß, die Canäle und einige Nebenstraßen. Die Häuser sind mit geringer Ausnahme keineswegs Prachtbauten wie in den nördlichen und westlichen Großstädten der Union, sondern vorwiegend von bescheidenem Aeußern und selten mehr als drei Stockwerke über dem Erdgeschoß hoch. Nach amerikanischer Sitte springt häufig ein verandaartiger Vorbau aus Eisen über die ganze Breite des Fußweges vor und zieht sich oft bis zum Dache hinauf, vor jedem Stockwerk einen breiten Altan bildend; indem solche Vorbauten sich aneinanderschließen, bilden sie unten oft bedeckte Wege, unter denen bei starkem Sonnenschein und bei Regenwetter die Schaulustigen ungestört vor den großen Auslagefenstern hin- und herwandeln können. Die Querstraßen, welche rechts und links von Canal-Street abgehen, sind, so weit sie der alten Stadt angehören, eng, aber selten winklig; einige derselben, in denen ein sehr reges Geschäftstreiben herrscht und hohe Häuser stehen, erinnern ganz an die Geschäftsstraßen europäischer Handelsstädte.

Mit andern bedeutenden Seehandelsstädten des Südens, wie z. B. Mobile, theilt New-Orleans die weit vom Meer entfernte Lage; es wird aber kaum je die Wettbewerbung eines weiter seewärts gelegenen Platzes zu fürchten haben, da weiter hinab wohl da und dort noch ein trockenes Plätzchen für eine Pflanzerwohnung oder ein Vorrathshaus, nicht aber ein Bauplatz für eine große Stadt zu finden ist. Muß es doch durch ein ganzes System von Dämmen vor dem Mississippi geschützt werden, der schon bei ein paar Fuß Steigung der tiefgelegenen Stadt gefährlich wird. Auch die Epidemieen, denen New-Orleans ausgesetzt ist, das gelbe Fieber vor Allem, scheinen anzudeuten, daß die Stadt so weit in den Sumpf vorgeschoben ist, als nur irgend mit ihrer Lebensfähigkeit verträglich. Zur regenreichen Frühlingszeit geht man auf den Dämmen oder Bahnlinien, um von Ort zu Ort zu kommen, wenn man den Weg nicht zu Wasser machen kann, denn selbst die Landstraßen, deren Zahl gering und deren Beschaffenheit schlecht ist, stehen dann theilweise unter Wasser. Selbst der Verkehr in den Haupt- und Geschäftsstraßen wird bei einigermaßen starkem Regen schwierig und die Pferdebahnwagen rauschen, neptunischen Fuhrwerken gleichend, bis zur Achse im Wasser, durch die Fluten, daß es schäumt und über den Passagieren zusammenspritzt, welche beim Aussteigen sich durch eine Brandung aufs Trottoir retten müssen. Da diese öfteren kleinen Ueberschwemmungen bei der sehr flachen Lage der Stadt nicht

rasch genug ablaufen, um den Schlamm mitreißen zu können, sind sie keineswegs förderlich für den Gesundheitszustand, und am wenigsten, wenn ihnen eine grelle Hitze folgt, wie es im Sommer die Regel. Aber zum Glück ist New-Orleans größtentheils so breit gebaut, daß auch dieser Nachtheil durch luftiges, lichtes Wohnen einiger Maßen aufgewogen wird. Vielleicht trägt auch dies zum verhältnißmäßig günstigen Gesundheitszustande der Bevölkerung bei, daß nicht leicht Jemand, der irgend arbeiten kann, hier kärglich zu leben braucht. Im Ueberfluß kommen Lebensmittel aus dem Innern und aus Westindien herbei und der Golf nebst seinen Lagunen sendet eine Fülle gesunder Fische und anderer eßbarer Seethiere, während in Texas ein rindernährendes Land, ergiebig wie wenige, vor den Thoren liegt. Man gewinnt einen höchst erfreulichen Eindruck von der Fülle und Güte des Nothwendigen und Angenehmen, wenn man einen der Märkte besucht, deren eine ganze Anzahl in geräumigen, manchmal nicht unzierlichen Eisenhallen über die Stadt zerstreut ist. Schon der Reichthum schöner Früchte und Gemüse macht den Besuch einer solchen Markthalle interessant, mehr aber noch die Gestalten und das Gebahren des Volkes. Vor der Thür auf dem Pflaster sitzt z. B. eine Reihe von Indianerweibern mit Körben voll Brombeeren, die man, wie bei uns die Kirschen, wenn sie plötzlich in Masse erscheinen, täglich in Kuchen- und Musform ißt. Es sind kümmerliche Reste vom Stamme Atala's, die draußen in der Prairie ihr Zigeunerleben führen, und ihr Blut ist offenbar schon stark gemischt; sie haben eine gelbbraune Gesichtsfarbe. Von der lebhaften Heiterkeit der Neger, Mulatten und Creolen sticht ihr trübseliges, scheues Wesen scharf ab; das pechschwarze, oft stark fuchsige Haar haben sie auf dem Wirbel in einen Knoten gebunden, von dem es straff hinten hinabhängt. Sie fühlen sich selbst in dieser vielgemischten Menge fremd, in welcher der dunkelste Neger sich mit Behagen bewegt, und auch uns ist ohne jeden Gedanken an ihre dichterisch verherrlichte Vergangenheit ihre Gegenwart ein trauriger Anblick.

---

393. Die Mormonen.

(Nach Karl Andree, Geographische Wanderungen und K. Neumann, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.)

Die Mormonen oder die „Heiligen der letzten Tage" im Utahgebiete bilden ohne Zweifel eine der interessantesten Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Joseph (Joë) Smith, Stifter dieser Secte, war ein Yankee aus dem Staate Vermont. Man sagt, daß er als Schatzgräber umhergezogen sei; gewiß ist, daß sich früh in ihm eine excentrische religiöse Stimmung entwickelte. Schon in seinem 17. Jahre hatte er häufig „Erweckungen", betete

bange Nächte hindurch und suchte das Licht der Wahrheit. In der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, welche seinen Anhängern für ein heiliges Buch gilt, erzählt er, wie einst ein Strahlenglanz sein Gemach erhellt habe, wie ein Engel ihm erschienen sei, um ihn des wahren Glaubens theilhaftig zu machen, und wie derselbe ihm gesagt habe, daß auf Erden noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestand, habe die Satzungen geändert, den ewigen Bund gebrochen und den Glauben verderbt; deshalb sei sie von der Erde hinweggenommen worden. Aber er, Joseph, sei dem Herrn angenehm und solle ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's werden, um die Lehre wieder herzustellen und eine Kirche aus wahren Gläubigen zu bilden, welche dann den Herrn empfangen werde im tausendjährigen Reiche. Je stärker der Glaube sei, um so rascher werde dasselbe erscheinen. Er, der Engel Moroni, werde ihn leiten zum Hügel Cumora bei Palmyra im Staate New-York und ihm dort prophetische Urkunden (das Buch Mormon) geben über einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Jerusalem fortzog und in wunderbarer Weise über das Meer nach Amerika gelangte. Nach manchen Versuchungen durch Satan, denen Joseph widerstand, zeigte ihm der Engel einen steinernen Kasten; in demselben lagen als heilige Kleinode goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden und dessen Verfasser ein ägyptischer Jude Mormon im 5. Jahrh. n. Chr. sein soll. Joseph konnte jene Schriftzeichen lesen und übersetzen; er bekehrte einen Mann, Namens Cowdery, und ließ sich von diesem in Pennsylvanien im Susquehanna taufen. Die Geister des Moses und des Elias waren als Pathen zugegen, nicht minder jene der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes. Damit war Anno 1830 die „Epoche der neuen Kirche der Heiligen der letzten Tage" begründet!

Bald geriethen die Heiligen in allerlei Zwietracht mit den „Heiden", d. h. den Nichtmormonen, von welchen sie aus „Zion in Eden" vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Illinois, wo sie 1842 einen weithin sichtbaren Tempel bauten. Aber auch in Illinois zeigten die Heiden eine feindselige Stimmung und legten den Mormonen, theilweise mit Unrecht, schwere Verbrechen zur Last. Joseph wurde sammt seinem Bruder Hyrum, dem Patriarchen, zu Carthago in der Grafschaft Hancock ins Gefängniß geworfen, nachdem man ihn des Hochverraths angeklagt hatte. Noch ehe er sich vor Gericht vertheidigen konnte, stürmte eine gegen ihn äußerst erbitterte Volksmenge den Kerker und erschoß (1844) den Seher sammt dem Patriarchen. Damit hatte die „neue Kirche" ihre ersten Martyrer. Aber sie war deshalb nicht verwais't; sie schaarte sich alsbald um Joseph's Busenfreund und Vertrauten Brigham Young, seines Zeichens ein Zimmermann. Von nun an erhielt dieser die „Offenbarungen". Er prophezeite, daß die Heiligen, gleich den Israeliten, sich eine Zeit lang in die Wüste zurückziehen sollten, um Ge-

fahren zu bestehen und Heimsuchungen zu erdulden. Und als dann abermals eine Verfolgung über die Mormonen hereinbrach, beschlossen sie, im fernen Westen, jenseits der Hochgebirge, eine neue Heimat aufzusuchen. Sie wollten fortan jeden Verkehr mit den Nichtmormonen vermeiden und für sich allein leben.

So geschah denn jener Auszug der Mormonen nach ihrem gelobten Lande, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Einzelne Vorläufer wurden über die Prairieen und über das Felsengebirge gesandt, um eine ruhige Stätte zu suchen. Diese (143) Bahnbrecher entdeckten eine abgelegene Wüstenei mit grünen Oasen und bestellten dort flugs den Boden, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Die Mormonenmenge brach im Frühling 1846 von Nauvoo am Mississippi auf, wanderte durch Iowa, brachte in Elend und Entbehrungen einen harten Winter in den Indianer-Steppen zu und gelangte endlich auf zum Theil ganz unbetretenen Pfaden im Lande der Sehnsucht an. Ihre Freude steigerte sich, als sie in der Gegend manche Aehnlichkeit mit Palästina fanden. Nicht nur daß die Juden auch durch die Wüste hatten ziehen müssen und daß Moses eben so wenig Kanaan gesehen, als Joseph Smith den Salzsee, hatte dieser See keinen Abfluß zum Ocean, gleich dem Todten Meere; in ihn fließt ein klares Wasser, das sie den Jordan nannten, der aus dem Utah-See kommt, diesem „westlichen See von Tiberias". In dem allem sahen die Mormonen einen Fingerzeig vom Himmel. Was aber die Hauptsache war: dieses Thalbecken schien wie geschaffen für eine von der Welt ausgestoßene Secte: von den Culturländern im fernen Osten ist es durch weite Prairieen getrennt, zugleich an allen Seiten von hohen, wüsten Gebirgen umschlossen, deren wenig bekannte Pässe während der Wintermonate ganz ungangbar sind; kein Fluß durchbricht diese Ketten, um einen Weg zum Ocean zu finden. Hier beschlossen die „Heiligen des jüngsten Tages", ihre Hütten aufzuschlagen, die natürliche Oase in ein Culturland umzuwandeln und nach ihren Satzungen ein Gemeinwesen zu begründen, welches, durch eigene Kraft gestützt, des Verkehrs mit Andern entrathen könnte. Das rasche Aufblühen der Mormonen-Colonie zeigt, was ein beharrlicher Sinn zu leisten vermag. Doch ihre Hoffnung auf vollständige Abschließung ging nicht in Erfüllung; die Entdeckung des Goldlandes in Californien zog den Strom der Goldjäger durch ihr Gebiet und zuletzt nahm sogar die Pacificbahn ihre Richtung durch dasselbe!

Die Mormonen nennen selber ihr Land Des-er-et; das mystische Wort ist ihrem Buche Mormon entlehnt und soll „Land der Honigbiene" bedeuten. In ihren staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche ein eng zusammenhangendes Ganze bilden, tritt das theokratische Element entschieden hervor und überwiegt alles Andere. Denn an der Spitze der Mormonen-Hierarchie stehen drei Personen der Präsidentschaft, welche „den ersten drei Präsidenten der apostolischen Kirche", Petrus, Jakobus und

Johannes, nachgebildet sind. Die zweite Stufe besteht aus den zwölf Aposteln des apostolischen Collegiums; dann folgen die Hohenpriester, Aeltesten, Bischöfe, Lehrer und Diaconen, die Evangelisten und Missionare. Der seltsame Eclecticismus dieser Heiden ist zusammengewürfelt aus brahminischer Mystik, neuplatonischen und gnostischen Ansichten, mohammedanischen und christlichen Lehrsätzen. Auch die Lehre Zoroaster's findet Analogieen, denn die Mormonen haben Wesen, welche an Ormuzd und Ahriman erinnern; nicht minder glauben sie an eine Seelenwanderung. Dazu kommen noch manche Sätze aus der sogenannten spirituellen Philosophie der Nordamerikaner über Verwandtschaft der Geister und Sympathie der Seelen.

Die Hauptstadt Neu-Jerusalem, welche die „Heiden" Great Salt-Lake City nennen, hat eine herrliche Lage, nahe dem 70 englische Meilen langen Salzsee, am rechten Ufer des Jordan. Durch die Stadt fließt unablässig im Winter wie im Sommer klares Wasser, das durch sinnreich und zweckmäßig angelegte Gräben durch alle Straßen, und zwar an beiden Seiten hin, geleitet worden ist und allen Gärten und Feldern die erforderliche Feuchtigkeit mittheilt. Durch die Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern in Gärten und vor den Häusern ist Salt-Lake City eine wahrhaft liebliche Stadt geworden, deren Anblick um so mehr erfreut und überrascht, weil der Reisende wochenlang durch kahle, sonnenverdorrte Gegenden wandern muß, bevor er das Thal erreicht. Diese Mormonenstadt ist in der That ein Diamant der Wüste. In Neu-Jerusalem soll sich der große Tempel erheben, welcher, den Mormonen zufolge, an Großartigkeit und Pracht alle anderen Gebäude der Welt übertreffen wird; und nur erst, wenn das tausendjährige Reich anbricht, soll noch ein Heiligthum erstehen, gegen das selbst er verschwindet; zu demselben ist ein Platz in Jackson County, Staat Missouri, auserkoren worden, auf derselben Stelle, wo Adam's Paradies war. Aber dieser Tempel wird erst errichtet, wenn die Zeit sich erfüllt hat; bis dahin werden Licht, Wahrheit und der rechte Glaube von dem Tempel am Salzsee über die Welt ausstrahlen.

---

394. Californien.

(Nach K. Andree, Geographische Wanderungen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Californien bildet den ersten Kern zu einem angelsächsischen Reiche am großen Weltmeere. Seit 300 Jahren kennt man seine Gestade, vor etwa 100 Jahren erhielt es die ersten weißen Ansiedler, aber erst seit Jahrzehenten ist es dem Weltverkehr erschlossen, von Eisenbahnen durchschnitten und mit blühenden Städten bedeckt worden.

Im Februar 1848 trat Mexico das Land an die Union ab. Seit

Californien nordamerikanisch war, strömte die Einwanderung dem Lande in erhöhtem Maße zu, bevor noch Gold gefunden war. Der fruchtbare Boden und die ausgedehnten Weidegründe lockten den Ackerbauer, die sicheren Häfen und die vorzügliche Handelslage zogen den Kaufmann an. Als dann das edle Metall entdeckt ward und die Nachhaltigkeit der Schätze keinem Zweifel unterlag, lenkte sich eine neue Völkerwanderung nach dem westlichen Dorado. Zuerst waren die Mexicaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon und Eingeborene der Sandwichs-Inseln; Tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge der Sierra Nevada, oder über Panama, oder auf dem Wege um das Cap Horn; endlich stellte auch Australien sein Contingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tausenden. Dazu rechne man die eingeborenen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, die Neger, Mulatten und Mestizen, und man wird gestehen, daß ein bunteres Gewirr verschiedener Racen und Volksthümlichkeiten nicht zu denken ist. Ein ähnliches Schauspiel, wie Californien es in ethnologischer Beziehung darbot, hatte die Geschichte nie zuvor gekannt.

Es würde in jedem alten europäischen Staate Mühe kosten, hunderttausend Abenteurer aus allen fünf Erdtheilen in Band und Zaum zu halten, obwohl man über Polizei und bewaffnete Macht verfügt; in Californien war es doppelt schwierig, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Glücklicher Weise überwog bald die Zahl der eigentlichen Amerikaner, welche dorthin gekommen waren, um sich dauernd niederzulassen, nicht um Raubbau auf Gold zu treiben, alle übrigen Nationalitäten; endlich wirkte selbst das Gold zur Aufrechterhaltung der Gesetze, denn wer etwas besaß, wollte das, gleichviel ob leicht oder mühsam, erworbene Metall behalten; auch um mehr gewinnen zu können, verlangte er Schutz für seine Person. So ist es erklärlich, daß Richter Lynch aushalf, wenn die Behörden zu schwach oder zu pflichtvergessen waren, um dem Verbrecher Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Man übte rasche Justiz und erreichte seinen Zweck. In San Francisco bildeten sich Ueberwachungs- und Sicherheits-Ausschüsse, um Räuber, Mörder und Brandstifter zu bestrafen und die Abenteurer aller Art in Schranken zu halten. Der Bundes-Congreß genehmigte (1850) die Aufnahme in die Union nach langen und heftigen Erörterungen, und Californien schickt seitdem seine Senatoren und Repräsentanten nach Washington.

Man hat Californien mit Italien verglichen, mit dem es allerdings in Bezug auf Flächenraum, Klima und Erzeugnisse manche Aehnlichkeit darbietet; aber es ist keine auf drei Seiten vom Meere umflossene Halbinsel und hat auch im Binnenlande eine ganz verschiedenartige Gebirgs- und Stromentwickelung. Die bunte Mannichfaltigkeit des Landes, die Abwechse-

lung von Hügel, Thal und Ebene, die malerische Landschaft, die Menge kleiner Flüsse und Bäche und der kräftige Baumwuchs am Abhange der Gebirge wird von allen Reisenden hervorgehoben; sie erstaunten insbesondere über die gewaltigen Fichten, welche sich bis zu einer Höhe von 100 Meter erheben. Der ganzen Küste entlang laufen Höhenzüge, welche das innere californische Thal von dem Gestade trennen. Dieses etwa 100 deutsche Meilen lange Thal bildet die berühmte californische Goldregion. Die zahlreichen Gefließe, die von den schneebedeckten Höhen der Sierra Nevada herabfallen, und die Regenbäche, die gleichfalls tiefe Schluchten in das Gestein gerissen und gewaschen haben, lagern eine große Masse fester Bestandtheile an den Hügeln ab, welche sich am Fuße des Gebirges gebildet haben. In diesen und am Ufer wie im Bette der Flüsse und Bäche liegen die ungeheuren Goldschätze, welche seit 1848 zu Tage gefördert wurden. Das Gold wird hier theils aus Goldwäschen, theils durch Bergbau auf goldführende Quarzgänge gewonnen.

Die Bedeutung, welche Californien für den Welthandel und die Industrie in allen Theilen der Erde gewonnen hat und noch weiter gewinnen wird, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die stetigen Erträgnisse von Silber, Kupfer und Quecksilber wiegen die Abnahme der Goldproduction in wohlthätiger Weise auf. Auch die Ernten an Feldfrüchten, Wolle, Wein und Tabak fangen an bedeutende Dimensionen anzunehmen. Das „goldene Thor", welches den Eingang zur Bucht von San Francisco bildet, ist in der That eine Pforte, durch welche der Verkehr von und nach Asien eröffnet wird. Dieses Wasserbecken hat in keinem andern Erdtheile ein Seitenstück und steht in der That einzig da.

---

395. San Francisco.

(Nach Hammann-Haffmann, Californien, Nevada und Mexico, und Alexander Freiherr v. Hübner, Ein Spazirgang um die Welt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nicht selten hat sich die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums eines ganzen Staates an einen einzigen Küsten-Einschnitt, an einen vortrefflichen Natur-Hafen geknüpft, so an der Westküste Europa's an die Bai von Lissabon und an der Ostküste Amerika's an die von Rio de Janeiro. Aber auch auf der fast ganz buchtlosen Westküste der nordamerikanischen Union findet sich als einzige Ausnahme eine von allen Seiten geschützte Bai mit bequemem Zugange und trefflichem Ackergrunde. An dieser Bai, dem „goldenen Thore" zu einem großen Staate, der von ihr aus ins Innere des Landes hineinwuchs, entstand seit der Entdeckung der californischen Goldlager (1848)

die schönste und blühendste Handelsstadt der gesammten pacifischen Küste Amerika's, San Francisco (abgekürzt: Frisco), die Nebenbuhlerin New-Yorks, der östlichen Metropole der Union. Auch ohne den Metallreichthum des Hinterlandes würde San Francisco, wenngleich langsamer, zu ähnlicher Höhe herangewachsen sein. Denn kein Ort an der ganzen Westküste von Nord- und Südamerika ist so durch seine Lage zum Weltemporium bestimmt; keiner hat den schönen Hafen aufzuweisen, in dem alle Flotten der Welt Schutz finden würden, keiner das reiche Hinterland der californischen Thäler und Gebirge. Zugleich ist San Francisco das vornehmste Thor für die Verbindung Nordamerika's mit Ostasien, welches ihm seine Producte und Auswanderer zuführt. Die nördlichen Gegenden des Stillen Oceans, vor Allem die Amurländer und die andern russischen Besitzungen fanden hier die Quelle der Zufuhren, auf die sie angewiesen sind; China, die südamerikanischen Küstenländer und die Inseln der Südsee sind bedeutende Consumenten für die Producte der Staaten und Territorien des westlichen Unionsgebietes geworden. Endlich ward San Francisco durch die Vollendung der transcontinentalen Pacificbahn einer der wichtigsten Plätze für den Transithandel zwischen den östlichen Staaten der Union einerseits und dem östlichen Asien, Indien und Australien andererseits.

In Folge der überstürzenden Hast, womit die Anlage der Stadt betrieben wurde, erhielt dieselbe eine Anzahl krummliniger, enger Straßen mit schlechtem Gefälle und ungeschickter Verbindung, mit Häusern von Brettern, Balken und Leinwand, die später zum Theil wieder niedergerissen und neu angelegt wurden. Der neuere Theil der Metropole ist in großem Stil wohnlich in Squares und Blocks (quadratförmige Häuserinseln) abgetheilt, wovon jeder Würfel gegen die Innenseite seine Höfe, Gärten und Promenaden hat. Die Häuser gehen selten über zwei Stockwerke hinaus, und zwar wegen der häufigen Erdbeben, von denen die junge Stadt schon wiederholt erschüttert worden ist.

Da der der Bai zugewandte Strand bei San Francisco sehr seicht ist, so hat man hölzerne Brücken, Warfts genannt, weit in die Bai hineingebaut, an denen die Schiffe anlegen. Um jedoch für den Verkehr zwischen der Stadt und den Schiffen mehr Raum zu gewinnen, wird die ganze Seefront der Stadt mit einem steinernen Quai umschlossen, dessen Kosten auf 3½ Millionen Dollars veranschlagt sind. Blickt man den Strand entlang auf- oder abwärts, so gruppiren sich die vielen an den langgestreckten Warfts liegenden Dreimaster, Briggs, Clippers, Schooner, Barken u. s. w. zu einem eigentlichen Wald von Masten, der hier und da unterbrochen wird durch einen dickleibigen Schlot, aus dem weiße und schwarze Rauchwolken emporsteigen. Landeinwärts vor der ersten Häuserreihe sind Wagen der verschiedensten Art und Construction aufgestellt, mit denen die Omnibus der Pferde-Eisenbahn rivalisiren, die in regelmäßigen Zwischenräumen von

bestimmten Sammelpunkten abgehen. Ueberall reges, lautes, buntes Leben. Auf den Uferterrassen bewegt sich ununterbrochen der Verkehr mit Landesproducten aller Art, als sprechendes Zeugniß für den außerordentlichen Reichthum des Landes.

San Francisco ist stolz auf seine Schulen, und darf es mit Recht sein, denn es hat solche mit einer wahren Munificenz und Liberalität gegründet und dotirt. Auch blüht in diesem jungen Gemeindewesen das Vereinsleben ganz außerordentlich. Es gibt dort mehr als 60 verschiedene Corporationen mit geselligen, wissenschaftlichen und Wohlthätigkeitszwecken. Diese Brüderschaften und Gesellschaften haben hier weit mehr, als in Europa, einen öffentlichen Charakter. Eine jede hält im Verlaufe des Jahres verschiedene Umzüge, bei welchen, wie auch bei den pomphaften Beerdigungen der Vereinsgenossen, Insignien und Auszeichnungen zur Schau getragen werden. So ziehen die Freimaurer mit ihren seidenen Schürzen, mit Hammer und Winkelmaß aus.

Nirgends findet sich das Straßenleben bunter gemischt, als in großen Seestädten; aber San Francisco überbietet im Verkehr seiner Montgomerystreet Alles, was Residenzleben und Seestadtleben vereint irgendwo an den Tag legen. Weder in Paris, noch in London, noch in New-York fließt der Menschenstrom in so interessanter und bilderreicher Mischung von Typen aller Völkerstämme. In seinem vollen Glanze und seiner höchsten Steigerung erscheint das bunte Stadtleben an schönen Abenden, wenn die Kühle eingetreten ist. Das große Geschäft ist dann geschlossen, die Fabriken, die Werkstätten und Baustellen sind verlassen, das Transportfuhrwerk hat sich vermindert; Reich und Arm ist in den Straßen, die Ladies in reicher Toilette am Arm ihrer Beschützer, die gesammte elegante und nicht elegante Jugend der vielen Comptoire, der Arbeiter, der sein buntes Flanellhemd (die Blouse ist verpönt) mit dem Tuchrock vertauscht und seinen Sonntagshut aufgesetzt hat, Alles spazirt auf den breiten Trottoirs, die theils mit Asphalt, theils mit Holz belegt sind, oder verweilt an den Schaufenstern der Prachtmagazine. Die kleine Industrie sucht sich geltend zu machen: überall an den Straßenecken sind Verkaufstische errichtet, Tombolas, kleine Auctionen; Wunderdoctoren stehen hinter ihren Quacksalbertöpfen und suchen mit amerikanischer Zungenfertigkeit die Menge zu bethören; auch fehlen die Savoyarden als Orgelspieler nicht, um mit ihren indolenten Physiognomieen die Meisterstücke italienischer Künstler abzuleiern, wie man behauptet, für Rechnung von Gesellschaften, die sie auf Erwerb aussenden. Ein Volksleben geringerer Art entwickelt sich in der Kearnystreet. Dort drängt sich das gemeine Volk, Soldaten, Matrosen um die offenen Buden der Schacherjuden, die ihre Waaren ausrufen, mit einander markten, unter sich die Preise steigern und sich dabei mit schlechten Witzen überbieten, oder in die Tanzlocale und Wirthschaften. Auch aus dem wegen Unsicherheit verrufenen Chinesen-

Quartier tönt schon von Weitem toller Lärm von hölzernen und kupfernen Schlaginstrumenten, vermischt mit ohrenzerreißendem Geheul, welches zu den Theatern des himmlischen Reiches, zu Jongleurs- und Marionetten-Spielen einladet. So findet Jeder nach seiner Art Erholung und Ergötzlichkeit. Dieser Carneval belebt San Francisco volle 365 Tage im Jahre und jeder Tag bringt ihn in neuen Gruppirungen und neuen Bildern.

In allen materiellen Dingen bemerkt man hier den äußersten Fortschritt. In öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Comptoiren und Werkstätten finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik, welche in den sinnreichen Köpfen der alten Welt oder Neu-Englands entsprungen sind, sofort ihre Anwendung in großem Maßstabe. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation, bei uns noch in der Kindheit, unübertroffen. Die wahren Amerikaner, die Familien aus den „Staaten", die Yankees, obwohl in der Minderzahl, sind die eigentlichen Träger des Fortschrittes, sie regeln den Großhandel, aber sie beherrschen nicht mehr den Platz; Europäer (besonders Irländer) und Chinesen ringen mit ihnen um den Vorrang. Auch Deutschland bereichert diese kosmopolitische Bevölkerung mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Söhne. Diese sind, wie überall, arbeitsam, nüchtern und sparsam und begnügen sich mit einem geringern Lohne ihrer Mühen. Sie bleiben Deutsche, während ihre Landsleute in den östlichen und Mittelstaaten sich schon in der zweiten Generation amerikanisiren. Man trete hier in ein deutsches Comptoir, und man wird sich in Bremen oder Hamburg glauben.

Den wichtigsten Zweig der in stetem Aufschwunge begriffenen Industrie bilden die Wollen-Manufacturen, denen die zahlreichen Heerden den Stoff liefern. Die Seiden-Industrie verspricht gute Resultate; am meisten zurück sind die Baumwollfabriken. Ueberhaupt aber scheint der Gewerkthätigkeit eine große Zukunft bevorzustehen. Weder Capitalien, besonders englische, fehlen, noch treffliche Arbeiter, namentlich chinesische, die in den Baumwollfabriken sehr gesucht sind. Jeder der großen Steamer, die zwischen Hongkong und San Francisco auf- und absegeln, bringt 800—1200 gelbe Passagiere mit, und man rechnet bereits zwei Gelbe auf einen Weißen. Ja, Irländer, Deutsche und Chinesen scheinen berufen, auf californischem Boden zu gedeihen, um vielleicht eines Tages das anglo-amerikanische Element an Macht und Einfluß zu überflügeln.

---

396. Die Territorien der Vereinigten Staaten.

(Nach Karl Friedr. Neumann, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Weise, wie in Nordamerika die Ansiedelungen immer weiter gegen Westen vorgeschoben werden, steht in der Weltgeschichte einzig da. Leute unternehmenden Geistes ergreifen Besitz von den menschenleeren Gauen im fernen Westen: sie fällen die Bäume des Urwaldes, ziehen Furchen in die mit hohem Gras überwachsenen Prairieen, bauen Häuser, pflanzen Gärten, umzäunen die Felder. Unterdessen erreicht sie die Flut der massenhaften Auswanderung; Aecker, Häuser, Wiesen und Gehölze steigen im Werthe, die Vorangezogenen verkaufen sie den Nachkommenden, ziehen, mit Geld reichlich versehen, weiter nach Westen und kaufen um geringen Preis ganze Landstrecken von der Regierung. In solcher Weise geht es längere Zeit fort, bis die ersten Abenteurer die Landesgrenze längs des Stillen Oceans erreichen. Das ist die Art, wie seit dem Beginne der Union, selbst schon zu den Colonialzeiten, Tausende und abermals Tausende ihre Lage verbesserten, die Größe und die Macht ihres Vaterlandes erhöhten und zugleich die Räume der Civilisation erweiterten. Manchmal sieht man auf einem und demselben Grundbesitz die Zeichen der verschiedenen Stufen oder Classen der Ansiedler dicht neben einander stehen: die erste rohe Hütte aus runden unbehauenen Stämmen mit einem hölzernen Schornstein; dann das Haus von zugehauenen Hölzern, bedeckt mit Schindeln, endlich das bequeme steinerne Gebäude, ausgestattet mit allen wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen der Civilisation.

Territorien nennt man diejenigen neuen Provinzen, welche durch Eroberung, Kauf oder Vertrag in den Besitz des nordamerikanischen Freistaates gelangt und noch nicht durch Parlamentsacte in die Zahl der „Staaten" aufgenommen sind. Dies geschieht in der Regel, sobald sie 60,000 Männer über 25 Jahre haben. Bis dahin senden sie einen „Delegirten" ohne Stimmrecht zur Volksrepräsentation in Washington. Die Regierung der Territorien besteht in einem Statthalter, seinem Rathe und Secretär, welche sämmtlich vom Präsidenten der Union auf 4 Jahre ernannt werden.

Nachdem Neu-Mexico im Jahre 1874 in die Reihe der Staaten aufgenommen worden, ist Utah das älteste der noch bestehenden Territorien (1850 organisirt), jene öde Steinwüste, in welcher die Mormonen (s. S. 535) oder „die Heiligen des jüngsten Tages" ohne Ermächtigung vom Congresse einen Staat, „Deseret", gegründet haben. Die der nationalen Legislatur zu Washington übersandte Constitution ihres „Staates" fand keine Beachtung, und Utah blieb ein Territorium, von welchem ein Streifen Landes in der Breite eines Grades und in der Länge des ganzen Territoriums weggenommen und dem westlich angrenzenden Staate Nevada hinzugefügt wurde. Auch wurde

ein vorzüglich gegen die Mormonen gerichtetes Gesetz zur Verhütung und Bestrafung der Polygamie erlassen.

Im J. 1853 ward das Territorium Washington am Großen Ocean errichtet mit der Hauptstadt Olympia und einer Universität zu Seattle. Einzelne Goldminen waren bereits seit längerer Zeit bekannt; während der letzten Jahre sind deren sehr viele und äußerst ergiebige aufgefunden worden, namentlich an den Zuflüssen des obern Columbia; doch ist auch ihr Ertrag, wie der in Californien, im Abnehmen begriffen.

Von den drei im J. 1861 errichteten Territorien: Colorado, Nevada und Dakota sind die beiden ersten bereits als Staaten aufgenommen und Dakota ist als Territorium übrig geblieben mit der Hauptstadt Yankton am Missouri. Im J. 1862 kamen Minengräber aus dem Territorium Colorado nach Dakota, begannen zu schürfen und fanden bald Gold in großen Massen, was dann viele andere Goldjäger anlockte. Der größere Theil dieses Golddistrictes, den die Arbeiter den nordwestlichen District benannten, gehört jetzt zu dem neuen Territorium Idaho.

Im J. 1863 wurde die westliche Hälfte des (ehemaligen) Territoriums Neu-Mexico als ein besonderes Territorium Arizona organisirt. Dessen größte Anziehungskraft besteht in seinem Reichthum an edlen Metallen: Gold und Silber, Quecksilber und Kupfer werden in Masse vorgefunden. Kaum Wochen vergehen, wo nicht Minen entdeckt werden, welche an Ergiebigkeit den besten in Californien, Idaho und Colorado gleich kommen. In dem Berichte eines Deutschen aus dem J. 1864 heißt es: „das Gold liegt dort in Körnern, oft bis zur Größe von Haselnüssen, so daß, wer einiges Glück hat, in ein paar Wochen Tausende von Dollars gewinnen kann.“ Natürlich erschöpft sich der so zu Tage liegende Goldvorrath bald, und die Hauptsache bleibt immer die Bearbeitung des goldhaltigen Gesteins. Aber eben dieses zeigt sich in Arizona so außerordentlich reich, daß man Anstand nehmen müßte, die davon gemachten Schilderungen zu glauben, wenn nicht die Original-Quarzstücke nach San Francisco geschickt worden wären, die einen Goldgehalt von 1500 Dollars auf eine Tonne (2240 Pfd.) Gestein aufweisen.

Ebenfalls 1863 ist das Territorium Idaho (d. h. „Edelstein des Gebirges“ in der Sprache der hier wohnenden Indianer) aus Districten der benachbarten Territorien abgezweigt worden, und schon im folgenden Jahre wurde aus der nördlichen Hälfte dieses damals größten, aber am wenigsten bewohnten aller Territorien (15,672 □-M.) ein besonderes Territorium Montana gebildet. Die Golddistricte Idaho's in den Felsengebirgen gehören zu den reichsten auf der Erde. Die dortigen Minen lieferten schon im J. 1864 durchschnittlich jede Woche ¼ Million Dollars und seitdem sollen noch ergiebigere Minen sowohl in Idaho wie in Colorado entdeckt worden sein. Auch werden die Thäler am Fuße der goldreichen Gebirge als frucht-

bar und äußerst lieblich, das Klima als angenehm und gesund geschildert; ausgedehnte, für den Ackerbau trefflich geeignete Ländereien ziehen sich vom Fuße der Gebirge gegen O., längs der vielen Zuflüsse des Yellow Stone.

Das bei Weitem größte von allen Territorien ist Alaska am Behrings-Meer, welches die ehemals russischen Besitzungen in Amerika (27,158 geogr. □-M.) umfaßt und von der Union durch Britisch-Columbia getrennt wird. Bei seiner nördlichen Lage (größtentheils zwischen 60°—70° n. Br.) ist es sehr wenig cultivirt, obgleich es von dem mächtigsten aller in den Großen Ocean mündenden Flüsse, dem freilich bis Ende Mai von der Quelle bis zur Mündung mit Eis bedeckten Yukon (2000 engl. M. lang, 1—5 M. breit) durchströmt wird. Es wird nur von 70,000 Indianern (noch nicht 3 auf 1 □-M.) bewohnt. Die Russen hatten (doch nur bis 64½° n. Br.) einige wenige Handelsposten als Centralpunkte für den Pelzhandel mit den Indianern theils an der Küste des Großen Oceans, theils auf den davor liegenden Inseln errichtet. Erst seitdem die Telegraphenverbindung zwischen Amerika und Asien eine genauere Durchforschung der unwirthlichen benachbarten Gestade beider Erdtheile nothwendig machte, und seitdem in Folge des Uebergangs in den Besitz der Union die wachsenden Handelsinteressen eine nähere Untersuchung der zu den indianischen Binnenstämmen führenden Land- und Wasserstraßen erheischten, begann die wissenschaftliche Forschung den winterlichen Schleier, welcher jenen unermeßlichen Raum umhüllt, zu lüften. Im December und Januar sinkt hier die Temperatur unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers.

Das jüngste Territorium, Wyoming (d. h. ebenes Land), ist aus der nördlichen Hälfte von Colorado gebildet und, wie dieses, reich an Metallen, Kohlen, Salz und Oelquellen.

---

b. Mittelamerika.

397. Das Hochland von Mexico.

(Nach Ed. Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico.)

„Unter allen der Krone Spanien unterworfenen Ländern“, sagt Alex. v. Humboldt, „dürfte das Königreich Neu-Spanien den ersten Rang einnehmen, sowohl wegen seiner Territorial-Reichthümer als wegen seiner dem Handel mit Europa wie mit Asien gleich günstigen Lage. Die Masse der Bildung ist zugleich hier größer als in andern spanischen Colonieen. Zwar gibt es in Mexico manche unfruchtbare Gegenden, welche des Wassers ermangeln und von Vegetation entblößt erscheinen, aber wenn wir die Größe

der Bevölkerung des Landes, die Anzahl der bedeutenden Städte, welche hier einander nahe liegen, den ungeheuren Werth der hier gewonnenen edlen Metalle, seinen Einfluß auf den Handel Europa's und Asiens betrachten, und den Zustand von Uncultur dagegen halten, der uns in andern spanischen Colonieen so auffallend entgegentritt, so müssen wir den Vorzug gerecht finden, welchen Spanien Mexico vor seinen übrigen Besitzungen eingeräumt hat."

Mexico gehört hinsichtlich seiner äußern Gestaltung unstreitig zu den merkwürdigsten Ländern des Erdbodens. Es ist ein ungeheurer, durch vulkanische Kräfte emporgetriebener Erdrücken, der sich zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean hinzieht und erst da abzudachen oder sich in mehrere Gebirgsketten zu zerspalten anfängt, wo das Land eine größere Breite gewinnt. Dieser Erdrücken ist die Fortsetzung der Anden von Südamerika, deren Ketten auf dem Isthmus von Panama einen 100 bis 200 M. hohen Granitrücken bilden, welcher dem Andrange zweier Meere Trotz bietet.

Wenn auch die Gebirgskette von Mexico als eine Fortsetzung jener erscheint, welche unter dem Namen der Cordilleras de los Andes ganz Südamerika von Süd nach Nord durchschneidet, so ist doch der Bau derselben südlich und nördlich vom Aequator ganz verschieden. Auf der südlichen Halbkugel sehen wir die Cordilleren allenthalben durchfurcht von tief eingeschnittenen Quer- und Längenthälern, welche aussehen, als seien sie durch gewaltsame Spaltung der Gebirge entstanden. Man findet hier vollkommen ebene Landstriche in großer absoluter Höhe (3000—4000 M.). Diese Bergplatten von Cundinamarca, Quito und Peru sind zwar sehr eben, haben aber nicht über 42 Quadrat-Leguas Ausdehnung. Schwer zu ersteigen, durch tiefe Thäler von einander getrennt, von hohen Bergfirsten umfangen, stehen sie unter einander in keinem Zusammenhange. In Mexico dagegen sehen wir den Hauptrücken des Gebirges selbst die Hochebene bilden. Weit ausgedehntere und eben so gleichförmige Bergplatten liegen nahe zusammen und folgen einander vom 18. bis zum 40. Breitengrade in ununterbrochener Reihe, nur von einzelnen höheren Kegeln und Bergzügen überragt. Die Richtung der Bergplatten bestimmt gleichsam den ganzen Lauf der Gebirgskette. Die 5000—6000 Meter hohen Kuppen liegen theils auf der Hochebene zerstreut, theils sind sie in Züge geordnet, deren Richtung aber keineswegs immer mit dem Streichen der ganzen Cordillerenkette parallel läuft. In Peru, Quito, Cundinamarca 2c. sind, wie gesagt, die Bergplatten durch Querthäler getrennt, deren senkrechte Tiefe zuweilen 1500 M. beträgt und deren steile Gehänge man nur zu Maulthier, zu Fuß oder gar von Indiern auf dem Rücken getragen erklimmen kann. In Mexico dagegen hangen die Bergplatten so zusammen, daß von Tehuantepec bis in das Gebiet der Vereinigten Staaten Räderfuhrwerk rollen könnte. Auf dieser ganzen ungeheuren Strecke setzt die Natur der Anlegung guter Fahrstraßen vergleichungs-

weise nur geringe Schwierigkeiten entgegen. Die Bergplatten erhalten sich in ihrer Reihenfolge auf einer ansehnlichen und sehr gleichförmigen Höhe.

So sehr die Structur des Innern von Mexico den Binnenverkehr zwischen seinen verschiedenen Staaten und Provinzen begünstigt, so große Schwierigkeiten hat die Natur der Verbindung des Innern mit den beiderseitigen Küsten fast allenthalben entgegengesetzt. Von den Grenzen der Hochebene stürzen sich die östlichen und westlichen Abhänge der Gebirge, außerordentlich steil und schwer zu ersteigen, gegen die Küstenebenen hinab. Schroffer und kürzer noch als der Abfall gegen den Großen Ocean ist, wenigstens bis zum 27° nördl. Br. hinauf, die Abdachung gegen den mexicanischen Meerbusen. Von den 110 Leguas, welche man von der Hauptstadt Mexico bis zum Hafen Veracruz rechnet, liegen fast 60 auf der Hochebene. Der übrige Theil des Weges fällt rasch und ununterbrochen ab bis zum Ufer des Meeres.

Die höchsten, bis zur Linie des ewigen Schnees hinan und darüber hinaus reichenden Berggipfel Mexico's liegen in der schmalen Zone zwischen 18° und 19° nördl. Br., und zwar in einer Linie, deren Streichen die Richtung der Längenaxe der Cordilleren beinahe rechtwinklig durchschneidet. Fast alle höheren Bergspitzen in dieser Zone sind entweder noch brennende Vulkane oder die Krater auf ihren Gipfeln, ihre ganze Gestalt und die vulkanischen Bildungen, von welchen sie bedeckt und umlagert sind, machen es wahrscheinlich, daß ehemals unterirdisches Feuer in ihrem Schooße verborgen gewesen. Der Hauptvulkan von **Jorullo** erhebt sich in einem beinahe eine Legua weiten Thale. Am 29. September 1759 erhob sich ein Landstrich von fast 2 Quadrat-Leguas in Form einer Blase um 160 M. über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Im Osten des gehobenen Landstriches sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 400—500 M. über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentlich sogenannte große Vulkan von Jorullo. Um diese größeren Feuerberge her erhoben sich Tausende von kleinen Kegeln, 2—3 M. hoch, jeder ein Vulkan, Flammen und Schwefeldampf ausstoßend. Die Indianer, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulkans, verließen Anfangs alle Dörfer im Umkreise von 7—8 Leguas von den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran und kehrten zu ihren verlassenen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben, sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstriche, dem man den Namen **Malpais** gegeben, während mehrerer Jahre nach der Eruption völlig unbewohnbar wegen der daselbst herrschenden großen Hitze (43°).

Auf den Umstand, daß die meisten und größten Vulkane Mexico's zwischen dem 18. und 19° nördl. Br. sich erheben, und daß auch der Vulkan von Jorullo in derselben Parallele dem Schooße der Erde entstiegen ist, gründete Alexander v. Humboldt die Vermuthung, daß in der genannten

Parallele, in großer Tiefe im Innern der Erde, eine von Ost nach West, auf eine Länge von 146 Leguas fortstreichende Höhlung sich finde, über welche, die äußere Kruste der Porphyrfelsen durchbrechend, das vulkanische Feuer sich zu verschiedenen Zeiten Luft gemacht habe.

---

398. Die Hauptstadt Mexico.

(Nach Hermann Hoffmann, Californien, Nevada und Mexico, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das alte aztekische Mexico war gänzlich von den Wassern zweier Binnenseen, Tezcuco und Chalco, umgeben, und die Inselgruppe, auf welcher es gebaut, nur durch einzelne Dämme mit dem Festlande verbunden. Im Laufe der Zeit ist der Chalco seicht geworden, die Wasser haben sich zurückgezogen und wurden mehr und mehr von den Ausfüllungen und neuen Bauten verdrängt. Nur der westliche Theil des jetzigen Mexico wird heute noch vom Chalco benetzt, über dessen Spiegel den Verkehr mit dem Lande Tausende sich kreuzender Canoes vermitteln. Dieser See hat jedoch weder directe Zuflüsse noch einen sichtbaren Abfluß; seine Ufer sind seicht und sumpfig; ungesunde Dünste erfüllen die Atmosphäre mit Fieberluft, so daß Mexico, obgleich mehr als 2400 M. über dem Meeresspiegel gelegen, keineswegs als ein gesunder Aufenthalt bezeichnet werden kann. Aber trotz alledem ist es eine prächtige Stadt, die stolze Metropole eines Volkes von Cavalieren, mitten in den Schooß einer großartigen Natur gelegt, im Angesichte der gigantischen Cordilleren, die in malerischer Gruppirung den Horizont in einem Umfange von 60 Stunden umspannen. Im Süden erheben die beiden Vulkane, der kegelförmige Popocatepetl (= rauchender Berg) und der Iztaczihuatl (= die weiße Frau) ihre majestätischen Häupter, deren Scheitel mit ewigem Schnee bedeckt ist, und welche bei Sonnenuntergang in purpurnem Feuer erglühen. Ueberall an den Hängen der Hügel und über die weite Ebene von Techuochtitlan finden sich Landhäuser, Dörfer, Klöster, Capellen mitten in das frische Grün eingestreut; dunkle Baumgruppen, glänzende Wasserbecken, sandige Wege, die das Land wie Silberschnüre durchziehen; Alles trägt dazu bei, in reizender Weise das große Landschaftsbild zu bereichern.

Die Stadt selbst bildet ein beinahe rechtwinkliges Viereck; die breiten, schnurgeraden Straßen kreuzen sich ebenfalls rechtwinklig von Nord nach Süd und von Ost nach West. Die eigenthümliche Bauart der Häuser im maurisch-hispanischen Stil, die vielen unregelmäßig angebauten Balcone, die flachen Dächer und die bizarren Verzierungen, die zwischen hineingestellten Kirchen und Klöster — das Alles gibt dem etwas monotonen Stadt-Plane Leben und Bewegung. Hauptsächlich aber trägt auch das bewegte Straßenleben

zur Erheiterung dieses Stadtbildes Vieles bei. Denn von nah und fern strömt das Volk täglich nach der Hauptstadt, um zu kaufen oder zu verkaufen, und wer das nicht bezweckt, kommt gleichwohl. Diese Leute belegen vom frühen Morgen an Märkte und Straßen mit ihren Producten und Arbeiten; da sitzen oder liegen sie herum, kochen und essen im Freien, treiben allerlei Kurzweil unter sich, begaffen das Treiben der Stadtleute, die es lieben, ein Gegenstand der Bewunderung zu sein, und kehren am Abend wieder heim. Dieses bunte Volksleben, überspannt vom reinsten, blauen Himmelsgewölbe, wie es nur hoch gelegenen Gegenden gegönnt ist; dazu die Beleuchtung einer tropischen Sonne mit all den brennenden Farben und wechselnden Tinten verwebt sich zum reizendsten Gemälde.

Der Knotenpunkt, wo die bedeutendsten Straßen zusammenlaufen, ist die Plaza de Armas oder Plaza mayor. Sie bildet ein mächtiges Viereck, im Norden von der Kathedrale, an den drei übrigen Seiten von öffentlichen Gebäuden begrenzt, im Innern Lustgärten, Paradeplätze, schattige Alleen enthaltend. Die Kathedrale de San Domingo steht auf einer erhöhten Estrade und imponirt mehr durch ihre massige Construction aus Porphyrquadern als durch Reinheit des Baustils. Die Westseite des Platzes nimmt der Palazio ein, in dessen erstem Stock der Präsident der Republik wohnt, während die anderen Räumlichkeiten die Bureaux der Minister und der Legislatur enthalten. Gegen Osten und Süden machen das Ayuntamiento (Stadthaus), das Portal de las Flores und die Portales de los Mercadores (weitläufige Bazars) gegen die Plaza Front. Vom frühen Morgen bis in die Nacht wogt in diesen Portales buntes mexicanisches Volksleben. — In die Plaza münden 6 der schönsten Straßen, unter denen die Calla de los Plateros (Silberarbeiter) die größten und schönsten Verkaufs-Magazine enthält, an welcher auch der mit Sculpturen fast überladene Palast des ehemaligen Kaisers Iturbide († 1824) liegt.

Ein zweites Monument aus der neuern Geschichte Mexico's steht auf der Plazuda, die Bildsäule des Priesters Hidalgo, welcher im Jahre 1810 erst im Stillen mit seinen Gleichgesinnten den Abfall Mexico's von der spanischen Herrschaft vorbereitete, dann an der Spitze von 80,000 Mann das Land erobernd durchzog und sich selbst in der Hauptstadt eine Zeit lang behauptete, bis seine Truppen und Freunde ihn im Stiche ließen und er als Hochverräther erschossen wurde.

Am westlichen Ende der Stadt liegt die Alameda, ein vom spanischen Vicekönig Velasquez zu Anfang des 17. Jahrh. angelegter und seitdem stets ausgebildeter Park, der in länglichem Viereck ein Terrain von mehr als 20 Morgen bedeckt. Sie ist rings von Mauern und Gräben eingeschlossen und durch 6 Thore zugänglich. Vier breite Alleen durchschneiden den Park in seiner ganzen Länge, von welchen sich 24 Diagonalwege abzweigen, welche sich durchkreuzen und eben so viele Dreiecke bilden. Mit

vollem Recht ist die Alameda der Stolz der Mexicaner, die allerdings einen schönen Theil ihres Lebens, von Kindesbeinen an bis ins hohe Alter, in ihren Schattengängen zubringen.

Von einer weiter führenden Promenade, dem Poseo, welche mit der großen Reiterstatue des Kaisers Iturbide geschmückt ist, hat Kaiser Maximilian mit großem Kostenaufwande eine schöne Fahrstraße mitten durch sumpfiges Terrain bis zum Schlosse Chapoltepec angelegt, das er für seine Gemahlin Charlotte neu herrichten und mit den Anlagen eines botanischen und eines zoologischen Gartens versehen ließ; doch sind nach seinem Sturze († 1867) alle diese schönen Schöpfungen wieder zerstört, der Garten verwüstet und die wilden Thiere verschachert worden!

Der Nähe dieses kaiserlichen Schlosses, auf einem vereinzelten Porphyrhügel, wo einst die Residenz Montezuma's stand und an feenhafter Pracht ihres Gleichen suchte, verdankt wohl das Städtchen Tacubaya sein Emporblühen als Sommeraufenthalt der angesehensten Familien der Hauptstadt, nicht allein wegen der reinen Luft und des wohlthätigen Schattens, sondern auch wegen seiner Lage an der Eisenbahn von Mexico nach Chalco, welche Maximilian I. 1865 mit großem Pomp eröffnet hat.

---

399. Die Weltlage Central-Amerika's.

(Nach K. Andree, deutsche Bearbeitung von E. G. Squire, die Staaten von Central-Amerika.)

Die mittelamerikanische Landenge von Yucatan bis Panama ist von der Natur in so hohem Maße bevorzugt, wie wenige andere Regionen. Kein Land in irgend einem Erdtheile kann sich einer vortheilhafteren Weltlage rühmen. Central-Amerika verwirklicht in Bezug auf seine Lage die alte Vorstellung von einem Centrum, einem Mittelpunkt der Erde, denn es bildet den Knotenpunkt der Welthandelsstraßen. Es verknüpft die beiden großen Halben des amerikanischen Festlandes mit einander. Die ausgedehnten Gestade an beiden Oceanen besitzen gute, zum Theil vortreffliche Häfen. Die westliche Seite ist dem Großen Ocean zugewendet und ermöglicht bequemen Schifffahrtsverkehr mit den pacifischen Inselfluren, mit ganz Ost-Asien und Ostindien, mit der Küste des amerikanischen Festlandes von Californien und Oregon bis Chile. Die östliche Küste wird vom Caribischen Meere bespült und ist von den großen Emporien am mexicanischen Meerbusen, am nördlichen Atlantischen Ocean und den Antillen her leicht zugänglich. Central-Amerika liegt recht eigentlich in der Mitte zwischen Ost-Asien und Australien einerseits und West-Europa andererseits. Mit Recht hat man gesagt, daß es vorzugsweise zu einem Welt-Passagelande bestimmt sei.

Mit gleichem Rechte ist behauptet worden, daß dieses Land in Bezug auf seine physische Erscheinung und die Gestaltung seiner Oberfläche gleichsam einen Inbegriff und Auszug aller andern Länder und Klimate der Erde darbiete. Dicht neben einander liegen hier Hochgebirgsketten, einzeln emporragende vulkanische Spitzberge, hohe Tafelländer, Tiefthäler, breite, fruchtbare Ebenen und ausgedehnte Alluvionen. Dazu kommen große, schöne Seen und majestätische Ströme, ein üppig wucherndes Thier- und Pflanzenleben, und alle klimatischen Abstufungen von der heißen Zone bis zur erfrischenden Kühle eines ewigen Frühlings. Die große Cordillere läuft auch hier, wie in Südamerika, in der Nähe der Küsten des Stillen Weltmeeres, aber die Kette ist mehrfach unterbrochen; sie bildet einzeln liegende Gebirgsreihen, isolirte Erhebungen, Hügelgruppen und Knoten, und zwischen diesen hindurch finden die Ströme aus den Hochthälern des Binnenlandes ihren Weg zu dem einen oder andern Weltmeer. Aus dieser Configuration des Geländes ergibt sich, daß die größte Masse der Alluvionen am mexicanischen Golf und am Karibischen Meer liegen muß. Hier fällt in größerer oder geringerer Menge das ganze Jahr hindurch Regen, der Pflanzenwuchs ist ungemein üppig, das Klima heißfeucht und somit auch ungesund. Dagegen ist die pacifische Abdachung vergleichsweise trocken und gesund, und dasselbe gilt von den hochliegenden Gegenden im Innern.

Central-Amerika hat drei deutlich markirte Mittelpunkte der Erhebung, durch welche bis zu einem gewissen Grade die politischen Eintheilungen bedingt worden sind. Das erste Centrum wird gebildet von der großen Ebene oder dem durchbrochenen Tafellande von etwa 1300 M. Meereshöhe. Dort liegt die Stadt Guatemala; dort entspringen die beiden Ströme Usumasinta und Tabasco und fließen nach Norden in den mexicanischen Meerbusen. Ihre Quellgewässer verschlingen sich mit jenen des Motagua oder Gualan, welche nach Osten hin dem Golf von Honduras zufallen, und mit den kleineren Gefließen, welche nach Westen hin in das Stille Weltmeer sich ergießen.

Honduras wird von einer Gebirgskette eingenommen, welche vom Großen Ocean aus gesehen wie eine gewaltige Mauer erscheint; sie vertheilt sich aber in zahlreiche Ausläufer und kleinere Verzweigungen nach Norden und Osten, gleichsam wie die Finger einer ausgebreiteten Hand. Zwischen diesen Ketten und manchmal von Hügeln völlig umschlossen, liegen mehrere breite Thäler oder Ebenen von verschiedener Bodenerhebung. In ihnen sammeln sich die Gewässer von tausend kleinen Rinnsalen; sie bilden viele Flüsse, welche nach Norden und Osten hin in die caribische See, nach Süden und Westen in den südlichen Ocean fallen.

Zwischen diesem Centrum der Bodenerhebung und dem dritten, nämlich jenem von Costa Rica, liegt das Becken der Nicaragua-Seen mit seinen grünen Abhängen und sanft gewellten Ebenen. Den Kern der Erhebung in Costa Rica bildet der in ihrer Mitte emporragende Vulkan von Cartago. Dort

nimmt die Cordillere ihren Charakter einer großen zusammenhängenden Gebirgsbarrière eine Strecke lang abermals auf, fällt jedoch bald wieder ab und bildet auf der Landenge von Panama nur niedrige Hügelketten.

Central-Amerika ist unendlich reich an Producten; es hat alle Erzeugnisse der Tropen und des gemäßigten Himmelsstriches, es eignet sich in gleicher Weise zur Plantagenwirthschaft, welche Baumwolle und Zucker in den Handel liefert, wie zum Ackerbau in mitteleuropäischer Weise; es hat ausgedehnte Wiesenflächen, auf welchen das Hornvieh gedeiht, es besitzt Hochweiden für die Schafzucht und ist ungemein ergiebig an werthvollen Mineralien, insbesondere an edeln Metallen. Dazu kommt, und dieser Umstand fällt hauptsächlich schwer ins Gewicht, das überall im Hochlande ganz vortreffliche und gesunde Klima, welches dem europäischen Arbeiter ohne Nachtheil für seine Gesundheit sogar den Anbau des Kaffee's möglich macht. Nur das Flachland am Atlantischen Ocean ist ungesund, der schmale Gestadesaum am Großen Ocean zu heiß und die große Querspalte von Nicaragua eine Heimat gefährlicher Fieber. Aber die Hochflächen und Gebirgsthäler in Costa Rica wie in Nicaragua, in San Salvador und vor Allem auch in Honduras und Guatemala lassen in klimatischer Beziehung nichts zu wünschen übrig.

In der Bevölkerung von Central-Amerika ist das indianische Element das überwiegende. Die große Mehrzahl der aus europäischem Blute abstammenden Personen wohnt an der pacifischen Abdachung, dagegen ist die atlantische Seite entweder unbewohnt oder wird von Indianern durchzogen. Die Spanier fanden zur Zeit der Entdeckung zwei von einander ganz verschiedene Bewohnergruppen. Auf den Hochebenen, im Binnenlande und auf der pacifischen Abdachung, wo verhältnißmäßig wenig Regen fällt, das Klima daneben kühl und gesund ist, lebte eine zahlreiche Bevölkerung, welche in der Gesittung ziemlich weit vorangeschritten war und geordnete Staaten bildete. Auf der atlantischen Abdachung dagegen fanden die Entdecker dichte Urwälder, niedrige Küsten mit Sümpfen und Lagunen, dazu eine brennend heiße Sonne und ungesunde Miasmen; hier streiften wilde Stämme umher, die keinen festen Wohnsitz hatten, sich von dem nährten, was Wald und Feld freiwillig darbot oder was sie als Beute vom Fischfang und der Jagd in ihre Hütten heimbrachten. Sie waren ohne gesellschaftlichen Verband und ohne eine eigentliche Religion. Die Spanier hielten sich nicht dabei auf, einen ungleichen Kampf gegen die wilde Natur auf der atlantischen Seite zu führen, sondern siedelten sich in den trocknen, gesunderen, ihnen in jeder Beziehung mehr zusagenden Ländern im Innern und auf der pacifischen Küste an. Das Moskitogestade wird noch jetzt von Wilden durchschwärmt, an welchen die Berührung mit civilisirten Menschen im Laufe von drei Jahrhunderten nichts geändert hat. Dagegen lebt im Staate San Salvador eine im Verhältniß zum Flächeninhalt doppelt so zahlreiche Volks-

menge als in irgend einem andern Theile des spanischen Amerika, ja, sie ist relativ so groß als jene von Neu-England.

Der Schwerpunkt für die Gesittung liegt demnach in Central-Amerika auf der pacifischen Seite. Californien, der größere Theil von Mexico und außerdem einige südamerikanische Staaten werden über kurz oder lang dahin kommen, daß sie eine ähnliche Stellung gewinnen, wie Westindien sie Europa und den Vereinigten Staaten gegenüber einnimmt. Sie werden aber den Vortheil haben, daß sie Passageländer sind und vielleicht den Handel zwischen der östlichen und westlichen Halbkugel über ihr Gebiet lenken. Ihr Geschick ist schon in ihren Küstenumrissen klar vorgezeichnet, und nicht minder in ihrer Oberfläche wie überhaupt in ihrer geographischen Lage.

400. Die fünf Republiken Central-Amerika's.

(Nach Karl Andree, deutsche Bearbeitung von E. G. Squier, Die Staaten von Central-Amerika, und Karl Scherzer, Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Geschichte der Republiken in dem vormals spanischen Amerika bildet zu jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen schneidenden Gegensatz. Hier machen sich die Parteien (der „Republikaner" und der „Demokraten", s. S. 525) Luft in der Presse, auf der Rednerbühne sowohl in Volksversammlungen als in den gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten und im Congreß zu Washington; in letzter Instanz entscheidet über den Sieg einer Partei allemal die Wahlurne. Die Parteiwogen gehen in Amerika fast immer mit hoher Flut, aber die Vereinigten Staaten haben in dem ganzen Jahrhundert seit der Unabhängigkeits-Erklärung nur einmal einen blutigen Bürgerkrieg und einen Angriff auf die Unionsverfassung erlebt. Ganz anders im spanischen Amerika. Hier kennt man kein Parteileben im nordamerikanischen Sinne. Denn jede Partei (die „Servilen" wie die „Liberalen") ist unduldsam, will dem Gegner keine freie Meinungsäußerung gestatten, verkümmert ihm die politischen Rechte und behandelt jeden Widerstand als Hochverrath, der mit Verbannung oder Tod bestraft wird. Daher kommt es, daß das spanische Amerika seine blutigen Aufstände und Revolutionen nach Hunderten zählt.

Spanien hatte seine Colonieen stiefmütterlich behandelt, den Verkehr der Colonieen untereinander verhindert und namentlich das Vicekönigreich (oder Generalcapitinat) Guatemala, welches sämmtliche fünf jetzige Republiken von Central-Amerika umfaßte, den Fremden so hermetisch verschlossen, daß im Laufe des ganzen achtzehnten Jahrhunderts kaum ein Ausländer dasselbe

besucht hat; selbst die Einwanderung aus Spanien war nur ausnahmsweise und unter vielfachen Beschränkungen gestattet. Schon die Umwälzungen in Nordamerika und Frankreich brachten neue Anschauungen unter die Creolen, aber der Gedanke an Trennung von Spanien und an Unabhängigkeit kam erst zur Reife, als Spanien eine Cortesverfassung erhalten hatte und den Colonieen die politische Gleichstellung mit dem Mutterlande verweigerte. Erst 1821 erklärten die Vertreter des Volkes im Palaste der Audiencia zu Guatemala das Land für unabhängig. Diejenigen, welche sich mit der neuen Ordnung der Dinge nicht befreunden wollten, wanderten unbelästigt nach Cuba oder nach Spanien aus. Und nun begann der halbhundertjährige Kampf der Servilen und Liberalen über die Verfassung, wobei jene die Herstellung eines unabhängigen mittelamerikanischen Königreichs versuchten, diese aber die Republik proclamirten. Eine 1824 von einer constituirenden Versammlung angenommene Verfassung schuf Central-Amerika in einen Bundesstaat (Föderation) um und blieb trotz mancher Mängel 10 Jahre in Geltung, im Allgemeinen mit wohlthätigem Einflusse auf Land und Leute. Als jedoch die Liberalen glaubten, die Servilen unschädlich gemacht zu haben, geriethen sie unter sich in Spaltungen über die Machtvollkommenheit der Bundesregierung und trennten sich in „Centralisten“ und „Föderalisten“. Seitdem folgte eine Revolution der andern; nach mehrjähriger Anarchie löste sich die Bundesrepublik auf (1839) und die 5 Staaten, nun vereinzelt, waren die Beute der Factionen und kecker Parteiführer.

Die nördlichste der 5 Republiken heißt **Guatemala**, nach der größten Stadt des Landes, in welcher auch früher der spanische Vicekönig residirte. In den späteren Wirren liefen hier alle Fäden der über ganz Mittelamerika verzweigten servilen Partei zusammen. Diese Hauptstadt ist bereits die vierte ihres Namens. Denn die ursprüngliche Indianerstadt, 7 Meilen nordwestlich von dem jetzigen Guatemala Nueva, wurde schon bei der ersten Eroberung des Landes durch die Spanier zerstört, dann 1527 zwischen den beiden Vulkanen de Fuego und de Agua der Bau einer neuen Stadt begonnen, diese aber schon 1541 durch eine ungeheure Wasserflut verwüstet, welche sich im erstorbenen Kraterringe des (4500 M. hohen) Vulkan de Agua angesammelt zu haben scheint und am Ende der nassen Jahreszeit (September) in einer Nacht unter Donner und furchtbaren Erdstößen vom Berge herabstürzte. Die neue Residenz ward eine Legua ostwärts von der zerstörten, aber ebenfalls in der Nachbarschaft zweier Vulkane angelegt, an der Stelle des jetzigen Antigua. Durch ein heftiges Erdbeben (1773) ward auch diese Stadt, deren Bewohner sich wegen des Beharrens auf dem gefährlichen Boden den Beinamen der „Unverbesserlichen“ zugezogen hatten, dem Erdboden gleich gemacht und 9000 Einwohner unter den Trümmern begraben. Die am Leben Gebliebenen zogen mit den Behörden in das 9 Stunden nordwestlich gelegene Dorf Hermitage, wo 1775 auf Befehl Karl's III. der Grundstein der heutigen

Stadt gelegt wurde. Dieses Guatemala Nueva scheint durch seine abgesonderte Lage auf einer dürren, unangebauten Hochebene den Wirkungen des unterirdischen Feuers enthoben, leidet aber fortwährend durch heftige Bodenerschütterungen, denen auch entfernte Landestheile unterworfen sind, weshalb auch die Häuser nur ein Stock hoch und mit dicken Mauern gebaut werden.

Die Republik **Honduras** grenzt nur mit einer kleinen Strecke (von 60 engl. Meilen) an den Großen Ocean, und auf dieser Strecke fehlt die vulkanische Küstenkette; statt ihrer treten hohe vulkanische Inseln in der Fonseca-Bai auf. Die Oberfläche und Bodenerhebung des Landes ist sehr mannichfaltig: es besitzt breite, dichtbewaldete Alluvionen an den Küsten, fruchtbare, hohe Thäler mit weiten Wiesenflächen, ausgedehnten Ebenen, Gebirge mit waldreichen Terrassen bis zum Gipfel, reichliche Bewässerung durch zum Theil ansehnliche Flüsse, die größten Abstufungen des Klima's, den verschiedenartigsten Boden und eine große Fülle werthvoller Producte. An Mineralschätzen übertrifft es alle Länder Central-Amerika's; aber in Folge der politischen Zerrüttungen ist eine Grube nach der andern in Verfall gerathen und verlassen worden, zum Theil auch, weil man die Erze nicht zu behandeln verstand oder weil dieselben bei dem überaus trostlosen Zustande der Wege nicht fortgeschafft werden konnten. Vor Allen ist das nach der Hauptstadt **Comayagua** benannte Departement reich an Silbergruben. Auf dem ungemein fruchtbaren Boden der fast 2000 M. hoch gelegenen Ebene von Comayagua lebte früher eine zahlreiche Bevölkerung. Man findet noch Ueberreste von alten indianischen Städten mit terrassirten Erdaufwürfen (Tumuli) und 300—400 pyramidenartigen Bauwerken, welche wohl zugleich zur Vertheidigung und zu religiösen Zwecken gedient haben mögen.

San Salvador, der kleinste (nur 345 □-M.), am dichtesten bevölkerte (600,000 Einw., also fast 1700 auf einer □-M.) und zugleich cultivirteste der 5 Freistaaten Central-Amerika's, grenzt nur an den Stillen Ocean. Zwischen der (160 engl. Meilen langen) Küste und der Cordillerenkette dehnt sich ein herrliches, breites, vom Rio Lempa durchströmtes Thal aus, welches einen der fruchtbarsten Landstriche Central-Amerika's bildet. Auf dem Kamm des Plateau von San Salvador erscheinen zahlreiche isolirte Vulkane aufgesetzt; außerdem gibt es noch viele erloschene Krater, Schlammvulkane und schwefelige Quellen, welche der Volksmund „Infernillos" nennt. Seit die Föderation (1839) in Trümmer zerfallen ist, war San Salvador unter allen 5 Staaten der am freisinnigsten regierte und erfreute sich nächst Costa Rica am meisten der Ruhe und geordneter Zustände. Die Universität des Landes ist nächst Guatemala die am besten geleitete in Central-Amerika. Das werthvollste Product des Landes ist der Indigo, welcher im Handel unter dem Namen Indigo de Guatemala deshalb vorkommt, weil früher unter der spanischen Herrschaft die gegenwärtigen 5 Provinzen den gemeinsamen Namen Vicekönigreich Guatemala führten. Auch ein Theil des sogenannten „Peruvianischen Balsams",

dessen Wunderkraft mehr in öffentlichen Blättern angepriesen als durch Erfolge bestätigt erscheint, kommt von der Küste San Salvador's, welche deshalb auch „costa del Balsamo“ heißt; derselbe wird häufig erst von dort nach Peru verschifft, ehe er seinen Weg in die europäischen Apotheken findet.

Die Hauptstadt San Salvador wurde auf einer fruchtbaren Hochebene (700 M. über dem Meere) am Fuße eines Vulkans durch eine Anzahl aus dem benachbarten Guatemala eingewanderter Spanier gegründet (1528) und zur Erinnerung an einen entscheidenden Sieg über die Eingeborenen am 6. August 1526 „Salvador“ genannt, weil die katholische Kirche an diesem Tage die Verklärung des Erlösers feiert. Sie war auf 18,000 Einwohner angewachsen, als sie am Abend des Ostertages 1854 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört wurde. Wenn bei dieser Katastrophe verhältnißmäßig nur wenige (200?) Menschen ihr Leben einbüßten, so muß dieses bloß dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Bevölkerung durch zahlreiche vorausgegangene Erdstöße (am Grünen Donnerstag allein 60) gewarnt worden und schon größtentheils nach allen Richtungen hin ausgewandert war. Mit ihren zusammengerafften Habseligkeiten hatte sie sich in improvisirten Laubhütten (innerhalb vier Pfählen mit einem Dache von Palmblättern), wie in großen Lagern, niedergelassen.

Nicaragua, der größte (2736 □-M.) und bedeutendste Freistaat Central-Amerika's, unterscheidet sich von dem übrigen Mittelamerika (einschließlich Mexico) durch das große Senkungsbecken der beiden Seen von Nicaragua und Managua, durch welches ein Schifffahrts-Canal über diesen Theil des amerikanischen Continents allein möglich wäre. Der einzige Abfluß des Nicaragua-Sees oder der Rio San Juan, der ins Caribische Meer fließt, zugleich der einzige Fluß Amerika's, der die Cordillerenkette wirklich durchbricht, ist nicht ohne Untiefen und Stromschnellen, welche seine Bedeutung für den Weltverkehr wesentlich verringern, könnte aber immerhin theilweise für den künftigen Ocean-Canal benutzt werden; auch der Hafen von S. Juan del Norte oder Greytown läßt zwar Manches zu wünschen übrig, ist aber doch einer der besten an der atlantischen Seite. Am Stillen Ocean dagegen besitzt Nicaragua gute Häfen und besonders an der herrlichen Fonseca-Bai sichere Zufluchtsstätten für die größten Handelsflotten, so daß dieser Isthmus schon deshalb eher zu einem Weltpassagelande bestimmt scheint, als der von Panama, der zu beiden Seiten nur schlechte, unsichere Ankerplätze besitzt.

Der Sitz der Regierung von Nicaragua ward 1854 aus dem revolutionssüchtigen Leon nach einer kleinern Stadt verlegt, wie in Canada (s. S. 502), und zwar nach Managua im Süden des gleichnamigen Sees. Die frühere Hauptstadt liegt in einer fruchtbaren, aber heißen Ebene zwischen dem Managua-See und dem Stillen Ocean, nicht gar fern von der berühmten Vulkanreihe der öden Marabios. Keine Stadt ist durch politische Katastrophen schrecklicher heimgesucht worden, insbesondere durch die Schauerscenen des

Bürgerkrieges (zwischen den Anhängern der aristokratischen Partei und den Liberalen) von 1823, der hier mit einer Art von Bartholomäusnacht begann und etwa 1000 Privat- und viele öffentliche Gebäude den Flammen preisgab. Noch zeugen viele prächtige Kirchen, die Trümmer von Palästen und andern öffentlichen Gebäuden, welche ganz oder halb Ruinen sind, von dem frühern Reichthum Leon's, wo sich nächst Guatemala das erste Patriziat aus den neuspanischen Eroberern gebildet hatte und besonders der Clerus reich und mächtig war. Die Kathedrale gilt für das bedeutendste Bauwerk im ganzen spanischen Amerika, obgleich die Höhe nicht im Verhältnisse zur Breite und Ausdehnung steht, wahrscheinlich wegen der häufigen Erdbeben, denen sie auch bis jetzt getrotzt hat. Bis auf die jüngste Zeit wurde sie bei jedem Bürgerkriege als Citadelle benutzt (General Munoz, der Führer der Demokraten, ließ das Dach derselben mit Kanonen besetzen, 1849), während die Calvarienkirche gewöhnlich das Hauptquartier der entgegengesetzten Partei war, so daß der Kampf in den verbarricadirten Straßen zwischen beiden Kirchen hin- und herschwankte.

Costa Rica, der südlichste der 5 Freistaaten, nimmt in Bezug auf Größe (1011 □-M.) den vorletzten Rang unter denselben ein, steht aber in Bezug auf Fülle, Ueppigkeit und Dichtigkeit einer großartigen Pflanzenwelt oben an. Die den Landschaftsbildern so günstige plastische Bodenform der Stufen und Terrassen erreicht hier eine merkwürdige Ausbildung: ein Amphitheater tropischer Pflanzenformen erhebt sich auf den Felsenstufen, ein Wald über dem andern in eben so reizenden als imposanten Gruppen und von einer malerischen Wirkung, welcher in den einförmigen Waldlandschaften an den großen Seen Nicaragua's und am Stillen Ocean nichts gleich kommt. Dagegen ist die cultivirte Flora Nicaragua's in manchen Gegenden reicher, am reichsten in dem Indianerdorf Rindiri zwischen den beiden großen Seen Nicaragua's. Orangenbäume von unglaublicher Größe und Pracht sind hier ganz überschüttet mit Goldfrüchten (einzelne geben Ernten von 10,000 Früchten und mehr); die saftigen Früchte der dunkelgrünen, laubreichen Mangobäume wachsen in solcher Menge, daß man die herabgefallenen den Schweinen und Hühnern überläßt. Dazu die melonenartigen, etwas länglichen Früchte der Papayas, die Ananas, in Reihen den Boden dieser Indianergärten bedeckend, und die noch feineren Anonen von der Größe eines Apfels — überhaupt die köstlichste Frucht des tropischen Amerika — dies Alles, eingerahmt von 6—7 M. hohen Cactussäulen, die Alex. v. Humboldt mit Orgelpfeifen verglichen hat, und die man vielleicht mit den Säulenreihen in den Ruinen Palmyra's vergleichen könnte. Diese starren Grenzwächter des indianischen Zaubergartens werden noch überragt von den Bananen oder Paradiesfeigen, dem unentbehrlichen Baume des Tropenbewohners, selbst des Indianers, über welche schließlich noch die bedeutend höheren Cocospalmen ihre gekrönten Häupter erheben. Doch fehlt

ein unentbehrlicher Schmuck zu einem vollkommenen Naturgemälde: der bewegliche grünblaue Meeresspiegel, die geschwungenen Contouren eines hohen Gebirges im Hintergrunde und die Majestät eines feuchten Urwaldes als coulissenartige Decoration, wie wir sie bei Tarcoles an der Westküste Costa Rica's vereinigt schauen. Das Klima ist auf dieser pacifischen Seite wie auf den Tafelländern Costa Rica's im Innern kühl und gesund, dagegen an der atlantischen Seite heißfeucht und ungesund; die Regenzeit dauert am Stillen Weltmeere und im Innern von April bis November, an der atlantischen Küste umgekehrt von November bis Februar. Ohne Zweifel würden deutsche Ansiedler auf der Hochebene von Costa Rica, welche weder die peinliche Hitze eines pennsylvanischen Sommers noch den Frost eines nordischen Winters kennt, sich vortrefflich befinden, und es wird wohl einmal die Zeit kommen, in welcher die deutsche Auswanderung jene ungemein günstig gelegenen Länder mehr berücksichtigt, als das bisher der Fall war.

401. Westindien.

(Nach Jegór v. Sivers, Cuba, die Perle der Antillen, Alexander Ziegler, Skizzen einer Reise in Nordamerika und Westindien, und mehreren Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Den zahlreichen, Mittelamerika gegenüberliegenden, von Unter-Florida bis zu den Orinoco-Mündungen sich erstreckenden Inselgruppen ist der ursprüngliche, von Columbus ihnen beigelegte Name Indien geblieben. Um Mißverständnisse zu beseitigen, fand man es aber bald nothwendig, „West“ hinzuzufügen und „West-Indien“ zu sagen. Nach der fabelhaften Insel Antilla (wahrscheinlich eine Corrumpirung der platonischen Atlantis) werden sie auch Antillen genannt und in Große und Kleine Antillen unterschieden. Ihre Eintheilung in „Inseln unter dem Winde und gegen den Wind“ (windward, leeward) beruht auf dem Umstande, daß hier nahe an neun Monate des Jahres die Winde von Osten kommen. Die am östlichsten gelegenen, wie Barbados, heißen deßhalb Inseln unter dem Winde, während die am weitesten gegen Westen sich ziehenden, wie Cuba, Inseln vor dem Winde oder gegen den Wind genannt werden.

Der Zug der Gebirge, welche auf Jamaica und Cuba bis zu 2800 Meter absoluter Höhe emporsteigen, läßt auf einen früheren Zusammenhang der Inselwelt mit dem Festlande schließen. Die parallel laufenden Ketten mögen eine zertrümmerte Fortsetzung der Sierra von Yucatan sein. Die Bahamas und andere kleine, die Großen Antillen umgebende Inseln erscheinen als Koppen einer unterseeischen Hochebene, der sogenannten Bahamabank, aufgeführt aus Trümmern korallischer Bauten im Meere. Auf Haiti sind

jetzt zwei selbständige Staaten, Haiti (d. h. Hochland) und Dominica. In die übrigen Antillen theilen sich Spanier und Briten, Franzosen, Holländer, Dänen und Schweden.

Die Insel Cuba, „die Perle der Antillen", von Florida durch den Bahama-Canal, von Mittelamerika durch die Straße von Yucatan getrennt, ist lange Zeit eine Hauptquelle des Reichthums des Mutterlandes, ein Edelstein der spanischen Krone gewesen, welche hier ihre nach Europa wandernden Gold- und Silberflotten vereinigte und dieses Kleinod durch eine starke Land- und Seemacht bewachen ließ. Die Insel (2158 □-M.), etwas kleiner als Polen, besitzt einen ansehnlichen Reichthum nicht nur an tropischen Erzeugnissen aller Art, sondern auch an edlen Metallen, so wie Lager von Steinkohlen, die aber nicht zur Heizung der Oefen verwendet werden, weil das Klima eine solche überflüssig macht. Minder reichlich bedacht ist die Thierwelt, wenigstens gibt es fast gar keine reißenden Thiere, desto mehr Vögel, besonders gewähren Schaaren von fischfressenden Pelikanen, kleinen niedlichen Kolibris, buntgefiederten Papageien u. s. w. durch ihr mannichfaltiges Farbenspiel einen wunderbaren Anblick. Ihre Lage in politischer, militärischer und commercieller Hinsicht macht die Insel zum Schlüssel des Meerbusens von Mexico und von ganz Mittelamerika, zum natürlichen Handelsmittelpunkte für die Häfen des mexicanischen und caribischen Meeres. Eigenthümlich ist, daß die Insel zwar hohe Gebirge, aber keinen einzigen schiffbaren Fluß enthält, obgleich mehr als hundert Küstenflüsse und Bäche vorhanden sind. Das Klima fordert wenig und leichte Kleidung, daher bewegt sich der stolze Spanier, der gewandte Creole, der häßliche Mulatte, der gesprächige Franzose und der ehrliche Deutsche in dem leichten Sommeranzuge; der schwarze Neger ist sogar oft nur mit den nothdürftigsten Lumpen und am obern Theile des Körpers gar nicht bedeckt. — Die auf einer Halbinsel gelegene Stadt Havana (Habana), die „Perle Spaniens", die Metropole der Antillen, die „Königin des Westens", ist nichts weniger als schön zu nennen. Die ungepflasterten, schmutzigen, mit Zeltdecken überspannten Straßen sind so enge, daß man den vielen einspännigen, auf zwei Rädern ruhenden Wagen (Volantes), bei welchen ein betreßter Neger auf dem Pferde reitet, schwer ausweichen kann, und dabei arbeiten noch die Handwerker mehr auf den Straßen als in den Stuben. Die Häuser, meist nur ein oder zwei Stockwerke hoch, haben flache Dächer, die zu Plattformen dienen, mit vasenähnlichen Aufsätzen, zuweilen mit kleinen Gärtchen geschmückt. Der Waffenplatz (plaza de las armas) ist fast ringsum mit öffentlichen Gebäuden besetzt, unter denen der Palast des Gouverneurs der Insel sich auszeichnet; die gegenüberliegende Kathedrale, in welcher die erste Messe jenseit des Oceans gelesen wurde, enthält seit der Abtretung Haiti's an Frankreich die Gebeine des Columbus. An diesem Platze ergeht sich in der köstlichen Abendluft die bunte Menge und horcht den Tönen der gut geleiteten Musik. Das

hellstrahlende Himmelszelt, die sanften Zephyrlüfte der Großen Antillen, die ewig grünende und blühende Natur in ihrem schönsten Schmucke, das weitleuchtende Meer, die fremdartigen Trachten und Sprachen, die maurischen Wohnungen der Spanier — das Alles vereinigt sich hier, um die Wunder des tropischen Welttheiles in aller Pracht zu entfalten.

Dem Hafen von Havana kommen an Größe, Mannichfaltigkeit der Uferbildung, lebendigem Verkehr und Reichthum an historischen Erinnerungen nur wenige Häfen der alten und neuen Welt gleich. Nur der Mangel an Wald auf den umgebenden Höhen ist dem Auge empfindlich und das kümmerliche Gedeihen der Felder und Pflanzungen, denen der ausgedörrte Boden keine Nahrung zu geben vermag, bekundet den großen Unterschied zwischen den ausgebrannten Antillen und den üppigen Niederungen und wohlbewässerten Höhen des Festlandes von Mittelamerika. Die wenigen vereinsamten Palmenwipfel, welche der furchtbare Orkan vom Jahre 1846 verschont hat, schauen sehnsüchtig nach einander um und trauern über den Verlust ihrer Genossen. Die von einem der letzten Gouverneure dem Wasser entlang angelegte Promenade Alameda de Paula wird wegen der Stadtnähe und der kühlenden Seeluft stark besucht. Auf dem Quai aber welches Gewühl von Menschen aller Völker und Farben, die in wirrem Strudel ihren Geschäften nacheilen, welche Massen von Kisten, Ballen, Fässern aller Gestalten und Größen, welche von halbnackten Negern auf- und abgeladen und in die überdachten Docks geschafft werden! Tabak und Zucker sind die Haupterzeugnisse Cuba's und seiner Nachbarinseln und daher auch die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. Wie groß aber der Verbrauch der Cigarren auf Cuba selbst ist (täglich mehr als 5 Millionen?), ist nur dann begreiflich, wenn man sieht, wie das Rauchen durch alle Stände, Geschlechter, Farben und Altersstufen wie durch alle Tageszeiten verbreitet ist. Es gibt Leute, welche täglich 40 „tabacos“ rauchen, wie nach dem Vorgange der Ureinwohner die Habanesen noch heute die Cigarren benennen.

Die Insel Haiti beansprucht schon deßhalb ein allgemeines geographisches Interesse, weil auf ihr die erste europäische Ansiedlung in der neuen Welt Statt fand (1492). Dazu kommen die Größe derselben (gleich der von Irland), ihre vorzügliche geographische Lage, eine sehr günstige physikalische Gliederung, die überreichen natürlichen Hülfsquellen, welche sie noch vor Cuba zur ersten „Perle der Antillen“ und zu einem der productivsten Länder der Erde erheben müßten, endlich ihre mit der Politik dreier Großmächte verwebte Geschichte. Aber die grauenhaften Racenkämpfe, welche dort seit der sogenannten Befreiung bis in die jüngste Zeit wütheten, brachten das Land in den traurigsten Zustand der Verödung. Die Zahl der Einwohner wird für die Republik Haiti auf 572,000, für die ungleich größere Republik Domingo auf 136,000 angegeben, während nach einem Ausspruche des Präsidenten Grant auf dieser Insel 10 Millionen Menschen in Ueberfluß

leben könnten! Bei der allgemeinen Unsicherheit und Creditlosigkeit, bei der Indolenz der großen Masse dürfte eine einheimische Regierung selbst beim besten Willen außer Stande sein, das Land aus seiner Verwahrlosung herauszureißen. Die Stimmung der Bevölkerung soll einer Einverleibung in die große transatlantische Republik nicht ungünstig sein.

Den ersten Anstoß zur Sonderung der Insel in zwei politisch von einander geschiedene Theile und zur Niederlassung eines fremden Nebenbuhlers in ihrer Domaine Española (d. h. spanisches Land) gaben die Spanier selbst, indem sie zwei französisch-englische Schiffsstationen auf der Insel St. Christopher, einer der Kleinen Antillen, zerstörten. Flüchtlinge, hauptsächlich Franzosen, gelangten von dort nach der kleinen, schon von Columbus entdeckten Insel Tortuga im Nordwesten von Haiti, wo sie sich mit Holländern vereinigten, welche ebenfalls vor den Spaniern (von Santa Cruz) sich hierhin gerettet hatten und durch die weitere Verfolgung Seitens der Spanier bald der Schrecken des Meeres wurden unter dem Namen der berüchtigten Freibooter oder Flibustier. Durch die französisch-westindische Compagnie kam dieses sich immer mehr ausbreitende Völker-Conglomerat unter die Oberhoheit Frankreichs und setzte sich auf dem benachbarten Haiti fest, dessen kleinere westliche Hälfte die Spanier im Ryswicker Frieden (1697) an Frankreich abtraten. Während nun im spanischen Antheil die ganze Thätigkeit der Einwohner sich der Viehzucht und dem Getreidebau zuwandte, warfen sich ihre Nachbarn auf die ausschließliche Pflege der Colonialwaaren (Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Cacao) und schufen aus ihrer Insel ein reich gesegnetes Gartenland. Unmittelbar vor der Revolution stand die Colonie auf einem Höhepunkte der Entwickelung, der in der Geschichte der europäischen Colonieen nicht übertroffen worden ist. Die großen Plantagen versorgten halb Europa mit ihren Erzeugnissen. Aber auch hier zeigte sich die bei den Colonieen aller Völker gewöhnliche Erscheinung, daß, je mehr Fremdes in die Bevölkerung eindrang, um so lebhafter die Reibung der Bestandtheile unter einander wurde. Hier hatte sich die Bevölkerung in drei streng geschiedene Gruppen gespalten, deren Hautfarbe ihre sociale Stellung bestimmte. Die weiße Race bildete den ausschließlich herrschenden Stand, innerhalb dessen wiederum die reichen Plantagenbesitzer die hohe Aristokratie vertraten und auf die Bourgeoisie, die „kleinen Weißen", als nicht ebenbürtige, herabsahen. Die Farbigen oder Mulatten, hervorgegangen aus der Vermischung der Weißen mit Negerinnen, waren von allen einträglichen Aemtern und Ehrenstellen in Staat und Kirche, in Heer und Gemeinde, von jeder Theilnahme an Politik und Gesellschaft ausgeschlossen, obgleich Männer von feiner Bildung und hoher Begabung zu ihnen zählten. Hinter diesen beiden Classen stand drohend die rohe Masse der Sclaven, jetzt noch geistig und physisch niedergehalten, aber langsam der gräßlichsten Rache entgegenreifend aus der aufgedrungenen Verworfenheit.

Durch einen Negeraufstand wurden die Franzosen vertrieben (1803); es entstand aus der französischen Colonie ein Negerstaat und neben diesem eine Mulatten-Republik im Süden, bis beide sich zu einer einzigen Republik vereinigten (1820) und an diese (1822) sich auch die größere östliche, ehemals spanische Hälfte der Insel anschloß, so daß ganz Haiti eine einzige Republik bildete (1822—1844). Im Jahre 1844 aber gestaltete sich der ehemals spanische Theil wieder zu einer besondern Republik Domingo, deren Präsident, der Neger-General Faustin Soulouque, den Kaisertitel annahm (1852). Dessen Willkührherrschaft führte seinen Sturz und die Wiederherstellung der Republik herbei (1858).

Die Insel Haiti hat zwar in Folge der politischen Schicksale die Ansprüche auf den frühern Beinamen „der Garten Westindiens" aufgeben müssen, aber die außerordentliche Productionsfähigkeit des Bodens ruht nur und wird sich mit der Sicherstellung der politischen und materiellen Verhältnisse und der Befreiung des Handels aufs Neue entfalten. Denn die Ebenen der (um 252 □-M.) größeren Republik San Domingo gehören zu den fruchtbarsten der Erde. Von der rauhen Cibaogruppe laufen 14 Bergreihen strahlenförmig nach allen Richtungen aus. Zwischen diesen Bergen, von ihnen gestützt und bewässert, senken sich die Vegas (Gefilde) herab, indem sie sich erweitern, je mehr sie sich dem Meere nähern, so wie auch die Gewässer als stattliche Ströme in den Ocean münden. Auch besitzt gerade Domingo neben einem für alle tropischen Culturen trefflich geeigneten Boden die edelsten Holzarten (Mahagoni, Cedern, Ebenholz), welche für die Luxus-Möbel aller Länder gesucht werden, in überschwenglicher Fülle, eben so Farbehölzer und Schiffbauholz. Zur Förderung der mannichfaltigen mineralischen Schätze des Bodens hat es bisher an Arbeitskräften und Capitalien gefehlt.

Die Südküste der Insel hat zwei vortreffliche Häfen: San Domingo und Samana. Die Hauptstadt Domingo liegt an der Spitze eines von zwei Flüssen gebildeten Deltas, die eine Stunde vom Meere sich vereinigen. Schon der Spanier Oviedo, Intendant zu San Domingo, sagte zu Kaiser Karl V., es gäbe keine Stadt in Spanien, welche verdiente, San Domingo vorgezogen zu werden, sei es in Bezug auf den Boden, oder die Annehmlichkeit ihrer Lage, oder die Schönheit ihrer Straßen und Paläste, oder die Reize ihrer Umgebungen. In der stattlichen Kathedrale ruhten 2½ Jahrhunderte hindurch die sterblichen Ueberreste des Columbus und seines Bruders, bis sie bei der Abtretung Domingos an Frankreich nach Havana übergeführt wurden (s. S. 558).

Wie Havana auf Cuba und Key-West in Florida den ersten (nördlichen) Eingang zum Antillenmeere und zum centralamerikanischen Isthmus beherrschen, so Mole San-Nicolas auf Haiti den zweiten und die geräumige (14 Meilen lange und 4 Meilen breite) Bucht von Samana den dritten und besten, durch welchen man die Gefahren des Golfstromes und der Ba-

bamaklippen vermeidet. Schon durch ihre Lage ist diese Bucht der militärische und commercielle Mittelpunkt der ganzen westindischen Inselkette von Trinidad im Süden bis zur Spitze von Florida im Norden, so daß sich von ihr aus am schnellsten und bequemsten die schnell wechselnden politischen Verhältnisse Mittel- und Südamerika's benutzen lassen. Die Bucht wird durch eine Reihe von Sandbänken bis auf einen schmalen Eingang vom Ocean abgeschlossen und gegen verderbliche Stürme geschützt. Ihr trefflicher Ankergrund bietet hinlänglichen Raum und volle Sicherheit für die größten Geschwader.

Die Insel Jamaica (oder Xaymaca, wie die Eingebornen sie nannten) wurde von Columbus auf seiner zweiten Reise (1494) entdeckt; auf seiner vierten Reise (1502) ward er durch Sturm hierhin verschlagen und mußte hier zwei Jahre ausharren, bis die ersehnte Hülfe aus Hispaniola eintraf und ihn aus seiner verzweifelten Lage erlöste. Auch war es hier, wo er sich des Mittels der Prophezeiung einer eintretenden Mondfinsterniß bediente, um die eingebornen Kaziken im Zaume zu halten. Die erste Colonie, welche sein Sohn Diego gründete (an der Bucht Santa Gloria) wurde von französischen Seeräubern zerstört (1523). Ein besseres Schicksal hatte die in einer fruchtbaren Ebene an der Südseite gegründete Hauptstadt Santiago de la Vega, denn sie ist noch heute der Sitz der weltlichen und geistlichen Oberbehörden der Insel. Nachdem diese 146 Jahre im Besitze der Spanier gewesen, wurde sie 1665 von den Engländern erobert und blieb von da an eine Dependenz der britischen Krone. Ein schweres Geschick traf die Insel im Jahre 1692. Urplötzlich wurde am 7. Juni um die Mittagsstunde Port Royal, der Haupthandelsplatz, mit seinen 3000 Einwohnern in Folge eines Erdbebens vom Meere verschlungen, die See stieg in 3 Minuten 5 Faden über die Häuser, riß die Schiffe im Hafen von den Ankern und warf eine Fregatte auf die Dächer der gesunkenen Stadt, deren Straßen man noch jetzt bei klarem, ruhigen Wetter auf dem Meeresgrunde unterscheiden kann. Kaum wieder aufgebaut, wurde Port Royal 1702 durch Feuer fast gänzlich zerstört, 1722 durch einen furchtbaren Orkan verwüstet und durch die darauf folgende Epidemie entvölkert, daher der Sitz des Handels nach dem unmittelbar nach der Katastrophe von 1692 gegründeten Kingston verlegt wurde. — Durch zahlreiche Einfuhr von Neger-Sclaven (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jährlich 16,000 Köpfe) stieg die schwarze Bevölkerung auf 200,000 Seelen, während die weiße nur etwa 16,000 zählte. Die Folge davon waren beständige Sclavenaufstände, deren die Geschichte der Colonie seit der englischen Occupation bis zum Jahre 1832 etwa 30 zählt. Durch eine Parlamentsacte vom 1. August 1834 ward das Verhältniß der Sclaven zunächst in eine Art Hörigkeit (das „Lehrlingssystem") umgewandelt, indem die Sclaven dem Namen nach frei wurden, aber verpflichtet blieben, gegen Lohn ihren bisherigen Herren noch eine Zeit lang fünf Tage wöchentlich zu dienen. Dieses System der Halbheit erwies sich

indessen praktisch als völlig unzureichend, und in Folge der Agitation im Mutterlande mittelst Presse und Sturmpetitionen wurde schon 1838 die gänzliche Emancipation der Sclaven beschlossen und ohne Schwierigkeiten ins Werk gesetzt.

Jamaica, die größte der britischen Antillen (200 □-Meilen), wird von Ost nach West von der Kette der „blauen Berge" durchschnitten, während eine andere Kette sich von NW. nach SO. zieht; diese Berge charakterisiren sich sowohl durch ihre Bestandtheile (Grauwacke und weißen Kalkstein) wie durch ihre Richtung als eine submarine Verlängerung des östlichen Cordilleren-zuges in Neu-Granada. Nur etwa 1/80 der Insel ist ebener Boden und besteht aus schmalen Thälern, in deren breitestem die Hauptstadt Kingston liegt. Der regelmäßige und starke Thaufall bedingt wesentlich die Fruchtbarkeit der Insel. Eingeborne Schriftsteller haben behauptet, daß schon die Ueberlieferungen der Alten in Betreff der Hesperiden sich auf Jamaica bezögen. Den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet, neben Zucker und Rum, der Kaffee. Die Cultur der Baumwolle, des Indigo's und Cacao's hat man längst aufgegeben, vorgeblich in Folge der hohen Zölle, mit welchen diese Artikel belastet wurden. Der Brodfruchtbaum, der Pfefferbaum und die Pfeilwurzel (canna Indica), welche das Arrowroot-Mehl liefert, werden in großen Plantagen gezogen. Die Cocos- und Königspalme bilden, wie in Cuba, den charakteristischen Schmuck der Landschaft. Die Zahl der werthvollen Holzarten, welche als Bau- und Nutzhölzer verwendet werden, kann man auf 50 anschlagen. Aromatische Blumen und Sträucher machen nach der Herbstregenzeit (October) das Innere der Insel einem einzigen Garten vergleichbar, vor Allem ist es die amerikanische Agave, welche durch Farbenpracht und Wohlgeruch der Wildniß Jamaica's einen unendlichen Zauber verleiht.

Die Bevölkerung (eine halbe Million) besteht aus Weißen (4 %), Farbigen (18 %) und Schwarzen (78 %). Sie ist im Zunehmen begriffen durch Einwanderung, namentlich der Neger, von den durch englische Kreuzer weggenommenen Sclavenschiffen. Diese werden unter die Gutsbesitzer vertheilt, welche sich zur Erziehung und Verpflegung derselben verpflichten, und da sie eine gesuchte Arbeitskraft bilden, so werden sie so behandelt, daß sie selten zur Flucht oder zur Beschwerdeführung bei der controlirenden Behörde (Board of immigration) Veranlassung finden. Die Schwarzen in Jamaica haben sich der europäischen Civilisation in hohem Grade zugänglich erwiesen. Es gibt unter ihnen Geistliche, Aerzte, Kaufleute, Architekten und Künstler von großem Rufe, und die drei westindischen Regimenter, deren Mannschaft (einschließlich des von europäischen Musikmeistern eingeübten Musikchors) nur aus Afrikanern besteht, werden ihrer Disciplin, ihrer Gelehrigkeit (in den Elementarkenntnissen), ihrer Gewandtheit in der Waffenübung und ihrer Ausdauer halber besonders gerühmt. Auch kann die Sicherheit der Person

36*

und des Eigenthums nirgends größer sein, als auf dieser überwiegend von Negern bewohnten Insel. Die wohlhabenden Familien haben ihre Familienwohnung auf dem Lande und in einer der Hauptstädte ein Geschäftshaus, an welchem, um frische Luft zu schaffen, oft Tage lang Thüren und Fenster offen stehen, ohne daß etwas Anderes als eßbare Gegenstände gestohlen wird. Alle Neger sprechen englisch, die aus Cuba entflohenen (und deren sind nicht wenige) auch spanisch.

---

c. Südamerika.

402. Südamerika im Vergleich mit Afrika.

(Nach der Deutschen Viertel-Jahresschrift und Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die beiden Continente Südamerika und Afrika haben in ihrem äußeren Umriß, in dem Mangel an wagerechter Gliederung, unverkennbare Aehnlichkeit; die Bildung von Halbinseln und Gestade-Inseln wie von Binnenmeeren und Meerbusen fehlt bei beiden fast ganz, beide sind Stämme ohne Aeste, Rümpfe ohne Glieder; beide endigen im Osten mit einer Spitze, die bei Afrika zu einem Horn zugeschärft, in Südamerika beim Cap Roque schon beträchtlich abgestumpft erscheint. Eine Folge des symmetrischen Baues von Südamerika und Afrika ist die eigenthümliche Windung des atlantischen Thales; denn schon Immanuel Kant bemerkt treffend, daß die aus- und einspringenden Winkel beider Continente einander gegenüber liegen, wodurch der Atlantische Ocean die Gestalt eines großen Stromes bekommt, eingeengt zwischen Ufern von gleichmäßigem Abstand (vgl. Bd. I. S. 27). Auch in der senkrechten Gliederung haben sie das gemeinsam, daß dieselbe im Allgemeinen bei beiden sehr einfach ist; sofort aber zeigt sich eben hier der auffallendste Gegensatz wegen ihres gänzlich verschiedenen orographischen und hydrographischen Systems.

In Südamerika nämlich ist die Hauptanschwellung des Landes ein riesenhaftes Hochgebirge, die lange Kette der Anden, die vom äußersten Süden bis zur Landenge von Panama streicht und noch Ausläufer an die Nordküste hinüberschickt; dieses ganz vulkanische Gebilde mit seinen Feuerschlünden, seinem ewigen Schnee, seinen unerschöpflichen Metallschätzen, seinen zwischen Doppelketten enthaltenen Hochplatten, wie der von Quito, wo unter der Aequatorsonne in der Höhe unserer Alpen ein beständiger Frühling herrscht. Ostwärts von den Anden füllen kolossale Tiefländer den größten Theil von Südamerika aus; es sind drei große Strombecken, die kaum von einander geschieden sind, so daß selbst Stromarme von einem zum andern

gehen; nach Norden öffnet sich das des Orinoco, nach Süden das des La Plata mit ihren weiten Ebenen, die zur Regenzeit von mannshohem Gras strotzen und nur im äußersten Süden in eigentliche Steppen übergehen; in der Mitte aber breitet sich von West nach Ost durch den ganzen Erdtheil hin das riesenhafteste Wassersystem der ganzen Erde, das Becken des Amazonenstromes (Marannon oder Maranhao s. Nr. 404) mit seinen Urwäldern aus. Fügen wir hierzu noch an der Ostküste zwei selbständige Gebirgsglieder, das Gebirgsland von Guyana zwischen dem Orinoco und Marannon, und das brasilische zwischen diesem und dem La Plata, so ist das Bild von Südamerika fertig. Nichts bezeichnet mehr die südamerikanische Natur, als einerseits die Anden, andererseits das Becken des Amazonenstromes mit seinem ungeheuren Wassernetz und seiner üppigen Waldwildniß. Man hat berechnet, daß dieses einzige Stromgebiet mehr Wasser enthalte, als ganz Afrika, der weit größere Erdtheil. Dagegen ist Südamerika auffallend arm an Binnenseen im Vergleich zu dem geschwisterlich so ähnlichen Afrika.

In Afrika haben wir statt der Marannonwildniß die riesenhafteste Sandwüste der Erde, statt der Anden ein ungeheures Tafelland, welches nur in Asien seines Gleichen hat. Dieses Hochland, welches das ganze südliche Dreieck einnimmt, ist die Hauptanschwellung des Landes in Afrika, rings von Randgebirgen ummauert, von wo aus es in unentwickelten Stufen zur Küste abfällt, Stufen, die wieder durch Mittelgebirge getrennt und nur an sehr wenigen Stellen von größeren Strömen durchbrochen sind, den einzigen Zeugen von dem unbekannten Innern. Im Norden des Hochlandes dehnt sich ein nicht minder riesenhaftes Flachland aus, welches den größten Theil des nördlichen Ovals einnimmt und, bis auf einen Streifen Landes im Süden mit dem Tschadsee, die größte Sandwüste des Erdbodens bildet, die Sahara. An zwei Stellen tritt dieses Sandmeer an die benachbarten Wassermeere, im Norden ans Mittelmeer westlich von Aegypten, im Westen ans Atlantische; die übrigen Küsten des Sandmeeres nehmen Gebirgsländer ein, im Südwesten das sogenannte Hochland von Sudan, nur durch den Nigerstrom von Hoch-Afrika geschieden, im Nordwesten das Gebirgsland der Berberei, das im Atlas Schneehöhe erreicht, im Nordosten endlich die Stufenländer des Nil, vom Hochgebirgslande Habesch am Rande von Hoch-Afrika an bis zu dem hochberühmten Delta dieses weltgeschichtlichen Flusses. Von dem ganzen ungeheuren Welttheil ist nur der östliche und nördliche Saum der Wüste geschichtliches Land, die Wüste aber besonders bezeichnend für seine Natur.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittel-Asien. Denn der flache Theil von Südamerika erhält

ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt, theils in Folge der Ströme kalten Meerwassers aus der antarctischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem 35° südl. Br. an die Küste von Chile anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Cap Parina nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; theils in Folge der quellenreichen Gebirgsketten und der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen. Dazu haben keinen geringen Einfluß auf das Klima die sandlosen und darum minder erhitzbaren Steppen; die undurchdringlichen Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen. In allen diesen Umständen liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, welcher den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents ausmacht.

Dagegen bringen in der südwestlichen Halbinsel des alten Continents innere Structur des Bodens und relative Lage zu den angrenzenden Ländermassen jene Dürre hervor, welche in so unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünfttheile von Südamerika liegen jenseit des Aequators: also in einer Hemisphäre, welche wegen der größeren Wassermenge und wegen mannichfaltiger anderer Ursachen kühler und feuchter als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, hat, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter demselben Breitenzirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Continente hinwehen. Zu dieser Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Schnee bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende, luftige Himmelsstütze erschien, und im Osten der Kilimandscharo und der Kenia. Als ausgedehnte Küstenkette hält der Atlas die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dünste von der ungeheuren Wüste ab, welche sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Diese Betrachtungen erklären, warum, trotz der äußeren Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse und den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten.

---

403. Die Anden im Vergleich mit den Alpen.

(Nach Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Charakter der Anden ist in hohem Grade verschieden von dem der europäischen Alpen. Das Charakteristische der Anden besteht zunächst sowohl in den bedeutenden Hochebenen zwischen den zweifach und dreifach gereihten Hauptketten, als in den zahlreichen, theils thätigen, theils erloschenen Vulkanen, wie z. B. der großartigen Doppelreihe der Vulkane von Quito. Beides fehlt den Alpen. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit und endlose Gleichförmigkeit der unermeßlichen Felswände, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler sind charakteristische Züge der Anden. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannichfaltigkeit, ein Pic erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in seltenen Fällen einzelne Spitzen, sogenannte Nadeln, hervorragen. Auch die Gebirgspässe in den Anden führen nicht, wie in den Alpen, durch Querthäler und tiefe Einschnitte in den Kamm, sondern immer über den Kamm der Gebirge. Gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden zwar einem Jeden weit mehr imponiren als die Alpen, doch bleibt eben dadurch selten für die späte Folgezeit ein getreues Bild der Phantasie ihrer Scenen zurück. In den Alpen Europa's erstrecken sich breite, grünende Thäler zwischen den Hochgebirgen, auf denen die Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt; Gletscher glänzen von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allem diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal erscheinende Ebenen bildet oder die größere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen; die engen, dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Und von Allem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, von Dörfern und Städten, Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüßt nicht den Wanderer, wenn er am frühen

Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen. Selbst Weiden sind nur sparsam vorhanden; denn eng und schluchtenartig sind die Thäler, deren Boden bald von dem wüthend daherstürzenden Gebirgsstrom zerstört, bald von herabrollendem Gestein überschüttet wird, indem alle niedrigeren Berge an ihrer Oberfläche in einer unaufhörlichen Auflösung begriffen sind, durch die sogar nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet wird. Selbst dann noch, wenn Chile's Bevölkerung um das Zwanzigfache zugenommen haben wird, werden diese Gebirge noch unbewohnt bleiben; denn eher wird der Eingeborene es versuchen, mit dem Schwert in der Hand sich der fruchtbaren Ländereien der südlichen Indianer zu bemächtigen, als er es wagen wird, sich in Gebirgen anzusiedeln, wo ihn mit ernster Strenge eine Natur zurückweist, welche gleichsam entschlossen scheint, hier wenigstens sich ein Theater vorzubehalten, auf dem der ewig vorwärts dringende Mensch nicht bestimmt ist, eine Rolle zu spielen. Von keinem Gewicht kann es sein, daß das Klima dieser Anden verhältnißmäßig noch ein sehr mildes sei, so lange man Höhen von 2000 M. nicht überschreitet. Die außerordentliche Wärme jener Thäler ist von keinem Nutzen, denn die glühenden Strahlen der Sonne treffen nicht wie in den Urwäldern eine dichte schwarze Pflanzenerde, in welcher eine unerschöpfliche Wassermasse die Keime des ewig jugendlichen Lebens erhält, sondern nur ein Gerölle von ungemessener Tiefe oder rauhe Felsschichten, zwischen denen langsam sich ein dürftiger Boden anhäuft, den vielleicht die erste Wasserflut mit fortreißt. Zwischen diesem lockern Gemenge erhält sich das nährende Element nicht; es sickert durch und kommt tief unten, durch den überaus schnellen Abfall der Anden nach Westen begünstigt, in der Form von Quellen und Bächen hervor, die rasch ihren Weg nach den wenigen Flüssen finden und mit ihnen in beflügelter und unnützlicher Eile dem Ocean zuströmen. Zwar verbergen die Anden in ihren innersten Tiefen große mineralische Schätze, insbesondere Silber in allen Formen und Verbindungen, vom gediegenen Metalle bis zum schwach silberhaltigen Bleiglanze; aber auf Blei und Eisen, die in erstaunlicher Menge vorkommen, wird nicht gebaut, weil ihr Preis viel zu niedrig ist; die Ausbeute der reichhaltigen Kupfererze lohnt sich nur in der Küstenkette, da der Transport von der Binnenkette zur Küste zu weit und daher zu kostspielig ist. Auch hat die Natur diese Schätze meistentheils der menschlichen Habsucht unerreichbar gemacht: in Höhen, wo Felsen der härtesten Art den Boden ohne Unterbrechung bedecken, wo der Schnee sechs Monate lang liegen bleibt und während dieser Periode ein Winter herrscht, der dem im Lande der Myrten und Orangen Gebornen doppelt unerträglich wird, ja auf den höchsten Gipfeln, wohin sich kaum noch ein menschlicher Fuß verirrt, wurden sehr reiche Gänge entdeckt. Daher ist auch hier niemals der Bergbau anhaltend oder mit Erfolg betrieben worden. Bei der Unwegsam-

keit des Gebirges und der geringen Industrie des niedrigen Landes, aus dem man doch Alles herbeischaffen mußte, um die Colonie der Bergleute zu erhalten, überstiegen seine Kosten die Mittel der reichsten Speculanten so sehr, daß selbst der dem Glücksspiele der Minen außerordentlich geneigte Amerikaner von ihm zurückwich.

---

404. Der Amazonenstrom.

(Nach J. B. v. Spix und C. Fr. v. Martius, Reise in Brasilien, und Robert Avé-Lallemant, Tabatinga am Amazonenstrom und dessen Reise in Nordbrasilien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Amazonenstrom, unter den Riesenströmen des Erdballes der erste, durchfließt in seinem gekrümmten Laufe von etwa 800 deutschen Meilen beinahe die ganze größte Breite Südamerika's, indem er nur 10 Meilen von der Westküste entspringt und, einem Süßwassermeere gleich, an der Ostküste bei Pará in den Atlantischen Ocean mündet. In der alten Welt würde er nicht nur ganz Europa von West nach Ost durchziehen, sondern erst im Caspischen und Aral-See sein Ende finden, nachdem er mehr als die doppelte Länge der Donau erreicht und ein Stromgebiet (88,000 □-M.), zwanzig Mal größer als der Rhein, bewässert hat, welches dem Flächeninhalte von halb Europa gleich kommt und von einem Dutzend südlicher wie fast eben so viel nördlicher, dem Rheine ebenbürtiger Zuflüsse bereichert worden. Noch liegt diese hydrographische Riesengestalt, fast ungebändigt von der Herrschaft des Menschen, ausgestreckt durch die am reichsten ausgestattete Mitte der südamerikanischen Tropenwelt, zwar angestaunt in einzelnen ihrer hier und da betretenen, durch ihre Naturwunder bezaubernden Stätten, aber ihrem großartigen Systeme, ihrem Zusammenhange und ihrem Reichthume nach fast unbeachtet, daher noch nicht zu einem lebendigen Gliede in die tausendringige Kette des Weltverkehrs eingereiht.

Wie der Niger in Afrika für die verschiedenen Abtheilungen seines Laufes besondere Namen führt (Albar, Djuliba, Quorra), so heißt der Amazonenstrom in seinem obersten Laufe Maranhao (oder Tunguragua), im mittlern Laufe (vom Einflusse des Ucayali bis zum Zusammenflusse mit dem Rio Negro) Solimoens und im untern Laufe ausschließlich Amazonas.

Der Maranhao entspringt auf den Anden von Peru, in dem Quellensee Lauricocha, braust Anfangs als wilder Bergstrom gegen NW., ändert aber plötzlich seinen Lauf gegen NO., um bald darauf eine mehr oder minder östliche Richtung einzuhalten. Zahlreiche und zum Theil bedeutende Gebirgsflüsse strömen ihm schon auf diesem Wege von allen Seiten zu, der

nach der Aufnahme des aus der Vereinigung zweier Flüsse entstandenen Rio de S. Jago bereits die ansehnliche Breite von 250 Klaftern gewonnen hat. Urplötzlich aber wird seine Wassermasse auf 25 Klafter durch eine Gebirgsspalte zusammengepreßt und er durchläuft eine hohle Gasse von etwa 6000 Klaftern Länge. Dies ist die berühmte Stromschnelle Pongo von Manseriche, noch in Peru. Je mehr der Maranhao in die ungemessenen Waldebenen des tropischen Südamerika eindringt, desto zahlreicher und größer werden seine Zuströmungen, desto mächtiger wird seine Wassermasse. Unter diesen Nebenflüssen ist der Ucayali nach einem Laufe von 350 Meilen, also beinahe der Länge der Donau gleichkommend, bei seiner Mündung in den Maranhao größer als dieser selbst (wie der Inn größer als die Donau bei Passau), und es wäre gewiß billiger, den Ucayali als den Hauptstrom anzusehen, um so mehr, als er die ganze Stromrichtung bestimmt (wie die Saone für die Rhone) und sich schon dadurch als das größere Wasser kennzeichnet. Wegen dieser Rivalität zwischen beiden Strömen mag es gekommen sein, daß man gewöhnlich den Namen des Gesammtflusses von hier abwärts bis zum Rio Negro ändert und ihn Solimoens nennt.

Der Solimoens gewinnt sein volles, mächtiges Ansehen erst nach der Aufnahme des Napo von NW. und des Javari von SW. und nach Ueberschreitung der brasilianischen Grenze bei Tabatinga. Die nun zu ihm stoßenden Südströme Juttay, Jurua und Purus und der von der Nordseite hin zulaufende Japura sind fast jeder doppelt so lang als die Elbe. Dann aber bietet der Rio Negro mit seiner, namentlich in der Breite bedeutenden Wassermasse dasselbe Verhältniß zum Solimoens dar, wie der Ucayali zum Maranhao. Seine mächtige Breite und selbst die Richtung, die er dem Gesammtstrome gibt, läßt ebenfalls zweifeln, ob nicht er der Hauptstrom sei, der den Solimoens aufnimmt. Von allen Seiten empfängt er bis zu seiner Mündung eine Unzahl Zuflüsse, ja sogar der Orinoco wird ihm zinsbar und schickt ihm einen ansehnlichen Theil Wassers durch den merkwürdigen Zwischen-Canal des Cassiquiare. Um nun keinem der beiden Ströme, Solimoens und Rio Negro, Unrecht zu thun, wählte man abermals einen dritten Namen und ließ aus der Vereinigung beider den Amazonas entstehen.

Dieser Amazonas (im engern Sinne) empfängt gleich in seinem Anfange den mächtigsten aller Nebenflüsse, den Rio da Madeira, dessen 500 Meilen langer Lauf alle europäischen Hauptflüsse (selbst die Wolga) übertrifft. Seine äußersten Zuflüsse kommen von den Andes herab (etwa unter 20° südl. Br.), in gerader Westlinie kaum zwei Längengrade vom Stillen Ocean. Unter 10° südl. Br. erreicht er unter dem Namen Rio Mamoré das brasilianische Gebiet und nimmt nach der Vereinigung mit den unter 12° südl. Br. zusammenfließenden Ubahy und Guapore den Namen Rio da Madeira an nach den ungeheuren Waldungen des besten Nutzholzes, die er

durchfließt, ehe er unter 3° südl. Br. den Amazonenstrom erreicht. Leider scheint dieser mächtigste aller Nebenflüsse des Amazonas sich noch für lange einem regelmäßigen Handelsverkehr aus dem Innern entziehen zu wollen. Nur 3 Breitengrade (bis 6° südl. Br.) weit ist eine ungehinderte Schifffahrt möglich; weiter hinauf bildet er eine Stromschnelle nach der andern; förmlich auf Stufen steigt er herab aus den Urwäldern, und mit großer Mühe müssen Canots, die den Strom befahren wollen, um solche Cachoeiras herum zu Lande getragen werden, bis dann auf dem Mamoré, dem Ubahy und dem Guapore eine theilweise Schifffahrt wieder gestattet ist, die auf eigenthümlichen Wasserverbindungen bis in den Ucayali führt. Die Wildheit des Flusses spiegelt sich auch in seinen Anwohnern ab. Mehr als alle andern Indianer haben sich einzelne Stämme am Madeira gegen alle Civilisationsversuche gesträubt. Noch heutigen Tages sind die am Madeira wohnenden Araras Menschenfresser, die, nicht etwa wie die Botocuden am Mucuri, die Leichen ihrer Feinde verzehren, damit das genießbare Fleisch nicht verdirbt, sondern Menschen einfangen, um sie zu schlachten und zu verspeisen! Noch folgen auf der Südseite drei große Nebenflüsse, die fast vom gleichen Breitengrade herkommen, gleichmäßig neben einander verlaufen und fast in gleicher Aequatorialnähe in den Amazonas resp. den Gran Para münden: der nächste ist der Tapajoz (250 Meilen lang) und der zweite, der letzte, der in den eigentlichen Amazonenstrom mündet, der Xingu (320 Meilen lang), doch mag der erstere und kürzere nicht ärmer an Wassermasse sein als der längere Xingu. Alle diese Nebenflüsse, die den aschgrauen, von ewigen Wasserwirbeln und Strudeln bewegten Hauptstrom aufsuchen, haben schwarzes Wasser, welches im gemeinsamen Flußbette noch eine Weile neben dem grauen des Hauptstromes fließt, bald aber von diesem völlig verschlungen wird, und das Ganze bildet dann einen reißenden, lehmfarbigen Landsee. Endlich kann die ungeheure Wassermasse von den Ufern gar nicht mehr zusammengehalten werden. Statt vom Süden noch Nebenflüsse aufzunehmen, durchbricht der Hauptstrom in mannichfachen Canälen die Waldungen nach dorthin, wo denn die Wasserdurchbrüche einem neuen Riesenstrome, dem Gran Para, begegnen, sich mit ihm zu gemeinsamem Laufe in den Ocean vereinigen und auf diesem Wege noch den großen Tocantins (mit dem Araguaya) aufnehmen. So bilden sie eine rundliche Insel, die Ilha de Marajo, eine Art Delta zwischen den Mündungen beider Ströme, welche 60 Meilen von einander abstehen. Trotz der Angabe solcher Dimensionen ist es nicht leicht, sich eine Vorstellung zu machen von der Süßwassermasse, die sich hier rastlos ins Meer ergießt. Schon bei der Mündung des Tapajoz, noch 120 Meilen von der Mündung, sucht das Auge vergebens am fernen Horizonte nach Land. Die Gewässer des Hauptstromes auf- und abwärts so wie die seines Nebenflusses, wenn man gerade in diese hineinblickt, sind nämlich unabsehbar; man sieht nach drei Richtungen hin den Horizont auf dem Süß-

wasser liegen; man glaubt, aus einem Meere ins andere überzugehen und möchte bei solchem Anblicke allerdings ausrufen: „mare an non?“ Das Festland scheint wirklich eine Inselgruppe in einem Meere zu sein.

Wie gewaltig und breit aber auch die Mündungen der Ströme Amazonas und Gran Para sein mögen, wie weit auch die Süßwassermassen hinausfluten mögen in das Meer, so daß Pinçon ein mar dulce entdeckt zu haben meinte, als er, vom Cap Roque kommend, die Mündung des Amazonenstromes fand, dennoch wirft die ansteigende Flut des Oceans die Süßwasserströme zurück. Gewaltig und imposant ist dieser Zweikampf, wenn der Ocean in zwei bis drei Sturzwellen die Macht des Amazonas, der in der Landessprache der Parana-açu, d. h. der große Fluß, genannt wird, zermalmt und den ganzen Fluß zuweilen mit solcher Gewalt zurückwirft, daß ganze Uferstreifen oder Inselfetzen abgerissen und die auf ihnen wachsenden Bäume zerknickt werden. Der Einfluß der Ebbe und Flut macht sich noch bei Santarem an der Mündung des Tapojoz (also 120 Meilen aufwärts) geltend.

Ueberschwemmungen. Zur Zeit unseres Herbst-Aequinoctiums beginnt im ganzen Stromgebiete mit der zunehmenden Hitze auch die Zunahme der Regenmenge, namentlich der Gewitterregen, welche im Januar, der dem Juli unserer Hemisphäre entspricht, am häufigsten und stärksten sind. Die Nebenflüsse schwellen an, dringen überall in den flachen Wald ein, verscheuchen alles animalische Leben vom Boden, und nur was auf den Bäumen zu leben vermag, bleibt zurück. Die Anwohner des Stromes müssen ihre bescheidenen Wohnstätten zwischen grünenden Cacaobäumen verlassen und sich für Monate ein anderes Asyl suchen, im Canot umhertreiben, ihre Hängematten zwischen den schlanken Stämmen ausspannen und so zeitweilig wirklich auf den Bäumen leben. Wenn nun im Juni die Hochflut des Stromes zu sinken beginnt und endlich ganz aufhört, dann erfolgt sowohl am Hauptstrome als an seinen Nebenflüssen ein großartiges Vernichtungswerk: es bilden sich Risse im Boden, ganze Waldpartieen hängen in der Schwebe über dem Wasser, und in Folge eines Windstoßes oder eines unvorsichtigen Schlages mit dem Ruder stürzt die halbgesunkene Lehmwand mit dem Urwald ins Wasserchaos. Der riesige Madeira scheint der schlimmste Zerstörer der Art zu sein und seinen Namen mit dem vollkommensten Rechte als Strom des Treibholzes zu tragen. Gar manche der tausend Inseln im Amazonenstrome verdankt ihren ersten Ursprung einem gestrandeten Treibholz-Stamme, der schnell eine Menge treibender Gegenstände, namentlich viel Sand und Lehm, aus dem grauen Stromwasser an sich zog und bald hinreichenden Boden darbot für die zahllosen im Flusse treibenden Samen, die auf der neuen kleinen Insel fortwuchern und sie weiter bauen. Eine große Menge der mit ihrem Boden fortgerissenen Waldbäume sinkt unter wegen der großen Schwere des Holzes und bildet bei der grauen, undurchsichtigen Beschaffenheit des Wassers eine große Gefahr, namentlich für die mit der

ganzen Stromschnelligkeit herabbrausenden Dampfschiffe, welche daher bei der Thalfahrt viel größere Vorsicht anzuwenden haben, als bei der Bergfahrt. Dem Indianer dient das Treibholz für seine Flußschifffahrt auf eine sehr einfache Art, indem er sein Canot an einen flutenden Treibholzstamm anbindet und mittelst solchen Vorspanns die volle Stromschnelligkeit benutzt.

Wenn im Allgemeinen Feuchtigkeit und Wärme unter dem belebenden Strahl der Sonne für die Hauptbedingungen einer üppigen **Pflanzenwelt** gehalten werden müssen, so darf man eine solche am Amazonenstrome schon von vornherein voraussetzen, da nirgends auf der Erde ein so mächtiger Strom seinen Lauf mit eigensinniger Halsstarrigkeit längs des Aequators nimmt. Eine reiche Vegetation zieht aber auch eine reiche **Thierwelt** an (vgl. S. 408). Wenn im Juni bis August die Wasser des geschwollenen Stromes sinken und sowohl die Ufer als zahllose Sandbänke trocken liegen lassen, dann beginnt das Thierleben an und im Flusse, welches sich zur Zeit der Ueberschwemmung in den Walduugen, und sofern es dem flüssigen Elemente angehört, höher hinauf in die Nebenflüsse zurückgezogen hatte, wieder seinen eigenthümlichen Lebens-Cyclus. Affen aller Arten und Größen kommen von den Bäumen herab und tummeln sich auf dem Trockenen umher; mannichfaltige Reiher schreiten auf und ab oder stehen unbeweglich in ganzen Gruppen auf einem gestrandeten Treibholzstamme; Schopfhühner mit zierlicher Federkrone schlüpfen ängstlich von Ast zu Ast; vor Allem aber kommen die herrlichsten und größten Formen der Papageien gerade am Amazonenstrome am zahlreichsten vor, die ihre Farben am prachtvollsten gegen Sonnenuntergang zeigen, wenn sie flatternd umherziehen. Im Strome selbst aber beginnt um diese Zeit wieder das Leben der Krokodile, Delphine, Schildkröten, so wie an demselben die Jagd auf den (2 M. langen, oft 75—100 Kilo schweren) Rothfisch, der mit Bogen und ganz besonderen Pfeilen zu Tausenden erlegt wird, und das Suchen nach Schildkröteneiern, aus denen Schildkrötenbutter bereitet wird. Manchmal wird diese doppelte Art von Jagd unterbrochen durch das Versinken der gesammten Sandbank; verdrießlich rudert dann der zu seinem Kahne noch rechtzeitig entflohene Indianer zur nächsten Bank und beginnt dort von Neuem seine Beschäftigung mit Fangen und Zubereiten von Fischen und Schildkröten.

Welche glänzenden Aussichten öffnen sich hier, wenn einmal die Ufer des majestätischen Stromes, der von keinen Fällen unterbrochen wird und mäßige Geschwindigkeit mit großer Tiefe verbindet, mit volkreichen Städten besetzt sind, wenn die westlichen Länder die Naturgrenzen der Andes bezwungen haben, und Heerstraßen, von der Hauptstadt Peru's an den Maranhao geführt, das Stille Meer mit dem Atlantischen Ocean verknüpfen, wenn die jetzt einsamen melancholischen Wälder am Cassiquiare vom Rufe der Schiffer wiederhallen, welche aus dem Orinoco in den Amazonas hinabfahren, wenn die Katarakte des Madeira fahrbar gemacht sind, und wenn die-

selben Segel auf den Fluten des stillen Rio Negro, des majestätischen Amazonas und weit nach Süden auf dem lebensreichen La Plata sich friedlich entfalten! Gern verweilt der Blick des Menschenfreundes auf diesem Bilde einer schönen Zukunft, wenn Civilisation und Natur aus dem reichsten Lande der Welt das geschaffen haben, wozu es alle Bedingungen in sich trägt: ein Vaterland glücklicher Menschengeschlechter, bei denen Thätigkeit und Genuß sich gegenseitig belohnen.

405. Die Urwälder Brasiliens.

(Nach dem Tagebuche des Prinzen Adalbert von Preußen und J. B. v. Spix und C. Fr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien.)

a. Die Pflanzenwelt.

Tritt der Europäer zum ersten Male in die unermeßlichen Urwälder Brasiliens, so findet er ihren Anblick eben so unerwartet großartig als entzückend. Wohl mag er früher auf seinen Reisen, als die heimatlichen Bilder noch vor seiner Seele standen, da oder dort gefragt haben, ob dies Urwald sei; jetzt, wo er denselben betreten hat, fragt er nicht mehr, er fühlt, er weiß es, wo er sich befindet. Der feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl, welches Jeden befällt, der zum ersten Male den Urwald betritt, sagt es ihm. Da starrt er hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die gleich Riesen neben ihm aufsteigen, wie in das ihn umgebende Gewirr von Schlingpflanzen. Blickt er nach oben, so erhebt sich hoch über ihm jenes leichte Laubdach, das den Himmel nur wie durch einen Flor erkennen läßt, aber von Allem vermag er sich keine Rechenschaft zu geben. Zuerst ist es der ungeheure Maßstab der Riesenstämme, welche uns in Erstaunen setzt, sodann die gänzliche Verschiedenheit der Pflanzenwelt dieser Wälder von der unseres Erdtheils. Wo wir in der Heimat einen blühenden Strauch oder einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht erblicken, da finden wir hier blühende Baumkolosse, deren Höhe die der heimatlichen um das Doppelte, ja Dreifache übertrifft, während ihre Blüten den größten Blumen unserer Prachtgärten an die Seite gestellt werden können. Dazu sprossen sie in einer solchen Fülle hervor, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint. Besonders sind es jene Bäume mit prachtvollen großen Lila-, so wie die mit weißen Blüten, welche ungemein viel zur Zierde der Wälder beitragen, indem sie sich von dem mannichfachsten Grün des Laubes unterscheiden. Jeder Baum hat seinen eigenthümlichen Wuchs, sein eigenes Laubwerk und sein von den benachbarten Bäumen verschiedenes Grün. Riesige Gewächse, den verschiedensten Arten angehörend, verschlingen ihre Zweige und erzeugen ein Gemisch des mannichfachsten Laubes. Gleich gewaltigen

Säulen erheben sich die meisten Bäume völlig gerade zu einer außerordentlichen Höhe, oft, und meist die riesenförmigsten, geschmückt mit den glänzendsten Blumenkronen.

Aber nicht alle Gewächse des Urwaldes entsprießen dem Boden. Dort, wo die kleineren Aeste sich von den größeren abzweigen, oder da, wo die größeren einen Auswuchs haben, nisten gern andere Kinder der Pflanzenwelt und schauen von schwindelnder Höhe auf den staunenden Wanderer neugierig herab. Zu ihnen gesellen sich die Moose, die gleich Locken-Perrücken und Roßschweifen herabhängen oder in Form von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche selbst ein tausendjähriges Alter nicht zu beugen vermochte. Doch um die wunderbare Natur noch mannichfaltiger zu machen, schlingen sich Tausende von Lianen oder Schlingpflanzen in den sonderbarsten Figuren und Windungen bald von den Aesten der Riesenbäume herab, bald zu denen anderer Bäume hinüber, dabei Aeste und Stämme oder auch sich untereinander umfangend, meist mehrere Zoll stark, ja häufig von Mannesstärke. Es ist unmöglich, die unzähligen, ans Fabelhafte streifenden Verschlingungen zu beschreiben oder nur zu verfolgen. Bald kommen die Lianen gleich geraden Stangen herab und wurzeln in der Erde, so daß man sie für Bäume zu halten versucht wird; bald bilden sie große Schleifen und Ringe von 3—6 Meter im Durchmesser; bald schlingen sie sich so um einander, daß man sie mit Ankertauen vergleichen möchte. Zuweilen schnüren sie den Baum von Strecke zu Strecke völlig ein, oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laubwerk verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleich wie der Tod oft schauerlich mitten ins blühende Leben hineinragt.

Aber den höchsten Reiz verleihen dem Urwalde die leichten, zierlichen Palmen. Ihre dünnen, geschmeidigen Stämme sind nicht selten beinahe mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme und haben daher oft eine Höhe von 20 M. Einem Busche herabhangender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zart gefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer Lanze oder eines schwankenden Rohres gibt. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben, denn kommen sie einmal vor, so reitet man oft stundenlang unter ihnen, während man an andern Orten nichts Palmenartiges sieht. Ihr Anblick ist überaus malerisch, jedes Lüftchen schaukelt sie und sanft schütteln sie das liebliche Haupt, voll Huld und Anmuth herabzugrüßen. Doch wir vergessen über den schlanken Palmen beinahe die baumartigen Farrenkräuter, die an Schönheit und Mannichfaltigkeit mit jenen lieblichen Kindern allein wetteifern können. Sie ähneln gar sehr den Palmen, nur ist ihr leichtes, biegsames Blätterdach flacher und weniger

buschig als das der Palmenkrone. Gar lieblich ist es, wenn diese bedeutenden, 3—5 M. langen und mehr als 2⅓ M. breiten Farrenkräuter, von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer Leichtigkeit sich anmuthig wiegen und diese sanften Schwingungen ins Unendliche fortsetzen.

b. Die Thierwelt.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen- ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlicht glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heul-Affen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre langen, von den Zweigen herabhangenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich-weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen sich hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche.

Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhangenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberſummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodieen kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambosse ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe zurück; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heul-Affen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

---

406. Pernambuco.

(Nach Robert Avé-Lallemant, Reise durch Nord-Brasilien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Pernambuco (abzuleiten von Parana-Fluß, Seitenfluß, und Mbok-Arm — also ein Flußarm des Meeres), oder die Stadt am Riff, cidade do Recife, wird so benannt von einem Felsendamm (Riff oder Recife), welcher

gleichsam als ein Lido sich parallel mit dem Festlande von Süden nach Norden durch das Meer erstreckt und so einen Hafen von der eigenthümlichsten Beschaffenheit bildet, an dessen nördlichem Ende eine vollkommen freie Ein- und Ausfahrt für Schiffe bis zu 5 M. Tiefgang sich befindet. Abgesehen von der ganz getrennt, im Norden an und auf einem Hügel liegenden Stadt Olinde, der einstigen Herrscherin der Meere, um welche Portugal und Holland blutige Kämpfe geführt haben, besteht Pernambuco aus drei Theilen: der ältere Theil liegt auf dem südlichen Ende einer zwischen dem Hafen und dem Flusse Beriberibe hinlaufenden Landzunge, welche einer kleinen Haffbildung vollkommen entspricht; der neuere Stadttheil, S. Antonio, liegt auf einer Insel in dem schönen Binnensee (Lagune), der von den beiden Flüssen Beriberibe und Capiberibe gebildet wird, welche man gleichsam die Brenta und Piave dieses südamerikanischen Venedig nennen könnte; der dritte Theil, Boa-Vista, liegt jenseit der Insel auf dem Festlande. Hölzerne Brücken verbinden diese Stadttheile und außerdem hängt das Inselquartier S. Antonio durch eine Wege-Anlage und die dort beginnende Eisenbahn mit dem Festlande von Boa-Vista zusammen. Dennoch ist das Terrain, auf welchem Pernambuco gebaut ist, so mannichfach gegliedert, zu so regem Verkehr geeignet und bestimmt, wie sich dessen kaum eine zweite Stadt in Südamerika rühmen kann. Das haben auch sowohl die portugiesischen Gründer als die nachfolgenden holländischen Eroberer erkannt, und auch die heutigen (100,000) Bewohner benutzen die von Natur und Kunst gebotenen Vortheile so gut sie können: vor der Stadt das offene Meer, dessen Wogen vom Riff gebrochen werden und in dichten Schaummassen hoch aufbrausen, längs des Ufers der natürliche Hafendock, der sich hineinzieht in die wunderschöne Doppel-Lagune der Stadt — das Alles bewegt von Ebbe und Flut, — allerdings treffliche Elemente zu einer europäischen Entwickelung, wie denn Pernambuco ja als östlichster Punkt Brasiliens am leichtesten nach Europa hinüberblickt.

Die Altstadt, schlechtweg Recife genannt, besteht aus einem Chaos von engen, schmutzigen, ungepflasterten Straßen, die zum Theil mit Häusern von 4 Stockwerken Höhe eingefaßt sind. Die andern Stadttheile dagegen haben manche breite Straßen mit glänzenden Läden und längs der Quais, an den breiten herrlichen Lagunen mitten in der Stadt, entwickelt sich bereits eine gewisse Vornehmheit und Pracht einzelner Häuser und öffentlicher Neubauten, so daß hier einmal eine der schönsten Städte aus dem Wasser hervortauchen wird, die selbst Hamburg um sein großartiges Alsterbassin kaum zu beneiden braucht. Die Aussicht von den einzelnen Brücken ist nach allen Seiten hin, namentlich nach Norden, wo das alte Olinde mit seinen verfallenden Klöstern und Kirchen weit hinaus in die See prangt, unvergleichlich schön. Die vornehme Welt entzieht sich dem Stadt-Ungemach, indem sie auf dem Lande wohnt, wo zwischen all' der Pracht von Bäumen (Palmen, Mangiferen, Spondien, Arto-

carpen) ihre reizenden, mit europäischem Luxus eingerichteten Landsitze sich zugleich eines frischen, Kühlung und Erquickung über alles organische Leben ausgießenden Seewindes (aus Nordost oder Südost) erfreuen, mehr als in Bahia.

Pernambuco hat eine außerordentliche Handelsenergie entwickelt und ist recht eigentlich der commercielle Schwerpunkt für den ganzen Norden von Brasilien geworden. Bei der Regsamkeit des Volkes ist die Production der Landschaft an Baumwolle, Tabak und Zucker sehr bedeutend, bei der Wohlhabenheit der Bewohner eben so die Einfuhr europäischer Fabrikate. Von allen brasilianischen Häfen ist Pernambuco am leichtesten von Europa und Nordamerika aus zu erreichen, und zwar nicht bloß wegen der größern Nähe zur alten Welt, sondern auch wegen der günstigen Meeresströmungen und Windverhältnisse. Alle Schiffe, die aus dem nördlichen Atlantischen Ocean um das Cap Horn oder auch um das Vorgebirge der guten Hoffnung wollen, müssen in einiger Nähe von Pernambuco vorbeisegeln; die Bedingungen zur Rückreise nach Europa sind eben so günstig. Der erste Hafen, den die südamerikanischen Dampfschifffahrtslinien berühren, ist Pernambuco, der letzte Punkt, den sie mit ihren heimkehrenden Dampfschiffen anlaufen, ist wieder Pernambuco. Alle Küstenplätze zwischen den Mündungen des Amazonenstromes und dem Flusse S. Francisco sind mehr oder minder Handelsfilialen von Pernambuco. Selbst Para, das wichtige Emporium des unermeßlichen Amazonengebietes, ist in mehrfacher Beziehung abhängig von Pernambuco; dieses schickt ihm die neuesten europäischen Nachrichten, dieses befördert die Correspondenz von Para nach England; die Kaufleute aus dem fernen Moyabamba in Peru kommen über Para nach Pernambuco, wenn sie ihre Erzeugnisse gut und sicher verkaufen und sich mit gewählten europäischen Producten zur Rückreise versehen wollen. So hat Pernambuco einen Handelseinfluß gewonnen, dessen sich Bahia durchaus nicht rühmen kann, einen Einfluß, wie er nur von Rio de Janeiro auf die Südprovinzen geübt wird. Und dieser Einfluß ward noch gesteigert durch eine Eisenbahn am linken Ufer des S. Francisco (nach dem Handelsknotenpunkte Joazeiro), wodurch eine Verbindung mit dieser mächtigen Lebensader der Provinz Minas gewonnen wurde, als Concurrenz der ungleich kürzern Eisenbahn von Bahia zum S. Francisco. Dieser Unternehmungsgeist, welcher sich zu Lande und zu Wasser geltend macht, ist vielleicht noch ein Erbtheil der Pernambucaner aus guter holländischer Zeit.

---

407. Bahia.

(Nach Robert Avé-Lallemant, Reise durch Nord-Brasilien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die brasilianische Küste, welche von Pernambuco (8° südl. Br.) oder dem Cap des h. Augustin in südwestlicher Richtung verläuft, bildet, bevor sie vom 13° ab eine fast rein südliche Linie verfolgt, die herrliche Aller-Heiligen-Bai, welche an Umfang und Tiefe mit der Bai von Rio de Janeiro wetteifern kann. Leicht und sicher ist ihr Zugang, keines Lootsen-Weisung, kein Baaken-Signal braucht den Einlaufenden den Weg zu zeigen. An der Ostseite dieser Bucht zieht sich die Cidade de S. Salvador da bahia de todos os Santos so lang hin, wie ihr vollständiger Name auf dem Papier.

Die Unterstadt am Strande bildet einen langen, schmalen Streifen von hohen Häusern, engen, schmutzigen Straßen und lebhaftem Geschäftstreiben. Auf einer lang sich hinstreckenden Höhe liegt die obere Stadt, schroff hinausragend aus dem untern Stadttheile, ein Gewirre von Häusern, Kirchen und Klöstern, von auf- und absteigenden Straßen und Plätzen, belebt von der buntesten Bevölkerung. Man glaubt in einer afrikanischen Hauptstadt oder in der Residenz eines Negerfürsten zu sein, denn am Strande, in dem untern Stadttheile wie in den hochgelegenen Quartieren, sieht man allenthalben vorzugsweise Neger; Alles, was arbeitet, rennt, schreit, schleppt, ist Neger. Die Bahia-Neger, insbesondere die hier so häufigen Mina-Neger, erscheinen als wahre Athletengruppen, wenn man die Schwarzen zu 4 oder 8 Mann dicht aneinandergedrängt eine schwere, an einer langen, elastischen Stange herabhangende Last tragen sieht, am nackten Oberkörper von Schweiß triefend, mit lautem Geheul und einer gewissen Kampfeswuth vorwärts schreitend.

Bahia war ehemals die Hauptstadt von Brasilien und prangt als solche noch heute mit einer Unzahl von Kirchen und Klöstern und andern Bauten, wie Rio solche kaum aufzuweisen hat, wenn man die Hospitalbauten ausnimmt. Auch schöne Gartenhäuser baut man in Bahia, besonders am südlichen Ende der obern Stadt, auf der sog. „Victoria", wo man unter dunkeln Mangabäumen die Hitze des Tages vergißt und herabblickt auf die herrliche Bucht, wie sie sich, blitzend und leise rauschend, mit dem offenen Meere vermischt und Fernsichten von mehreren Meilen bietet, in welchen hin- und herziehende Fahrzeuge aller Formen, Größen und Flaggen ein frisches Leben hervorrufen. Mögen auch in Rio's Gärten feinere Pflanzengliederungen und zartere Blumen vorkommen, so erzieht dagegen Bahia üppigere, vollere Farben- und Formenpracht, gerade wie es sich seiner formenreichen Mina-Negerinnen (welche die Männer an Schönheit noch übertreffen) und farbigen Creolinnen rühmt, während Rio hellere Farben liebt und sich mehr dem europäischen Geschmacke zuwendet.

Bahia nimmt unter den Welthandelsstädten, aus denen Zucker ausgeführt wird, einen der ersten Plätze ein und bleibt vielleicht nur hinter Havana zurück. Die ganze Landschaft westlich und nördlich von der Bucht von Bahia enthält eine lange und wichtige Kette von Zuckerplantagen, deren Ertrag große, vorne sehr scharf geschnittene Barken (mit 3 Masten ohne Raaen) nach Bahia bringen. Freilich hat die großartige Runkelrübenzucker-Fabrication in Europa einerseits und die Unterdrückung der Neger-Ausfuhr aus Afrika nach Brasilien andererseits der Rohrzucker-Production in der Provinz Bahia großen Abbruch gethan und nicht nur den Export vermindert, sondern auch den Preis dafür herabgedrückt. Dazu sind die Ländereien, welche dem Exportmarkte nahe liegen, sehr im Preise gestiegen, während entferntere Landstriche, die vortrefflichen Zucker liefern könnten, in Folge des Mangels an Communication fast unbenutzt da liegen und höchstens auf den beschränkten Consum der Nachbarschaft angewiesen sind.

408. Rio de Janeiro.

(Nach J. B. v. Spix und C. Fr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Hauptstadt des erst seit der Lostrennung von Portugal (1822) gegründeten brasilianischen Kaiserreiches verdankt ihre Bedeutung sowohl ihrer äußerst günstigen Lage auf der großen Welt-Passage nach der Südsee und den indischen Gewässern, als auch der unermeßlichen Ausdehnung und Fruchtbarkeit eines Reiches, welches zwei Fünftheile des ganzen Flächenraumes von Südamerika (fast eben so viel wie Europa ohne die Inseln) einnimmt und die wichtigsten Colonialproducte für den Haushalt des civilisirten Menschen (insbesondere Kaffee, Baumwolle, Zucker, Cacao u. s. w.) in den Welthandel bringt, dazu nicht nur seinen Bedarf an Manufacten, sondern sogar einen Theil seiner Nahrungsmittel (die nicht tropischen) aus der Fremde bezieht. Wenn aber Brasiliens Aufschwung kein so rascher und großartiger ist, wie man von der Fülle seiner natürlichen Hülfsquellen erwarten sollte, so liegt die Ursache davon in der Ueberschätzung der nationalen Kraft und in der geringen Energie, mit welcher die Verwaltung bemüht ist, die in allen Zweigen der Staatswirthschaft nöthigen Reformen durchzuführen. Das unermeßliche Reich steht in Bezug auf Eisenbahnen (mit seinen 160 Meilen) noch hinter der kleinen Schweiz (mit 200 Meilen) zurück! Die Reisen im Innern des Landes geschehen mittelst Maulthieren, in jüngerer Zeit auch mittelst Dromedaren.

Rio de Janeiro, oder eigentlich S. Sebastiao de Rio de Janeiro, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am westlichen Ufer der großen und

ringsum durch hohe Berge gegen alle Winde geschützten, ziemlich tiefen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in den Continent erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Weithin an dem ganzen Ostrande Brasiliens zur Rechten und zur Linken Rio's ist keine Küsten-Oeffnung wieder zu finden, die so viele Vorzüge vereinigte. Da auch die Ufer der Bai selbst viele Vortheile boten, namentlich ein niedriges Land zu Quais und dahinter eine herrliche, hügelige Landschaft, so entstand hier bald eine Ansiedlung, die vor allen übrigen in der Nachbarschaft sich mehrte und endlich zu dem vornehmsten Lebens-Centrum und der prachtvollen Hauptstadt des einzigen monarchischen Staates Amerika's emporwuchs. Diese nimmt den nordöstlichsten Theil einer unregelmäßig viereckigen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Continente zusammenhängt. Die Häuser, von verhältnißmäßig geringerer Höhe und Fronte, als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern, oder im oberen Stock aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Statt der früherhin vergitterten Thüren und Fensterläden sieht man jetzt schon überall vollständige Thüren und Glasfenster, und die düsteren, nach orientalischer Sitte verschlossenen Erker vor den Fenstern haben, auf kaiserlichen Befehl, offenen Ballons Platz gemacht. Bei der Regelmäßigkeit der Straßen thut es dem Auge wohl, auf mehrere freie Plätze, wie den vor dem kaiserlichen Palast, vor dem Theater, an dem öffentlichen Spazirgange (Passeio publico), oder den des Campo S. Anna zu stoßen. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind zum Theil mit großen Gebäuden besetzt; vorzüglich gewähren das ehemalige Collegium der Jesuiten, das Klostergebäude der Benedictiner auf dem nordöstlichen Hügel, dann der bischöfliche Palast und das Forte da Conceicao, besonders vom Meere aus, eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Carmeliterkloster vergrößert und für die kaiserliche Familie eingerichtet wurde, steht in der Ebene, dem Molo gegenüber. Dieses Gebäude ist keineswegs in dem großen Stile europäischer Residenzen erbaut und erscheint im Aeußern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Ueberhaupt ist der Charakter der Bauart von Rio kleinlich und dem des älteren Theiles von Lissabon ähnlich. Unter den Kirchen, welche sämmtlich weder schöne Gemälde noch Sculptur-Werke, sondern nur reiche Vergoldungen darbieten, zeichnen sich besonders die da Candelaria, de S. Francisco de Paula durch gute Bauart und die da nossa Senhora da Gloria durch ihre erhabene Lage aus. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweist, ist der fast zwei Stunden lange Aquäduct, ein Nachbild des in seiner Art einzigen Werkes Johann's V. in Lissabon, durch dessen hochgewölbte Bogen das von dem Corcovado herabgeleitete Trinkwasser zu den Fontainen der Stadt geführt wird. Die größte dieser Fontainen, auf dem Residenzplatze unmittel-

bar am Hafen gelegen, versorgt die Schiffe und ist stets mit Haufen von Matrosen aus allen Nationen umlagert. Noch ist man immer beschäftigt, neue Fontainen in der Stadt anzulegen.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, wie der hiesige, ist es natürlich, daß überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl herrscht. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweiräderigen Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, vereinigen sich zu einem verworrenen Getöse.

Rio de Janeiro ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunderen Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht, verrufen. Das Klima ist heiß und feucht, was größtentheils von der Lage abhängt, indem ein hohes, mit dichter Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechselungen der Temperatur hier nicht ein. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe desselben einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten, so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdünstungen endemische Fieber hervorzubringen.

409. Das Stromgebiet des La Plata.

(Von Karl Neumann, Die südamerikanischen Republiken, im „Ausland".)

Das Stromgebiet des Rio de la Plata nimmt den zweiten Rang ein auf Erden. Es ist nur um 18,000 geographische Geviert-Meilen kleiner als jenes des Amazonas, und ungefähr um dieselbe Ausdehnung größer als das Mississippi-Gebiet. Die Ländermasse des Rio de la Plata ist die einzige, welche theils der heißen, theils der gemäßigten Zone angehört, so daß mittelst Dampfer der Austausch der verschiedenartigsten Erzeugnisse innerhalb einiger Tage erzielt werden könnte. Der Riesenstrom des Rio de la Plata wird durch die Vereinigung des Parana und des Uruguay gebildet.

Der **Uruguay** entspringt in der brasilischen Provinz Santa Catarina unweit des Atlantischen Oceans, durchströmt in westlicher Hauptrichtung einen meist mit Urwald bedeckten Landstrich, bildet eine kurze Strecke die Grenze zwischen Brasilien und der Argentinischen Conföderation, und von da ab bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen der letzteren und der Republik Banda Oriental del Uruguay. Die wasserreichsten Nebenflüsse strömen ihm von Osten zu, unter denen die größeren fruchtbare herrliche Landschaften bewässern, in welchen mehr als 30 Millionen Menschen eine glückliche Existenz finden könnten, die aber jetzt noch beinahe völlig verödet da liegen.

Der **Parana** wird durch die Vereinigung der mächtigen Ströme Rio grande und Paranahyba gebildet. Der erstere entspringt (fast unter dem südlichen Wendekreise) in der brasilischen Provinz Minas Geraes, nur 20 geogr. Meilen von der atlantischen Küste entfernt, durchströmt in westlicher Richtung ein ausgedehntes, überaus reiches Thal, den südlichen, beinahe ganz menschenleeren Theil der brasilischen Provinz Goyaz, und vereinigt sich, nachdem er eine große Zahl kleinerer und größerer Nebenflüsse auf der Grenze von Matto grosso aufgenommen, mit dem fast nicht minder bedeutenden Paranahyba-Strome. Dieser letztere hat seine Quellen in der Provinz Goyaz, nimmt zuerst einen westsüdwestlichen, dann einen mehr südlichen Lauf und mischt seine Wassermasse unter 20° s. Br. mit dem Rio grande. Von dieser Vereinigung ab nimmt der majestätische Strom den Namen Parana an, den er bis zu seiner Einmündung in den La Plata beibehält. Nach einem Laufe von mehr als 180 geogr. Meilen durch ziemlich unbekannte Wildnisse Brasiliens, einerseits die Grenze zwischen Paraguay und Brasilien, andererseits zwischen Paraguay und der argentinischen Conföderation bildend, nimmt er den gewaltigen Paraguay-Strom auf, wendet sich von hier ab in südlicher Richtung dem La Plata zu, allein der Argentinischen Conföderation angehörend. Die Quellen des Paraguay liegen in dem reichen Diamantendistrict der brasilischen Provinz Matto grosso, wo eine Menge Nebenflüsse ihren Ursprung haben, durch deren Aufnahme der Paraguay sehr schnell zu einem ansehnlichen, schiffbaren Strome anwächs't. Zwischen Ufern, die alle Reize einer tropischen Vegetation zeigen, wälzt der gewaltige Strom seine klaren Wassermassen immer weiter nach Süden, bis er dieselben bei Corrientes, nach einem Laufe von mehr als 200 geogr. Meilen, mit den trüben Wogen des Parana mischt. See- und Dampfschiffe sind bis nach Asuncion in Paraguay gelangt. (Ueber die Mündung s. Nr. 413.)

Alle die herrlichen, von jenen Strömen durchzogenen Gemarkungen, die zu Brasilien gehörigen nicht mitgerechnet, der argentinische Staatenbund und Buenos Ayres, Paraguay und Uruguay, deren Geschichte manchmal unzertrennbar in einander fließt, weßhalb man sie auch gewöhnlich unter der Benennung La Plata-Staaten zusammenfaßt, mögen einen Umfang von wenigstens 40,000 Geviert-Meilen einnehmen, worauf kaum drei Millionen

Seelen wohnen. Und ein verhältnißmäßig großer Theil dieser Bevölkerung lebt überdies in einigen Städten: Buenos Ayres zählt 180,000, Cordova 30,000, Tucuman 18,000. Die übrige Ländermasse ist zum Theil gar nicht, zum Theil äußerst spärlich bewohnt. Ortschaften, Pfarreien und Meierhöfe liegen vier bis acht, bei den mangelhaften Straßen mühsame Tagereisen von einander entfernt.

---

410. Die Pampas.

(Nach Capitän Head, Reise durch die Pampas.)

Die Pampas, welche im Osten der Andes eine Breite von etwa 180 geogr. Meilen einnehmen, zerfallen in drei Regionen. Wenn man Buenos-Ayres verläßt, sieht man die erste dieser Regionen etwa 36 Meilen hindurch mit Klee und Disteln bedeckt. Die zweite Region, welche sich über 80 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor. Die dritte, die bis an den Fuß der Andes reicht, ist ein Wald von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Diese behalten das ganze Jahr hindurch ihr grünes Ansehen, und auch die unermeßliche Grasfläche wandelt nur ihre Farbe von Grün zu Braun. Anders verhält es sich mit der ersten Region, welche in den vier Jahreszeiten auf die seltsamste Weise wechselt. Im Winter ist der Boden mit großen kriechenden Distelblättern bedeckt, der Klee erscheint in reichster Fülle. Im Frühling verschwindet dieser und in weniger als einem Monat ist ein dicht verwachsener, vollblühender Distelwald von 3—4 Meter Höhe aufgeschossen, so daß alle Aussicht dadurch versperrt wird. Noch ehe der Sommer indeß zu Ende geht, verlieren die Disteln ihren Saft und ihr Grün; ihre Köpfe hangen herab, die Blätter welken und schrumpfen zusammen, die Stämme werden schwarz und rasseln dann abgestorben bei dem leisesten Windhauch gegen einander, bis ein Sturm sie dem Boden gleich macht, wo sie sich schnell zersetzen und verschwinden. Darauf schießt der Klee wieder empor und die Ebene grünt wie zuvor. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, im Winter so kalt, daß der Boden während der Nacht sich mit Reif bedeckt. In einigen Gegenden wird man nicht wenig überrascht, die Ebene auch mitten im Sommer weiß erscheinen zu sehen, wie von einem mäßigen Schneegestöber, das der Wind in einzelne Haufen getrieben. Bei näherer Untersuchung überzeugt man sich jedoch, daß es nichts als Salz ist, welches sich wie Reif um Grashalme und andere Erhabenheiten des Bodens krystallisirt hat. Die einzige Unregelmäßigkeit im Klima ist der Pampero oder Südwestwind, der durch die kalte Luft der Andes erzeugt wird und über diese unermeßlichen Flächen mit einer fast unwiderstehlichen Heftigkeit weht. Aber dieser rasche Umlauf der Atmosphäre bringt gesundes und angenehmes Wetter. In

der Wald- und Gras-Region ist die Luft ausnehmend trocken; es fällt selbst nicht einmal Thau zur Nacht, der dagegen in der Distel- und Klee-Region sehr stark ist. Doch scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund zu sein, denn die Gauchos und selbst Reisende schlafen auf der Erde, ohne sich über Rheumatismus zu beklagen oder Kälte zu empfinden.

Die Gauchos oder Landbewohner, welche diese Ebenen sparsam bevölkern, leben in großen Entfernungen von einander. Ihre Hütten sind aus Lehm erbaut und mit langem, gelbem Gras bedeckt. Der Corral oder Viehhof liegt ziemlich weit von der Hütte ab. Es ist ein von starken Pfählen umschlossener Kreis, der gegen 20 Meter im Durchmesser hat. Auf den Pfählen sitzen oft Geier und Habichte, und der Boden um den Corral ist mit Knochen, Pferdegerippen, Ochsenhörnern ꝛc. bedeckt. Die Hütte umfaßt in einem einzigen Raume die ganze Familie. Im Sommer schläft diese über Nacht, um der Plage des vielen Ungeziefers zu entgehen, draußen vor der aus einem Ochsenfell gefertigten Thüre unter der mit Sternen gestickten Himmelsdecke. Im Winter schlafen Alle in der Hütte. Des Abends wird diese durch eine schwach mit Ochsenfett unterhaltene Lampe erleuchtet und durch ein mäßiges Feuer erwärmt. Der Gaucho sitzt dann auf dem Gerippe eines Pferdekopfes und seine Familienglieder auf ähnlichen Sesseln um einen großen eisernen Spieß, an welchem das Ochsenfleisch geröstet wird, von dem Jeder sich mit seinem langen Messer große Bissen abschneidet. Außer den nackten kleineren Kindern nehmen Hunde und Hühner die Winkel ein. Der Gaucho lebt ohne Früchte und Gemüse und Brot. Im Luftgefühl des freien Umherschweifens verachtet er die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; nichts aber kann ihm den Mangel eines Pferdes ersetzen. Gegen Fremde benimmt er sich gefällig, höflich und gastfreundlich. Außerdem zeigt er sich bescheiden, und doch auch aufgeweckt und keck. Das immerwährende Tragen des Messers ist die Hauptursache, daß oft in ganz unbedeutenden Streitigkeiten viel Blut vergossen wird und Menschenleben verloren gehen. Im Kampf sucht Jeder das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach der Nase oder nach den Augen haut. Räubereien sind eine natürliche Folge der häufig wiederkehrenden Revolutionen so wie der allgemeinen Faulheit. Die Ausübung der christlichen Religion beschränkt sich auf das Einfachste. In fast allen Hütten hängt ein kleines Heiligenbild, und die Gauchos tragen zuweilen ein Kreuzlein um den Nacken. Behufs der Taufe ihrer Kinder bringen sie dieselben zu Pferde nach der nächsten Kirche; eben so werden die Todten nach geweihter Erde gebracht. Ist ein Heiraths-Contract abgeschlossen, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf's Pferd und reitet mit derselben zur Trauung nach der nächsten Kirche, die vielleicht erst im Verlauf einiger Tage erreicht wird.

411. Die Republik Paraguay.

(Nach G. E. Kerst in Gumprecht's Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Paraguay ist in mannichfacher Beziehung eine Perle Südamerika's, wie Cuba die Perle Mittelamerika's, von der Natur begünstigt, wie vielleicht kein anderer Fleck in ganz Südamerika. Das erkannten auch die Spanier sehr klüglich, und 100 Jahre früher als die Küste colonisirten sie das tief im Innern gelegene Paraguay, welches in harmonischer Mischung alle Elemente eines privilegirten Erdstrichs in sich vereinigt: Wald, Ackerbauland, Weideland, kleine und große Flüsse, metallreiche Berge u. s. w., ein schönes, gesundes Klima und einen vor allen eingeborenen Racen Südamerika's hoch ausgezeichneten Indianerstamm. Deshalb war Paraguay einst der Zankapfel der Kronen von Spanien und von Portugal, wie in der jüngsten Zeit (1865—1869) Brasiliens und der Argentinischen Republik. Unter allen Ländern im Bereich des La Plata und seiner Zugänge ist für den Forscher keines anziehender, als diese bis zum Tode ihres Dictators, des Dr. Francia († 1840), allen Fremden hermetisch verschlossen gewesene Republik, sowohl wegen ihres Reichthums an natürlichen Producten, wegen ihrer Lage, durch die sie zum Stapelplatz für einen unermeßlichen Theil des Innern von Südamerika prädestinirt ist, als wegen ihrer geheimnißvollen und originellen Geschichte.

Die Zahl der Naturproducte ist ungemein groß, doch gilt dies vorzugsweise von dem Pflanzenreich, da das Mineralreich im Gegentheil sogar dürftig ausgestattet ist. Bei der ganz außerordentlichen Holzarmuth der ungeheuren, im Süden an Paraguay anstoßenden Ebenen, der Pampas der Banda Oriental, Entre Rios, Corrientes und der Argentinischen Republik, die ein vollkommenes Seitenstück zu den end- und völlig baumlosen Prairieen am Mississippi und am Missouri sind, würden die Wälder voll der kolossalsten Bäume in dem östlichen und nördlichen Theile Paraguay's genügen, Tausende von Dampfschiffen zu bauen, fände sich erst das Bedürfniß dazu vor. Doch nicht allein die Größe der Bäume und die Ausdehnung der Wälder, sondern auch die innere Güte, wodurch sich das hiesige Holz vor dem durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's, Brasiliens und Rußlands in den Handel gebrachten auszeichnet, verleiht den Wäldern ihren besondern Werth. Wenigstens 60 Hölzer von jeder Art und Farbe und jedem Grade der Elasticität und Dauerhaftigkeit, die als Bau- und Nutzhölzer und zu den feinsten Tischlerarbeiten tauglich sind, hat man bereits kennen gelernt. Einige sind so hart, daß sie eiserne Werkzeuge abnutzen, und überaus dauerhaft, wie das rothe, unverwüstliche, nur grün zu verarbeitende, zu Balken aber sehr taugliche des Urundey-pita, oder wie das des Seibo, welches im frischen

Zustande zwar weich und schwammig wie Kork ist und sich wie ein Apfel schneiden läßt, getrocknet aber so hart wird, daß Stahl es nicht angreift; andere Hölzer sind so schwer, daß sie im Wasser untersinken und äußerst schwierig im gewöhnlichen Feuer brennen, bei intensivem Luftzuge jedoch so starke Hitze geben, daß diese fast der der Steinkohle gleichkommt. Besonders häufig sind gummi- und harzreiche Bäume. Auch nützliche Fruchtbäume fehlen in Paraguay's Wäldern nicht. Dazu gehört der Ybaro mit zahlreichen fleischigen, apfelartigen Früchten, ferner der große Wälder bildende Curiys mit zapfenartigen kopfgroßen Früchten, welche eßbare Kerne, gleich der Pinie, von der Dicke eines Fingers haben; die Indianer essen die Kerne geröstet, da sie dann noch besser als Kastanien schmecken, und reiben sie zu Mehl, woraus Kuchen angefertigt werden. Unter den wildwachsenden strauch- und krautartigen Pflanzen finden sich viele Medicinal-, Farbe- und Fruchtpflanzen. Bei den rohrartigen Gewächsen zeichnen sich unter den Bambusarten einige durch ungeheure Größe aus, indem sie die höchsten Bäume überragen, oder so dick und fest sind, daß die einheimische Bevölkerung sich ihrer im verflossenen Jahrhundert als Kanonen im Kampfe gegen eine spanische und portugiesische Militärmacht bedient haben soll.

Die Bevölkerung besteht theils aus Abkömmlingen eingewanderter Spanier, theils aus reinen Ureinwohnern, größtentheils aber sind es Mischlinge (Pardos) aus der Verbindung beider Racen, oder auch dieser wieder mit Negern. Die Mischungen sind sehr mannichfach, obgleich die höheren Classen hier stets mehr Rücksicht auf die Erhaltung der Reinheit ihres Familienblutes genommen haben, als sonst in dem spanischen und portugiesischen Amerika. Im Ganzen sind die Paraguayos ein sanfter, verträglicher, geduldiger, verständiger Menschenschlag, ernst, fest, beständig, phlegmatisch, beharrlich zäh in ihren Vorsätzen, einsilbig, kalt, und besitzen statt des stürmischen, verwegenen und fieberhaften Muthes, der Gefahren herausfordert und aufsucht, eine ruhige Tapferkeit, welche Gefahren und Tod kaltblütig nahen sieht. Schon die ernsten, kalten Gesichter geben den äußern Ausdruck für den Charakter der Paraguayos. Die Neigung zieht den Paraguayo sehr zum militärischen Leben, und als Soldat erträgt er mit Resignation die Mühseligkeiten und Anstrengungen des Krieges. Der verbreitetste und zahlreichste Theil derselben waren einst und sind wohl noch die Guaranis, die sich zur Zeit der Ankunft der Europäer in diesen Gegenden von der Küste des Meeres bis zum Paraguay in ostwestlicher Richtung erstreckten und andererseits durch den größten Theil Brasiliens bis Guyana reichten, jedoch nicht als compacte Masse den Paraguay überschritten. Trotz dieser enormen Ausdehnung waren die Guaranis die unkriegerischsten Indianer, die sich sofort von den Europäern unterjochen ließen, während es diesen nicht gelang, die übrigen nach und nach so sehr reducirten Indianerstämme zu unterwerfen. Wegen der großen Verbreitung dieses Volkes hat sich auch dessen Sprache als herrschende der Bevölkerung

nicht allein in Paraguay, sondern auch in dem größten Theile des La Plata-Gebietes erhalten.

Seit Francia's Tode zeigt sich ein sehr wesentlicher Fortschritt fast in allen Dingen: Straßen werden in jeder Richtung durch das ganze Land gebaut, womit indessen schon Francia den Anfang gemacht hatte. Man gründete eine Stadt San Salvador in Ober-Paraguay nebst mehreren Forts und schützte dadurch, wie durch das ältere Fort S. Carlos, die nördlichsten Grenzen des Landes und den Anbau der fetten und fruchtbaren Ländereien vor den Einfällen der wilden Horden von Matto grosso her. Der bolivische Congreß eröffnete nicht allein alle schiffbaren, mit dem La Plata oder Amazonenstrome in Verbindung stehenden Flüsse dem Welthandel, sondern decretirte auch, daß der erste Dampfer, welcher in einen der bolivischen Flüsse einlaufen würde, eine Belohnung von tausend Dollars erhalten solle. So verspricht denn Paraguay ein wichtiges Handelsgebiet zu werden. Die Zugänglichkeit des Landes vermittelst des großen Paraguay-Stromes, auch für Seeschiffe von nicht zu starkem Tiefgange, erleichtert die Anknüpfung commercieller Beziehungen. Die Bodencultur ist hier viel weiter vorgeschritten, als in den Provinzen der Argentinischen Conföderation, da die Bevölkerung durch die hermetische Abschließung des Landes gegen den Verkehr mit Fremden sich ausschließlich auf eigene Production verwiesen sah.

---

412. Die Republik Banda oriental (Uruguay).

(Nach Hermann Burmeister, Reisen durch die La Plata-Staaten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Gebiet der La Plata-Staaten östlich vom Rio Uruguay führte schon bei den Spaniern den Namen der Oestlichen Seite (Banda oriental) und bildet gegenwärtig, so weit es nicht zu Brasilien gehört, einen selbständigen Staat, die Republica oriental del Uruguay, die kleinste der südamerikanischen Republiken; ihre Bewohner nennen sich kurzweg: los Orientales. Spanien hat um den Besitz dieses Ländchens lange Kriege mit den Portugiesen führen müssen, die stets Lust bezeigten, auch am Rio de la Plata sich festzusetzen. Mehrmals von ihnen erobert und wieder verloren, wurde endlich durch den Frieden von St. Ildefonso (1777) das Land definitiv an die Krone Spaniens abgetreten. Brasilien suchte zwar in neuerer Zeit die Gelüste seiner Vorfahren wieder aufzunehmen; es ist aber in deren Verfolgung nicht viel glücklicher gewesen als die Portugiesen; nur einen kleinen Theil der früheren spanischen Besitzung im Nordosten konnte es an sich reißen; die von Dom Pedro I. beabsichtigte Incorporation des ganzen Landes ist hauptsächlich durch den Einfluß Englands verhindert worden.

Auch wird die Eifersucht der Nachbarn es unmöglich machen, die Banda oriental ihrer Selbständigkeit zu berauben; das kleine Ländchen ist, so gut wie Paraguay, in seiner Existenz eben dadurch gesichert, daß jeder der mächtigen Nachbarn es haben möchte und dadurch keiner es bekommen wird.

Mitten durch das Land strömt von Nordost nach Südwest, gleichsam wie eine Diagonale, der noch auf brasilianischem Boden entspringende Rio Negro, ein Fluß von der Größe unserer Oder, welcher die Banda oriental in zwei etwas ungleiche Hälften scheidet: die südliche, größere stößt an den Atlantischen Ocean und den Rio de la Plata, die nördliche, kleinere an den Rio Uruguay im Westen und beide im Norden an die brasilianische Provinz Rio grande. Das Ganze ist eine von schmalen Felsengebirgen mit geringer Erhebung durchzogene, terrassirte, grasbewachsene Fläche ohne Waldungen. Die Viehheerden, der Hauptbesitz des orientalen Landmannes, bestehen aus 400—500 Häuptern; ja es gibt Landleute, deren Viehstand sich auf 2000 Köpfe und darüber beläuft, und diese gehören noch keineswegs zu den reichsten. Tausende von Schafen grasen auf den weiten Flächen in friedlicher Ruhe hier neben den Pferden, dort neben Rindvieh, aber nicht mit ihnen sich mengend; jedes Thier sondert sich ab von der andern Art und überläßt ihr den einmal eingenommenen Weideplatz. Gewöhnlich treibt der hiesige Landmann nur die Zucht einer einzigen Classe; alle drei lassen sich nicht gut mit Erfolg gleichmäßig behandeln. Namentlich bietet die Schafzucht viele Schwierigkeiten dar; sie verlangt viele Knechte zum Hüten der Heerden, die gerne fortlaufen, wenn heftige Stürme oder Ungewitter über die Fläche hinziehen, wo sie sich aufhalten. Auch müssen sie bei Nacht in Gehege getrieben werden, damit nicht Raubthiere in die Heerde einbrechen. Alles das ist bei Pferde- und Rindviehzucht nicht nöthig; man überläßt die Thiere sich selber; sie kommen nie in einen Stall, leben unter ihres Gleichen ganz ungestört und werden nur in so weit überwacht, als man die jungen Thiere nach einiger Zeit mit einer Marke zeichnet und danach die Zahl abschätzt, welche man besitzt. Den reichlichsten Ertrag gewährt die Schafzucht der Wolle wegen; sie befindet sich größtentheils in den Händen von Ausländern, namentlich Engländern, welche die ersten besseren Racen einführten und die Wartung der Thiere kennen lehrten. — Ackerbau treibt man im Ganzen noch wenig und nicht einmal bis zum Ausreichen für den eigenen Bedarf.

Die Hauptstadt S. Felipe del Puerto de Montevideo *), wie sie nach ihrer Gründungsurkunde vollständig heißt, liegt auf einer frei in das Meer hinaustretenden, ziemlich schmalen, aber langen Felsenzunge, deren Mitte sich, buckelartig gewölbt, allmählich über den Meeresspiegel erhebt und

---

*) Montevideo ist eine Aussprache im Volksdialekt statt Monte-virco d. h. grüner Berg.

mit dem Festlande an der breitesten Stelle im Nordosten zusammenhängt. Sie wurde 1726 gegründet zum Schutze des Landes gegen die Portugiesen, welche sich am Rio Negro festgesetzt und selbst am Rio de la Plata eine Stadt, Colonia del Sacramento, gebaut hatten, von welcher aus sie einen der spanischen Krone höchst nachtheiligen Schmuggelhandel mit den Colonisten unterhielten. Die Stadt ist, wie alle spanischen in Südamerika, in gleich großen, rechtwinkeligen Vierecken angelegt; sechs große Hauptstraßen laufen der Länge nach über die Zunge und werden von zahlreichen kurzen Querstraßen durchschnitten, die alle im Bogen über den Rücken der Zunge auf- und absteigen. Dadurch erhält die ganze Stadt ein terrassirtes Ansehen. An einem freien Platze, etwa 20 Meter über dem Meeresspiegel, liegt die Hauptkirche, Matriz oder Kathedrale. Sie zeigt deutlich den nationalen Unterschied der Spanier und der Portugiesen in den öffentlichen Bauwerken in ihren Colonieen. Stolz und prächtig stehen die spanischen da, obgleich häufig unvollendet, namentlich äußerlich noch roh, wie auch so manche schöne Kirche Italiens, aber doch imponirend, wie hier, durch ihren Umfang, durch den kühnen Entwurf einer weiten und hohen Kuppel wie durch die Solidität der Gewölbe, welche den brasilianischen Kirchen in der Regel ganz fehlen. Während aber die Prachtliebe einer reichen Bevölkerung sich vor hundert Jahren in den durch ganz Südamerika verbreiteten stolzen Kirchenbauten der Spanier kund gab, ragt unter den neuesten Bauten Montevideo's als das großartigste Werk hervor das Theater de Solis, so benannt nach dem Seefahrer Juan Diaz de Solis, der 1515 zum ersten Male in die Mündung des La Plata einlief, bis zur Insel Martin Garcia hinauffuhr und dort in einem nächtlichen Ueberfall der Eingebornen erschlagen wurde. Dieses Gebäude würde jeder europäischen Residenz zur Zierde gereichen.

Beim Bau der Privathäuser verläßt man gegenwärtig den alten spanischen Stil einstöckiger, mit mehreren Höfen hintereinander versehener Häuser und baut hohe stattliche Gebäude mit Balkonen und großen Fenstern, bei denen auch stets ein Mittelhof vorhanden ist, und außerdem ein schlanker, oft 4 Stock hoher Thurm (mirador) mit einem lustigen Zimmer zum Umschauen nach allen Seiten.

413. Buenos Ayres.

(Nach Hermann Burmeister, Reise durch die La Plata-Staaten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der La Plata-Strom (s. Nr. 409) hat seiner Form nach entschieden mehr das Aussehen eines Meeres als eines Flusses; nur der vorwiegende Süßwassergehalt, verbunden mit dem trüben Farbenton des Wassers, lassen

allerdings die Flußmündung, auch ohne die Ufer zu sehen, nicht verkennen. Zwischen Montevideo und der gegenüberliegenden Punta de las Piedras ist diese Mündung über 12 deutsche Meilen breit, doppelt so breit, wie der Canal zwischen Dover und Calais, und von dieser enormen Ausdehnung sinkt der gemeinsame Strom bis dahin, wo der Parana und der Uruguay sich zu ihm vereinigen, nur auf zwei Drittel seiner äußersten Breite hinab. Die Spanier nannten den Strom „Silberfluß" (Rio de la Plata) nicht wegen seiner Farbe, die derjenigen der Elbe bei Hamburg gleicht, sondern weil sie meinten, daß er sie direct zum Silberlande nach Peru führen werde. Die Ebbe und Flut ist noch sehr deutlich bis über Buenos Ayres hinaus zu unterscheiden.

Bei der Ankunft in Buenos Ayres macht die Aduana (das Zollhaus) schon einen wahrhaft imponirenden Eindruck und bekundet den Umfang des Handels der Stadt, die nächst Rio der erste Handelsplatz Südamerika's ist. Sie liegt auf einer sanft gegen den Fluß geneigten (12 Meter hohen) Ebene, ziemlich 20 deutsche Meilen von der eigentlichen Einfahrt in den Fluß und 27 Meilen in gerader Linie von Montevideo.

Schon im J. 1535 versuchte der spanische Gouverneur Don Pedro de Mendoza in der Nähe des jetzigen Buenos Ayres eine Ansiedlung zu gründen, ward aber mit seiner 1200 Mann starken Begleitung von den Indianern überfallen und vertrieben; auf der Heimreise starb er aus Kummer über das Mißlingen seines Unternehmens. Im J. 1580 stellte De Garay die Anlage wieder her, aber eine Legua weiter am Flusse hinauf, wo Buenos Ayres noch jetzt liegt, um einen sichern Stützpunkt für die Colonisation in Paraguay zu haben. Die Stadt blieb abhängig vom spanischen Vicekönigreiche Peru, bis sie 1776 die Hauptstadt des besondern Vicekönigreichs Rio de la Plata wurde. Im J. 1810 fiel dieses von Spanien ab und wollte ein selbständiges südamerikanisches Königreich bilden unter dem aus Spanien vertriebenen Könige Karl IV. oder dessen zweiten Sohne Don Francisco. Als dieser Vorschlag von der Krone Spaniens (Ferdinand VII.) mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, erhielt die republikanische Partei die Oberhand und im J. 1816 ward die Erklärung des Landes zu einer unabhängigen („Argentinischen") Republik unterzeichnet.

Der Eindruck der Stadt im Innern ist großartig; die unendlich langen, unabsehbaren, schnurgeraden Straßen gleichen denen in Montevideo, eben so die meist einstöckigen Häuser, die nur weniger elegant sind, weil sie einer ältern Periode angehören; aber das Getreibe ist lebhafter, man kann sagen großstädtischer; alle Erscheinungen machen den Eindruck der Wohlhabenheit, und die äußerst lebhafte commercielle Thätigkeit läßt die Bedeutung des Ortes als Welthandelsstadt sofort erkennen. Montevideo scheint sich zu Buenos Ayres zu verhalten, wie Bremen zu Hamburg, und wie bei unsern beiden größten Handelsplätzen scheint auch hier die kleinere der beiden

Rivalen gewisse zum Theil werthvolle Vorzüge vor der größern voraus zu haben. Auch die beiden Hauptbauwerke, die Matriz oder Kathedrale und das neue Teatro de Colon, stehen den entsprechenden in Montevideo nach. Im Uebrigen ist Buenos Ayres zu einförmig, um eine eingehende Beschreibung zu lohnen, aber es bleibt, nächst Rio de Janeiro, die größte und volkreichste Stadt Südamerika's, die an geistiger Frische und Lebendigkeit, namentlich auch an Sinn für Kunst und Wissenschaft, allen übrigen voransteht.

---

414. Patagonien.

(Nach E. Pöppig, Patagonien, und Karl Andree, Das Westland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Südende des amerikanischen Festlandes erhielt nach der gewöhnlichen Annahme die Benennung Patagonien von dem spanischen Worte Patagos, welches „großfüßig" bedeutet und von Magelhaens gebraucht worden sein soll, um die Sitte der Eingebornen zu bezeichnen, ihre Füße mit unförmlich großen Stiefeln zu umgeben. Der Flächeninhalt des an 3 Seiten vom Meere umgebenen Landes läßt sich theils wegen der unsichern Grenzbestimmung im Norden (Rio negro oder Rio Colorado?), theils wegen der großen Unregelmäßigkeit der Küstenlinie und der zahllosen Inseln im Westen nur annähernd abschätzen, dürfte aber 18,000 geogr. □-Meilen nicht übersteigen.

Die Bodenbildung ist in der östlichen Hälfte des Landes, vom Atlantischen Meere bis zu den Andes, eine ganz andere als in der westlichen Hälfte vom Kamme desselben Gebirges bis zum Großen Ocean. Der weite Raum im Osten der Andes stellt sich dar als ein langsam in mehreren breiten und dem Gebirge parallel laufenden Terrassen absinkendes Land. Im Westen dagegen haben große Revolutionen die Küste dermaßen zertrümmert, daß Gruppen von sehr zahlreichen Inseln eine mehrfache Kette bilden; es fehlt hier ganz an einem flachen Vorlande und die Andeskette steigt schroff aus dem verwickelten System von Sunden und Fjorden empor, die zum Theil weit in die Schluchten des Gebirges vordringen. Daher hat die Westküste im Gegensatze zu der gleichförmigen Ostküste eine Menge von Buchten und Einschnitten, die jedoch wegen der hohen, steilen Ufer für die Schifffahrt von keinem wesentlichen Nutzen sein können. Auch die Inseln der Westküste sind, als abgerissene Stücke der Andes, in der Regel hoch und schroff. — Das östliche Patagonien stellt im Allgemeinen eine Wüste dar, die wenige Meilen südlich vom Rio negro ihren Anfang nimmt und bis zur Meerenge sich verlängert. Der mit einer dicken Schicht von Sand bedeckte Boden, aus dem selten eine Quelle emporsteigt, ist völlig unfruchtbar; nur

Strandgräser oder Salzpflanzen nehmen weite Strecken ein, und höchstens kommen einzelne Gruppen von niedrigem, dornigem Gesträuch vor. Raubvögel und Geier sind die einzigen Bewohner, denn sie finden Nahrung an den Thieren, die sich dahin verirrten und dem Hunger und Durst erlagen. Nach Süden hin gewinnen die stufenartigen Ebenen einen bessern Charakter und in der unmittelbaren Nähe der Meerenge gibt es Wälder von verhältnißmäßig hochstämmigen Bäumen; allein der bewaldete Landstrich ist von so geringer Breite, daß er für Niederlassungen nur einen sehr beschränkten Raum darbietet, gäbe es überhaupt einen einladenden Grund zu solchem Unternehmen.

Das Südende Amerika's ragt wie ein Vorgebirge in drei unermeßliche Weltmeere hinaus; Meeresströmungen (s. 1. Bd. S. 23 f.) und Winde begegnen sich in entgegengesetzten Richtungen und mehr als ein Drittel der Oberfläche deckt eine meistens bis zur Schneeregion, oft über dieselbe hinausragende Bergkette, deren tiefe Schluchten bis zum Meere hinab mit Gletschern von kolossalen Dimensionen (15—20 engl. Meilen lang) erfüllt sind. Daher unterscheidet sich das Klima der südlichsten Gegenden des neuen Continents bedeutend von demjenigen gleicher Breiten der nördlichen Halbkugel. Auch hinsichtlich des Regens und der Feuchtigkeit findet zwischen dem ebenen und gebirgigen Patagonien ein außerordentlicher Unterschied Statt. Sturmwinde, unter denen der Südwind der unwiderstehlichste ist (indem er Reiter und Fußgänger umwirft), treiben die Wolken über die weiten Ebenen ohne Anziehungskraft, daher regnet es selten, und da das herabfallende Wasser leicht verdunstet oder zwischen dem Geröll verschwindet, so entsteht jene gewaltige Trockenheit, welche das Land unbewohnbar macht und sogar die Fäulniß thierischer Körper verhindert. Heiterkeit der Luft charakterisirt das Klima des östlichen Patagoniens eben so wie schnelle, aber nicht empfindliche Veränderungen der Temperatur; die Luft ist stets elastisch und der Aufenthalt würde dort bei einiger Fruchtbarkeit des Bodens angenehm sein. Die entgegengesetzten Extreme machen die Westküste fast unbewohnbar. Schon Chiloë ist durch seine Regen sprüchwörtlich in Chile und Peru; allein weiter nach Süden nehmen diese an Häufigkeit so zu, daß Monate ohne einen heitern Tag vergehen. Jedenfalls hat die Kette der Andes und die Nähe des in viele Arme getheilten Meeres größeren Einfluß auf das Klima dieses Theiles von Patagonien als die Nähe der Polarregionen, und im Ganzen veranlaßt seine Kälte die Seefahrer weniger zu Klagen als die Unbeständigkeit der Witterung und die unaufhörlichen Stürme.

Viel ist früher gefabelt worden über die Riesengröße der Patagonier, die man sogar bis zu 3 Meter angegeben hat, bis Alcides d'Orbigny, welcher sich 8 Monate unter ihnen aufhielt (1829) und Leute von den verschiedensten Stämmen kennen lernte, versicherte, daß er keinen einzigen Patagonier gesehen, der höher gewesen wäre als 1 M. 92 Centim., d. h. 5' 11" pariser

Maß; im Durchschnitt sind sie nicht größer als 5′ 4″, selten unter 5′ 2″; die Frauen sind fast eben so groß wie die Männer. Was sie aber von den übrigen Indianern und den Europäern unterscheidet, das sind die breiten Schultern, der robuste Körper, der dicke, nach hinten ein wenig abgeplattete Kopf, die kleinen, horizontal liegenden Augen, die weit hervortretende Stirn so wie dicke Lippen des großen Mundes. Diese gesammten Züge geben dem ohnehin verhältnißmäßig breiten Gesichte etwas Ungeschlachtes. Die Hautfarbe ist so braun, daß man sie eher russig, mulattenfarbig, als kupferfarbig nennen kann. Das Gesicht behält selten seine natürliche Farbe, sondern wird meist nach herkömmlichen Regeln roth, schwarz oder weiß bemalt. Das Weiß scheint eine den Kriegern vorbehaltene Farbe zu sein. Männer und Weiber tragen lange, nachschleppende Mäntel, aus sehr verschiedenen Thierfellen recht künstlich zusammengenäht, und zwar mit Sehnen des Straußes, die ihnen statt des Zwirnes dienen.

Die Patagonier zerfallen in eine große Menge kleiner umherschweifender Stämme, welche sich über die weiten Ebenen zerstreuen. Da sie in Betreff ihres Lebensunterhaltes auf die Jagd angewiesen sind, so können nicht viele von ihnen beisammenleben, und von festen Wohnsitzen kann keine Rede sein. Eine Horde (Tolderia) besteht aus höchstens 30—40 Familien, deren jede ihr eigenes Zelt hat. Die Regierungsform ist sehr einfach: die Nation hat einen Oberkaziken, der während eines Krieges (z. B. mit den Araucanern), an welchem die ganze Nation betheiligt ist, im Rathe der Unterkaziken den Vorsitz führt und den Oberbefehl hat, im Frieden aber lediglich Häuptling seines besondern Stammes ist und mehr eine väterliche als eine despotische Macht ausübt. Er wird geachtet, aber von Unterthänigkeit ist nicht die Rede. Er ist eben so arm wie alle Andern, nur auf Raubzügen erhält er einen größern Antheil an der Beute, und zwar deßhalb, weil er mehr Frauen und Kinder hat als die Uebrigen. Will der Sohn die Würde erben, so muß er tapfer und möglichst freigebig sein, sonst wird ein Anderer als Nachfolger gewählt. Gesetze und Strafen sind den Patagoniern unbekannt. Wer am besten den Feind oder die Christen bestehlen kann, wird seiner Gewandtheit wegen bewundert. Die meiste Zeit verbringen sie in Müßiggang; und auf die Jagd gehen sie nur, wenn der Hunger sie dazu zwingt. Die Weiber bereiten die Speisen und Kleider, die Zelte und Sättel; der Mann kümmert sich lediglich um die Waffen. Ihr Charakter ist ein wunderbares Gemisch von Seelengröße, unbändigem Stolze, wildem Muthe, verpaart mit abgefeimter Schlauheit und einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die bei einem so rohen Volke in der That überraschen.

---

415. Die Republik Chile.

(Nach Karl von Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, K. Neumann, die südamerikanischen Republiken, im „Ausland", und Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru u. s. w., bearbeitet vom Herausgeber.)

Das kleine Chile (6927 □-Meilen) besteht nur aus einem schmalen (höchstens 40 Meilen breiten), aber über 20 Breitengrade ausgedehnten Küstenstreifen. In Folge seiner geographischen Trennung von den übrigen, wirrungsvollen südamerikanischen Republiken durch die hohe Scheidewand der Andes und weil es unter seinen Bürgern sehr wenige Farbige (10,000 Indianer, fast gar keine Neger und Mulatten) zählt, erhob es sich schneller als irgend eine andere der zahlreichen Republiken aus dem anarchischen Zustande revolutionärer Kämpfe und erreichte mit einer in diesem Continent beispiellosen Schnelligkeit eine höhere Stufe von Civilisation und Ordnung. Wenn es schon ein großer Nachtheil für einen Staat ist, wie Peru oder Columbien, Menschen zweier sehr verschiedener Racen zu seinen Bürgern zählen zu müssen, so entstehen doch erst die verderblichsten Reibungen durch die unvermeidliche Vermischung der Racen, indem die Mischlinge weder der einen noch der andern Partei angehören und meistens alle Fehler ihrer verschiedenartigen Eltern, selten aber etwas von ihren Tugenden erben. Zu allen den Uebeln, welche aus der unüberwindlichen Abneigung der unähnlichen Elemente der Bevölkerung entstehen, gesellt sich noch (z. B. in Peru) die große Verschiedenheit der mit Hartnäckigkeit beibehaltenen Sprachen, die oft in der Entfernung von wenigen Tagereisen nicht mehr verstanden werden, wodurch die Verwaltung vielfach erschwert und sehr häufig zu Mißverständnissen und nicht selten zu Betrügereien Veranlassung gegeben wird. In Chile ist Spanisch die Sprache aller Stände, ohne Provinzial-Dialekte, weder im Norden noch im Süden. In diesen ethnographischen Verhältnissen liegt einer der Hauptgründe für die Prosperität Chile's.

Der einzige erhebliche Nachtheil des Landes ist der Mangel an schiffbaren Gewässern; denn die Mehrzahl der in den Andes entspringenden und vom Schnee dieser hohen Gebirgskette genährten Flüsse versiegt im Sommer; nur wenige der südlichen Hälfte des Landes sind auf eine größere Distanz landeinwärts schiffbar. Daher sind auch die südlicheren Provinzen die für die Landwirthschaft geeigneteren, während der mehr wasserarme Norden der Republik durch seinen Erzreichthum wichtig ist, obschon auch hier, wo immer nur künstliche Bewässerung unterhalten wird, der überaus fruchtbare vulkanische Tuffboden sich rasch mit einer wunderbaren Vegetation schmückt. Die Nähe der mit ewigem Schnee bedeckten Andes auf der einen, des Oceans auf der andern Seite gestaltet das Klima selbst in der niedrigen Küstenregion zu einem überaus angenehmen und gesunden, in welchem der weiße

Mensch auch für härtere Arbeit keiner importirten Sclavenbevölkerung bedurfte. Die plastische Mannichfaltigkeit der Oberfläche und die dadurch bedingte Verschiedenartigkeit des Klimas erzeugen im Innern und im Süden des Landes einen außerordentlichen Pflanzenreichthum; alle europäischen Getreide-, Gemüse- und Obstsorten gedeihen vortrefflich neben einer großen Anzahl von Rohr- und Flachsarten. Die Cultur des Weizens legte namentlich den Grund zum Wohlstande des Landes, welches eine Kornkammer für das schnell bevölkerte Goldland Californien wurde, und gab zugleich die Mittel an die Hand, um den Mineralreichthum der nördlicheren Provinzen in großartigerer Weise auszubeuten. Und als einige Jahre später das Goldfieber in Californien nachgelassen hatte, auch die dortigen Ansiedler selbst anfingen, Getreide zu bauen, da eröffnete sich dem Getreidehandel Chile's ein neues, wenngleich entfernteres Gebiet. Die Entdeckung von Goldfeldern in Australien (1851) und das dadurch veranlaßte massenhafte Zuströmen von Einwanderern ließen die Zufuhren von Getreide dahin, trotz der großen Entfernung, noch glänzendere Resultate erzielen, als wenige Jahre früher in Californien. Gegenwärtig versieht Chile nicht bloß alle Häfen der Westküste von Südamerika, sondern auch die Colonieen von Neu-Südwales und Victoria so wie die meisten Inseln der Südsee, wo bereits europäische Niederlassungen bestehen, mit Weizen, Gerste und andern, dem nördlichen Einwanderer fast unentbehrlichen Getreide-Arten der gemäßigten Zone. Dieser landwirthschaftlichen Thätigkeit der südlichen Provinzen steht in den nördlichen Provinzen die freilich noch wenig systematische Ausbeutung der Metallschätze gegenüber. Die Kupferproduction Chile's liefert 30 Procent vom Totalerträgniß der ganzen Erde. Die Silberminen von Copiapo und Coquimbo sind für den Handel bedeutend; die Steinkohlenlager (mehr im Süden) sind über das ganze Gebiet von der Bai von Concepcion bis gegen die Magelhaensstraße ausgebreitet und liefern den Bedarf für die ganze pazifische Küste. Unter den kühnen Eisenbahnbauten über Bergschlünde und reißende Flüsse ragt der jüngste hervor, die transandinische Bahn, von Valparaiso nach Buenos-Ayres, welche die Andes übersteigen, die Pampas durchschneiden, die West- und Ostküste des südamerikanischen Continents und somit auch den südatlantischen Ocean mit dem Großen Ocean verbinden soll. In der Folge wird also jeder der drei Haupttheile Amerika's eine interoceanische Bahn aufzuweisen haben. Dazu kommen die trefflichen Anstalten und Maßregeln (wie Verträge) zur Förderung von Handel und Gewerbe, so wie zur Verbreitung der Bildung unter allen Ständen, wofür der Staat ganz außerordentliche Opfer bringt; Volksschulen, Ackerbauschulen und Gewerbeschulen erfreuen sich der umfassendsten Fürsorge der Regierung; das Instituto nazional vertritt die Stelle einer Universität und einer polytechnischen Schule zugleich. Deutschen Reisenden gewährt es eine besondere Befriedigung, zu sehen, wie hier ihre Landsleute als Großhändler, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Pharmaceuten,

Universitäts-Professoren, Chemiker u. s. w. eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen und wie ihr Einfluß auf die materielle und geistige Entwickelung dieses Freistaates bereits manchen Einrichtungen desselben den Stempel germanischen Ursprungs aufgedrückt hat. Die Auswanderung aus Deutschland nach Chile würde weit bedeutender sein, wenn die Kenntniß der chilenischen Zustände allgemeiner verbreitet und wenn die Reise dahin nicht so lang und so kostspielig wäre. In Bezug auf die Finanzverwaltung steht Chile unter den ehemals spanischen Ländern oben an, und hatte daher keine Schwierigkeit, als es vor Kurzem zum Ausbau seiner Eisenbahnen den londoner Geldmarkt in Anspruch nahm. Die Chilener sind deshalb mit gutem Grunde stolz auf das Wachsthum und das Gedeihen ihres Vaterlandes, welches im Vergleich zu den Schwesterrepubliken, deren Bevölkerung eine förmliche Farbenscala darstellt, sittlich und intellectuell, politisch und volkswirthschaftlich am meisten vorgeschritten ist. Sie betrachten sich als Vorkämpfer und Hort der spanisch-amerikanischen Nationalität gegenüber der anmaßlichen nordamerikanischen Machtentwickelung. Wo immer die Yankees Fuß faßten, suchten die Chilener ihnen entgegenzutreten.

Die zu Chile gehörende Insel Juan Fernandez bildet unter den 64 der Gruppe insofern eine historisch-literarische Merkwürdigkeit, als dort jener schottische Matrose Selkirk eine Zeit lang lebte, dessen Schiffbruch und Schicksal dem Engländer Defoe die Veranlassung zu dem „Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe" gaben — der frühesten Gattung der Seeromane —, welches Werk in alle Cultursprachen übersetzt wurde und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen hat.

416. Valparaiso.

(Nach Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, und Karl von Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Den Namen Valparaiso, als Abkürzung von Val de Paradiso, verdankt die Stadt den ersten Entdeckern, welche, nachdem sie lange von den Schneestürmen und Nebeln des Cap Horn geängstigt worden, an dieser Stelle, die in der Regenzeit (Mai bis September) ein frisches und liebliches Ansehen hat, landeten. Die Stadt liegt aber weder in einem Thale noch in einem Paradiese, vielmehr in einem von der Natur ziemlich wenig begünstigten Küstenstriche, wo fast nur halbdürre Cacteen im Boden Wurzel fassen. Unter den Hafenplätzen Chile's ist sie (mit 80,000 Einwohnern) der wichtigste, obgleich ihre Rhede, wie die von Triest, keineswegs hinlänglich gegen die nordwestlichen Winde geschützt ist, die hier oft zu so verderblichen Stürmen anwachsen, daß die Schiffe gezwungen sind, alle Nothanker auszuwerfen.

Die gefährlichsten Monate sind Juni und Juli, weniger wegen der Heftigkeit der Stürme als wegen der furchtbaren Höhe der hereinbrechenden Meereswellen, welche zuweilen den Verkehr mit dem Lande Tage lang unterbrechen. Daher suchen viele Schiffe beim Beginn der Winterzeit einen andern, besser geschützten Hafen der Westküste auf, so daß von Juli bis September (dem Anfange des Frühjahres) die Rhede von Valparaiso ziemlich vereinsamt ist. Der Anblick der Stadt vom Hafen aus ist weder schön noch großartig.

Dicht am Ufer erhebt sich jedoch, als eins der schönsten und umfangreichsten Gebäude der Stadt, das sehr zweckmäßig eingerichtete Zollhaus (1856 vollendet) mit seinen 246 weitläufigen Magazinen, in denen eine ungeheure Menge der werthvollsten Waaren in schönen, trockenen, lichten Räumen lagert. Ueber 300 Beamte sind hier thätig, den Handelsverkehr zu registriren, welcher in Folge theils der größeren politischen Ruhe des Landes (s. Nr. 415), theils der praktischen Handelspolitik der Regierung (welche die freie Niederlage der fremden Waaren gestattet und die Zölle für dieselben ermäßigt hat) sowohl eine namhafte Einfuhr der verschiedensten ausländischen Fabrikate als eine großartige Ausfuhr von chilenischen Naturerzeugnissen umfaßt. An dem Importhandel betheiligt sich am meisten (mit etwa zwei Drittel) England.

Ein wichtiges Element in der Bevölkerung dieser Handelsstadt bilden die Deutschen. Nicht nur unterhält eine Anzahl deutscher Handlungshäuser Verbindungen mit dem Innern von Chile, mit Peru, Ecuador u. s. w., sondern es bilden auch unsere Handwerker den solidesten und intelligentesten Theil der arbeitenden Classe. Sie unterlassen es nie, ihren Aushängeschildern das empfehlende „aleman“ beizufügen, z. B. carpenteria alemana (deutsche Tischlerwerkstatt). Bei der geringen Breite der terrassenförmig gebauten Stadt hat man sowohl viele kleine Schluchten, welche die die Bai einschließenden Hügelketten durchschneiden, zum Bauen benutzt, als auch an vielen Stellen durch Abtragen oder Ausfüllen sich künstliches Terrain verschafft. So wohnt denn ein ansehnlicher Theil der dichten Bevölkerung in den elendesten, aber oft romantisch gelegenen Hütten hinter der Stadt, an den Bergen und in den Schluchten aufwärts. Auf den Höhen, wo sich meist Europäer angesiedelt haben, sieht man von der Stadt nicht viel, was man nicht bedauert, dagegen das unendliche Meer, den Hafen und seine Schiffe. Der Glanzpunkt ist jedoch landeinwärts; die Andeskette erhebt sich in weiter Ferne hinter den nackten, gelben Hügeln mit ihren beschneiten Kämmen und Gipfeln. Die Luft ist so klar und durchsichtig wie in Italien und Griechenland, und man hält es für ganz unwahrscheinlich, daß die Entfernung von hier bis zur Hauptkette 25—30 Meilen beträgt.

417. Lima.

(Nach Hermann Burmeister, Reise durch die La Plata-Staaten, Louis Rosenthal, Bilder aus Peru, und Karl von Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Lima, unter den Städten Südamerika's vielleicht die einzige mit einem gewissen Charakter, welche anders aussieht als die übrigen ihres Gleichen, liegt am Ufer des Rio Rimac, zwei Leguas vom Meere und ihrer Hafenstadt Callao, in einer weiten Ebene, die nach Osten an die Vorberge des Küstenplateaus der gigantischen Andes und zunächst an den Cerro (Berg) de S. Christobal sich anlehnt, selbst etwa 160 Meter über dem Spiegel des Großen Oceans erhaben. Der Haupttheil der Stadt befindet sich auf dem südlichen Ufer des Flusses, der so wenig Wasser enthält, daß er überall bequem durchwatet werden kann. Hier ist auch die Plaza mit der schon von Pizarro gegründeten Kathedrale mit ihren an maurischen Anklängen so reichen Eingangsportalen, dem Gouvernementshause, das ein ganzes Quadrat zwischen der Plaza und dem Brückenvorplatze einnimmt, dem erzbischöflichen Palaste und einigen schönen alten Häusern, vor denen eine Colonnade herumläuft, unter welcher Kaufläden aller Art mit den neuesten Producten des europäischen Luxus prangen. Die gut gepflasterten Straßen sind der Kühle wegen meist enge; die älteren Häuser alle mit eleganten Balconen geschmückt. Da, wo das durch die Straßen strömende Wasser Haufen von Unrath absetzt, hüpfen und balgen sich beständig eine Anzahl von Aasgeiern, unbekümmert um die Vorübergehenden, von denen sie nichts zu fürchten haben, da die Tödtung dieser geflügelten Straßenreiniger schwere Strafe nach sich zieht.

Die vielen Erdbeben, denen Lima ausgesetzt ist, haben die meisten älteren Gebäude wenn auch nicht ganz zertrümmert, so doch ihres Schmuckes beraubt, und es gibt kaum eines, das nicht noch jetzt von heruntergefallenen Gesimsen oder Ornamenten die Spuren an sich trüge. Um so mehr muß man die soliden Mauern der zahlreichen Kirchen, Klöster und Thürme bewundern, welche den wiederholten Bewegungen des zitternden Bodens so gut Widerstand leisteten. Das imponirendste Bauwerk der Stadt ist das große Kloster der Franciscaner, welches mit seinen Höfen, Gärten und drei Kirchen verschiedener Größe einen Flächenraum von drei Stadtquadraten einnimmt. In der Kathedrale ruhen die Gebeine Franz Pizarro's, des Eroberers von Peru, der unfern der Plaza, in einem jetzt nicht mehr vorhandenen Hause, von der Partei seines ehemaligen Freundes Almagro, die er schimpflich behandelt hatte, ermordet wurde.

Zwei Quadras vom Hauptplatze (Plaza mayor) nach Osten liegt der der Unabhängigkeit (Plaza de la Independenzia) und in dessen Nähe die Universität, worin die Deputirtenkammer ihre Sitzungen hält. Seinen jetzigen

Namen verdankt dieser Platz (früher: Plaza de la Inquisicion) dem Umstande, daß das vormals hier stehende Inquisitionsgebäude gleich nach dem Einzuge des Generals S. Martin mit der Befreiungsarmee von Chile (12. Juli 1821) vom Volke zerstört wurde; eben deßhalb stellte man auch hier die broncene Reiterstatue Bolivar's, des „liberador", auf, welcher nach S. Martin's Rückkehr die Befreiung Peru's vom spanischen Joche durch seinen Sieg bei Ayacucho vollendete. Das National-Museum enthält in seiner historischen Abtheilung meist wirklich nationale Gegenstände, wie Geräthschaften, Vasen, Urnen und andere Gefäße des Inka-Reiches, auch den Stammbaum und die Brustbilder der Inka-Könige, die sich in der Gesellschaft der spanischen Vicekönige (von Pizarro an) in schwarzer altspanischer Tracht und der neuesten Präsidenten fast komisch ausnehmen; dagegen enthält die naturgeschichtliche Abtheilung neben einigen interessanten Landeserzeugnissen auch viel Fremdes, kurz das, was man eben zusammenzuraffen Gelegenheit hatte und aufstellte, um nur sagen zu können, wir haben ein National-Museum. So ist es auch in Montevideo und Buenos Ayres.

Eine gemischtere Bevölkerung wie die sich in den Straßen Lima's herumtreibende mag es wohl in wenigen Orten der Welt geben. Grundelemente sind Weiße, Abkömmlinge spanischer Eltern, Indianer, Neger und Chinesen, aber die Spielarten dieser Racen sind auf das Bunteste durcheinander gewürfelt; namentlich das Contingent der „Cholos", halb indianischer, halb äthiopischer Abkunft, ist sehr stark variirt, und diese Letzteren bevölkern vorzugsweise die schmutzigen, berüchtigten Vorstädte. — Zahlreich sind die alljährlich aus China importirten Kulis, welche sich auf 8 oder mehr Jahre den Hacendados für sehr geringen Lohn verpflichten müssen, nach deren Ablauf sie wieder frei werden. Ihrem Verkauf oder vielmehr der Abgabe des Contracts an irgend Jemand anders steht gesetzlich nichts im Wege. Die Sclaverei ist also dem Namen nach aufgehoben, besteht aber in dieser Weise fort, und gerade diese so wenig als möglich arbeitenden Schwarzen machen die Umgegend Lima's so unsicher.

Nach vieljährigen Parteikämpfen und Militäraufständen ist es noch immer wenig gelungen, geordnetere Zustände in Peru herzustellen und in den Bewohnern den Sinn für eine landwirthschaftliche, gewerbliche und commercielle Thätigkeit zu wecken. Denn trotz mancher erfreulicher Anfänge scheint die schlaffe Mischbevölkerung (vgl. Nr. 415), ohne eine massenhafte Einwanderung eines thatkräftigen Stammes aus dem Norden, nimmer fähig, das von der Natur so bevorzugte Peru wirthschaftlich und politisch zu heben und demselben eine Stelle unter den Culturstaaten der Erde zu sichern. Noch heute sind es nicht die durch den Fleiß seiner Bewohner einem überaus fruchtbaren Boden abgewonnenen Erzeugnisse, sondern hauptsächlich zwei auf der Oberfläche der Erde schon vorgefundene Naturproducte, nämlich Vogeldünger (Guano) auf den benachbarten Chincha-Inseln und Salpeter auf

einem Küstenstreifen, welche die Haupteinnahme-Quellen des Staates und zugleich die wichtigsten Ausfuhr-Artikel bilden.

Die drei kleinen, dicht neben einander aus dem Meere emporsteigenden Chincha- oder Guano-Inseln dürfen wohl als die werthvollsten Grundstücke auf der ganzen Erde gelten. Ihre ganze Oberfläche (kaum 4000 Acres) ist mit den Excrementen verschiedener Seevögel vom Geschlechte der gefräßigen Pelikane und Flamingos bedeckt, welche durch die ungestörte Anhäufung seit Jahrhunderten Schichten von 20—40 Meter Mächtigkeit bilden. Trotz der starken Ausfuhr (jährlich fast ½ Million Tonnen) betrug die Guano-Menge 1862 auf den 3 Inseln noch beinahe 7 Millionen Tonnen, was bei einem durchschnittlichen Reingewinn von 7 Pfd. St. per Tonne für den peruanischen Staatsschatz einen Werth von 50 Mill. Pfd. St. oder eine Milliarde deutscher Reichsmarken darstellte. Kaum begann die Furcht vor der Abnahme und dem bevorstehenden Verschwinden dieser „stickstoffreichen Universalmedicin für die kranken Felder Europa's", als im Süden auf Inselresten neue Guanolager entdeckt und auf 8 Millionen Tonnen Inhalt geschätzt wurden.

418. Die Republik Bolivia.

(Nach Karl von Scherzer, Statistisch commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, und Hugo Reck, Geographie und Statistik der Republik Bolivia in A. Petermann's Mittheilungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Binnenland Bolivia ist durch seine eigenthümliche geographische Lage von der Außenwelt förmlich abgeschnitten, durch seine bisherige politische Unbeständigkeit jeder größern Kraftanstrengung unfähig und von allen südamerikanischen Republiken im Auslande noch am wenigsten bekannt, obgleich es durch den Reichthum seiner Naturproducte und seine zahlreichen schiffbaren Flüsse für eine massenhafte Einwanderung ein sehr vortheilhaftes Niederlassungsgebiet abgeben würde. Seine Oberfläche (25,200 □-M.), weit mehr als das Doppelte des Deutschen Reiches, bewohnen nur 2 Mill. Einwohner (50 auf 1 □-M.), und das Ganze steht bloß durch den einzigen kleinen Hafen Cobija mit dem Großen Ocean und der europäischen Cultur in Verbindung.

Die Andeskette, welche die Wasserscheide zwischen Peru und Bolivia bildet, enthält Hochebenen, unter diesen die von Oruro mit dem (25 Meilen langen und 7 Meilen breiten) Titicaca-See (3600 M. über dem Meere). Ganz Bolivia gehört der Regenzone an, nach deren Beendigung alle Früchte schnell zur Reife gelangen. Viele der kostbarsten Erzeugnisse: Baumwolle (welche in der Umgebung von Cochabamba und in der Provinz Santa Cruz in

wildem Zustande vorkommt), Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Indigo, Cochenille werden in den östlichen Provinzen fast ohne alle menschliche Cultur gewonnen, während in seinen Wäldern nicht bloß die als Arzneimittel so wichtige Chinarinde, sondern auch edle Bau- und Nutzhölzer, wie Cedern, Mahagoni u. s. w., in solcher Menge gefunden werden, daß sie für den Export von großer Bedeutung werden könnten, wenn nur nicht die Transportkosten aus dem Innern nach den Hafenplätzen so hoch wären. Die zahlreichen Kupfer-, Zinn-, Gold- und Silberminen sind keineswegs erschöpft, sondern werden, kommen erst europäische Arbeitskräfte, europäisches Capital und europäische Maschinen ins Land, vielleicht noch ergiebiger fließen als in den blühendsten Zeiten früherer Jahrhunderte. Die Spanier arbeiteten ohne System und ohne die zur Verlängerung der Arbeit nöthige Vorsicht. Von dem Augenblick an, wo die Gewässer die Arbeiter erreichten, verließen diese die Mine. Dazu kamen Kriege, außerordentliche Trockenheit (1804) und in deren Gefolge Hungersnoth und Pest. Die 90 Hauptshütten von Potosi wurden auf 13, die von Oruro auf 8 beschränkt. Dann drangen im Unabhängigkeitskriege die Royalisten ein und verbrannten sie als eben so viele Citadellen der Insurgenten; später vollendeten gezwungene Anleihen und übermäßige Steuern den Ruin; die geschickten Bergleute und Schmelzer verschwanden.

Der gewaltige Kegel des Cerro de Potosi, 4800 M. über dem Meere, ist vielleicht, selbst Californien nicht ausgenommen, das reichste Metall-Lager der Erde und doch nur ein hervorragender Punkt in einer Metall-Kette ohne Gleichen. Der Zinnreichthum Bolivia's ist in der That unermeßlich; man findet Zinnstein, der bis 70 Procent Zinngehalt besitzt, aber bei dem mehrere Monate dauernden Landtransport auf dem Rücken von Lamas bis zu den Häfen Cobija oder Arica (in Peru) ist die Arbeit kaum lohnend.

Zu den eintönigen innern Unruhen, in Folge deren kein Präsident der Republik seine gesetzliche Regierungszeit zu vollenden vermochte, sondern die meisten gewaltsam umkamen (Morales, der vorletzte, ward noch im November 1872 ermordet), gesellte sich noch eine Verwickelung mit dem kleinen, aber mächtigen Chile, das den schwachen Nachbar leicht überwand und ihn zwang, ein bedeutendes Stück der metallreichen Atacama-Wüste abzutreten und andere wichtige Vortheile einzuräumen. Die Unbeständigkeit der politischen Zustände gibt sich auch darin zu erkennen, daß der Sitz der Regierung nach den herrschenden Parteien wechselt, gegenwärtig (1875) ist derselbe in Sucre, welches (mit 29,000 Einw.) der ersten Stadt des Landes, Cochabamba (mit 40,000 Einw.), weit nachsteht. Die jetzt noch ganz unbedeutende Einwanderung kann erst dann ansehnlich werden, wenn Bolivia, durch eine Eisenbahn mit dem Großen Ocean in directe Verbindung gesetzt, der Handel und die Industrie durch fremde größere Capitalien gehoben wird.



419. Die Republik Ecuador.

(Nach Karl Andree, Geographie des Welthandels, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ecuador, so benannt, weil es vom Aequator durchschnitten wird, reicht vom Busen von Guayaquil im Süden bis zum Rio Mira im Norden, der es von Neu-Granada trennt. Die Küste, etwa 90 Meilen weit von der Südsee bespült, hat, obwohl im Allgemeinen einförmig wie die peruanische, mehrere gute Häfen und Rheden im Mündungsgebiete der Flüsse. Das Land steigt von der Küste rasch auf und wird der ganzen Länge nach von den Andes durchzogen, so daß die Gebirgsregion ein volles Drittel des gesammten Gebietes (11,800 □-M.) einnimmt. Unter den zahlreichen Vulkanen sind der Cotopaxi und der Chimborazo (6430 M.) am bekanntesten; Erdbeben kommen häufig vor und jenes vom August 1868, welches in Peru so große Verheerungen anrichtete, hat auch in Ecuador eine beträchtliche Anzahl von Orten in Schutthaufen verwandelt.

Die Lage des Landes in den Tropen und die bedeutende vertikale Erhebung innerhalb derselben haben zur Folge, daß hier alle klimatischen Abstufungen vorhanden sind, daß die Früchte jeder Zone gedeihen und der Mensch sich nach Belieben die Stelle wählen kann, welche ihm am meisten zusagt. Denn in den tropischen Gegenden des ehemals spanischen Amerika vertheilen sich die verschiedenen Racen nach dem für sie geeignetsten Klima: Neger und Mulatten findet man am zahlreichsten in den heißfeuchten Gegenden des Tieflandes, wo die Arbeit der Schwarzen (Bau von Zuckerrohr und Cacao) am theuersten bezahlt wird, weil das Klima auf die andern Racen nachtheilig einwirkt. Dagegen ziehen Indianer und Mischlinge die milderen und trockneren Landschaften vor; die Weißen, so weit sie Eingeborne sind, wohnen zumeist auf den Terrassen und im Hochlande, wo sie die Felder mit europäischen Getreide-Arten bestellen, während jene, welche Handel treiben, über alle größeren Ortschaften zerstreut sind.

Ecuador ist unter allen ehemals spanischen Besitzungen Südamerika's am weitesten zurückgeblieben, und es ist auch wenig Aussicht vorhanden, daß sich die wirthschaftlichen Verhältnisse bald besser gestalten werden. Das östliche Gebiet hat eine Anzahl auch für Dampfer schiffbarer Flüsse, die sich in den Amazonas ergießen und diese Region auf Absatz und Verkehr nach dem großen Strome und dem Atlantischen Meere hinweisen; aber bis jetzt ist das Gebiet, welches sie bewässern, fast ganz Wildniß und nur von wilden Indianern bewohnt. Der Mangel an fahrbaren Straßen und an Verbindungswegen überhaupt ist auch in Ecuador ein wesentliches Hinderniß für jede wirthschaftliche Entwickelung; der Transport der Waaren auf Maulthieren, Eseln und Ochsen ist eben so langsam als kostspielig. Der Weg vom Hafen Guayaquil nach der Hauptstadt Quito, welche 2850 M. über dem Meere

liegt, ist nur etwa 6 Monate im Jahre zu benutzen, und da es auch nicht selten an einer hinreichenden Anzahl von Transportthieren fehlt, so kommt es zuweilen vor, daß die Waaren ein ganzes Jahr gebrauchen, um die 60 Meilen weit von der See bis zur Hauptstadt zu gelangen! Unter den Ausfuhrartikeln ist der vorzugsweise im heißen, ungesunden Küstenlande gebaute, aber auch im wilden Zustande vorkommende Cacao der wichtigste.

---

420. Der Isthmus von Panama.

(Nach Karl von Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die aus 9 Staaten bestehende Föderativ-Republik Columbia, früher (vor 1861) Neu-Granada, hat von allen südamerikanischen Staaten die günstigste Weltlage, indem sie von beiden Oceanen bespült wird und den Isthmus von Panama umfaßt, diesen natürlichen Centralpunkt für die Verbindung von Europa, West-Amerika, Ostasien und selbst Australien. Trotz seiner überaus günstigen Lage beginnt auch dieser Staatenbund erst jetzt einen gedeihlichen Aufschwung zu nehmen, den noch bis vor Kurzem innere Fehden, in Verbindung mit der Trägheit der Bewohner, dem Mangel an Industrie und den Schwierigkeiten des Verkehrs zwischen dem Innern und der Küste, hinderten. Zucker und Kaffee liefern gute Aernten, und ihr Anbau wird auf dem dankbaren Boden eine größere Ausdehnung gewinnen, wenn erst (1877?) der schwierige Schienenweg von der Bundeshauptstadt S. Fe de Bogotá (2600 M. über dem Meere) die ganze Hochebene von Bogota durchschneidet und am untern Magdalenenstrome mündet. Diese große „Bogotabahn" wird die Ausfuhr unendlich steigern und auch Wolle, Häute und Metalle auf die Weltmärkte führen.

Der Isthmus von Panamá. Das Hauptproblem, den fatalen Damm, welcher die beiden Oceane trennt, zu sprengen und der Schifffahrt, die noch heute auf einem weiten und kostspieligen Umwege um das stürmische Cap Horn den Handel zwischen der Ost- und Westküste Amerika's vermitteln muß, hier eine freie Wasserstraße, wie sie nach neueren Ansichten (z. B. Moritz Wagner's) einstens schon bestand, wieder zu eröffnen, bleibt allerdings noch immer ungelöst; allein auch die Herstellung einer leichten und bequemen Verbindung zu Lande zwischen beiden Weltmeeren ist von der höchsten handelspolitischen Wichtigkeit gewesen. Schon hatten Engländer und Franzosen wiederholt den Ausbau dieser 10 Meilen langen Bahn versucht, aber am Erfolg verzweifelnd wieder aufgegeben, als drei schlichte nordamerikanische Bürger (Aspinwall, Chauncey und John Stephens), nach vortheilhaften Zugeständnissen Seitens der Regierung von Neu-Granada und mit Unterstützung der

nordamerikanischen Union, das Project wieder aufnahmen und mit einem Kostenaufwande von 5 Millionen Dollars in nicht ganz 5 Jahren (1850—1855) das wunderbare Werk vollendeten. Zwar gab es keine breiten Flüsse mit Brücken zu überspannen, keine felsigen Berge zu durchstechen, keine tiefen Thäler auszufüllen, aber es stellten sich Hindernisse anderer Art ein, als diese handgreiflichen. Nicht nur alle Werkzeuge und Eisenbestandtheile mußten aus Nordamerika und England eingeführt werden; selbst das Holz, worauf die Schienen liegen und woraus die Brücken construirt werden sollten, mußten (obschon der Isthmus überaus waldreich ist) aus den Unionsstaaten Maine und Georgien bezogen, ja sogar die Lebensmittel für die Arbeiter von den Märkten atlantischer Städte herbeigeschafft werden. Das härteste Bauholz verdirbt hier unter dem Einflusse des Klimas und verheerender Insecten schneller als in einem Jahre, daher mußten Brücken und Gebäude der größeren Dauerhaftigkeit wegen aus Stein aufgeführt werden. Die Arbeiter (über 7000) wurden unter den verschiedensten Völkern der Erde recrutirt; aber keine einzige Race vermochte dauernd dem verderblichen Einflusse der Tropenhitze, den klimatischen Fiebern und der Mosquitoplage zu widerstehen, am längsten noch die Afrikaner und die Kulis aus Hindostan, während die armen Chinesen am schnellsten erlagen. Es hatte fast den Anschein, als wolle die Natur der Kühnheit des Menschengeistes, ihr Werk für wirthschaftliche Zwecke zu verbessern, unbesiegbare Hindernisse in den Weg legen. Aber auch hier blieb der menschlichen Kenntniß, Ausdauer und Unerschrockenheit der Sieg über die feindlichen Naturkräfte.

Die Erleichterung des Verkehrs über den Isthmus, der seit der Eröffnung der Panama-Bahn (1855) das wichtigste Passageland der Welt geworden (wenigstens bis zur Vollendung des Suez-Canals, 1869), die Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit, mit welcher dermalen der Transit von Personen und Waaren von einem Ocean zum andern bewerkstelligt wird, hat auch der Dampfschifffahrt auf beiden Weltmeeren einen ganz außerordentlichen Aufschwung gegeben und eine Menge neuer Linien, nicht bloß an den beiden entgegengesetzten Küsten Amerika's, sondern auch nach Australien, den Inseln der Südsee und nach China ins Leben gerufen. Die ganze Bevölkerung der Westküste von Mittel- und Südamerika ist sowohl für ihren Postverkehr mit Europa als auch für die Verwerthung ihrer Producte und ihren Bedarf an fremden Manufacten wesentlich auf diese Route angewiesen.

So wichtig aber der Isthmus als Transitland, eben so unbedeutend ist derselbe als Consumtionsgebiet. Seine Bevölkerung, ungefähr 120,000 Seelen, hauptsächlich aus Negern und Mulatten bestehend, die zur Zeit des Eisenbahnbaues hierhin kamen und später sich dauernd hier niederließen, hat nur wenig Bedürfnisse und, bei ihrer geringen Lust zur Arbeit, noch weniger Mittel, sie zu befriedigen. Es gibt am ganzen Isthmus nur zwei nennenswerthe Ansiedlungen: das vor 200 Jahren noch blühende, aber seit den Fahrten um

das Cap Horn verfallene und 1870 zum großen Theile abgebrannte **Panama** an der Westküste, und **Colon** oder **Aspinwall**, wie es einem der Gründer der Panama-Bahn zu Ehren genannt wurde, an der Ostküste, auf der kleinen, mit tropischen Sumpfpflanzen bedeckten Manzanilla-Insel (von dem gleichnamigen Giftbaum benannt), die man trotz ihres höchst ungesunden Klimas zum Stationspunkte wählte, weil die Rhede Schiffen aller Größe einen ganz vorzüglichen, sichern Ankerplatz bietet.

Einen bemerkenswerthen Aufschwung hat, zum Theil in Folge der Verkürzung des Transportes, der **Eishandel** gewonnen. Die klugen Yankees in Boston (s. S. 510) haben es verstanden, eine Naturerscheinung, welche minder speculativen Menschenkindern nur als das Bild des Ungemachs und der Verkehrsstagnation erscheint, im wirthschaftlichen und commerciellen Interesse auszubeuten und einen so flüchtigen und leicht verderblichen Artikel, wie Eis (aus gefrornen Flüssen und Seen), allen Temperaturhindernissen zum Trotz, viele tausend Meilen weit zu verführen und gerade in den heißesten Ländern der Erde noch mit großem Nutzen zu verwerthen. In jüngster Zeit haben New-York und Philadelphia dem Hauptstapelplatze Boston eine namhafte Concurrenz im Eishandel gemacht.

421. Die Vereinigten Staaten von Venezuela.

(Nach **Karl Andree**, Geographie des Welthandels, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Im J. 1499 befuhr Alonzo de Hojeda, der in Spanien die von Columbus übersandte Karte seiner Entdeckungen gesehen hatte, in Begleitung des bekannten Amerigo Vespucci, die ganze Küste von den Mündungen des Orinoco an bis über den Meerbusen von Maracaïbo hinaus und lief in diesen hinein. Die Nebenbuhler des Columbus stießen bei dieser Küstenfahrt an der Ostseite des Golfes (oder Sees) von Maracaïbo auf eine mitten im Wasser auf Pfählen erbaute indianische Ortschaft und nannten dieselbe nach dieser Eigenthümlichkeit: „Klein-Venedig" (Venezuela), so wie den Meerbusen Golfo di Venezia. Der Name ging in der Folge auf die ganze, alsbald für Spanien in Besitz genommene Provinz und später auf die gesammte Republik über, welche 1864 durch den Sieg der Föderalisten über die Unitarier in einen Staatenbund (von 21 Staaten und 3 Territorien) umgewandelt wurde.

Dieser bildet eine durch Welt- und Handelslage, Bodenverhältnisse, Klima und reiche Bewässerung von der Natur verschwenderisch ausgestattete Region. Eine etwa 200 Meilen lange Küste am Caribischen Meere und am Atlantischen Ocean bietet sowohl eine ganze Reihe sicherer Rheden und Häfenplätze, als auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl (71) vorliegender Eilande dar.

Ganz nahe dem Gestade erhebt sich eine steile Gebirgsmauer, die Venezuelanische Küstenkette, welche mit den Andes von Neu-Granada zusammenhängt. Einen scharfen Gegensatz zu diesen Gebirgen bilden die ausgedehnten Ebenen auf dem linken Ufer des Orinoco, welche man Llanos nennt, und die auf dem rechten Ufer desselben ausgedehnten Savanas. Beides sind unermeßliche Grasfluren, welche sich dadurch von einander unterscheiden, daß die Savanas eine Abwechselung von kleinen Höhenzügen und Hügeln darbieten und daß hier neben Grasflächen auch Baumwuchs auftritt. Die Region zwischen der Küste und den Llanos gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Gegenden Amerika's; sie könnte, von einer zahlreichen und fleißigen Bevölkerung bewohnt, eine unberechenbare Menge werthvoller Erzeugnisse der tropischen und gemäßigten Zone in den Welthandel bringen, da auch dieses Land alle klimatischen Abstufungen hat, ist aber in Folge der unaufhörlichen Revolutionen gegenwärtig kaum zum zehnten Theile angebaut, und was Venezuela an Producten in den Handel liefert, ist im Verhältniß zu der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens äußerst gering. Während der unablässigen Umwälzungen, bei denen die hier besonders unruhigen Neger jedesmal eine Hauptrolle spielen, hat das farbige Element mit seinen verschiedenen Mischungen das entschiedenste Uebergewicht erlangt.

Die wichtigste Stadt des ganzen Orinocogebietes (von 15,730 □-M.) ist Angostura oder früher Santa Tomas de la Nueva Guyana, amtlich auch dem Befreier Columbiens zu Ehren, Ciudad Bolivar, genannt, 45 Meilen von der Mündung des Orinoco, bis zu welchem Punkte Ebbe und Flut reichen und die Seeschiffe gutes Fahrwasser haben. Dem auswärtigen Handel sind außer Angostura noch die Häfen La Guaira, Puerto Cabello und Maracaïbo geöffnet; derselbe wird ausschließlich durch die Fremden vermittelt, unter denen die Deutschen, namentlich aus den Hansestädten, die erste Stelle einnehmen. — Die Hauptstadt des Landes ist Carácas, nur etwa 2 Meilen von seiner Hafenstadt La Guaira entfernt; durch ihre hohe Lage (900 M.) hat sie ein gesundes Klima, ist aber häufigen Erdbeben ausgesetzt und 1812 durch ein solches zerstört worden. Alle größeren Handelshäuser haben Zweiggeschäfte in La Guaira, welches vorzugsweise die Einfuhr besorgt, während Puerto Cabello mit einem ungleich geräumigern und sicherern Hafen als Ausfuhrhafen viel wichtiger ist, so daß die europäischen Schiffe (Dampferlinie von Hamburg und Bremen aus seit 1871), wenn sie in La Guaira gelöscht haben, nach Puerto Cabello segeln, um Rückfracht einzunehmen. Man hat gesagt, „die Schiffe seien hier so sicher, als ob sie an einem Haare (cabello) vor Anker lägen“; doch hat die Stadt den Namen nach einem Fischer Antonio Cabello.

Maracaïbo war bis zum Anfange des 17. Jahrh. die Hauptstadt Venezuela's; später, nachdem Carácas Landeshauptstadt geworden, sank sie zu einer Provinzialhauptstadt herab. Aber ihre günstige, natürlich geschützte Lage

als Hafenplatz so wie das trotz der heißen Temperatur gesunde Klima auf dem sandigen, wasserlosen Boden, mit einem fruchtbaren Hinterlande verliehen ihr eine sicher zunehmende Bedeutung. Sie bildet gegenwärtig einen wichtigen Stapelplatz für die Provinzen Truxillo und Mérida so wie für den Transithandel nach den benachbarten Staaten von Neu-Granada. Auch hier besitzen Deutsche die meisten und bedeutendsten Handlungshäuser. Kaffee und Cacao, etwas Zucker, Tabak und Häute bilden das Tauschobject gegen die überseeischen, oft nur zu unsoliden und theuren Fabrikate der alten Welt; reiche Schätze von Farb- und Nutzhölzern so wie werthvolle Droguerien (wie Copaiva-Balsam u. s. w.) gehen als Eintausch gegen Fabrikate in den unproductiven Norden.

E. Australien.

a. Das Festland.

422. Neu-Holland im Allgemeinen.

(Nach Fr. Unger, Neu-Holland in Europa, und Fr. Gerstäcker, Vorwort zu G. K. Mundy, Wanderungen in Australien, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Neu-Holland und Europa — welcher Gegensatz! Jenes im äußersten Winkel der Erde, ausgeschlossen von jeder continentalen Verbindung, dieses ein Theil des größten, zwar vielfach zerrissenen, aber doch innerlich geeinigten Festlandes; jenes im Süden unseres kugelförmigen Planeten, dieses sein Antipode im Norden; jenes auf der tiefsten Stufe der Civilisation, dieses auf dem Gipfelpunkte derselben; dort die Natur in der Wiege, Pflanzen- und Thierwelt auf niederer Stufe der Entwickelung, der Mensch kaum vom Thiere unterschieden, hier der ganze Reichthum der physischen und geistigen Entwickelung entfaltet, der Mensch in den feinsten Abstufungen der Bildung, Sitte und Sprache; dort endlich die Geschichte noch ein unbeschriebenes Blatt, hier eine Reihe von Bänden, welche freudvolle wie leidvolle Begebenheiten so wie Zustände verzeichnen, die die Menschheit eben so ehren, als andererseits sie in der tiefsten Erniedrigung zeigen.

Australien beginnt in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zu lenken. Schon vor der Entdeckung der reichen Goldfelder (1851) hatten dort Hunderttausende von Ansiedlern aus Großbritannien und Irland eine neue Heimat gefunden. Die Engländer haben hier auf friedlichem Wege

eine größere und dauerndere Eroberung gemacht als jemals das Schwert eines Weltbezwingers. Vor noch nicht hundert Jahren wurde da, wo jetzt Sydney steht, zum ersten Male die englische Flagge aufgezogen und der Grund zu einer Verbrecher-Colonie gelegt, aus welcher seitdem blühende Gemeinwesen erwachsen sind. Deutsche Colonisten folgten ihnen und ließen sich vorzugsweise in Südaustralien nieder. Die Hafenplätze steigerten ihren Handelsverkehr in demselben Maße, in welchem die Einwanderung zunahm und die innern Hülfsquellen entwickelt wurden.

Eigenthümlich der australischen Natur sind die hügeligen Hochflächen, vorzugsweise längs der Küsten des Continents und um das Innere herum liegend, mit parkähnlichen, lichten und grasreichen Wäldern ohne Unterholz bedeckt, welche die Betreibung der Viehzucht so sehr begünstigen. Australien ist eine ungeheure Viehweide, ein Continent der unabsehbaren Schaftriften und der Gumbäume. Eine mannichfaltigere Entwickelung und eine höhere Lebensthätigkeit wird stets auf den Rand des Landes beschränkt bleiben, dessen ärgste Plagen Wassermangel und Dürre bilden. Einzelne sporadisch und oasenartig vertheilte Strecken liefern allerdings vortrefflichen Weizen, andere eignen sich für den Anbau des Zuckerrohrs und der Baumwolle, auch gedeihen die dorthin verpflanzten Gewächse theilweise höchst üppig. Aber im Allgemeinen trägt der Continent den Charakter des Unfertigen; so weit wir ihn heute kennen, herrscht die Wüste, die trostlose, dürre Oede vor und die Stufenländer sind nur in geringer Ausdehnung und unvollkommen entwickelt vorhanden.

Das Innere des Continents besteht größtentheils aus Tiefebenen, die zu den abschreckendsten Einöden der Erde gehören. Den überwiegend sandigen Boden von rother Farbe und mehr oder weniger bedeutendem Salzgehalt bedecken meistens Gebüsche von geselligen Pflanzen mit harten und stacheligen Blättern. Dabei fehlen Quellen diesen Flächen ganz, deren Boden durch anhaltende Dürre steinhart wird. Auch die Flußthäler erhalten bei der großen Seltenheit der Quellen und der verhältnißmäßig nur geringen Erhebung der Berge das nöthige Wasser nur durch den Regen und haben daher nur nach den eben nicht häufigen Regengüssen einen fortdauernden und zusammenhangenden (obern und mittlern) Lauf, während sie gewöhnlich aus Reihen von unverbundenen Teichen an den tiefsten Stellen der Betten zu bestehen pflegen; im untern Laufe in den Tiefebenen trocknen sie bald ganz aus oder lösen sich im besten Falle in eine Reihe von größeren Seen und Teichen auf, deren Wasser höchstens das Betreiben der Viehzucht, aber keinen geordneten Landbau gestattet, da auch zuweilen durch anhaltende Regengüsse die Niederungen weithin überschwemmt werden. Die Bestimmung der Flüsse, den Verkehr der Menschen zu leiten, können die australischen natürlich nicht erfüllen, niemals kann dieser Continent das Land der Wasserverbindungen werden, wie groß auch die Ausdehnung der Ebenen sein mag.

Selbst der 300 Meilen lange Murray und der Morumbiji, die einzigen bekannten permanenten Ströme des Landes, welche jederzeit einen zusammenhangenden Wasserlauf besitzen, sind für die Schifffahrt nur von geringer Bedeutung. Landcommunicationen sind das einzige Verkehrsmittel in Australien, und die Eisenbahnen werden hier dereinst vielleicht eine Wichtigkeit gewinnen, wie kaum sonst irgendwo auf dem Erdboden.

423. Die Australier.

(Nach Fr. Müller, Ethnographie, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die dunkelfarbigen Ureinwohner des australischen Continents, Tasmaniens und der umliegenden kleinen Inseln bilden einen besonderen Racen-Typus, der sowohl von den krausharigen, dunkeln Papúas als auch von den straffhaarigen, olivengelben Malayo-Polynesiern zu unterscheiden ist. Im Allgemeinen erreicht der Australier nicht die Mittelgröße des Weißen und bleibt in Betreff der Muskelentwickelung weit hinter ihm zurück. Das nicht bloß am Kopfe, sondern am ganzen Körper üppig entwickelte Haar ist pechschwarz und etwas gekräuselt, ohne wollig zu werden. Es breitet sich vom Kopfe strahlenförmig nach allen Richtungen aus, wodurch dieser bedeutend größer erscheint. Ueber den kleinen, tiefliegenden Augen hängen dicke, schwarze Augenbrauen herunter. Die Ausdünstung der Haut ist von widerlichem Geruche und wird noch unerträglicher durch das Einreiben des Körpers mit dem Fette größerer Fische.

Die Australier zeigen in allen Verrichtungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, eine ungemeine Geschicklichkeit, sind daher für jede Art mechanischer Fertigkeiten gut zu verwenden, vortreffliche Jäger und Viehwärter, auch brauchbare Arbeiter, sobald ihnen die Arbeit genau vorgezeichnet ist. Bei ihrem bedeutenden Nachahmungstalente lernen sie leicht fremde Sprachen, wie sie auch für Musik und Malerei ein leidliches Talent besitzen. Die zahlreichen Sprachen der verschiedenen kleinen Stämme scheinen im tiefsten Grunde mit einander verwandt zu sein, hängen aber mit keiner Sprache weder der neuen noch der alten Welt zusammen, sondern stehen, gleich der australischen Race, vollkommen isolirt da. Merkwürdig ist, daß der Australier, wie aus seiner Sprache hervorgeht, für Zahlen — also für Abstractionen — gar keinen Sinn zeigt, indem die meisten Stämme nur bis 3, einige bis 5 (welches obendrein ein unbestimmter Ausdruck ist) zählen können. Die Producte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niedern Culturstufe erwarten läßt, ganz unbedeutend; ihre Lieder enthalten nur kurze, abgerissene Gedanken ohne Zusammenhang. Von Fabeln, Märchen

und Sinngedichten, wie sie die Hottentotten und die Neger in größerer Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden.

In den wärmeren (nördlichen) Gegenden leben die Eingebornen im Zustande vollkommener Nacktheit; nur im rauhern Klima (im Süden des Continents) oder während der kühlern Jahreszeit hüllt man sich in Ueberwürfe von Känguruhfellen. Eine besondere Sorgfalt widmet man der Verzierung des Kopfes; das Haar wird mit Zähnen, Fischgräten, Vogelfedern oder dem Schwanze irgend eines Thieres aufgeputzt. Fast alle australischen Stämme ritzen sich die Haut der Brust, des Oberarms, der Schultern, manchmal auch der Lenden, mittelst scharfer Muscheln auf und lassen die Wunden concav vernarben — eine schmerzhafte Operation, die nicht auf einmal, sondern in Zwischenräumen vollzogen wird. Das Bemalen der Haut mit verschiedenen Erdarten oder Kohle scheint in manchen Fällen ein einfaches Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stämme zu sein. Die Stämme der Westküste bemalen z. B. das ganze Gesicht roth, während bei den östlichen Stämmen ein weißer Strich über das Gesicht von einem Ohre zum andern gezogen wird.

Wohnung und Nahrung des Australiers so wie seine Geräthe und Waffen entsprechen ganz dem primitiven Culturzustande. In mehreren Gegenden des östlichen Australiens findet man wahre Troglodyten; Andere bauen sich Hütten aus Baumrinde, besonders vom Mahagonibaum; nur die Hütten der Häuptlinge oder der an der Küste wohnenden Stämme werden aus schräg gegen einander gestellten Pflöcken construirt und das auf diese Weise gebildete Gerippe wird mit Rinde und Baumzweigen überzogen. Als Nahrung verschmähen sie nicht die ekelhaftesten Thiere (Ratten, Fledermäuse, Schlangen, Würmer), doch wird Nichts im rohen Zustande verzehrt, sondern Alles vorher am Feuer geröstet. Von Geräthschaften kennen sie kaum mehr als Axt und Messer, beide meist aus Stein, so wie aus Binsen oder Rinde geflochtene Taschen; die Stämme am Meere und an den Flüssen verfertigen auch Netze aus Baumrinde und besitzen kleine, gebrechliche Kähne. Der zum Fischspießen bestimmte Speer hat 4—5 Spitzen aus Känguruhzähnen, der zum Erlegen des Wildes oder zum Kriegführen verwendete eine Spitze aus Fischgräten oder Stein. Der dem Australier eigenthümliche Wurfstock (bumerang) besteht in einem harten, bogenförmig gekrümmten Holze, welches beim Wurfe einen Bogen beschreibt. Im Kriege scheint eine Art Cannibalismus geübt zu werden, wobei die weit verbreitete Vorstellung zu Grunde liegt, daß man durch den Genuß des Fleisches oder Fettes des erschlagenen Feindes dessen Tapferkeit in sich aufnehme. Auch die Zauberer, welche die Stelle von Priestern, oder wo es sich um Abwendung physischer Uebel (Krankheiten) handelt, die von Aerzten vertreten und bei der Menge größeres Ansehen genießen als die Häuptlinge, da sie allein die Mittel kennen, den Einfluß der bösen Geister unschädlich zu machen, sollen durch Genuß von Menschenfleisch ihre Zauberkraft erwerben.

Die Beziehungen der Eingebornen zu den Europäern waren im Anfang nicht gerade feindseliger Art; der Ausbreitung derselben vermochten sie freilich nichts entgegenzustellen; aber sie haben sich auch fast ganz von ihnen und ihrer Lebensweise fern gehalten, und alle Versuche, ihnen eine gewisse Civilisation beizubringen, mit Widerwillen zurückgewiesen. Mit der Zeit hat sich zwischen ihnen und den Colonisten, die Anfangs aus deportirten Verbrechern bestanden (s. Nr. 424), eine gegenseitige Abneigung entwickelt, und diese hat dahin geführt, daß sie schneller vertilgt wurden, als dies sonst der Fall gewesen wäre. In Tasmanien sind sie bereits ganz vernichtet; in den Colonieen des Continents finden sich kaum noch einzelne; sie sterben überhaupt schnell aus, wie die Urbewohner aller Länder, und die in ihre Fußtapfen getretenen europäischen Colonisten haben dem Lande eine unendlich höhere Bedeutung in culturhistorischer Beziehung verliehen, indem sie unter unsern Augen Australien in ein anderes Europa verwandeln.

---

424. Die Australischen Colonieen.

(Nach C. E. Meinicke, Australien in 1871, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bald nach der Entdeckung der Ostküste Australiens durch Cook sandte die englische Regierung eine Expedition unter Leitung des Gouverneurs Arthur Philipp dahin, welcher dort 1788 den Grund zur Stadt Sydney, als Anfang der Colonie Neu-Süd-Wales, legte, ursprünglich zur Aufnahme von zur Deportation verurtheilten Verbrechern. Eine zweite solche Verbrecher-Colonie entstand in Tasmanien oder Van Diemensland. Beide wurden jedoch später, als man die Uebelstände einer massenhaften Anhäufung von Verbrechern immer deutlicher erkannte, der freien Ansiedlung überlassen. Die dritte Colonie ist 1829 in Westaustralien gegründet worden, und zwar an zwei Punkten zu gleicher Zeit: an der Südküste in Albany am König Georgs-Sund und an der Nordküste in Perth an der Mündung des Schwanenflusses; sie ist aber in Folge der Eigenthümlichkeit des westaustralischen Berglandes am wenigsten gediehen. Hierauf folgte die Gründung von Südaustralien 1836 als Versuch, durch Verkauf von Land die Mittel zu gewinnen, Arbeiter aus England heranzuziehen. Von Neu-Süd-Wales ist später in Folge ihrer schnellen und glänzenden Entwickelung nach Entdeckung der Goldfelder sowohl der südliche als der nördliche Theil als besondere Colonie abgezweigt worden, jener unter dem Namen Victoria 1851, dieser als Queensland 1859, so daß jetzt fünf Colonieen auf dem Festlande bestehen, abgesehen von der sechsten, eine besondere Insel einnehmenden, Tasmanien mit den in der Baßstraße liegenden Inseln.

Die Bewohner der Colonieen sind überwiegend englischer Abkunft,

ihre Zahl wird bereits 1½ Millionen übersteigen, von denen über die Hälfte (790,000) der kleinsten (4160 □-M.), aber blühendsten und reichsten von allen festländischen, Victoria, angehört. Chinesen haben sich, durch den Gewinn des Goldes gelockt, in großer Anzahl eingefunden, können aber nicht zur ständigen Bevölkerung gerechnet werden, da sie, sobald sie etwas erworben haben, in ihr Vaterland zurückzukehren pflegen.

Die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Colonisten, zugleich die Grundlagen, auf denen sich die glänzende Blüte der Niederlassungen erhoben hat, sind Viehzucht und Bergbau, in weit geringerem Grade Landbau, Fischfang und Industrie, endlich Handel und Schifffahrt. Für die Viehzucht ist der Continent mit seinen grasreichen Wäldern, seinem milden Klima und der Abwesenheit reißender Thiere in vorzüglichem Grade geeignet. Nur ein sehr geringer Theil der Heerden (40 Millionen Schafe, 4—5 Millionen Stück Rindvieh, ⅔ Millionen Pferde) befindet sich auf Privateigenthum der Heerdenbesitzer (Squatters), bei Weitem der größte Theil auf gepachtetem Staatseigenthum. Während die Schafe gewöhnlich auf den höher gelegenen trockenen Wiesen weiden, sind die tieferen und feuchteren Landstriche dem Rindvieh vorbehalten. — Die erste Entdeckung des Goldes erfolgte 1851 an verschiedenen Stellen von Neu-Süd-Wales; doch haben diese nur kurze Zeit einen lohnenden Ertrag geliefert. Dagegen sind die seit 1857 in Victoria entdeckten Goldfelder, deren Gold dazu von seltener Reinheit ist, von außerordentlicher Reichhaltigkeit gewesen, und wenn seitdem der Ertrag auch abgenommen hat, so nehmen sie doch noch immer einen bedeutenden Rang unter den Gold producirenden Gegenden der Erde ein. Anfangs wurde das Gold nur durch Auswaschen der Alluvion gewonnen; dies geschieht auch noch jetzt, aber daneben wird in bergmännischer Weise Gold führender Quarz bearbeitet. Außer Gold sind nur noch zwei Metalle: Kupfer und Blei, Gegenstände des australischen Bergbaues geworden, und von andern Mineralien die Steinkohlen; die Ausbeutung der Gruben bei New-Castle verheißt reichern und nachhaltigern Gewinn als die beinahe abgeernteten Goldfelder der so glücklich gepriesenen Nachbarcolonie; sie versorgen bereits die Häfen des Stillen Oceans mit Kohlen. — Der Handel hat in Folge der reichen Erträge der Goldbergwerke einen so erstaunlichen Aufschwung gewonnen, daß keine der übrigen englischen Colonieen einen größern Werth für das Mutterland hat. Da die Verkehrsmittel für den Landtransport noch sehr ungenügend sind (meist Ochsenkarren), so werden nur die Haupterzeugnisse, wie Wolle, Talg, Metalle, nach den Küstenstädten zur Ausfuhr gebracht. Doch hat man bereits in allen Provinzen Eisenbahnen (im Ganzen 700 Meilen — in Westaustralien freilich nur 3¼ Meilen, in Victoria dagegen nahe 100 Meilen). Den Verkehr der Küstenstädte untereinander vermitteln zahlreiche Dampfboote, deren Bau meist in Sydney Statt findet. Fast alle Erzeugnisse der Colonieen, die zum Export bestimmt sind, gehen nach England oder (¼)

nach den englischen Colonieen; von der Einfuhr kommt die Hälfte aus England, ein Viertel aus den englischen Colonieen (Ostindien, Capland, Mauritius), der Rest aus fremden Ländern.

Der politische Einfluß der englischen Staatsgewalt in den Colonieen beschränkt sich auf die Ernennung der Statthalter und die Unterhaltung kleiner Garnisonen. Die Verfassungen der einzelnen Colonieen sind ganz der englischen nachgebildet. Die financielle Lage der Colonieen ist schon seit langer Zeit eine in hohem Grade befriedigende. Die Erträge des Verkaufs von Staatsländereien und der Verpachtung von Land zur Betreibung der Viehzucht und des Bergbaues bilden noch immer einen bedeutenden Theil der Einnahmen. Wenn auch die hauptsächlichste Sorge einer erst in der Entwickelung begriffenen Bevölkerung, wie es die der australischen Colonieen ist, vorzugsweise auf die materiellen Interessen gerichtet ist, so bleiben doch auch die geistigen Interessen nicht unbeachtet. Auf Einrichtung und Vermehrung der Schulen wird eine rühmliche, wenn auch immer noch nicht ausreichende Sorgfalt verwendet; schon gibt es zwei nach englischem Muster eingerichtete Universitäten, die 1851 in Sydney und die 1856 in Melbourne gegründete; gut redigirte Zeitungen erscheinen in allen größeren Städten (in Südaustralien und Victoria sogar deutsche). Keine der wissenschaftlichen Anstalten in den vier am weitesten entwickelten Provinzen ist jedoch von solcher Bedeutung wie die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Melbourne, deren Annalen einen entschieden wissenschaftlichen Werth haben.

425. Melbourne, die Hauptstadt von Victoria.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Melbourne, die Hauptstadt der blühendsten australischen Colonie, am geräumigen Hafen Port Philipp, erhebt sich, gleich Rom und Constantinopel, auf sieben Hügeln, gegenüber der schönen Landstadt Brighton an dem entgegengesetzten Ufer der Hobsons-Bai. Bis zum J. 1836, wo die ersten Ansiedler aus Tasmanien hier landeten, um Weideland für ihre Heerden zu suchen, trieben sich kleine Horden der wilden Ureinwohner und Thiere der Wildniß auf der Stelle herum, wo gegenwärtig die Wohnungen für 200,000 Menschen stehen.

Der alte Theil der Stadt ward in Form eines Rechtecks angelegt und dabei auf die Anlage von Squares keine Rücksicht genommen. Erst bei dem weitern Ausbau der nach der Entdeckung der Goldfelder sich beispiellos rasch ausdehnenden Metropole ward von vornherein mit vieler Einsicht Raum für große Squares und Parks reservirt. In diesem neuen Stadttheile trifft man viele Häuser aus Eisen, Zink und Holz an. Zu den erwähnenswer-

theften öffentlichen Gebäuden gehört das Stadthaus (Town-Hall), die Universität, die Treasury, das permanente Ausstellungsgebäude, welches auch in künstlerischer Beziehung mehr Beachtung verdient als die Regierungsgebäude und die Gerichtshöfe. Auch an Kirchen hat Melbourne, außer der durch ihre Größe imponirenden katholischen Kathedrale, nichts Bedeutendes aufzuweisen. Was aber den kirchlichen Gebäuden an architektonischer Bedeutung abgeht, das wird durch ihre Zahl ersetzt; denn es gibt fast kein christliches Bekenntniß, welches nicht hier mehrere Gotteshäuser hätte, und mit fast allen sind vortreffliche Schulen verbunden. In dem reich dotirten Museum werden alle Gegenstände aufbewahrt, die sich auf Geschichte und Entwickelung der Colonie beziehen. Auch fehlt nicht ein Kunstgewerbe-Museum, eine Gemäldegalerie, eine Sternwarte, eine öffentliche Bibliothek. Die Zahl der Theater beläuft sich bereits auf vier. Eins der großartigsten Werke für den öffentlichen Gebrauch ist die vom Flusse Plenty, 18 engl. Meilen von der Stadt, hergeleitete Wasserleitung.

In der außerordentlich gemischten Bevölkerung der Stadt sind Europäer, namentlich Engländer, Iren und Deutsche, zahlreich vertreten; auch Chinesen sind hier, wie in Californien, ausdauernde Goldgräber. Daneben treiben sich entlassene oder flüchtige Sträflinge aus den benachbarten Verbrecher-Colonieen in Süd-Wales und Tasmanien herum, die zum Theil vermögende Grundbesitzer oder Kaufleute geworden sind, zum Theil aber ihren alten Hang zu Verbrechen nicht unterdrücken können und die öffentliche Sicherheit um so mehr gefährden, als die Polizei wenig zuverlässig ist, weil in ihr selbst entlassene Sträflinge dienen.

Die nächsten **Umgebungen** von Melbourne machen einen höchst angenehmen Eindruck, namentlich gewährt der am Yarra-Flusse gelegene **Richmond-Paddock** einen entzückenden Aufenthalt, wenn man aus der Hitze, dem Staube und Gewühle der Stadt kommt. Er erinnert den Europäer an Kensington Gardens in London, und man kann sich nur schwer überreden, daß man sich etwa 12,000 engl. Meilen davon in einer Colonie befindet, die erst ein paar Jahrzehnte existirt und doch schon das von den Spaniern des 16. Jahrh. geträumte „Dorado der Südsee" in voller Wirklichkeit darstellt.

---

426. Sydney, die Hauptstadt von Neu-Süd-Wales.

(Nach Ludwig K. Schmarda, Reise um die Erde, und E. E. Meinicke, Australien in 1871, bearbeitet vom Herausgeber.)

Sydney, die älteste Stadt des Continents, der Bevölkerung (134,000 Einwohner) nach die zweite, liegt auf Sandsteinhügeln um zwei Buchten des vortrefflichen Hafens Port Jackson, der rings von Anhöhen geschützt wird.

Der Anblick der Stadt von den Ankerplätzen aus ist prachtvoll: um die eingeschnittenen Felsenufer erhebt sich hinter den zahlreichen Masten die Masse der steinernen Häuser, aus denen der im mittelalterlichen Geschmack erbaute burgartige Palast des Gouverneurs, eine große Anzahl Kirchen in allen Stilarten und die hohen rauchenden Schlote industrieller Etablissements hervorragen. Die Stadt hat breite, zum Theil rechtwinkelige Straßen; doch sind bei Regen die tiefer gelegenen, welche nahe am Meere den ältesten und engsten Theil des jungen Sydney bilden, sehr kothig, obwohl in keinem Vergleiche mit Melbourne. Der größte Vortheil vor dieser Schwesterstadt aber ist die Bequemlichkeit der Verladung der Waaren; denn bei der bedeutenden Tiefe des Wassers legen die Schiffe unmittelbar an den großen Waarenmagazinen am Strand an.

Sydney ist der bedeutendste Mittelpunkt der colonialen Schifffahrt, welcher auch auf seinen Werften einen ansehnlichen Schiffbau betreibt, namentlich die meisten Dampfboote für die Küstenstädte liefert. Als Emporium für Neu-Süd-Wales vermittelt es die Ausfuhr von Producten der Viehzucht (Wolle, Talg, Häute) und des Bergbaues (Gold, Kohlen); die ausgeführten Fabrikate sind meist vorher importirte europäische Handelsartikel und nicht Erzeugnisse des Landes. Denn die Märkte in den australischen Handelsstädten sind zuweilen von europäischen Waaren entblößt, zu andern Zeiten aber davon überschwemmt, und dann ist eine oft nicht unbedeutende Wiederausfuhr die Folge davon. Auch ist Sydney für die Inselgruppen des Stillen Oceans der Haupthafen, der alle Erzeugnisse derselben, besonders das in neuerer Zeit in großer Menge gewonnene Cocusöl, zur Ausfuhr nach Europa sammelt; besonders lebhaft ist der Verkehr mit Viti, dessen europäische Colonisten überwiegend aus Australien stammen, und mit Neu-Caledonien, welches, obschon eine französische Niederlassung, ganz auf den Verkehr mit Sydney angewiesen ist.

Nördlich von Sydney liegt das australische New-Castle, bis jetzt der einzige Punkt in dem ganzen ungeheuren Gebiete des pacifischen Oceans, der den englischen und amerikanischen Kohlen eine, freilich vor der Hand nur bescheidene, Concurrenz macht. Hier können, wie bei New-Castle in England, die Schiffe unmittelbar bei den Kohlenminen selbst, an der Mündung des Hunterflusses, die durch großartige Bauten zu einem leicht zugänglichen, sichern Hafen umgeschaffen worden, die Kohlen laden. Das Kohlenbedürfniß auf der südlichen Hemisphäre, obgleich fast ausschließlich für Schifffahrtszwecke, ist schon jetzt ein kolossales. Wie erst, wenn in den Ländern jener Erdhälfte sich eine Industrie entwickelt, die Brennstoff verlangt! Obwohl die australischen Kohlen den englischen an Güte nachstehen, so gehen sie doch jetzt schon nach China, Indien, Californien und Südamerika.

b. Die Inseln.

427. Die Inselgruppe Neu-Seeland.

(Nach Ferdinand von Hochstetter, Neu-Seeland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs, gerade unter unseren Füßen — fast 180 Längengrade von uns entfernt und eben so weit südlich vom Aequator, als Italien nördlich von demselben — liegt zwischen Australien und Amerika in der Südsee die Inselgruppe, welcher die Holländer, als Tasman (1642) die erste Kunde davon nach Europa brachte, den wenig bezeichnenden Namen Neu-Seeland nach einer holländischen Provinz gaben. Weit entfernt von allen Festlandgestaden und außer dem Bereich der zahllosen Inselgruppen in den Aequatorial-Zonen des Stillen Oceans, erhebt sich dieses wunderbare Land unserer Antipoden, inmitten der größten Wassermasse der Erde, isolirter als irgend ein anderes Land von gleicher Größe (4997 □-Meilen). Großbritanniens unternehmende Söhne, die dasselbe in ihren Besitz gebracht haben, nennen diese — bis zur Erwerbung der Viti-Inseln — entfernteste britische Colonie, welche nicht nur in Bezug auf Lage, Klima und Bodengestaltung unter allen die meiste Aehnlichkeit mit dem Mutterlande hat, sondern auch durch ihre wirthschaftlichen Verhältnisse zu einer hervorragenden Rolle in der Geschichte civilisirter Völker berufen zu sein scheint, das „Großbritannien der Südsee".

Neu-Seeland besteht aus zwei größeren Inseln, welche man in Ermangelung besonderer Namen als Nord-Insel und Süd-Insel zu bezeichnen sich gewöhnt hat, und aus einer kleinen dritten Insel, welche sich des besondern Namens Stewart-Insel erfreut. Dazu kommen noch mehrere kleine Inselbildungen, besonders an der Ostseite der nördlichen Insel und in der die beiden Hauptinseln trennenden Straße, welche nach Cook benannt ist. Zwei Drittheile der beiden Hauptinseln sind culturfähig, deren Anbau hinreichen würde, eine Bevölkerung von mehr als 20 Millionen Menschen zu ernähren. In den äußeren Umrissen ist beinahe die Gestalt von Italien in umgekehrter Lage wiederholt. Auch liegt die Gruppe fast unter denselben Breitengraden der südlichen Hemisphäre, wie Italien auf der nördlichen, und wie in Italien, bildet auch hier eine große longitudinale Gebirgskette, jedoch in der Richtung von Nordost nach Südwest, den gewaltigen Rückgrat beider Haupt-Inseln. Auf der Süd-Insel nimmt jene Gebirgskette den Charakter eines Hochgebirges an, das mit vollem Rechte den Namen der südlichen Alpen führt. Majestätisch erheben sich im Centrum des Gebirges die von ewigem Schnee und Eis schimmernden Gipfel des Mount Cook und der benachbarten Bergriesen fast bis zur Höhe des Montblanc. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und

düstere Felsschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, noch selten vom menschlichen Fuße betretenen Gebirgslandschaft. Gegen Westen fällt dieses Alpengebirge steil ab, an manchen Punkten mit 1000 Meter hohen, senkrechten Felswänden. Kein Hafen bietet dem Seefahrer Schutz an der stürmischen Wetterseite der Insel, an der furchtbar brandenden Felsenküste. Neu-Seeland bestätigt die auch an Südamerika (Patagonien, Feuerland) und sonst gemachte Wahrnehmung, daß die zerstörende Kraft des Meeres sich hauptsächlich an den West- und Südwestküsten der Inseln und Continente geltend mache und das Land abnage bis zu einer mächtigen Gebirgskette, welche dann die Schutzmauer bildet für das an ihrem östlichen Fuße gelegene niedere Land. — Auf der Nord-Insel haben die südlichen Alpen ihre Fortsetzung in einer Gebirgskette, welche sich längs der Ostküste erstreckt, aber weit hinter der Höhe der südlichen Alpen zurückbleibt. Dagegen ist die Nord-Insel reich an vulkanischen Erscheinungen aller Art: hohe trachytische Vulkankegel, kleinere basaltische Eruptionskegel, eine Reihe heißer Quellen, welche, wie die Geysir auf Island, nach kürzern oder längeren Intervallen Wassermassen in dampfenden Fontainen in die Höhe werfen, Schlammvulkane und Solfataren haben zu der Ansicht geführt, als ob Neu-Seelands Boden vorherrschend vulkanischen Ursprungs sei und die Cooksstraße vielleicht solcher vulkanischer Thätigkeit ihre Entstehung verdanke; indem Theile des Landes in die Tiefe sanken, während andere gehoben wurden. Auch die Heftigkeit und das häufigere Vorkommen von Erdbeben zu beiden Seiten dieser Straße hat bei den Colonisten die Vermuthung begründet, daß hier ein unterseeischer Vulkan liege, mit dessen Ausbrüchen die Erdbeben verbunden seien.

Der Zufall mehr als wissenschaftliche Forschung hat zur Entdeckung der Mineralschätze Neu-Seelands geführt, wo jetzt Kohlen, Gold, Kupfer, Eisen u. s. w. gewonnen werden. Mit Grund hofft man, daß für den die Production von Kohlen weit übersteigenden Bedarf der Dampfschifffahrt in den australischen Gewässern zu dem neuholländischen New-Castle (s. S. 617) bald auch noch ein neuseeländisches New-Castle sich gesellen werde, welches die Schifffahrt in den dortigen Meeren unabhängig mache von englischem und amerikanischem Brennstoff. — Die Entdeckung der reichen Goldfelder in Australien (1851) entzog dem benachbarten Neu-Seeland eine Menge Arbeitskräfte, die dem neuen Goldlande zuströmten, veranlaßte aber auch dort Nachforschungen nach Goldlagern. Die zuerst (1852) in der Provinz Auckland entdeckten waren wenig lohnend, mehr schon die in der Provinz Nelson aufgefundenen (1856); aber erst die (1861) am Tuapeka-Flusse in der Provinz Otago entdeckten Goldablagerungen stellten die Thatsache fest, daß Neu-Seeland zu den reichsten Goldländern der Erde gehöre, und nun erfolgte umgekehrt eine massenhafte Auswanderung aus der Colonie Victoria nach Neu-Seeland, wo das Quellgebiet dreier Flüsse (Tuapeka, Waitahuna und Waipori) ein Goldfeld

von 400 englischen □-Meilen bildet, welches schon in wenigen Monaten eine Ausbeute von 1 Million Pfund Sterling lieferte.

Weit besser als der Mineralreichthum Neu-Seelands ist seine merkwürdige Flora erforscht. Die Inselgruppe erscheint als eine höchst eigenthümliche botanische Provinz in der gemäßigten Zone der südlichen Hemisphäre durch die Ueberfülle von Farnkräutern und buschartigen Gewächsen und durch den Mangel an Wiesen und Blumen, der in der Armuth an Gräsern und der geringen Anzahl einjähriger Blütenpflanzen seinen Grund hat. Nur wenige Bäume wachsen gesellschaftlich; der gewöhnliche Urwald ist ganz und gar gemischt ohne besondern physiognomischen Charakter und verdankt seine Fülle den zahllosen Schmarotzergewächsen, welche Stämme und Aeste bedecken, und den Schlingpflanzen, welche den Boden verstricken und lianenartig sich in die höchsten Bäume schlingen. Dadurch wird der Urwald zu einem undurchdringlichen Dickicht, das mit dem Messer oder dem Schwerte durchhauen werden muß für jeden Schritt, den man auf ungebahntem Wege darin thun will. — Der sogenannte Schilfflachs oder neuseeländische Flachs ist dieser Inselgruppe eigenthümlich und dient, wie der Bambus den Bewohnern des östlichen und südlichen Asiens, den Eingebornen zu den mannichfaltigsten Zwecken des Lebens: die Blüten geben einen Honigsaft, das Blatt dient als Papier und wegen der außerordentlichen Stärke seiner Bastfasern schon in rohem Zustande zu Stricken, Seilen, Segeln, Netzen, Körben, dann aber präparirt und gefärbt zu Kleidern, Mänteln, Matten und Decken.

In der Fauna Neu-Seelands ist der fast gänzliche Mangel an einheimischen Landsäugethieren, so wie an Schlangen und Schildkröten eine eben so auffallende Erscheinung als der befremdende Ersatz, der sich dafür in den flügellosen Vögeln findet. Diese straußartigen Vögel (Struthioniden), mit kurzen, zum Fluge völlig untauglichen Flügeln, auch wohl unter dem Namen der „Riesenvögel“ zusammengefaßt, sind Nachtvögel, die den Tag über in Erdlöchern, am liebsten unter den Wurzelstöcken großer Waldbäume sich versteckt halten und nur Nachts auf Nahrung (Insecten, Würmer, Samen verschiedener Gewächse) ausgehen. Sie waren in früheren Zeiten das Haupt-Jagdwild der Eingeborenen und wurden wahrscheinlich im Laufe von wenigen Jahrhunderten völlig vertilgt. Die Hungersnoth scheint dann die Eingeborenen zum Cannibalismus genöthigt zu haben, welcher von den ersten Entdeckern (1769) vorgefunden wurde, der aber ursprünglich dem Volke fremd gewesen sein mag, wie er denn auch nach Einführung europäischer Getreide-Arten und Hausthiere bald aufhörte. Da aber auch Europäer Opfer dieses Cannibalismus wurden, so galten die Neu-Seeländer lange Zeit recht eigentlich für das Prototyp von Menschenfressern.

Die Eingebornen, welche sich selbst als das Volk der Maori (sprich: Mauri) d. h. der Einheimischen bezeichnen und alle anderen oceanischen Racen als tief unter sich stehend betrachten, machen den Eindruck

einer gemischten Race, in welcher der polynesische Typus (braune Farbe mit schwarzem, straffem Haar) bei Weitem (zu ⁷/₈) vorherrscht. Ihre Unfähigkeit, sich zur Höhe europäischer Civilisation emporzuschwingen, zeigt sich theils in der höchst mangelhaften Aneignung der englischen Sprache, namentlich der englischen Aussprache, theils in der Auffassung des Christenthums, dessen äußere Formen sie angenommen haben und, weil es Mode geworden, strenge beobachten, ohne von dem tiefern sittlichen und geistigen Wesen desselben berührt zu sein. Im Allgemeinen trägt die europäische Civilisation und Colonisation auch bei diesen Ureinwohnern, welche vorzugsweise nur die Schattenseiten derselben annehmen, zu physischer und moralischer Verkommenheit bei, besonders in den großen Städten, wo die eigenthümliche Classe der „Stadt-Maoris", zu faul und zu stolz, um bei Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen, in den Straßen herumlungert und zu Proletariern herabsinkt, die den Europäern eine Last und ihren eigenen Landsleuten ein Greuel sind. Die Maoris selbst sehen ihr allmähliches Aussterben vorher; ihre Gesammtzahl ward 1858 noch auf 56,000 Seelen (davon 53,000 allein auf der Nord-Insel) geschätzt, nahm aber schon damals um mehr als 1 % jährlich ab. Der Krieg mit den Engländern (1860) und nicht weniger die blutigen Fehden der einzelnen Stämme unter einander beschleunigen dieses Aussterben. Die Colonial-Regierung in Auckland ist aber darauf bedacht, durch Gewährung anlockender Vortheile an Einwanderer diese durch ihre Nähe zu den wichtigsten australischen, indischen und südamerikanischen Märkten bevorzugte Inselgruppe zu einem Emporium von der größten commerciellen und volkswirthschaftlichen Bedeutung zu erheben.

428. Die Südsee-Inseln (Oceanien).

(Nach J. Fr. Schouw, Proben einer Erdbeschreibung, und Ferdinand von Hochstetter, Neu-Seeland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Südsee bietet eine ungeheure Menge Inseln dar, doch zeigt sich ein verschiedener Charakter bei denjenigen, welche sich an die Festländer zunächst anschließen, und denen, die in größerer Entfernung von ihnen liegen. Diese letzteren sind es, die wir Oceanien oder die Südsee-Inseln in engerer Bedeutung nennen.

Was diese Inselwelt auszeichnet, ist zunächst die unendliche Menge von Inseln; dann, daß sie alle so klein sind. Man vergleiche West-Indien, den griechischen Archipel, Polynesien (die Inseln zwischen Asien und Neu-Holland) u. s. w. Oceanien stellt sich auf der Karte als eine Wasserfläche mit einer unendlichen Menge ganz kleiner, gleichsam hingespritzter Flecken Landes dar, die in Hinsicht auf Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Verkehrs-

verhältnisse und Lebensart der Bewohner in hohem Grade vom Meere abhängig sind. Nördlich vom Aequator sind diese Inseln mehr in Reihen, südlich von demselben mehr in rundliche Gruppen geordnet; sämmtliche aber bilden einen Bogen von Norden nach Südosten, von den nördlichen Marianen bis zur Oster-Insel. Die Sandwich-Inseln liegen in bedeutender Entfernung von den übrigen, mitten vor dem Bogen.

In Hinsicht der geognostischen Verhältnisse spielen die Korallen-Bildungen hier eine wichtige Rolle, namentlich die sogenannten Atolls (Lagunen-Inseln). Dies sind ganz kleine Inseln, welche einen Ring oder Theile eines Ringes, rings um einen See im Innern, eine Lagune, bilden. Der Ring ist entweder ganz geschlossen, oder läßt eine oder mehrere Oeffnungen; er ist indeß auch oft länglich, statt kreisförmig; die ganze Insel erhebt sich nur sehr wenig über das Meer, zwei, höchstens zehn Meter, sie wird zur Flutzeit zum Theil überschwemmt. Die Lagune hat keine bedeutende Tiefe; sie wird allmählich von den Bruchstücken, die vom Meere ausgeworfen werden, angefüllt, und das Wasser wird, wenn der Ring geschlossen ist und eine gewisse Höhe erreicht hat, Süßwasser. Diese Atolls sind vornehmlich in einem Gürtel von den Carolinen, von Nordwest nach Südost, herrschend und machen den größten Theil von Oceanien aus.

Die zweite Art von Korallen-Bildungen zeigt sich als Korallen-Riffe, welche in einiger Entfernung von Inseln liegen und den Umrissen der Küste folgen. Diese Riffe sind ganz klein, ringförmig und niedrig, und gleichen in sofern wesentlich den Atolls im Bau, besonders wenn die Insel, welche umschlossen wird, klein ist. Das Wasser oder der Canal zwischen der Insel und den Riffen ist selten ganz abgeschlossen, sondern es sind darin mehr oder weniger Oeffnungen. Hierzu gehören die Gesellschafts-Inseln, die Viti-Inseln und einige kleinere Gruppen.

Endlich kommen Korallen-Bildungen als Korallen-Bänke vor, welche sich der Küste größerer oder kleinerer Inseln entweder unmittelbar oder mit dazwischen liegendem Grundwasser anschließen. So die Sandwich-Inseln, die Freundschafts-Inseln, die Marianen und einige kleinere.

Die Korallen-Inseln zunächst unter der Meeresfläche werden durch die Korallenthiere gebildet. Es sind kleine, schleimige Polypen mit vielen runden Fangarmen, welche in großen Colonieen leben, indem das eine Thier aus dem andern, wie Knospen auf den Bäumen, hervorwächst. Solche Colonieen zeigen sich daher bald verzweigt, wie Bäume, bald in niedrigen Haufen oder halbkugeligen Massen.

Das Klima Oceaniens ist im höchsten Grade angenehm und dabei sehr gesund. Die vielen verheerenden Krankheiten, welche in andern Klimaten zwischen den Wendekreisen, wie auf Java, in Guinea, in West-Indien, vorkommen, findet man hier nicht. Man genießt eine frische Seeluft. Wo ein hoher Wärmegrad und hinreichende Feuchtigkeit sich vereinigen, pflegt

eine üppige und an Formen reiche Flora zu sein, obschon man eine so große Fülle von Gewächsen, wie in anderen tropischen Gegenden, nicht findet. Die Flora stimmt am meisten mit der von Asien, weniger mit der Neu-Hollands, am wenigsten mit der von Amerika überein, und zwar selbst auf den Inseln, die diesem Festlande näher als Asien liegen. Merkwürdig ist die verhältnißmäßig große Anzahl von Farnkräutern und Lycopodien.

Ist Oceanien arm an Pflanzenarten, so ist es noch weit ärmer an Land-Säugethieren, ja, es entbehrt deren fast gänzlich. Als die Europäer zuerst nach diesen Inseln kamen, fanden sie keine andere Land-Säugethiere, als das Schwein, den Hund und die Ratte; — Thiere, von welchen man annehmen muß, daß sie entweder mit oder ohne Absicht dahin gebracht worden sind; sie fanden sich auch nicht auf allen Inseln. Außerdem traf man ein paar Arten von Fledermäusen und ein kleines Nagethier. Die Ursache des Mangels an Land-Säugethieren mag wohl in der Schwierigkeit, welche das Meer der Ausbreitung derselben entgegenstellt, gesucht werden. Seehunde, Fische, Krebse, Mollusken und andere Seethiere sind dagegen in Ueberfluß vorhanden.

Zwei Menschenracen, sehr verschieden nach physischen und psychischen Eigenschaften, nach Sprache, Sitten und Gebräuchen, bevölkern die Inseln des Großen Oceans: die eine, dunkelfarbig, fast schwarz, von häßlichem Körperbau, auf einer äußerst niedrigen Stufe stehend, wild und zum größten Theile uncivilisirbar, bewohnt das südwestliche Gebiet des Großen Ocean's, Neu-Guinea, Neu-Irland, die Louisiade, die Salomons-Inseln und den Archipel der Viti-Inseln. Man bezeichnet sie gewöhnlich als die melanesische Race oder als Papûas. Ihre Völker und Stämme sind am meisten den Austral-Negern verwandt, den Ureinwohnern von Australien (s. Nr. 423) und Tasmanien, und scheinen mit diesen die Reste eines uralten Zweiges der Menschenfamilie zu sein, die einst weit größere Territorien bevölkerte, aber aus diesen durch höher entwickelte Völker verdrängt wurde und noch verdrängt wird. Die zweite Race, von lichterer Hautfarbe, in den verschiedensten Schattirungen von Braun, mit schönem, regelmäßigem Körperbau, zeichnet sich durch Vorliebe zur See aus und hat sich daher hauptsächlich über die zahllosen kleinen Inseln und Inselgruppen, die sich von den Palaos-Inseln östlich bis zur Oster-Insel erstrecken, ausgebreitet. Sie zählt unter ihren Wohnsitzen nur zwei dem Flächeninhalte nach etwas größere Gebiete, die Sandwich-Inseln im Norden und Neu-Seeland im Süden. Ihre nächsten Verwandten sind die zahlreichen malaiischen Völkerstämme (s. Nr. 294) im indischen Archipel. Man bezeichnet sie gewöhnlich als die malaiisch-polynesische Race. Diese zerfällt aber wieder in zwei charakteristisch verschiedene Gruppen: in Mikronesier im Westen und Polynesier im engern Sinne im Osten, so wie auf den Sandwich-Inseln und auf Neu-Seeland. Erstere haben eine etwas dunklere Hautfarbe und schließen

sich im Körperbau, in Sitten und Gebräuchen näher an die Völker der malaiischen Race an, als die eigentlichen Polynesier. Diese bilden eine weit mehr einheitliche, in sich abgeschlossene Völkergruppe.

429. Neu-Caledonien.

(Nach der Revue de l'Orient, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Neu-Caledonien, eigentlich Opao, von Cook im Jahre 1774 entdeckt, seit 1854 im Besitze Frankreichs als Deportations-Ort, ist die Hauptinsel einer von gefährlichen Riffen umgebenen Gruppe. Ihre geographische Lage in der Nähe mehrerer großen englischen Colonieen und in geringer Entfernung vom Continent gibt ihr eine politische Wichtigkeit, wenn man erwägt, daß sie im Falle eines Krieges den französischen Kriegsschiffen eine sichere Fahrt in ganz Central-Oceanien verschaffen würde. Die Hülfsquellen der Gruppe an Bauholz sind bedeutend, ihre Häfen sicher, zahlreich und leicht zu vertheidigen, und in kurzer Zeit können Lebensmittel aller Art im Ueberfluß beschafft werden.

Wenn aber diese Inselgruppe ein militärischer Punkt werden kann, so ist sie darum nicht minder geeignet, eine beachtenswerthe Handels-Colonie zu werden. Die Mannichfaltigkeit, welche der Boden und die Temperatur darbieten, die Menge der Flüsse und Ebenen, die große Aehnlichkeit der Vegetabilien mit denen des Continents und der benachbarten großen Inseln im Westen, dies alles ist ein sicherer Bürge, daß jeder Anbau, welcher den Reichthum Indiens ausmacht, auch hier gelingen wird. Die erste Quelle des Handels bietet sich in der Ausbeutung der säulenartigen Fichtenstämme, des Sandel-, Teckholzes, überhaupt der großen Bäume dar, welche in diesen Wäldern sich in Menge finden; sorgfältige Proben müssen dann angestellt werden, welche Art von Anbau für die verschiedenen Localitäten paßt, und daraus wird sich erst der Handel mit Gewürzen, Baumwolle, Kaffee, Zucker und andern Colonialwaaren entwickeln. Die Ebenen am Meere und die am Gebirge, welche eine minder hohe Temperatur haben, könnten wahrscheinlich, wie auf Bourbon und Isle de France, Cerealien erzeugen oder mindestens unermeßliche Heerden nähren, woraus in wenigen Jahren eine vortheilhafte Industrie entspränge. Aber die Colonisation und Civilisation macht auf Neu-Caledonien keine besseren Fortschritte als in den übrigen von den Franzosen besetzten Punkten Oceaniens. Eine merkliche wirthschaftliche Entwickelung der Insel ist ausschließlich von fremdem Einfluß zu erwarten. Dazu aber fehlen, trotz der aufmunternden Maßregeln der Regierung zu Gunsten der Colonisation, die Ansiedler. Die Franzosen selbst verlassen nur in vereinzelten Fällen für immer ihre Heimat (vgl. S. 631),

um sich jenseit des Oceans eine neue zu gründen. Die Engländer aber sind keine Anhänger französischer Ordonnanzen und geben den eigenen, der freiesten Bewegung sich erfreuenden Colonieen als Ansiedlungspunkten den Vorzug; während gleichzeitig die französische Regierung selbst eine Art Widerwillen gegen eine allzu massenhafte britische Einwanderung hegt, wahrscheinlich in der gerechten Besorgniß, daß dadurch bei dem geringen Gegengewicht, welches die eigene Nation bietet, die französische Colonie leicht einmal in eine englische verwandelt werden könnte.

430. Die Viti- oder Fiji- (Fidschi-) Inseln.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen und K. Neumann, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der im J. 1643 entdeckte, durch die Größe und Höhe seiner Inseln ausgezeichnete Archipel der Viti-Inseln umfaßt in 6 Gruppen 225 Inseln und Inselchen, zwischen dem 16—20° s. Br.; der Flächeninhalt (377 □-M.) entspricht ungefähr dem von Wales oder Westfalen oder dem Erzherzogthum Oesterreich. Die Bevölkerung (im Ganzen etwa 150,000 Seelen) ist stärker (353 auf 1 □-M.) als auf den Sandwich-Inseln (253) und steigt auf einzelnen der (80) bewohnten Inseln zu ansehnlicher Höhe, auf Ovalau zu 3292 Seelen auf 1 □-Meile.

Die guten Häfen, das den Weißen zusagende, trotz der tropischen Zone gemäßigte Klima und die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, der schon jetzt Zucker, Baumwolle und Tabak liefert, haben nach und nach Nordamerikaner und Engländer zur Niederlassung auf den Eilanden angelockt; Versuche mit dem Anbau von Kaffee, Reis und Indigo sind vortrefflich gelungen und alle tropischen Erzeugnisse gedeihen. So bilden diese Inseln eine der reichsten und werthvollsten Gruppen Polynesiens, die man in 7—10 Tagen von den englischen Colonieen Neu-Hollands oder Neu-Seelands erreicht und die künftig einmal eine ähnliche Stellung zu Australien erhalten wird, wie heute Westindien zu Europa und Amerika. Das dort wachsende Nutzholz eignet sich zum Schiffbau und wird mit andern Arten harten Holzes den Export lohnen. Auch wird es nicht schwer halten, die Eingebornen zur erhöhten Nutzbarmachung ihres Bodens zu bewegen. Denn diese bekunden sowohl eine gewisse Kunstfertigkeit bei dem Bau ihrer Fahrzeuge und ihrer aus Bambusrohr bestehenden Häuser, bei der Verwendung der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes zur Kleidung, bei der Herstellung von Töpferwaaren und sonstigem Hausgeräthe, als Geschick und Verständniß beim Ackerbau.

Dabei weichen in neuerer Zeit durch die Bemühungen der Missionare, insbesondere der Wesleyaner, die blutdürstigen, wilden Gewohnheiten mehr

und mehr mildern Sitten. Noch im J. 1851 werden die Bewohner dieser Inseln als die ächtesten Cannibalen geschildert, welche, obgleich ihr Land 9 Varietäten des Brodfruchtbaums hervorbringt, Menschenfresser sind, nicht nur weil ihre Religion es vorschreibt, sondern weil Menschenfleisch ihnen für den größten Leckerbissen gilt. Die zahlreichen Häuptlinge liegen häufig in Fehde untereinander; jeder Kriegsgefangene oder im Treffen Gefallene wurde damals noch gebraten. Ja, die Cannibalen verzehrten nicht blos ihre Feinde, sondern auch das Fleisch ihrer Freunde, und es wird erzählt, daß, wenn einmal Noth eintrat, die Familien ihre Kinder austauschten, um doch wenigstens nicht ihr eigenes Fleisch und Blut zu genießen. Seit 1854 hat jedoch eine große Veränderung Statt gefunden. Der König und sein Hof haben das Christenthum angenommen; die heidnischen Tempel liegen in Trümmern, die heiligen Haine in der Nachbarschaft sind niedergehauen und auf dem Platze, wo früher die cannibalischen Feste gehalten wurden, steht eine große protestantische Kirche. Eine solche Veränderung zu bewirken, hat keine geringen Anstrengungen und viele werthvolle Menschenleben gekostet. Denn obwohl kein Missionar hier je einen gewaltsamen Tod erlitt, so ist doch die Anzahl derer, die inmitten ihrer Thätigkeit starben, verhältnißmäßig sehr groß.

Die ganze Gruppe bildete seit 1871 ein einziges Königreich, dessen Beherrscher 1874 die Souverainetät an England abgetreten hat, und so bilden die Inseln seitdem die jüngste und entfernteste der britischen Colonieen.

131. Die Marquesas-Inseln.

(Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz îles Marquises ou Nouka-Hiva, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Archipel der Marquesas- oder Nukahiwa-Inseln, seit 1842 von den Franzosen in Besitz genommen, besteht aus zwei Gruppen, einer südöstlichen, welche der Spanier Mendana (der die Inseln nach dem Vicekönig von Peru, dem Marquis von Cannette, benannte) und Cook entdeckt haben, und einer nordwestlichen, deren Kenntniß man spätern Seefahrern verdankt. Der ganze Archipel zählt zusammen 12 Inseln und Inselchen oder Klippen, sämmtlich, mit Ausnahme der nördlichsten kleinen Korallen-Insel, hoch (bis 1300 M.) und vulkanischen Ursprungs. Beide Gruppen haben dieselbe Naturbeschaffenheit und werden auch von der nämlichen Race mit gleichen Sitten und Gebräuchen bewohnt. Die Einwohner selbst betrachten beide Gruppen als einen einzigen Archipel und nennen ihn Nuka-Hiwa, von der größten Insel in der nordwestlichen Gruppe, welche auch der Sitz des französischen Gouvernements und des katholischen Bischofs ist.

Wie die meisten Inseln Oceaniens, ist auch der Nukahiwa-Archipel durchaus vulkanischer Entstehung. Man sieht auf mehreren Berggipfeln ganze Reihen kahler, von allem Grün entblößter Basaltsäulen. Die Abhänge der Gebirge aber sind fast überall mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Am meisten jedoch entfaltet sich der vegetabilische Reichthum in den Thälern. Gewächs an Gewächs drängt sich hier seit Jahrhunderten, altert, stirbt und hinterläßt eine dicke Schicht Humus, welche, ohne Unterlaß zunehmend, dem überdies durch zahlreiche Flüsse und Bäche bewässerten Boden eine noch größere Fruchtbarkeit sichert, der fast ohne alle Cultur die Bedürfnisse der Einwohner im reichsten Maße befriedigt. Man kann, die Grenzen der bewohnten Bezirke überschreitend, nicht ohne Bewunderung jene noch im Urzustande befindlichen Theile der Inseln betreten, wo dichtes Gesträuch, riesenmäßige Bäume und von tausend Krautpflanzen bedeckte Wiesenfluren kaum einen Fußpfad zu bilden gestatten und nicht selten alles Vordringen des Menschen ganz unmöglich machen.

Die Bewohner der Marquesas sind unwidersprechlich das schönste Volk unter den Polynesiern. Bei den Männern verschwindet die natürliche lichtere Hautfarbe gewöhnlich unter der schwärzlichen Tättowirung, welche alle Theile des Körpers bedeckt. Vorzüglich unterscheiden sich die älteren Häuptlinge durch die Menge und kunstreiche Anordnung der Zeichnungen, welchen unstreitig eine gewisse Bedeutung zum Grunde liegt. Alle Theile des Körpers sind damit bedeckt, sogar bei Manchen die Lippen und die Augenlider und selbst das Innere des Mundes und der Nasenlöcher. Auch die Frauen sind tättowirt, doch nur an Armen, Händen, Füßen, Lippen und Ohrläppchen, und die Muster und Bilder sind ganz anders als bei den Männern.

Der Cannibalismus wird auch auf den Marquesas nicht mehr so häufig angetroffen als in früheren Zeiten. Der vornehmste Anlaß zu dergleichen unnatürlichem Gelüste ist das Gefühl der Rachsucht. Es gibt keine Familie, aus der nicht Einer oder der Andere unter den Streichen der Feinde gefallen wäre, und dafür muß Genugthuung geleistet werden. Daher stammen auch die fortwährenden blutigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen.

Die Nukahiwer haben keine feste Regierungsform. Das Ansehen der Häuptlinge beruht auf ihrem größeren oder geringeren Reichthum. Rohe Ueberlieferungen, die Furcht vor unsichtbaren bösen Mächten sind die Bande, welche diesen noch im Zustande der Kindheit befindlichen Staat zusammenhalten. Das einzelne Individuum ist vollkommen unabhängig und fügt sich nur dem äußeren Zwang, wenn es gilt, einen gemeinschaftlichen Feind zurückzuschlagen; die Gefahr vereinigt dann alle Kräfte. Außer derselben ist jeder Einzelne Herr seiner Handlungen. Kein bürgerliches Gesetz regelt sein Benehmen, keine festgesetzte Strafe züchtigt ihn für verübtes Unrecht, und daher läßt er sich gehen, wie es seine Neigungen und Leidenschaften gerade verlangen. Doch gibt es eine religiöse Einrichtung, welche mächtig genug

ist, muthwillige Beeinträchtigungen des Eigenthums zu verhindern und verderblichen Ausbrüchen der Leidenschaften Grenzen zu setzen. Diese ist das **Tabu**, welches als gebieterischer Ausspruch der Gottheit betrachtet und von den Priestern als deren Dienern in Wirksamkeit gesetzt wird. Einer der wichtigsten Einflüsse des Tabu offenbart sich zu gewissen Jahreszeiten, wo allgemeine Volksfeste Statt finden. Jedes Thal hat seine eigenen Feste dieser Art, und so lange sie dauern, gebietet ein feierliches Tabu, den Fremden, die daran Theil nehmen und selbst von den benachbarten Inseln herbeiströmen, durchaus kein Leid zuzufügen. Es herrscht dann ein allgemeiner Waffenstillstand, und Feinde sitzen hier vertraulich beisammen, die sich in wenig Tagen bekämpfen werden.

Obschon die Eingebornen fast nackt gehen, so haben sie doch, unabhängig von der Tättowirung, eine Menge Schmuck an sich, und zwar ist dies, im Widerspruch mit dem, was bei andern Völkern Statt findet, mehr bei den Männern als bei den Weibern der Fall. An festlichen Tagen schmücken sich die Krieger das Haupt mit einem Kranze von wallenden Federn; eine Art Visir, mit kleinen rothen Früchten bedeckt, umgibt die Stirn, und ein ähnliches Band den Hals. In den Ohren stecken kleine, aber breite und weiß bemalte Stückchen Holz oder auch Schweinezähne und Muschelschalen, während eine Schnur von kleinen Stückchen Menschenknochen, die das rohe Bild des Kriegsgottes darstellen, auf die Brust herabhängt. Armbänder von Haarbüscheln, welche von erschlagenen Feinden herrühren, umschließen die Handwurzeln und Fußknöchel, oft auch den Leib. Ein kurzer, weißer Mantel, der die Brust bloß läßt, flattert im Winde, während der Krieger, seine 1²/₃ M. lange Keule auf der Schulter, rasch einherschreitet und von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um aus einer Tritonmuschel langgezogene, rauhe Töne vernehmen zu lassen, die als Aufforderung zum Kampfe allgemein verstanden werden. Weit einfacher ist der Putz der Weiber. Ein schmales Band oder eine Art Turban umgibt die Stirn, eine Blumenschnur den Hals. Ein aus der Pflanze Papa bereitetes, sehr übel riechendes gelbes Pulver wird in Verbindung mit Cocusöl gebraucht, um die Haut nicht bloß weiß, sondern auch zart und geschmeidig zu machen.

432. Tahiti.

(Nach Th. v. B., im „Ausland“ mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Insel **Tahiti**, die wichtigste in der Gruppe der **Gesellschafts-Inseln** (oder dem Tahiti-Archipel), welche von J. Cook (1769) diesen Namen zu Ehren der königlichen Gesellschaft in London erhielten, erscheint vom Meere aus wie zwei getrennte Inseln, indem die flache Landzunge, welche die nörd-

liche Halbinsel mit der südlichen verbindet, nur auf wenige engl. Meilen sichtbar ist. Die Profile der beiden gewaltigen Felsenmassen, die sich ziemlich plötzlich aus dem Meere bis zu einer Höhe von 2600 M. heben, machen den Eindruck, als hätten furchtbare vulkanische Revolutionen die Felsenmassen zerrissen und ihnen diese bizarren Formen gegeben. Vorherrschend sind die Zuckerhut-Formationen, in der Art der Wächter des Hafens von Rio de Janeiro, daneben aber erheben sich mancherlei abenteuerliche Pyramiden, Obelisken und schlanke Säulen, die alle bis an die Spitzen reich bewaldet sind, was aus der Entfernung gerade so erscheint, als wären sie mit dichtem Epheu bezogen. Das schmale Küstenland am Fuße des Gebirges erscheint als ein phantastisch angelegter Garten im frischesten Grün, zwischen dessen Palmengruppen und Orangenhainen hin und wieder die runden Hütten der schwarz-braunen Eingebornen hervorlugen.

Der Hafen von Papeete (sprich: Papeiti) hat einen sehr schwierigen Zugang, indem ein schmaler, gewundener Canal durch die Korallenriffe hindurch führt, die zuweilen fast an die Oberfläche treten und, die ganze Insel umgebend, auf eine Entfernung von 1—2 Meilen eine starke Brandung verursachen; übrigens ist der Hafen gut, geschützt und geräumig genug für 30—40 größere Fahrzeuge. Obgleich Papeete der Hauptort und der Sitz des Gouvernements ist, so kann man es doch kaum ein Dorf nennen, sondern einen schattigen Blumengarten, dessen unzählige Gartenhäuschen sich unter Oleander- und rothblumigen Hibiscusbüschen, unter Orangen- und gewaltigen Brodfruchtbäumen verstecken.

In der Nähe des Wasserfalles von Fautahua, welcher etwa 250 M. ganz senkrecht in einem gewaltigen Strahl herunterstürzt und im blitzenden Sonnenschein durch ein Thor von zwei Regenbogen im Grün verschwindet, auf einem kleinen Plateau, weht die französische Flagge, seit der französische Admiral Dupetit Thouars von der Insel gewaltsam Besitz nahm (1843). Dieses einst berühmte Fort Fautahua ist jetzt ohne alle Bedeutung und wohl lediglich der Form wegen beibehalten, die natürliche Lage des Platzes macht ihn fast uneinnehmbar. Im Südwesten des Forts erblickt man das sogenannte Diadem, eine 2000 Meter hohe Bergspitze, die genau die Form einer Krone oder eines Diadems hat und dem Ansehen nach ein früherer Krater gewesen ist, wie denn überhaupt das Gebirge überall, seiner Formation nach, einen entschieden vulkanischen Charakter trägt.

Da die Eingebornen mit einer bedeutenden körperlichen Stärke und Arbeitsfähigkeit eine schnelle und richtige Auffassungsgabe und ein gesundes Urtheil verbinden, so sollte man bei dem Reichthum und der Productionskraft des Bodens, auf dem sie leben, bei der Lage der Insel auf der Seestraße gerade in der Mitte zwischen Amerika und Australien, endlich bei dem milden, gesunden Klima (unter 17° s. Br. mit einer mittlern Jahrestemperatur von 20° R.) erwarten, daß der nun hundertjährige Einfluß europäischer

Civilisation, die Einführung des Christenthums, die Eröffnung eines Welthandels einen gewaltigen Aufschwung für Tahiti hätte hervorrufen müssen. Aber leider ist gerade das Gegentheil der Fall, Tahiti hat unendlich verloren. Einen Hauptbeweis liefert die rasche Abnahme der Bevölkerung: Cook schätzte dieselbe bei seiner zweiten Anwesenheit (1774) auf 200,000 Seelen; 23 Jahre später (1797) ergab eine Zählung der englischen Mission 16,050 Seelen, im Jahre 1857 nur 5900 Seelen. Danach steht zu erwarten, daß am Ende des Jahrhunderts die ganze schöne Bevölkerung vom Erdball verschwunden sein wird. Die hauptsächliche Ursache dieser enormen Abnahme ist allerdings wohl in den typhusartigen Krankheiten zu suchen, die Ende des vorigen Jahrhunderts hier schrecklich gewüthet haben sollen, die spätere Abnahme aber muß der angewachsenen unglaublichen Trunksucht und Sittenlosigkeit und den dadurch provocirten Uebeln zugeschrieben werden. In gleichem Grade hat die Faulheit und Indolenz der Eingebornen zugenommen, sie arbeiten so gut wie gar nicht mehr. Früh Morgens baden und fischen sie, den Tag über liegen sie im Schatten, essen, rauchen und träumen. Der Himmel hat es ihnen gar zu bequem gemacht, denn gewissermaßen wächst ihnen Alles in den Mund, ohne daß sie die Hand dabei zu rühren brauchen. Das Geld, das sie in Papeete für den Verkauf von Fischen und Früchten ernten, verwenden sie fast lediglich auf ihr Kleidungsstück, womit sie allerdings einen großen Luxus treiben, alles Uebrige gibt ihnen die Natur gratis. Die einzige Wichtigkeit von Papeete und zugleich die Ursache, daß die hiesigen Häuser doch im Ganzen gute Geschäfte machen, besteht darin, daß es bis jetzt noch als Hauptstapelplatz für alle umliegenden Inselgruppen dient. Es vergehen wenige Tage, wo nicht kleine Fahrzeuge mit Cocusnußöl, Perlmutter, Schildpatt, Sandelholz, Arrowroot u. s. w. von den Tonga-, Cooks-, Gambier- oder Marquesas-Inseln einlaufen. Die hiesigen Häuser kaufen die Waare auf und versenden sie in ihren eigenen Schiffen nach San Francisco, Valparaiso oder Sydney. Was könnte Tahiti allein an Kaffee und Zucker produciren, für dessen Anbau sich Klima und Boden so vorzugsweise qualificirt? Man stößt auf verwilderte Kaffee-Plantagen von Hunderten von Quadrat-Morgen, die aus Mangel an Arbeitskräften und Capital in ein undurchdringliches Dickicht ausgeartet sind. Die Franzosen haben eben kein Talent zum Colonisiren, wie Engländer und Deutsche bei ihrer Auswanderung ein solches auf so erfolgreiche Weise bekundet haben. So tritt denn auf dem schönen Tahiti, welches sich unter einer weisen Verwaltung leicht zum Hauptemporium für die Producte Polynesiens und die Fabrikate Europa's emporschwingen und im Großen Ocean eine ähnliche Stelle wie die dänische Insel St. Thomas in Westindien behaupten könnte, die totale Unfähigkeit der gallischen Nation, neue Niederlassungen zu gründen, besonders augenfällig hervor. Die Auswanderung ist ja in Frankreich nur eine Sache der Speculation, nicht der energische

Ausdruck socialen Unbehagens, politischer Unzufriedenheit oder des Strebens nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit. Ueber den Atlantischen Ocean ziehen aus Frankreich alljährlich nur einige Schauspieler, Putzmacherinnen, Köche, Haarkünstler und Handwerker, deren Ideal nicht in der politischen Selbständigkeit eines neu zu gründenden Heerdes, sondern in der Hoffnung besteht, ihren erwarteten Geldgewinn in späteren Jahren auf den Pariser Boulevards zu verzehren. Ueberraschend erscheint nur, daß die französische Regierung selbst durch die vielfachen, mitunter sehr kostspieligen Mißerfolge sich nicht hat abschrecken lassen, vielmehr fortgefahren hat, ihren Colonialbesitz, namentlich in der Südsee, unter dem vielversprechenden Titel: Etablissement français de l'Océanie, nach allen Richtungen hin auszudehnen.

---

433. Die Hawaii-Gruppe (die Sandwich-Inseln).

(Nach C. E. Meinicke, Der Gebirgsbau der Gruppe Hawaii, und Wilh. Heine, Reise um die Erde nach Japan, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Inselgruppe, welcher Cook bei der Entdeckung (1778) den Namen Sandwich beilegte, während sie jetzt gewöhnlich Hawaii genannt wird, ist nicht bloß durch die in ihrer Lage begründete commercielle und politische Bedeutung und durch die damit zusammenhangende eigenthümliche Entwickelung ihrer eingebornen Bevölkerung, sondern auch durch ihre Natur und physische Bildung eine der wichtigsten des Stillen Oceans. Nirgends in diesem weiten Meeresbecken hat die vulkanische Thätigkeit an der Bildung des Bodens einen so bedeutenden Antheil gehabt und nirgends treten die vulkanischen Erscheinungen noch immer in so gewaltiger und so großartiger Weise hervor, wie hier.

Die Gruppe besteht aus 12 Inseln, von denen 4 groß, 4 klein und 4 von mittlerer Größe sind. Die größte von allen ist die Insel Hawaii, die östlichste in der nach ihr benannten Gruppe; sie umfaßt in Form eines Dreiecks 229 □-Meilen Flächeninhalt oder das Doppelte aller übrigen zusammen genommen. Zugleich ist sie ihrer Bildung nach die interessanteste, indem sich hier die vulkanische Kraft, welche auf allen übrigen längst spurlos erloschen ist, noch fortwährend thätig zeigt.

Das größte Wunder von Hawaii ist der (seit 1823 näher bekannte) Vulkan Kilauea, eine Erscheinung, die nirgendwo ihres Gleichen hat. Derselbe ist keineswegs ein Berg, sondern bloß ein Krater, aber von 3—4 geographischen Meilen im Umfange. Der Grund, weshalb bei ihm nicht, wie bei andern Kratern, im Laufe der Zeit durch allmähliche Aufhäufung der vulkanischen Massen um den Rand der Oeffnung sich ein Berg gebildet hat, scheint in der ganz außerordentlichen Thätigkeit dieses Vulkans zu liegen;

denn die gewaltigen Lavamassen, die er nach allen Seiten über seinen Rand ergossen hat, scheinen allenthalben über diesen herabgeflossen zu sein und so, statt eines Berges, vielmehr die Hochebene gebildet zu haben, in deren Mitte der Krater jetzt liegt. Diese ist mit Blöcken von Lava und andern vulkanischen Massen bedeckt und von zahlreichen Längen- und Querspalten durchzogen, aus denen gewöhnlich Wasser- und Schwefeldämpfe emporsteigen. Was aber diesen Vulkan von andern nicht minder unterscheidet, als die Großartigkeit seiner Bildung, das ist seine **permanente Thätigkeit**, indem er unaufhörlich Lavaströme und andere vulkanische Massen auswirft, wie der Stromboli in Italien, so daß von eigentlichen Eruptionen, die mit Zeiten anscheinender Ruhe abwechseln, bei ihm nicht die Rede sein kann. An der Südseite des Kraters liegt ein großer See von geschmolzener aufkochender Lava, die in heftig brausenden Wellen gegen die schwarzen Lava-Ufer schlägt und stellenweise erkaltet, aber von der glühenden Lava schnell wieder in Fluß geräth. Zuweilen bildet sich ein ähnlicher See an der Nordseite des Kraters und viele derselben im Krater, dessen Form sich durch das beständige Kochen der Lavaseen und den Zufluß aus den Kraterkegeln unaufhörlich verändert.

Die Stadt **Honolulu** auf der **Insel Oahu** ist neuern Ursprungs und hauptsächlich nur des guten Hafens wegen angelegt worden, des einzigen in der ganzen Inselgruppe und daher von hoher Bedeutung für den Verkehr zwischen Californien und den chinesischen Gewässern, namentlich als Stapelplatz für Walfischfänger, deren zuweilen 150–170 hier vor Anker liegen. Ein ziemlich enger Eingang führt in ein geräumiges, wohl gesichertes Hafenbecken, um welches sich die Stadt der Küste entlang ausbreitet. Hinter derselben dehnt sich von NW. nach SO. eine hohe Bergkette, Schutz gegen die in den Sommermonaten wehenden südöstlichen Passatwinde gewährend. Die ungepflasterten Straßen sind bei trockenem, windigem Wetter ungemein staubig, während andererseits wieder gerade dieser so unangenehme Wind es ist, der das Klima so milde, gleichförmig und gesund macht. In dem Thronsaale des wenig ansehnlichen königlichen Palastes wird als eine kostbare Reliquie der alte Königsmantel Kamehamha's I. aufbewahrt, aus kleinen Federchen vom schönsten Goldgelb zusammengesetzt, welche von einem seltenen Vogel herrühren, der nur zwei solcher Federn unter den Flügeln hat und äußerst schwer zu erlegen ist.

